Der Tanz aus der Reihe

Kurt Eggers

Der Tanz aus der Reihe



Im Volkschaft-Verlag Dortmund

1941

2. Auflage

 / Druck: WLZ / Rote Erde, Dortmund / Umschlag und Einband von Oswald Weise

Der Mensch ist ein Seil,

geknüpft zwischen Tier und Übermensch –

ein Seil über einem Abgrunde.

Nietzsche

Dem Gedächtnis meiner Eltern

Ein Traum meiner Jugend bewegt mich noch heute, und ich sehe noch in dieser Stunde seine Gestalten und Farben:

Ein Frühlingstag war es, so träumte mir, die Sonne stand wärmend und leuchtend über den Kiefern meiner märkischen Heimat, und die Vögel sangen ihr erstes, lockendes Lied. Den Wiesenweg am Bach entlang zog die frohe und glückliche Schar meiner Freunde. Sie folgte einem hochgewachsenen, blonden Jungen, der unter einem geheimen Zwange zu tanzen schien. Denn er bewegte seine Füße in einem Rhythmus, den keine Musik bestimmte. Seine Hände klatschten einen Takt, der aus der Tiefe seines Herzens kommen mußte. Denn seine Lippen blieben halb geöffnet und bewegten sich nicht. Der Zug kam näher und war bald so nahe, daß ich jeden meiner Freunde hätte bei seinem Namen nennen können. Ehrhard Strehlow, Günther Awe, Fritz Wentzlaff sah ich, Walter Huhn, Karl Grätz und Willi Wittstock. Auch Litty Seifert war dabei und Hertha Fleischer und meine Schwester Grete. Da wandte sich der tanzende Junge zu mir und sah mich mit fragenden, erstaunten Augen an.

Ich erschrak sehr, als ich erkannte, daß dieser Junge ich selber war. Ich wollte ihn anrufen, denn ich schämte mich, daß ich so vor meinen Freunden einhertanzte.

Kein Wort brachte ich jedoch über meine Lippen, und so mußte ich es ansehen, daß der Zug an mir vorüberzog, dem jungen Tänzer nach. Weit folgten ihm meine Freunde, bis der Weg sich hinter einem Birkenwäldchen verlor. —

Lange habe ich dann wach gelegen und mich gefürchtet, die Augen zu öffnen. Vielleicht wähnte ich, die Gestalten meiner Freunde könnten noch in greifbarer Nähe sein. Und mit ihnen dann auch der Tänzer! Wochen hat es gedauert, bis ich wieder

unbeschwert mit ihnen zu spielen und zu tollen wagte. Nur sehr allmählich schloß sich die Kluft des Traumes.

Ein geheimes Bangen ergriff mich immer wieder. Ich hütete mich ängstlich davor, an den Reigenspielen meiner Gefährten teilzunehmen und zog es vor, einsam durch die sandigen Felder zu schweifen, nur begleitet von dem Wolfsspitz Flock, den ich sehr liebte.

Heute muß ich lächeln, wenn ich daran denke, wie sehr mich jener Traum beeindruckt hat. Und sicher hat er nicht wenig dazu beigetragen, mich frühzeitig von allen ausgelassenen Vergnügungen fernzuhalten. Vielleicht ist es aber auch nicht recht, darüber nur zu lächeln. Denn es sind nun schon dreißig Jahre darüber vergangen, daß ich diesen Traum träumte, den ich nicht vergessen kann!

Nach langer Zeit bin ich wieder einmal in meine Heimat gekommen, um die Stätten der sorglosen Kindheit zu suchen und dort die alten Träume aufzuspüren.

Unter einer alten einsamen Birke liege ich, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und blinzele in den Himmel. Die hauchdünnen weißen Wölkchen scheinen wie Schleier im hellen Sonnenlicht zu flattern. Der süße Duft des Löwenzahns ist fast zu schwer.

Dreißig Jahre?

Man sollte vielleicht gar nicht an die Stätten der Erinnerung zurückkehren. Der Traum hat leuchtendere Farben als die Wirklichkeit. Heute erscheinen mir die Bäume kleiner, und auch die Häuser sind nicht so lebendig und persönlich. Ja, selbst die Hummeln sind nicht mehr so groß wie früher.

Dort drüben geht ein Pferd vor der Egge. Ich weiß nicht einmal seinen Namen. Ja, auch den Bauern kenne ich nicht.

Ein zottiger Hund streunt vorbei.

Ich merke, daß ich einsamer bin als damals. Denn da war Flock bei mir!

Ungefähr zwei Jahre nach meiner Geburt verließen meine Eltern Berlin und zogen in ein märkisches Nest zwischen Friedrichshagen und Rüdersdorf. Schöneiche heißt es. Ein aufgesiedeltes Rittergut, das seine Parzellen zumeist an Beamte und Angestellte verkaufte, die sich nicht scheuten, mehrere Stunden am Tage — hin zu den Arbeitsstätten und zurück in die „Natur" — auf der rauchigen und holprigen Vorortbahn zu liegen, nur um sich und den Angehörigen ein Leben abseits der großstädtischen Hast zu ermöglichen.

Dieses Schöneiche ist lange Zeit die Herberge meiner Kindersehnsüchte gewesen.

Es standen gewiß nicht viele Häuser da, als meine Eltern mit mir und Grete hinauszogen. Ich weiß, daß fast vor unserer Tür der Wald anfing. Später schickte Berlin immer mehr Wurzeln in unsern Wald, so daß Häuser in großer Zahl aufsprossen und Wege den Wald zerstückelten.

In Schöneiche gab es keine reichen Leute. Beamte haben nicht viel Geld, und die Reichen zogen lieber in den vornehmeren Westen. Außer den Beamtenlandhäusern — man legte Wert darauf, in „Villen" zu wohnen — gab es einige sehr bescheidene Handwerkerwohnungen. Das war alles. Reichgewordene Bauern wohnten in Kleinschönebeck. Das Restgut Schöneiche hatte sich mit nur wenigen Tagelöhnerkaten umgeben.

Ich erinnere mich gut, daß meine Eltern meist mit nicht gerade freundlichen Augen angesehen wurden. Auch Grete und ich hatten darunter zu leiden, daß wir „Herrschaftskinder" waren. Wir bekamen das allerdings weniger durch unsere Freunde als durch ihre Eltern zu merken. Denn damals gewann die Sozialdemokratie an Boden, und mein Vater gehörte einer „gehobenen Klasse" an. Wenn irgendeine der belanglosen Wahlen für die Gemeindevertretung oder gar den Kreistag vor der Tür stand, flogen hin und wieder Steine in unsere Fenster, zuweilen auch in bedrohliche Nähe unserer Köpfe. Ich habe mir wenig Gedanken darüber gemacht. Denn schließlich hat ein echter Junge so viel Schlägereien, daß er nicht lange nach den Gründen fragt.

Die Welt meiner Liebe war nicht sonderlich groß. Auf dem Throne dieser Welt regierte meine Mutter, die ich so selbstverständlich liebte, daß ich sie unbedingt heiraten wollte und mir in kritischen Augenblicken, in denen ich auf meinen Vater eifersüchtig war, ihr Jawort geben zu lassen pflegte. Während

die Liebe zu meinem Vater und Grete sehr veränderlich war, stand sie zu meiner Großmutter unverrückbar fest. Außerhalb jeglicher Schwankung waren auch meine Gefühle für Flock und meine zahlreichen Stofftiere, den Teddy, den Eisbären, die Miesemausekatze, das Kaninchen. Hin und wieder durfte auch Litty, die Tochter unserer Waschfrau, meine Welt betreten. Sie hielt es aber infolge der zahlreichen und heftigen Unbilden, die ihr dort zustießen, nie lange aus.

Meine früheste Erinnerung kreist um eine alte, verwitterte Birke, zu der ich oft in Gemeinschaft mit Flock und Teddy trippelte, um mich auszuweinen, wenn irgendein großer Kummer an meinem kleinen Herzen nagte. Flock hatte eine tröstende lange Zunge, mit der er mir liebreich über die Hände zu fahren pflegte, wenn er mich traurig sah. Und Teddys Fell nahm willig alle heißen Tränen auf.

Die uralte Eiche, die Schöneiche nicht nur den Namen, sondern auch den örtlichen Mittelpunkt gegeben hat, zog mich oft zu sich, weil zahlreiche Eichkätzchen sich in ihren wuchtigen Ästen tummelten. Dann war noch ein Mühlenteich da, zu dem ich eine tiefe Liebe hegte. Nur war er mir unheimlich, weil, den Versicherungen meiner Mutter zufolge, der Wassermann in ihm hausen sollte. Und dieser Wassermann ist bekanntlich der verschworene Feind kleiner Jungen!

Die Welt meines Lebens war bedeutend größer, nur habe ich sie als rechter Junge mit den Maßen der Welt meiner Liebe gemessen und darum nicht sonderlich ernst genommen. Ich will allerdings nicht verhehlen, daß der hin und wieder einkehrende Schornsteinfeger erhebliche Unruhe brachte, da er mehr als einmal ernsthafte Anstalten traf, mich als für das brave Kinderland zu ungezogenen Schlingel in die Schornsteinfegerlehre mitzunehmen. Lange habe ich gemeint, die Welt sei hinter dem Schöneicher Wald zu Ende. Dort sah ich abends die Sonne sinken, und ich wußte genau, daß sie morgens aus dem Mühlenteich auftauchte.

Der Mond hatte sich meine Achtung verscherzt, als ich einmal mit ihm um die Wette lief und er schon nach wenigen Sprüngen zurückblieb.

In dieser Welt habe ich gelebt, bis jener Traum mich antrieb, ihre Enge zu sprengen.

Es ist mir nicht leicht geworden, Abschied zu nehmen. Gut ein dutzendmal mußte ich vorher zur Birke gehen, um Kraft zu sammeln. Dann hatte ich mich endlich durchgerungen.

Heimlich zog ich einen alten Kinderwagen aus dem Stall, legte behutsam Teddy, den Eisbären, die Miesemausekatze und das Kaninchen hinein, löste Flock von der Kette und verließ klopfenden Herzens das Elternhaus. Auf der Landstraße traf ich Litty und trug keine Bedenken, sie an die Hand zu nehmen und zu entführen.

Bald waren wir zum Wiesenweg gekommen, und ich brauchte nur gradeaus zu gehen, um in den Wald zu kommen. Litty sträubte sich etwas, da sie sich vor dem Wald fürchtete.

Die Sonne brannte sehr heiß vom Himmel. Flock ließ seine rote Zunge weit heraushängen, und Litty begann, still vor sich hin zu weinen. Mir war nicht wohl zumute, aber ich zwang mich, tapfer zu sein.

Bald kamen wir zum Wald, dessen Kühle fast unheimlicher war als seine Dunkelheit. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, nun sicher in Kürze zu jenem tiefen Loch zu kommen, in das abends die Sonne sank, und zerrte Litty sehr nachdrücklich am Arm hinter mir her.

Die Füße begannen zu schmerzen, und mehr als einmal mußte ich die Versuchung, umzukehren oder Rast zu machen, niederkämpfen. Endlich wurde der Wald lichter. Ich atmete erleichtert auf und hoffte, nun gleich am Ende der Welt zu sein. Was sich aber jenseits des Waldes ausbreitete, war nur das Ende meiner Welt!

Kein Abgrund war zu sehen. Kein gewaltiges Geheimnis tat sich auf. Nichts zeigte sich, was irgendwie übernatürlich oder auch nur sonderlich beachtenswert hätte genannt werden können. Ein weites Feld breitete sich vor mir aus. Bauern ackerten dort, und Häuser schimmerten fern.

Ich erkannte plötzlich, daß Schöneiche nicht die Welt war, und daß es auch jenseits des Waldes Menschen gab, die die Sonne kannten und den Mond, die Sterne und Bäume und Tiere.

Wo aber war das Ende der Welt?

Ich habe heiße Tränen vergossen in dieser Stunde, als ich meine Kleinheit erkannte, und ich wollte mich auch nicht trösten lassen, als Flock immer wieder seine Nase in meine Hand stieß.

Vater Thieke, der mit seiner Frau häufig bei uns arbeitete, hat mich damals gefunden, als ich mit Litty und Flock am Rande des Waldes umherirrte und nicht den Weg nach Hause gehen wollte. Er hat mich vergeblich zu trösten gesucht, indem er mir von der weiten Welt erzählte, von Rußland und Paris, von den Chinesen und den Schwarzen im Mohrenland. Selber ist er ja nie dahingekommen, der Vater Thieke!

Einige Monate darauf hat er mir das Leben gerettet. Weihnachten 1909 bekam ich einen Rodelschlitten, den ich zu meinem Kummer nicht benutzen konnte, weil trotz meiner sehr dringenden Kindergebete weder der liebe Gott noch Frau Holle daran dachten, Schnee aus dem Himmel fallen zu lassen. Aber im Januar wurde es kälter, so daß die Dorfkinder bereits auf dem Mühlenteich schlidderten.

Meine Mutter hatte es Grete und mir streng verboten, dorthin zu gehen. Der Wassermann sei sehr tückisch!

Sicherlich wären wir auch artig zu Hause geblieben, wenn nicht Hertha Fleischer eines Vormittags bis an den Hals im Wasser gesteckt hätte. Unsere Amalie, das Kindermädchen, hatte uns das Unglück mit leuchtenden Farben in allen grauen-

haften Einzelheiten ausgemalt. Grete und ich sahen uns nach diesem Bericht, der mit der Ermahnung, nie in die bedrohliche Nähe des Mühlenteiches zu gehen, schloß, verständnisinnig an, faßten uns an die Hand und gingen auf kürzestem Wege zum Teich.

Hertha Fleischer lag gewiß schon seit Stunden im warmen Bett, als wir, umringt von den Dorfkindern, am Rande des Mühlenteichs standen und ergriffen in das Wasserloch starrten, das beinahe das Grab der kleinen Hertha geworden wäre. Da ich keine rechte Vorstellung von der Tiefe des Mühlenteichs hatte, hob ich einen dünnen Stock, der verloren auf dem Eise lag, auf und stocherte in dem Wasserloch umher.

Ich weiß nun nicht, ob ich einen heimtückischen Stoß erhielt oder ob ich infolge des Vornüberbeugens das Gleichgewicht verlor, kurz, plötzlich schlug das eiskalte Wasser über meinem Kopfe zusammen. Ich tauchte einen Augenblick später wieder auf und klammerte mich am brüchigen Rande des Eises fest. Wie mit unsicherer Hand fühlte ich mich unter das Eis gezogen, und mit aller Macht versuchte ich, meine Füße nach unten zu drücken. Entsetzt liefen die Dorfkinder davon, und auch Grete stand, offensichtlich betrübt, einige Meter entfernt auf dem sicheren Boden und schien mit einem gewissen Interesse zu verfolgen, wie ich nun wohl wieder aus dem Wasser herauskommen würde. Ich wurde sehr traurig, als ich an meine Mutter dachte. Sie hatte mir doch ausdrücklich verboten, an den Mühlenteich zu gehen. Auch an Hertha Fleischer mußte ich denken. Jetzt wußte ich, wie ihr im Wasser zumute gewesen sein mochte und wie kalt und tief der Mühlenteich war.

Merkwürdigerweise kam ich nicht auf den Gedanken, zu schreien, nur fühlte ich, daß mir die Tränen heiß über die kalten Wangen liefen.

Durch das Geschrei der Dorfkinder mußte der alte Vater Thieke aufmerksam geworden sein. Denn plötzlich sah ich ihn aus dem häßlichen grauen Arbeiterhaus, vor dem ich immer so etwas wie Furcht hatte, herausstürzen und auf mich zulaufen.

„Halt dich man fest, Bubi!", schrie er unaufhörlich.

Ich ärgerte mich ein klein wenig, daß er Bubi zu mir sagte, denn wegen dieses unerbetenen Beinamens hatte ich viele Schlägereien durchzukämpfen. Endlich war Vater Thieke bei mir, warf sich auf den Boden, streckte mir die Hand entgegen und riß mich mit einem heftigen Ruck, der mir sehr weh tat, zu sich hinüber.

Im Nu wurde ich von den Dorfkindern umringt, die ehrfürchtig meinen nassen Mantel betasteten. Auch Grete näherte sich zögernd und stellte weinend fest, daß meine neue Pudelmütze fehlte. Hätte mich nicht Vater Thieke zurückgehalten, so wäre ich wohl noch einmal an das Loch im Eise gegangen, um die Pudelmütze zu suchen. Denn ich fürchtete die Schelte über den Verlust dieses Weihnachtsgeschenkes.

Die ersten Schritte waren gräßlich. Quietschend spritzte das Eiswasser aus den Schuhen, und die Strümpfe bedeckten sich schnell mit einer bei jeder Bewegung schmerzenden Eisschicht.

So war ich sehr froh, daß mich Vater Thieke auf seinen linken Arm nahm und mit der Rechten einen alten Kartoffelsack, den eine Frau aus dem Arbeiterhaus brachte, über mich breitete.

In einem gewaltigen Zug, der durch die Kinder der ganzen Nachbarschaft Verstärkung erhielt, wurde ich nach Hause geleitet. Grete lief schreiend und heulend einige Schritte voraus, so daß ich ärgerlich wurde, weil ich fürchtete, Mutter könnte alles merken und mich dann empfindlich bestrafen.

Zu meiner nicht geringen freudigen Überraschung aber empfing mich meine Mutter mit Tränen, kosenden Worten und Küssen. Vater Thieke bekam ein blankes großes Geldstück in die Hand gedrückt, und ich wurde in das Kinderzimmer getragen, tüchtig abgerubbelt und dann zwischen zahllose Wärmflaschen ins Bett gelegt. Anstatt der befürchteten Schläge erhielt ich eine ganze Tüte Honigbonbons, die neben Schmalzstullen für mich den herrlichsten Genuß bedeuteten.

Als ich das Bett nach Tagen wieder verlassen durfte, ergab sich, daß meine Freiheit sehr beschränkt worden war. Eine neu eingestellte englische Gouvernante, Miß Maud, ließ mich nicht aus den Augen und verstand es, durch Schokoladenplätzchen und Bonbons mir diese Bewachung erträglich zu machen. Bei der Dorfjugend aber war ich zu hohem Ansehen gekommen, das selbst noch den Ruhm Hertha Fleischers überstrahlte. Denn Hertha war von Ehrhard Strehlow und Fritz Wentzlaff ohne viel Aufhebens aus dem Wasser gezogen worden. Mich aber hatte Vater Thieke gerettet, wofür er eine Belobigung erhielt, die sogar im Niederbarnimer Anzeiger gedruckt stand!

Miß Maud gewann ich sehr lieb, weil sie infolge ihrer reichlich komisch wirkenden Sprache nie richtig drohen konnte und es vorzog, meinen Gehorsam durch zahlreiche Liebesgaben zu erkaufen.

Nur in einem Punkte haben wir uns nie verstanden: ich liebte es über alles, mit geliehenen Holzpantinen durch die Viehställe der Bauern zu laufen, Kühe und Pferde zu streicheln und mich dann bei den Bauernfrauen zu Milch und Schmalzstullen einzuladen. Miß Maud dagegen liebte mehr das Feine, hohe Absätze, Seidenkleider, Tee und Gebäck und Spaziergänge in unserem gepflegten Garten, bestenfalls bis in den Wald. Wir haben uns selbst dann nicht einigen können, als sie bereits flüssig deutsch sprach und ich meine kindliche Sprache durch Aufnahme vieler englischer Wörter zu einem nur uns beiden verständlichen Kauderwelsch entwickelt hatte. Allerdings hatte ich eine unverhohlene Achtung vor ihr, weil sie, obwohl Grete oft darum bat, nie mit Puppen spielte, sondern offensichtliche Freude daran hatte, mit meiner Kinderpistole erfolgreich nach der Scheibe zu schießen. Miß Maud blieb bis zum Kriegsausbruch bei uns, und als sie abreiste, versicherte sie ergriffen, daß es ein großes Unrecht sei, gegen das schöne Deutschland Krieg zu führen.

Als ich fünf Jahre alt war, wollte ich unbedingt Bäcker werden, denn unser Dorfbäcker fuhr mit einem Schimmelwagen durch die Dörfer, verkaufte frisches Brot, das mit Schmalz so unerhört gut schmeckte, Pfannkuchen, Streuselschnitten und Sechserstücke, war überall gern gesehen, weil er zu jedem Brot ein frisches Brötchen zugab, und sah schließlich jeden Tag ein großes Stück der Welt, denn immerhin besuchte er täglich acht Dörfer. Es ist verständlich, daß ich sehr stolz war, als ich von ihm die Erlaubnis erhielt, ihn jeden Mittwoch auf seiner Rundfahrt zu begleiten. Dann durfte ich die Zügel halten, Brot in die Häuser tragen, die große Wagenglocke bedienen und hin und wieder sogar, wenn der Wagen längere Zeit hielt, auf dem Schimmel Moritz sitzen.

Moritz hatte zwar viele schwarze Stellen in seinem Fell, da, wo die Deichsel scheuerte, und Mähne und Schwanz waren kahl und struppig, aber sein Gemüt war liebenswürdig und ehrlich. Er duldete es gern, daß ich die Fliegen verscheuchte und mit dem kleinen Kamm, den ich für diesen Zweck von Vaters Nachttisch stibitzte, die Mähne kämmte. Er hatte auch nichts dagegen, daß ich ihm in die merkwürdigen großen Augen sah, die mein Bild verzerrt wiedergaben.

Der Mittwoch wurde für mich zum Festtag, auf den ich mich freute und für den ich mich besonders gründlich waschen und kämmen ließ. Und auch der Bäcker freute sich auf mich, weil ich auf sein freundliches Zureden hin die Zigarrenvorräte meines Vaters um einige besonders stattliche, mit Leibbinden versehene Exemplare zu verkleinern pflegte.

Mehrere Monate dauerte diese allgemeine Freude, bis mein Vater den Grund der Freundlichkeit des Bäckers erfuhr und einen Schlußstrich unter die Mittwochfahrten machte.

So kam es, daß ich mich wieder mehr an meinen Freund Ehrhard Strehlow anschloß, der schon deshalb, weil sein Vater Malermeister war, sehr viel Abwechslung in mein Leben zu

bringen vermochte. Es gab bald kein Haus und keinen Zaun in Schöneiche, in Kleinschönebeck und Fichtenau, die nicht die Zeichen unseres Verschönerungssinns trugen.

Wir haben uns nie etwas Böses dabei gedacht und waren darum auch sehr empört, als der alte pensionierte Polizeiwachtmeister Krüger einen zwar ehrerbietigen, aber nichtsdestoweniger empörten Brief an meinen Vater schrieb. Dieser Brief trug mir ernste Vorhaltungen, einige Katzenköpfe und Vater Thieke einen Reinigungsauftrag ein.

Im stillen beneidete ich meinen Freund Ehrhard um seinen Vater, der sich allem Anschein nach nicht viel um die Erziehung seiner zahlreichen Kinder kümmerte. Denn Ehrhard war nie verheult, hatte immer Zeit, durfte Holzpantinen tragen und Schimpfwörter gebrauchen, die man mir in den Mund zu nehmen mißgönnte. Ehrhard hatte auch immer Dinge bei sich, die mir unzugänglich waren, wie Streichhölzer, Taschenmesser, Bindfaden, Nägel und Farbstifte. Mit der Zeit bekam ich eine ungeheure Hochachtung vor dem Malermeister Strehlow, der seinem Ehrhard dadurch alles erlaubte, daß er ihm nichts verbot, so daß ich darauf verzichtete, Bäckermeister werden zu wollen und mir statt dessen vornahm, mich dem ehrenwerten und freiheitlichen Malerhandwerk zu verschreiben.

Ehrhard Strehlow habe ich manche Fertigkeit zu verdanken. So lehrte er mich, Maikäfer zu fangen und sie notfalls unter Zuhilfenahme eines Steines aus dem engen Gehäuse der wenigen Laternen zu befreien, die an der Friedrichshagener Chaussee aufgestellt waren. Auch wie man Frösche und Molche aus Modrachs kleinem versumpftem Teich fangen konnte, wußte Ehrhard. Er kannte alle Pilze und vermochte nicht nur die giftigen von den edlen zu unterscheiden, sondern auch die auszulesen, die man roh essen durfte. Alle versteckten Stellen des Waldes, an denen Blaubeeren in reichlichen Mengen wuchsen, kannte er.

So verlebten wir manchen herrlichen Tag. Nur, als Ehrhard mich verleiten wollte, gleich ihm Vogelnester auszunehmen,

bekam unsere Freundschaft einen Riß. Ich liebte die Vögel sehr und hätte mir lieber einen Finger abgehackt, als den kleinen Tieren ein Unrecht zuzufügen.

Besondere Höhepunkte in dieser sonnigen Zeit waren die Spazierfahrten in unserem Ziegenbockgespann, das Vater nicht ohne stolze Gefühle von der kaiserlichen Hofverwaltung gekauft hatte. Hansi, der Bock, zeichnete sich durch zwei Eigenschaften aus, die zumindest das Erstaunen aller Schöneicher und Kleinschönebecker erregten. Die eine Eigenschaft war, daß Hansi einen überaus störrischen Charakter besaß, so daß, wenn die Ausfahrten stattfinden sollten, die Bauernknechte der ganzen Umgebung herbeigerufen werden mußten. Es gab dann einen aufregenden Kampf, bei dem Hansi mit seinen erheblichen Hörnern manchen märkischen Bauernjungen in hohem Bogen auf den Sand warf. Auch die Deichsel brach öfter entzwei. Wenn dann allerdings Hansi, überwältigt und angeschirrt, den blumengeschmückten Wagen zog, gab es allerorts nur Stimmen der Bewunderung.

Die zweite Eigenschaft, die Hansi im weiten Umkreis berühmt werden ließ, war sein unübertrefflicher Gestank, der selbst Vater Thieke zu der Äußerung brachte, daß er nur Bubi zuliebe sich mit solch einem Stinktier abgebe. Ich muß allerdings gestehen, daß Hansis Gestank nicht unwesentlich zu meiner allgemeinen Hochachtung vor ihm beitrug. Ein geruchloser Hansi hätte bei weitem nicht den gleichen überzeugenden Eindruck auf mich gemacht.

Und wenn wir dann, Grete und ich, und zuweilen auch Ehrhard, mit Hansi durch das Birkenwäldchen zwischen Schöneiche und Fichtenau fuhren, dann tauschte ich gewiß um keinen Preis mit dem kleinen Prinzen oder der kleinen Prinzessin, die vor mir in diesem Wagen gefahren sein mochten. Wenn ich an der Leine zog, stand Hansi. Wenn ich einmal zuckte, bog er nach links, zuckte ich zweimal, dann ging er gehorsam nach rechts. Und wenn ich ihm mit der kleinen Bogenpeitsche zwischen

die Hörner schnippte, machte er einige nicht ungefährliche Sätze nach vorn.

An einem Sonntagmorgen wurden wir gefilmt. Es war einer der zu allen Zeiten beliebten Filme, die das Leben der reichen Leute mit bunten Farben zu zaubern verstehen, bei dem wir mitwirken durften. Mutter war sich der hohen Ehre, die ihren Herrschaftskindern angetan wurde, wohl bewußt und zog uns unsere schönen Tiroler Kleider an, die sie ein Jahr zuvor aus Meran mitgebracht hatte. Ehrhard hatte sich schon seinen weißen Matrosenanzug anziehen lassen, als er von Vater Thieke erfuhr, daß an seine Mitwirkung in dem Herrschaftsfilm nicht gedacht sei. Das gab unserer Freundschaft einen schweren Schlag.

Später durften wir diesen Film im Friedrichshagener Kino bewundern. Ich weiß nicht mehr, wie der Film hieß und warum gerade unser Auftreten erforderlich war. Ich weiß nur, daß am Ende des Films ein schönes Fräulein in unseren Mühlenteich ging und ihrem offensichtlich erstaunten Herrn, der verzweifelt am Ufer hin- und herlief, noch einmal liebenswürdig zuwinkte, bevor es untertauchte. Ich war darüber sehr traurig und bekam vor dem Mühlenteich eine noch höhere Achtung.

Die Freundschaft mit Ehrhard Strehlow ging bald darauf völlig in die Brüche, weil Ehrhard mich zu meiner ersten bewußten und schwerwiegenden Sünde verführt hatte.

Der Mittelpunkt dieses Sündenfalls war jener alte Kinderwagen, der mich einst auf der Flucht an das ersehnte Ende der Welt begleitet hatte. In der Zwischenzeit war der Kinderwagen zu neuer Pflicht berufen worden: er diente Vater Thieke zum Wegschaffen des trefflichen Dungs, den Hansi für die Erdbeeren lieferte. Ich weiß nicht mehr, wozu wir den Duftwagen nicht alles benötigten, wir hatten ja soviel zu tun: Igel aufzustöbern, Kiefernborke für Holzschiffchen zu sammeln, Gras für die Kaninchen zu rupfen! Da brauchte man schon einen Wagen.

Unweit der alten Eiche trafen wir den Lumpenmatz, einen entfernten Verwandten von Vater Thieke. Der Lumpenmatz war bei der ärmeren Bevölkerung eine beliebte Erscheinung, weil er für die unmöglichsten Dinge, ja, selbst für die alten Nummern unserer Allgemeinen Zeitung noch ein paar Kupferpfennige zahlte. Für uns „Reiche" hatte er nicht das geringste übrig, kaum, daß er uns einen Gruß schenkte. Höchstens kam er einmal brummend auf unseren Hof, um auf eigene Faust umherzustöbern und Mitnehmenswertes in dem unergründlich tiefen Sack verschwinden zu lassen.

Ehrhard grüßte freundlich, und auch ich machte eine höfliche Verbeugung. Schon war der Lumpenmatz an uns vorbeigegangen, als Ehrhard, wohl in der Meinung, man müßte in jedem Fall versuchen, zum mindesten einen Handel anzuknüpfen, ihm zurief, er möge doch warten.

Der Lumpenmatz wendete sich mißmutig um.

„Habt ihr zu Hause was zu verkaufen, Ehrhard?"

Ehrhard wußte nicht recht, was er sagen sollte und trat verlegen von einem Bein auf das andere.

„Was rufst du mir denn erst hinterher, Bengel!", knurrte Lumpenmatz.

Da gab mir Ehrhard einen Stoß und flüsterte, ich solle den Kinderwagen verkaufen!

Die Zumutung kam so unerwartet und erschien mir so ungeheuerlich, daß mir das Herz bis zum Halse schlug. Ich schüttelte nur krampfhaft den Kopf und wäre am liebsten mit dem bedrohten Wagen davongelaufen, wenn meine Kniee nicht so sehr gezittert hätten. Der Lumpenmatz stand noch immer und wartete anscheinend auf eine Erklärung.

Ehrhard bekam es mit der Angst zu tun. Hilflos stotterte er und fuchtelte mit seinen Armen. Da tippte der Lumpenmatz vielsagend an seine Stirn und ging weiter. Ehrhard war dem Weinen nahe und glaubte, den Lumpenmatz tödlich beleidigt zu haben.

Und er wußte, was es hieß, den zum Feinde zu haben! Da gab es keine Kupferpfennige mehr! Und dann ade! Bonbons

und Kuchenkrümel und all das Schöne, was sich ein kleiner Junge für ein paar Pfennige von der großen Welt und ihren Freuden erkaufen kann.

„Bubi will seinen Wagen verkaufen!“, rief er endlich.

Mit einem Ruck blieb der Lumpenmatz stehen, kam einige Schritte näher und musterte eingehend den Wagen.

Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich kalten Schweiß auf der Stirn, und ich wagte keinen Einwand.

„Was willst du denn für die Karre haben?“ fragte der Lumpenmatz lauernd.

Verzweifelt zuckte ich die Achseln.

„Ich gebe dir einen Sechser.“

Langsam rannen mir die heißen Tränen über die Wangen, und ich hätte mich von Herzen gefreut, wenn sich jetzt die Erde unter mir aufgetan hätte. Der Lumpenmatz schien mein Schweigen als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit seinem Angebot anzusehen.

„Na, Bubi, mehr ist doch der alte Kasten nicht wert, aber weil du ein so feiner Junge bist, sollst du einen Groschen haben!“

Da ich statt aller Antwort nur noch erbärmlicher heulte, gab der Lumpenmatz das Handeln auf, drückte mir einen Groschen in meine angstheiße Hand, lud den Kinderwagen auf sein Gefährt und zog von dannen.

Wie betäubt stand ich da, vor den Augen tanzten mir hellgrüne und rote Kreise, und der Groschen brannte wie Feuer in meiner Hand. Ehrhard kratzte sich verlegen am Kopf. So ganz recht schien ihm die Sache nicht zu sein.

„Du hättest ja nicht zu verkaufen brauchen, Bubi.“

Dieser Verrat brach mir fast das Herz, ich heulte und schluchzte fassungslos und wäre am liebsten auf und davon gelaufen.

„Ein Groschen ist ein schönes Stück Geld“, versuchte Ehrhard zu trösten. Immer heftiger strömten meine Tränen, und der Groschen brannte jetzt so fürchterlich, daß ich ihn vor den Augen Ehrhards im losen Sand unter der Eiche verscharrte und einen großen Stein über ihn wälzte.

Verständnislos schaute Ehrhard zu, hatte aber doch soviel kameradschaftliches Gefühl, daß er mich nach Hause begleitete.

Zu allem Unglück lief ich meinem Vater in die Arme, der mich nach dem Grunde meines Kummers fragte. Ich riß mich los, eilte ins Haus, lief so schnell ich nur konnte die Treppe hinauf in mein Zimmer, entkleidete mich mit zitternden Händen, legte mich ins Bett und zog mir die Decke über den Kopf. Ich schämte mich in Grund und Boden.

Kurze Zeit später kamen Vater und Mutter herein und setzten sich an mein Bett. Vorsichtig schlug Mutter die Decke zurück.

„Was ist mit dir, Junge?"

Es hat fast eine Stunde gedauert, bis meine Eltern herausbekamen, was für ein Verbrechen ihr Junge begangen hatte.

Vater schüttelte nur den Kopf und sagte: „Der schöne Wagen, Vater Thieke hat ihn so gut gebrauchen können."

Das tat mir weher als eine Tracht Prügel, die ich erwartet hatte, und die gewiß ein befreiender und gerechter Ausgleich gewesen wäre.

Mutter sah mich vorwurfsvoll an.

„Und wo ist der Sündengroschen?"

Stockend berichtete ich, wie er in meiner Hand gebrannt hätte und wo er verscharrt liege.

„Wir werden den Groschen holen", sagte Mutter, „und dann wirst du Grete dafür Bonbons kaufen, du bekommst aber keinen einzigen ab!"

Erleichtert stand ich auf und zog mich an.

Die Tränen flossen spärlicher, und als wir uns, Vater, Mutter, Grete und ich, auf den Weg zur alten Eiche machten, war mir wieder leicht ums Herz.

Da lag auch schon der Stein, ich kannte ihn sofort wieder. Mit wenigen Griffen hatte ich auch das kleine Loch aufgescharrt. Aber der Groschen war fort!

Ich wühlte den Boden um und um. Auch Grete beteiligte sich am Suchen, denn sie freute sich schon sehr darauf, ganz allein für einen Groschen Bonbons vernaschen zu dürfen. Der

Groschen kam nicht zum Vorschein. Ich bekam eine quälende Angst, die Eltern würden an der Wahrheit meiner Beichte zweifeln und begann, wahllos alle Steine unter der Eiche aufzuheben.

Plötzlich tauchte Ehrhard auf und kam so nahe heran, daß wir alle deutlich sahen, wie er lutschte und kaute. Ich konnte nur mit der Hand auf ihn weisen. Vor Erregung und wütender Enttäuschung brachte ich kein Wort über die Lippen. Ehrhard hatte, das war offensichtlich, hinter meinem Rücken den Groschen geholt und sich Bonbons gekauft!

Eine solche abgrundtiefe Gemeinheit war zuviel. Ich hob den ersten besten Stein auf, um ihn auf Ehrhard zu werfen. Doch der sprang mit großen Sätzen schreiend in das nahe Gebüsch.

Beschämt sah ich zu Boden und nahm mir vor, nie wieder in eine so peinliche Lage zu kommen. Ehrhard aber war für mich erledigt.

Der Vorfall mit dem Sündengroschen wurde noch sehr häufig nicht nur im Kreise meiner Familie besprochen und mir zu gewissen Gelegenheiten, wenn ich eine empfindliche moralische Predigt gehalten bekommen sollte, ins Gedächtnis zurückgerufen, sondern wurde auch von unserer ausgedehnten Verwandtschaft und der sehr zahlreichen Bekanntschaft dazu benutzt, den eigenen Kindern und Enkeln mit erhobenem Finger eine zu Herzen gehende Belehrung angedeihen zu lassen.

Der Sündengroschen brannte sich derart in meine Seele ein, daß ich noch Jahre später, immer dann, wenn ich auf dem Gymnasium und sogar auf der Universität etwas von der Sünde hörte, an diese beschämende Stunde zurückdenken mußte.

Ich muß allerdings gestehen, daß mit der Zeit ein gewaltiger Groll sich in meinem Herzen aufspeicherte, der sich hin und wieder gegen die Peiniger meiner Seele Luft machte. Ich begann, die erhobenen Zeigefinger und das spöttisch-mitleidige Lächeln zu hassen.

Eines Sonntags kam ein mir besonders widerwärtiger Vetter aus Berlin zu uns aufs Land, um mit seiner Quintaner-Würde und dem weißen Matrosenanzug zu protzen. Für ihn schienen die Bauernjungen, zu denen er mich rechnete, ausschließlich dazu geschaffen zu sein, die allseitige Überlegenheit der Stadtkinder bewundernd anzuerkennen. Allerdings weigerte er sich unter Hinweis auf seinen Anzug, mit uns um die Wette auf die Bäume zu klettern oder in den Ställen unter den Bäuchen der Pferde umherzukriechen. Dafür berichtete er, beleidigend herablassend lächelnd, von den Autos und den Bahnen Berlins, die uns wundersam und gefährlich erschienen. Sicher hätte ich ihm seine überlegene Art verziehen, wenn er nicht zum Schluß auch noch angefangen hätte, von den Streichen der Stadtkinder zu berichten und dabei seine Verachtung über mein Sündengroschenvergehen auszudrücken.

Unter diesen von meinem Vetter völlig beherrschten Gesprächen kamen wir zum Hof des Bauern Grätz. Mein Vetter ließ sich durch die von sonntäglicher Reinheit erhellte Würde des stattlichen Hofes in keiner Weise beeindrucken, sondern rümpfte über alles, was er nicht kannte, verächtlich die Nase. Und da ihm das Landleben völlig unbekannt war, kam er aus dem Naserümpfen gar nicht heraus, so daß er mit widerlich hochmütiger Miene an allem vorüberstakte, was einem echten Landjungen Freude macht. Weder für die kleinen Ferkel noch für die Fohlen hatte er etwas übrig, vor den großen Augen der Kälber schien er sich sogar erheblich zu fürchten. Nur ein großer, blanker Faßwagen fand Gnade vor seinen Augen.

Verständnisvoll blieb er stehen und musterte ihn wohlwollend. „Das ist ein Bierwagen", stellte er, stolz über seine Kenntnis, fest. Ich nickte, während meine Freunde an sich halten mußten, um nicht laut herauszuprusten.

„Ja, da ist Malzbier drin."

Die Augen meines Vetters leuchteten begehrlich.

„Malzbier trinke ich so gern."

Ich dachte noch schnell an die vielen seelischen Nadelstiche, die mir mein boshafter Vetter versetzt hatte, und nahm mich sehr zusammen, daß meine Stimme alltäglich und sachlich klang.

„Dreh nur den Hahn auf und halte die Hand unter. Die Leute hier sind gar nicht geizig, wenn du dir etwas Malzbier nimmst."

Ich kann nicht verhehlen, daß mir das Herz vor Freude bebte, als mein Vetter so schnell er nur konnte zum Faßwagen lief und sich an dem großen Messinghahn zu schaffen machte.

Und da war es auch schon geschehen!

In breitem Strahl schoß die stinkende Jauche über ihn, überzog seinen blütenweißen Matrosenanzug mit einer schnell trocknenden widerlichen Schicht und düngte den vor Schreck fast Erstarrten gründlich.

Ich will auch nicht verhehlen, daß ich trotz der Schläge und Vorhaltungen meiner Eltern, die weder den Vetter noch meine empörten Verwandten zu beruhigen vermochten, nicht die geringste Reue empfand. Ja, ich war auf das uneingeschränkte Lob, das ich von der ganzen Dorfjugend, die in mir den Rächer der Ehre des Landes für den Übermut des Berliners sah, bekam, von Herzen stolz.

Ich wunderte mich nur ein wenig darüber, wie nachtragend meine Verwandten waren und wie wenig Sinn sie für einen Spaß besaßen, denn sie kamen seit jenem Tage nie wieder nach Schöneiche.

An meinem fünften Geburtstage bekam ich eine Indianerausrüstung geschenkt mit allen Zutaten, die ein Jungenherz zu erfreuen vermögen. Da fehlte weder der Kopfputz, noch der fast bis zu den Fersen reichende Federschweif. Skalpiermesser, Bogen und Tomahawk waren ebenso vorhanden wie Zelt und Schild.

Auf dem Frisiertisch meiner Mutter fand ich einige Stifte, mit deren Hilfe ich mir sehr überzeugende Kreise und Flecke auf

die Wangen zaubern konnte, und als es mir gelang, von Großmutters Nachttisch einen zur Zeit anscheinend nicht benötigten Zopf zu erbeuten, wurde ich von der vereinten Schöneicher und Kleinschönebecker Jugend, das heißt allerdings nur von den Jungen zwischen fünf und zehn Jahren, zum Häuptling gewählt. In knapp einer Woche hatte ich einen festen Kriegerstamm von fast zwanzig treuen und kriegslustigen Indianern zusammen, deren Bewaffnung aus Bohnenstangen, die ich aus meines Vaters Garten nahm, bestand.

In den nahen Wäldern übten wir uns im Zielwurf mit Steinen und im Bogenschießen. Als Kriegsruf wählten wir das Geschrei des Pfaus, das besonders weit zu hören und auch verhältnismäßig leicht zu erlernen ist. Die Sprache unseres Stammes war eine Abart der in den Kreisen der Jugend weitverbreiteten Erbsensprache.

Als wir nach vierzehn Tagen die Schöneicher Jagdgründe verließen, waren wir eine ernst zu nehmende Macht, die sich nach der Stunde der Bewährung sehnte. In meinem Zelt hielten wir bei einer Friedenspfeife Kriegsrat. Die Friedenspfeife neben dem dazugehörenden Rauchkraut entnahm ich den Vorräten meines Vaters, der nach seinem Aufenthalt in England einen gestutzten Schnurrbart trug und unaufhörlich aus einer kurzen Pfeife rauchte.

Unser Kriegsrat war sehr kurz, und ich glaube, daß der Grund unserer schnellen Entschlüsse nicht nur in der Harmonie unserer Seelen, sondern auch in eben der Friedenspfeife zu suchen ist, die wir zwar mit verächtlich zusammengebissenen Zähnen Zug um Zug abwechselnd rauchten, die uns aber nicht gerade wohltat. Wir beschlossen, die Fichtenauer und Rahnsdorfer Stämme mit Krieg zu überziehen.

Unser erstes Erscheinen wirkte gewaltig. Nirgends wurde uns ernsthafter Widerstand geleistet, so daß wir schon beim ersten Zug bis zu den endlosen Gestaden des Müggelsees vorstießen. Allerdings erholten sich die fremden Stämme erstaunlich

schnell von ihrem Schrecken, so daß die nächsten Kriegszüge zu erbitterten und nicht immer unblutigen Kämpfen führten, an denen sich nicht nur die Hunde unserer Dörfer, sondern zuweilen auch verständnislose und aufgeregte Mütter beteiligten. Wir mußten später wegen des erbitterten Widerstandes uns darauf beschränken, nie öfter als einmal ein bestimmtes Dorf zu überfallen. Allerdings hatte der ständige Wechsel unserer Kriegszüge den Vorteil, daß sich uns die Landschaft bis Erkner und Kalkberge erschloß.

Flock war seit dem ersten Kriegszug mein treuer Begleiter, der durch sein furchtbares Geheul und sein schreckliches Knurren mich mehr als einmal davor bewahrte, in schimpfliche Gefangenschaft zu geraten. Leider aber konnte er es in einem erbitterten Gefecht bei Münchehofe nicht verhindern, daß ich einen Steinwurf an die Stirn erhielt, der mir für eine Weile die Besinnung raubte und eine heftig blutende Wunde hinterließ.

Der Münchehofer Stamm verließ daraufhin fluchtartig das Schlachtfeld. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich sehr matt und mußte mich häufig übergeben. Die Heimkehr meines Stammes verlief keineswegs freudig. Selbst Flock, der sonst munter kläffend voraussprang, schlich traurig hinter mir her.

Lange Zeit hindurch mußte ich im Bett liegen, und der Arzt gab mir scheußlich schmeckende grüne Medizin. Ich habe damals viele wirre Träume gehabt, und meine Eltern waren sehr bekümmert, wenn sie an mein Bett traten. Als ich endlich, endlich wieder aufstehen durfte, war es aus mit dem Indianerspielen. Meine Ausrüstung war angeblich einem armen, artigen Jungen in Berlin geschenkt worden.

Zu Weihnachten bekam meine Schwester Grete einen Schulranzen, die übliche Schiefertafel mit Schwämmchen und einen hölzernen Griffelkasten geschenkt. Das hieß, daß sie nun nächste Ostern zur Schule kommen würde. Mir war der Gedanke

unerträglich, dumm bleiben zu müssen, während Grete von Tag zu Tag klüger wurde. Ich sah eine unerhörte Rücksichtslosigkeit darin, ein Mädchen so offensichtlich über einen Jungen zu stellen.

Zwischen meinem vierten und fünften Lebensjahr hatte ich viele grundsätzliche Machtkämpfe mit meiner Schwester zu bestehen gehabt. Es ging darum, wer die Spiele zu bestimmen hatte, wer abzählen durfte, kurz, wer überhaupt den Ton anzugeben hatte. Im Verlaufe dieser Kämpfe war manche Träne geflossen und manch Büschelchen Haare zu Boden gefallen. Hin und wieder hatte es sogar nicht unerhebliche Kratzwunden gegeben. Mühsam hatte ich als der jüngere mir neben meiner Schwester ein Recht erkämpfen müssen. Und nun lag der Schulranzen plötzlich als unumstößliches Zeichen der schwesterlichen Würde und ihres Vorrangs unter dem Weihnachtsbaum! Das ganze Fest war mir verdorben. Meine Augen wanderten immer wieder von den Soldaten und Pferden, die so selbstbewußt in einer Ecke Aufstellung genommen hatten, fort zu dem Schulranzen, dem Zeichen meiner Demütigung. Grete schien plötzlich einen halben Meter gewachsen zu sein. Jeder Zoll an ihr kündete ihre völlige Überlegenheit, und die Nase trug sie so hoch, daß sie gut und gern als Weihnachtsbaumspitze hätte dienen können. Nach langem innerem Kampf entschloß ich mich, keineswegs nachzugeben oder mich gar stillschweigend zu unterwerfen. Im Gegenteil, ich begann aus Leibeskräften zu weinen und zu schluchzen und aus Gründen der Gerechtigkeit ebenfalls einen Schulranzen zu fordern.

Der tröstende Hinweis meiner Eltern, ich wäre noch zu jung, um in die Schule zu gehen, aber unter dem Weihnachtsbaum des nächsten Jahres würde der ersehnte Schulranzen liegen, vermochte mich keineswegs zu überzeugen. Im Gegenteil! Jetzt wurde meine Unterlegenheit sogar noch gewissermaßen amtlich bescheinigt. Und als Grete überdies mit einer unbeschreiblich hochmütigen Miene, ihren Ranzen auf dem Rücken, durch das

Weihnachtszimmer zu stolzieren begann, brüllte ich hemmungslos nach meinem Recht.

Mein Vater hat in seinem Leben mancherlei erreicht. Sogar, daß Schöneiche eine Bahn bekam. Ihm blieb im Interesse des häuslichen Friedens nichts weiter übrig, als sich auf die zahlreichen Wege zu begeben, für mich die Erlaubnis zu erwirken, vorzeitig eingeschult zu werden.

Mein beharrliches Gebrüll führte schrittweise zum Ziele. Die erste Etappe zum Siege war der Ankauf eines Schulranzens und einer Frühstückstasche. Im Triumphzug baute ich sie unter dem Weihnachtsbaum auf, und meine stolzeste Freude war die Feststellung, daß Gretes Überlegenheit merklich zusammenschmolz.

Dem zielstrebigen Kampf meiner Eltern gelang es nach unzähligen Schriftsätzen, persönlichen Rücksprachen und dem Ausspielen hoher und höchster Beziehungen, meine probeweise Einschulung durchzusetzen.

Die sonst so langen Wochen zwischen Neujahr und Ostern vergingen wie im Fluge. Stundenlang schlich ich um die Schöneicher Dorfschule, um einen Blick in das Klassenzimmer zu werfen. Bescheiden und höflich bat ich ältere Schüler um Auskunft über den Ablauf des Unterrichts und stellte mit Erstaunen fest, daß die Meinung der Schüler über den Sinn der Schule und den Wert des Lehrers sehr weit auseinandergingen. Die meisten lehnten die Schule rundweg ab.

Ich machte mir zuweilen schwere Gedanken, beschloß aber, aufkommende Zweifel zu Hause nicht merken zu lassen. Vor allem nicht meiner Schwester Gelegenheit zu geben, die Nase rümpfen zu können.

Zum ersten Schultag bekam ich die Haare sehr kurz geschnitten. Meine blonden Jungenlocken legte ich mit Wasser fest. Schön gespitzt lagen die Schreibstifte im Kästchen, und die Tafel glänzte in saubersten Schwärze. Mutter nahm uns beide

an die Hand und führte uns an einem sonnigen Morgen in die Schule.

Herr Wentzlaff, der Lehrer, verneigte sich tief vor meiner Mutter und übernahm uns. Grete kam auf die linke Seite zu den Mädchen, ich auf die rechte zu den Jungen. Das Herz schlug mir bis zum Halse, aber ich nahm mir fest vor, ganz ruhig zu sein.

Mein Nebenmann war Walter Birkholz, der Sohn des Schöneicher Gärtners. Ein rothaariger, sommersprossiger Bengel, dessen Nase ständig tropfte. Walter Birkholz war bisher mein Feind. Wir hatten uns oft und erbittert geprügelt. Heute aber beschlossen wir, Freunde zu werden.

Das Klassenzimmer war sehr groß und roch nicht gut. Schöneiche hatte nur eine einklassige Volksschule. Die älteren Schüler hatten heute frei, so daß wir das Feld beherrschten. Andächtig musterte ich das Zimmer. Die Fenster waren zur Hälfte aus undurchsichtigem, weißem Glas. Das gab dem Raum etwas Nüchternes und Sachliches, was aber keineswegs unangenehm wirkte. Wesentlich aufregender sah der lange hellgelbe Rohrstock aus, der quer über dem Katheder lag und dafür zeugte, daß hier die Gerechtigkeit notfalls sehr nachdrücklich herrschte. An den Wänden hingen Landkarten und merkwürdige Bilder mit Wolken und fliegenden Menschen, die, wie sich später beim Religionsunterricht herausstellen sollte, Engel und Gestalten aus der biblischen Geschichte waren.

Meine Hände waren feucht und zitterten vor Aufregung, als ich Tafel und Griffel herausholte, um nun sofort mit dem Lernen zu beginnen. Ich war sehr enttäuscht, als Herr Wentzlaff gar nicht daran dachte, uns sofort das Lesen und Schreiben beizubringen, sondern es offensichtlich darauf anlegte, uns zu unterhalten. Erst schrieb er unsere Namen auf und machte zu jeder Frage, die er an uns richtete, einen Witz, über den wir pflichtschuldig, aber sehr verhalten, lachten. Dann verteilte er

Bonbons von einer Art, die ich auf den Tod nicht leiden mochte, aber doch mit Worten des Dankes in den Mund steckte.

Nach einer halben Stunde wurden wir auf den Hof geführt, im Kreis aufgestellt und veranlaßt, Singspiele durchzuführen.

Ich lernte zwei dieser Spiele. Das eine bestand darin, daß wir singen mußten:

Ting, Tang,
Tellerlein,
Wer steht vor meiner Tür?
Ein wunderschönes Engelein,
Das sprach zu mir:
Erster Stein, zweiter Stein,
Dritter Stein muß bei mir sein.
Eins, zwei, drei!

Bei drei wurde einer abgeschlagen und mußte hinter den Fragenden treten. Ich habe das Spiel zwar gelernt, aber nicht begriffen, warum es gespielt wurde.

Das andere Spiel gefiel mir weit besser. Es hatte den Namen „Hans, du stinkst!" Bei diesem Spiel ging es um Laufen und Fangen.

Nach einer Stunde waren wir für heute entlassen.

Ich war sehr enttäuscht, nicht mehr gelernt zu haben, ließ mir aber meine innere Traurigkeit nicht anmerken, sondern ging willig an der Hand Mutters mit Grete, die unaufhörlich davon schwärmte, wie schön die Schule und wie nett Herr Wentzlaff sei, nach Hause.

Die Schöneicher Schulzeit wurde sehr abwechslungsreich, weil die verschiedenen Jahrgänge im selben Klassenzimmer unterrichtet wurden und wir Jüngsten, wenn wir nur die Ohren recht aufsperrten, einen Eindruck von der Fülle des Stoffes bekamen, der uns in den nächsten Jahren erwartete. Das Lernen war nicht sehr anstrengend, weil der Unterrichtsplan kaum Wesentliches außer Schreiben und Buchstabieren vorsah.

Weil ich sehr bald die Schule als Rätselspiel ansah, lernte ich spielend und war unbeschreiblich stolz, als ich Grete sehr schnell im Lernen in den Schatten stellte.

Ich war jetzt kein Knabe mehr, sondern ein Schüler. Dieses Gefühl gab mir einen neuen Sinn für die Umwelt.

Herr Wentzlaff war Bienenzüchter und ein ziemlich erfolgreicher Gärtner. So kam es, daß zu gewissen Zeiten der Unterricht ausfiel, Herr Wentzlaff sich um seine Bienen bekümmerte und wir Schüler in seinem Garten nach dem Rechten sehen mußten. In der Pilzzeit oder dann, wenn die Beeren reiften, zogen wir mit der ganzen Schule in die Wälder, um einen Anschauungsunterricht von dem Wachstum der Natur unserer Heimat zu bekommen. Die bei solchen Gelegenheiten gesammelten Pilze und Beeren übergab Herr Wentzlaff seiner Mutter, die ihm, da er nicht verheiratet war, den Haushalt führte. Mutter Wentzlaff schien einen großen Bedarf besonders an Preißelbeeren zu haben, denn, wenn die reif wurden, vermehrten sich unsere Anschauungsstunden im Walde.

Mir waren diese Stunden sehr lieb, denn das Leben der Tiere im Walde zog mich eigentümlich an. Ich beobachtete Spechte und Eichhörnchen, Kaninchen und Füchse, sah Rehe und Hirsche und habe oft am Ufer eines kleinen Waldsees gesessen und den Tieren des Wassers zugeschaut. Als ich später in Berlin das Gymnasium besuchte, lachte ich manches Mal in mich hinein, wenn ich sah, wie emsig die Jungen dort Botanik und Zoologie lernten und zum Schluß alles durcheinanderwarfen. Einem Jungen, der auf dem Lande heranwächst, offenbart sich die Natur in ihren Gesetzen ganz ohne Lehrbuch.

Mit der Zeit lernte ich Lesen und Schreiben und benutzte besonders die letztere Kunst, mit Lehrer Wentzlaffs Kreide meinen Namen an möglichst viele Mauern in Schöneiche, Kleinschönebeck und Fichtenau zu schreiben. Auch einige Bäume tragen für ewige Zeiten, das heißt bis zum Tage, da man sie fällen wird, die stolzen Anfangsbuchstaben meines Namens.

Mit meinen Schulkameraden vertrug ich mich leidlich. Vor allem wurden die Überfälle auf mich als das „Herrschaftskind" seltener, als die anderen merkten, daß auch ein Herrschaftskind wie jedes andere erst lernen muß, und zwar ganz persönlich, ohne Kindermädchen. Vielleicht trug zur allgemeinen Versöhnung auch der Umstand bei, daß ich mir sehr schnell die Umgangssprache der Dorfkinder anzueignen wußte, eine Sprache, die durch ihren Bilderreichtum und die eindeutige Derbheit leider wenig erfreulich auf die Gemüter meiner Eltern und Verwandten wirkte. Die Auseinandersetzungen mit meiner Familie waren daraufhin so grundsätzlicher Art, daß ich es vorzog, von nun an in zwei Sprachen zu sprechen, in der Sprache des Dorfes, wenn ich mit meinen Freunden und Kameraden zusammen war, in der gehobenen Sprache der Familie dagegen, wenn ich die Schwelle meines väterlichen Hauses überschritt. Diese Zweisprachigkeit erwies sich als geschicktes Mittel, durch die Gefahren der Verwilderung wie auch durch die der ebenso peinlichen Verfeinerung zu steuern.

Da ich es im Bäumeklettern, Molchefangen und dem sogenannten Butterstullenwerfen — das ist die Kunst, einen Stein so aufs Wasser zu werfen, daß er vor seinem Untersinken mehrere weite Sätze macht — bald zu einer gewissen Meisterschaft brachte, wuchs mein Ansehen unter den Mitschülern. Nur Herr Wentzlaff war zuweilen traurig, weil er bis dahin gerade auf mich als Herrschaftskind ein klein wenig stolz gewesen war. Bauernjungen hatte er mehr als genug! Um so mehr war er überrascht, als er gelegentlich seines ersten Besuches in unserem Hause feststellen mußte, daß ich voll und ganz die Manieren eines Knaben aus gutem Hause beherrschte. Ich habe es ihm nie vergessen, daß er meinen Eltern kein Wort über meine Zweisprachigkeit verriet.

Herr Wentzlaff war ein stattlicher blonder Mann mittlerer Jahre, der als Junggeselle sehr oft der Mittelpunkt der Gespräche unserer Mädchen war. Schöneiche hatte niemals Über-

fluß an Heiratskandidaten, darum wurde Herr Wentzlaff sehr verwöhnt. Wir wußten stets, welch hoffnungerfülltes Mädchen der Umgebung seinen Schlips gehäkelt hatte. Ich glaube auch, daß Herr Wentzlaff selten Wurst und Schinken zu kaufen brauchte, was er an Lebensmitteln benötigte, brachten ihm am Tage die Bauernjungen oder gegen Abend deren ältere Schwestern ins Haus. Da er im übrigen durchaus eine Respektsperson war, beschloß ich, später, wenn es sich eben machen lassen würde, ein Lehrer zu werden, um so mehr, als mir das Lernen immer größere Freude machte, je tiefer ich in die bildreichen Geheimnisse der Fibel eindrang. Mit wahrer Begeisterung lernte ich die kurzen Gedichte von

„Rab, Rab,
Gebt mir doch auch einen Knochen ab"

und

„Was ist das für ein Bettelmann,
Er hat ein schwarzweiß Röcklein an."

Da das Kriegsbeil längst begraben war und mein Stamm reumütig zu friedlicherer Tätigkeit sich bekehrt hatte, schlug ich immer wieder bei der Suche nach schulfreien Spielen vor, Schule zu spielen. Daß ich bei diesen Gelegenheiten darauf bestand, Herr Wentzlaff sein zu müssen, ist um so erklärlicher, als ich fast die ganze Fibel, soweit wir sie bisher durchgenommen hatten, auswendig wußte. Das Spiel endete meist sehr unfriedlich, wenn ich, um die Dummheit auszurotten, zum Stock greifen mußte. Hier schieden sich Spiel und Wirklichkeit. Die Dorfkinder besaßen zu wenig Phantasie, um sich von mir, wie sie es verdient hatten, verprügeln zu lassen.

Ein gewaltiges Erlebnis wurde für Schöneiche, Fichtenau und Kleinschönebeck das Gastspiel eines Kinematographen-Theaters, das im Herbst des Jahres 1911 der Gastwirtschaft „Zum Eiskeller" die Ehre einer Vorstellung gab. Ganz abgesehen davon, daß kaum einer der Einwohner den Titel dieses Unternehmens auszusprechen wußte, denn das Wort Kino

kannten wir nicht, erzählte man sich Wunderdinge von dieser neuen, in Berlin entstandenen Kunst. Pünktlich um sechs Uhr nachmittags standen wir, mit einem Bildungsgroschen in der Hand, eines Sonntags vor der Tür des „Eiskellers" und warteten erregt auf den Einlaß, der um sieben Uhr beginnen sollte. Die Bauern kamen infolge der Feierlichkeit des Augenblicks in ihren Kriegervereins-Gehröcken oder Abendmahlsfräcken. Ich hatte meinen neuen blauen Matrosenanzug an, und Grete trug stolz ihr gutes Weißes mit Lochstickerei.

Punkt sieben Uhr saßen wir auf den Gartenstühlen der Gastwirtschaft, die heute alle einen Nummernzettel trugen.

Die Vorstellung war ausverkauft und konnte darum einigermaßen pünktlich beginnen. Ein würdiger älterer Herr im grauen Schwalbenschwanz hielt einen sehr gebildeten, mit vielen Fremdwörtern, die wir nicht verstanden, versehenen Vortrag und bediente sich dabei einer sehr gesalbten Sprache. Dann sollte der Film beginnen. Leider war er verkehrt eingespannt, so daß die Bilder auf dem Kopf standen. Während der Zeit, in der der Film umgewechselt wurde, hielt der Herr einen Vortrag über die zahllosen Gefahren der Kinematographie, der uns sehr stark beeindruckte.

Endlich lief unter atemloser Spannung der Zuschauer ein etwas undeutliches und verschwommenes Bildband, das den Aufstieg einiger Luftballons in Bitterfeld zeigte. Die Menschen bewegten sich auf dem Bildband alle mit einer unwahrscheinlichen Geschwindigkeit. Wir nahmen aber an, daß die Menschen in Bitterfeld eben anders sein mußten als die in Schöneiche. Das zweite Bildband war offensichtlich heiter gemeint, denn eine zahlreiche Familie, die auf Reisen war, verlief sich ständig, so daß der Vater sich entschloß, seine vielen Kinder und die aufgeregte Schwiegermutter an ein dickes Tau zu legen. Wie dieser Versuch ausging, blieb uns ein ewiges Geheimnis, denn kurz vor Schluß brannte der Film mitsamt dem Vorführapparat in hellen Flammen auf.

Wochenlang haben wir kaum über etwas anderes gesprochen als über die Kinematographie und die mit ihr verbundenen Gefahren.

In die Zeit des ersten Filmes fiel auch der Besuch meines abenteuernden Onkels Otfrid.

Onkel Otfrid brachte etwas von dem geheimnisvollen Schimmer ferner Welten und Gefahren in unser Haus. Wenn Vater zuweilen an stillen Abenden von den Fahrten und Erlebnissen seiner jungen Jahre erzählte, sprach er auch von den ganz unmöglichen Ideen, Plänen und Entschlüssen, die den Onkel Otfrid immer wieder aus dem gleichmäßigen Fluß eines fast schon geruhsamen und sicheren Lebens herausgerissen und in neue Wagnisse getrieben hatten. Ich habe dann mit vor Staunen offenem Munde wie gebannt gelauscht und Sehnsucht bekommen, auch eines Tages davonzulaufen wie Onkel Otfrid. Hinaus in die Welt, die wohl Gefahren, aber auch so viele Schönheiten birgt. Ich wußte nur noch nicht recht, wie ich an eine Schauspielertruppe herankommen konnte, um mit ihr davonzuziehen, wie einst Onkel Otfrid, der schon mit sechzehn Jahren seiner Familie durchgebrannt und zu einer Wanderbühne gestoßen war.

Eine Wanderbühne mußte etwas ganz Gewaltiges sein, dachte ich. Denn ich sah in unserem Familienalbum Bilder, die Onkel Otfrid als Ritter und Offizier, als Seemann und Bauer darstellten. Es mußte schon etwas Besonderes sein, ganz nach Gutdünken andere Menschen darstellen zu können und dabei von Stadt zu Stadt zu wandern, durch die ganze Welt.

Ein Schauer des Entzückens rieselte über meinen Rücken, als ich vernahm, daß Onkel Otfrid vor kurzem eine Dame aus der Theaterwelt geheiratet hätte, wie man sie wohl nicht oft antreffen konnte. Die Dame, meine angeheiratete Tante also, wie ich voller Stolz feststellte, hatte an jeder Hand sechs Finger

und an jedem Fuß sechs Zehen. Ob sie sonst noch irgendwelche Vorzüge oder Reize hatte, entzog sich meinem Wissen, aber zwölf Finger zu haben, schien mir doch sehr beachtlich zu sein, im Guten wie im Bösen. Für das Kopfrechnen konnte man gar nicht genug Finger haben, allerdings mußte eine Ohrfeige von einer sechsfingrigen Hand besonders schmerzhaft sein.

Ich verstand nicht ganz, warum meine Mutter immer die Nase rümpfte, wenn die Rede auf diese Tante kam und von ihr nur als einer „Person" sprach. Eines Sonntagmittags fuhr eine schwerfällige Autodroschke vor unserem Hause vor. Heraus sprang zunächst ein Jagdhund, dann kletterte ein Herr hervor und half einer Dame beim Aussteigen.

Wie der Blitz sprang ich, noch bevor mein Vater die Ankommenden erkannt hatte, aus dem Hause.

Das mußte Onkel Otfrid sein!

Ein Mann mit einer karierten Hose, einer dunkelbraunen Samtjacke, einem großen grauen Schlapphut und einem wehenden schwarzen Schlips, das konnte nur ein Künstler sein, wie er in meinen Büchern oft genug abgebildet war.

Die Dame war offensichtlich sehr vornehm. Sie trug einen so großen Hut, daß man ihr Gesicht kaum sehen konnte. Lange bunte Reiherfedern wippten von diesem unerhörten Hut weit auf ihren Rücken, und ihr enges Kleid endete in einer Schleppe, die den Sand vor unserm Hause hoch aufwirbelte. Ich versuchte, schnell einen Blick auf ihre Hände zu werfen, aber der Herr fragte mich mit einer sehr wohlwollenden Stimme, ob ich der kleine Kurt Eggers sei.

Ich nickte diensteifrig und erwartungsfreudig.

„Na, dann sage schnell Bescheid, der Onkel Otfrid sei mit der Tante Paula gekommen!"

Ich kam nicht dazu, diesen Auftrag auszuführen, denn schon war Vater herbeigekommen.

Die beiden Männer schlugen sich unter dröhnendem Gelächter auf die Schulter, schrieen einige mir unbekannte Worte und

Sätze und freuten sich so sehr, daß sie ganz die Tante Paula vergaßen, die sich inzwischen bemühte, den Jagdhund, der gerade dabei war, mit Flock Streit anzufangen, an die Leine zu legen.

Nun kam auch Mutter, auf dem Fuße gefolgt von Grete, in der die Neugier mit einer gewissen Scheu kämpfte.

Mutter sagte jetzt nicht mehr „Person", sondern Paula und war sehr herzlich.

Beim Mittagessen, das heute starke Verspätung hatte, weil für den Besuch nachgekocht werden mußte, konnte ich nun endlich feststellen, daß Tante Paula tatsächlich zwölf Finger hatte. Das fiel aber nur auf, wenn man nachzählte. Vielleicht trugen die vielen Ringe dazu bei, die sie an jedem Finger, außer den Daumen, trug.

Onkel Otfrid erzählte unter Späßen und Witzen von Afrika, Indien und Australien, von China und Amerika, daß ich schnell an den Globus ging, um alle die Länder und Erdteile aufzusuchen.

Ich ärgerte mich etwas, als Vater begann, Onkel Otfrid zu hänseln und seine Berichte in Zweifel zu ziehen. Merkwürdigerweise nahm der diesen Zweifel nicht übel, sondern sagte nur, was er heute erzähle, könne man getrost mit auf die Reisen der nächsten Jahre anrechnen.

Alle Tiere, die ich einmal im Berliner Zoo gesehen hatte, waren ihm lebendig in einsamer Wildnis begegnet. Mit ehrfürchtiger Bewunderung sah ich zu Onkel Otfrid auf, als er erzählte, wie er mit blankem Messer einen Löwen, der Tante Paula schon umgerissen hatte, getötet und abgehäutet hatte. Mir stand der Schweiß auf der Stirn, und ich hätte bis zum Abend diese herrlichen Geschichten anhören können. Leider lachte Vater immer lauter, je größer die Heldentaten waren, von denen Onkel Otfrid berichtete. Tante Paula war inzwischen mit Mutter und Grete in den Garten gegangen. Der Jagdhund, von dessen Mut und Kaltblütigkeit der Onkel manche Geschichte

erzählte, war von unserer Marie in den Stall gesperrt worden, weil er anfing, den Teppich zu zerreißen.

Vater wurde nun ernsthafter und fragte den Onkel, was er nun beabsichtige und wieviel Geld er brauche, viel könne er allerdings nicht flüssig machen.

Onkel Otfrid war sehr großzügig. Eigentlich wollte er gar kein Geld haben, er wollte nur eine große Filmvorstellung geben und Filme von einer Tierfangexpedition zeigen, die er nach Rumänien gemacht habe. Nach einigem Hin und Her erbot sich Vater, für ihn das Filmtheater in Friedrichshagen zu mieten, Inserate im Niederbarnimer Anzeiger aufzugeben und etwaige Ausfälle zu begleichen.

Onkel Otfrid schien damit sehr geholfen zu sein, denn er umarmte Vater laut und stürmisch und versprach, ihn an den nächsten Filmen zu beteiligen, so daß Vater schnell und ohne Anstrengungen Millionär werden würde. Zu meinem Erstaunen lehnte mein Vater diese Aussicht ab. Dafür aber drückte er dem Onkel ein Goldstück in die Hand.

Nun hatte es Onkel Otfrid sehr eilig, rief Tante Paula und ließ sich den Jagdhund aushändigen.

Grete und ich durften uns zu ihnen in die Autodroschke setzen und bis zum Bahnhof Rahnsdorf mitfahren.

Am Bahnhof bat ich den Onkel und die Tante sehr herzlich, mich mitzunehmen in die weite Welt, ich wollte auch alles tun, um ihre Zufriedenheit zu erwerben. Grete begann leise vor sich hin zu weinen, sie hatte offensichtlich keine Lust zu Abenteuern. Ich gab ihr einen herzhaften Stoß, denn ich glaubte, sie würde mir durch ihre Furcht jede Aussicht, mitgenommen zu werden, verderben.

Onkel Otfrid strich sich belustigt über seinen blonden Spitzbart, nahm uns an die Hand, führte uns zu einem Automaten, zog ein kleines Päckchen gebrannte Mandeln, die ich nicht essen mochte, winkte uns noch einmal zu und fuhr dann weiter in die Welt hinein.

Etwas beschämt machten wir uns auf den Heimweg.

Mutter war sehr ärgerlich, daß Vater sich erboten hatte, die Filmvorstellung für Onkel Otfrid durchzuführen. Sie fürchtete einen Skandal, ähnlich dem, der einige Jahre vorher in Leipzig entstanden war, als Onkel Otfrid mit einer Wanderbühne auf der Messe aufgetaucht war und nun unter Plakatierung seines klangvollen Namens einmalige sensationelle Vorstellungen anpries. Es muß damals viel Aerger in Leipzig gegeben haben, denn ein mit Onkel Otfrid verwandter hoher Offizier gleichen Namens verlangte vergeblich die Entfernung oder Schließung des Unternehmens und wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als eine Handvoll dunkler Burschen zu mieten, die so lange pfiffen und tobten, bis die Wanderbühne die Zelte abbrach.

Vielleicht befürchtete Mutter für Friedrichshagen ähnliches. Vater versuchte, ihre Bedenken auszureden, und wir Kinder weinten und bettelten, doch ja nicht die sicher wundervolle Filmvorstellung zu vereiteln.

In den nächsten Tagen prangten an Bäumen und Zäunen werbende Plakate, deren schwungvolle Texte mein Vater verfaßt hatte. Im Niederbarnimer Anzeiger erschienen halbseitige Anzeigen, die auf den sensationellen Forschungsfilm und den Vortrag des mutigen Weltreisenden hinwiesen. Eintrittskarten zu einer Mark gab es in Buchläden, Zigarrengeschäften und bei Eggers in Schöneiche.

Ich war sehr stolz, als ich Herrn Wentzlaff mit einer höflichen Bestellung eine Freikarte in die Hand drücken durfte. Die unreife, aber auch die etwas reifere Jugend zwischen dem Müggelsee und den Kalkbergen beneidete mich unverhohlen um einen so berühmten Onkel.

Leider war der Kartenverkauf so gering, daß sich mein Vater entschließen mußte, am Tage vorher Freikarten zu vergeben. Ich besuchte alle Bauern in der näheren und weiteren Umgebung, und es gelang mir tatsächlich, ein Dutzend Karten zu verschenken.

Als der große Tag oder besser der große Abend gekommen war, wurden wir Kinder in unsere besten Kleider gesteckt. Vater zog sich seinen Frack an, bürstete eigenhändig den Zylinder spiegelblank und half Mutter bei der Vollendung ihrer Garderobe. Mutter hatte sich besonders schön gemacht. Das lange Schleppkleid war von der Schneiderin umgearbeitet worden und hatte durch das Aufnähen einiger Reiherfedern einen wohlhabenden Putz bekommen. Die Haare hatte sich Mutter vom Friseur zu breitrollenden Wellen brennen lassen.

Um sieben Uhr abends fuhr der große gelbe Jagdwagen vor, den uns der Bauer Unterlauff geliehen hatte. Wilhelm Unterlauff, der älteste Sohn, der bei den Dragonern gedient hatte, saß, die Bogenpeitsche in den weißbehandschuhten Pranken, steif auf dem Bock.

Das Filmtheater in den Bürgersälen war festlich erleuchtet. Große Palmen und Lorbeerbäume standen am Eingang, und ein dicker roter Teppich, den der Bürgermeister aus dem Rathausbestand zur Verfügung gestellt hatte, führte in den Vorraum.

Die Fahrt nach Friedrichshagen schien mir die herrlichste meines Lebens zu sein, und ich zürnte heimlich meiner Mutter, die hin und wieder einen leisen, ängstlichen Seufzer ausstieß.

Hier standen schon die zahlreichen wohlgenährten Würdenträger aus Friedrichshagen, Schöneiche, Fichtenau, Rahnsdorf, Grätzwalde, Kalkberge und Woltersdorf versammelt. Auch Herr Wentzlaff war da. Und der Besitzer des Niederbarnimer Anzeigers war sogar persönlich gekommen, um den Presse-bericht zu verfassen.

Vater begrüßte die Würdenträger mit einer vornehmen Gelassenheit, sprach einige Worte über das bisherige erfolgreiche Leben und Wirken des Forschers und ließ den Herren zunächst einen scharfen Reiterlikör reichen, was allgemein mit zustimmendem Gemurmel aufgenommen wurde. Kurze Zeit darauf fuhr Onkel Otfrid mit Tante Paula, diesmal ohne Jagdhund, in einem hellgrünen, neuen Auto vor.

Mit größerem Respekt kann kein exotischer Prinz aufgenommen werden, wie man Onkel Otfrid aufnahm. Der Bürgermeister von Friedrichshagen stammelte etwas von hoher Ehre und machte einen Kratzfuß, der mich zum Lachen reizte, was mir wiederum einen strafenden Blick Vaters eintrug.

Onkel Otfrid winkte mit einer vornehmen Handbewegung alle anderen Begrüßungsreden ab, sprach einige herzliche Worte über die Notwendigkeit, daß die Bevölkerung sich für die Forschung begeistern müsse und ging dann, gefolgt von Vater und den Würdenträgern, in den Saal. Die festlich gekleideten Besucher erhoben sich zu Ehren Onkel Otfrids und setzten sich erst, als er auf der Bühne stand, um einen einleitenden Vortrag zu halten.

Dieser Vortrag fesselte mich ungemein und erschien mir noch viel abenteuerlicher als jene Erzählungen in Schöneiche. Ich verstand darum nicht, daß sich Vater immer häufiger mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr und hin und wieder ängstliche Blicke in die Menge warf. Auch Mutter schien von diesem Vortrag nicht sonderlich erbaut zu sein, sondern wippte aufgeregt mit dem Fuß. Einige Herren waren so rücksichtslos, sich anzustoßen und hin und wieder ziemlich laut zu lachen. Trotzdem klatschte die Menge wie rasend, als Onkel Otfrid geendet hatte und sich nach einer sehr tiefen und sehr edel wirkenden Verbeugung von der Bühne entfernte.

Als es dunkel geworden war, erhob sich Onkel Otfrid wieder, um Erläuterungen zu den Filmen zu geben. Der erste Film zeigte den Tageslauf eines Storchenpaares, wie es auf einer Wiese und in einem Teiche Nahrung suchte, wie es am Nest baute und wie es brütete. Manche Bilder waren so undeutlich, daß man nichts erkennen konnte, dafür aber erklärte der Onkel, was auf das betreffende Bild ursprünglich gehören sollte. Leider waren das gerade die besonders reizvollen Stellen.

Dieser Film wurde nicht besanders herzlich aufgenommen, ja, es wurden in der Dunkelheit sogar Stimmen laut, die behaupteten, solche Bilder könne man in Kleinschönebeck auf

dem Hof des Bauern Huhn viel besser und billiger sehen. Onkel Otfrid gab zu, daß es auch in Deutschland noch eine Anzahl von Störchen gäbe und begann, den nächsten Film zu erläutern. Der zeigte eine Hasenjagd in Rumänien und war sehr kurz. Dann ließ Onkel Otfrid den Saal erhellen und erklärte den merkwürdigerweise lachenden Zuschauern, daß der dritte Film, der eigentliche Hauptfilm, der ganz neuartige Forschungsergebnisse enthalte, infolge des Temperaturunterschiedes verschimmelt sei, und somit müsse die Vorstellung leider vorzeitig als beendet betrachtet werden. Sie hatte mit seiner Ansprache etwas weniger als eine halbe Stunde gedauert.

Ich war sehr erschrocken, als ich bemerkte, daß Mutter weinte. Da aber die Menge immer lauter lachte, verstand ich nicht, warum Mutter weinen mußte und lachte besonders laut, um sie auf andere Gedanken zu bringen. Vaters Taschentuch kam jetzt nicht mehr von seiner Stirn. In einer Ecke hatte er kurz darauf eine scheinbar sehr erregte Unterredung mit Onkel Otfrid, denn auch der begann jetzt wild mit den Händen umherzufuchteln. Ich sah nur noch, wie Vater die Brieftasche zog und einige Scheine in die Rechte des Onkels drückte, dann zog uns Mutter aus dem Saal und führte uns zum Wagen. Vater kam einige Minuten später mit hochrotem Kopf und befahl Wilhelm Unterlauff, so schnell wie möglich nach Hause zu fahren. Auf der Heimfahrt wurde kein Wort gesprochen.

Noch Monate später bekam Vater einen roten Kopf, wenn irgendeiner seiner Freunde oder Verwandten von Filmvorstellungen oder Forschungsreisenden sprach.

Im Klassenzimmer der Schöneicher Schule hing ein wunderbar buntes Bild von Kaiser Wilhelm II. in Ulanenuniform. Wir hatten zu Hause kein Kaiserbild, sondern nur ein Bild von Bismarck, und Vater sagte, daß neben Bismarck kein anderes Bild hängen dürfte. Das schien zu stimmen, denn in der Schule hatten wir dafür kein Bismarckbild.

Am 27. Januar hatte der Kaiser Geburtstag. Das Kaiserbild wurde jetzt von Herrn Wentzlaff auf das Katheder gestellt, damit wir uns Zug für Zug das Gesicht des Kaisers einprägen konnten. Auf mich machten der stolze Schnurrbart, der hohe Kragen, die vielen Schnüre und der schiefe Helm einen besonders starken Eindruck.

Wir mußten ein Gedicht lernen, das sehr schwer und lang war. Dann sangen wir ein kurzes und leichtes Lied, das lautete:

„Der Kaiser ist ein lieber Mann,
Er wohnet in Berlin,
Und wär das nicht so weit von hier,
Dann ging ich heut noch hin."

Eigentlich war Berlin nicht so sehr weit, aber sicher mußten auch die Schulkinder in Kalkberge dieses Lied singen, und die hatten es schon ein ganzes Stück weiter nach Berlin.

Herr Wentzlaff hielt eine Ansprache, in der von Liebe und Hingebung, von Krieg und Frieden die Rede war. Wir riefen zum Schluß dreimal laut Hurra und sangen dann das Lied „Heil dir im Siegerkranz", das wir auswendig gelernt hatten. Anschließend fiel die Schule aus. Ueberall wehten schwarzweißrote Fahnen.

Leider gab es nach der Feier einen Zwischenfall. Herr Wentzlaff begleitete, feierlich gekleidet, einen ganzen Schwarm seiner Schüler bis zur alten Eiche und erzählte in frohester Laune Episoden aus seiner Dienstzeit und von dem großen Manöver, in dessen Verlauf er den Kaiser aus nächster Nähe gesehen habe.

„Worin fährt denn der Kaiser wohl?"

Wir dachten angestrengt nach.

„In einer gold'nen Kutsche, von vielen weißen Pferden gezogen", meinte Grete andächtig.

Herr Wentzlaff schüttelte tadelnd den Kopf.

„Das war wohl mal im Mittelalter so, Gretchen, heute ist das anders."

Grete ließ etwas traurig den Kopf hängen. Ein Kaiser ohne gold'ne Kutsche, wie sie auch im kleinsten Märchen als Attribut des Kaisers vorkam, schien ihr nicht viel wert zu sein.

Walter Birkholz hob den Finger.

„Der Kaiser fliegt im Aeroplan."

„Nein, im Luftschiff", überbot ihn Karl Grätz.

Herr Wentzlaff rang die Hände.

„Was habt ihr nur für Vorstellungen vom Kaiser!"

Schon setzte er an, uns einen Vortrag über die einem Kaiser gemäße Beförderungsart zu halten, als Agnes Köster den Finger hob.

„Der Kaiser fährt im Automobil."

Ein Strahlen ging über das Gesicht des Herrn Wentzlaff.

„Sehr gut, Agnes. Woher weißt du es denn?"

Agnes knickste verlegen.

„Mein Vater macht immer die Hupe nach."

Lehrer Wentzlaff legte wie segnend die Hand auf Agnes Kopf.

„Sehr schön, Agnes. Eine feine Hupe hat unser lieber Kaiser, nicht wahr? Tatü — Tata!"

Agnes sah unschuldig zu Herrn Wentzlaff auf und schüttelte den Kopf.

„Das hat Vater nicht gesagt. Vater sagt immer: Für un — ser Geld!"

Herr Wentzlaff zog seine Hand so schnell zurück, als ob sich Agnes Kopf in ein glühendes Brikett verwandelt hätte.

Ritsch-ratsch schlug er der Agnes Köster ein paar Ohrfeigen.

„Die kannst du deinem Vater wiedergeben, dem verdammten Sozialdemokraten!"

Heulend lief Agnes davon. Wir alle waren sehr erschreckt und verstanden weder die Aufregung des Herrn Wentzlaff, noch was ein Sozialdemokrat war. Sicher aber mußte das etwas ganz Schreckliches sein. Vielleicht stahl er Holz aus dem Wald.

Einige Tage später fragte Herr Wentzlaff, ob wir auch fleißig jeden Sonntag in die Kirche gingen. Ich mußte das verneinen und schämte mich sehr, weil ich fast der einzige war, der als Gottloser vor der Klasse stand. Ich wußte nur, daß Vater sich einmal sehr ernsthaft mit dem Pfarrer gezankt hatte. Damals war ich noch nicht stubenrein genug, um in die Kirche zu gehen. Und nach dem Krach mit dem Pfarrer wurde ich erst recht nicht in die Kirche geschickt.

Herr Wentzlaff sah mich mißbilligend an. Er wußte zwar von dem Krach zwischen Vater und dem Pfarrer; denn was bleibt schließlich in einem so kleinen Nest wie Schöneiche verborgen. Trotzdem hielt er es für seine Pflicht, mich zur Kirche anzuhalten. Ich mußte mir das schreckenerregende Gedicht vom Kinde, das nicht zur Kirche gehen wollte und darum von der Glocke eingeholt und begraben wurde, anhören und bekam die Mahnung, von nun an mich im Hause des Herrn blicken zu lassen. Meine Eltern sagten weder ja noch nein, und so nahm ich am nächsten Sonntag auf jener Bank Platz, auf deren Lehne mit verschnörkelten Buchstaben zu lesen stand: „Vor Knechte und Jungens".

Die Dorfkirche gefiel mir wegen ihrer seltsamen Bilder und Figuren anfangs nicht übel. Auch die Musik, die Herr Wentzlaff auf der Orgel anstimmte, tat mir nichts zuleide. Eigenartig berührte mich nur die Tracht und die Sprechweise des Pfarrers, und zudem wurde ich nicht recht klug daraus, was die erwachsenen Menschen eigentlich in der Kirche taten. Vollends, als Herr Wentzlaff mit einem Klingelbeutel, den er allen Kirchenbesuchern so lange vor die Nase hielt, bis sie ein Geldstück hineingetan hatten, durch die Reihen der Bänke ging, begann ich ernsthaft an dem Wert und dem Sinn der Kirche und ihrer Gebräuche zu zweifeln. Ich war froh, als ich endlich wieder in der Sonne stand und beeilte mich, nach Hause zu gehen. Vater lächelte etwas, als ich ihm meine Eindrücke schilderte und sagte, ich solle nur noch etwas warten, dann könne ich mir meine eignen Gedanken machen.

Herr Wentzlaff hat mich später nie mehr ermahnt, zur Kirche zu gehen. Sicher hing damit ein Besuch Vaters bei ihm zusammen. Nach diesem Besuch bekam ich einmal in der Woche Geigenunterricht bei Herrn Wentzlaff. Auf meiner Dreiviertelgeige, die mir Großmutter schenkte, konnte ich sehr bald einige Lieder spielen, die leicht zu greifen waren.

Besonders einfach waren die Weisen von „Der Mai ist gekommen" und „O Straßburg, o Straßburg" zu greifen. Meinem Vater habe ich mit diesen Liedern die letzte Freude an der Musik geraubt.

Im Herbst fuhren wir mit allen Schülern aus Schöneiche nach Berlin zur großen Parade auf dem Tempelhofer Feld. Es war ein großer Tag. Viele Tausende von Männern, Frauen und Kindern standen auf dem Felde. Wir trugen schwarz-weißrote Fähnchen in der Hand und riefen, bis wir heiser wurden, Hurra!, obwohl außer den „Menschen" noch nichts zu sehen war.

Endlich kamen die endlosen Kolonnen der Infanterie, der Kavallerie, der Artillerie heran. Ein wunderbar farbenprächtiges Bild!

Herr Wentzlaff wußte uns die Uniform eines jeden Regiments zu erklären. Wenn es schon nicht leicht war, Husaren, Dragoner, Kürassiere auseinanderzuhalten, so schien es uns fast unmöglich, die Garde von einem Linienregiment zu unterscheiden. Herr Wentzlaff war ein Meister auf militärischem Gebiet, und wir bewunderten ihn uneingeschränkt. Als gar noch ein Zeppelinluftschiff erschien, war unser Jubel grenzenlos.

Nach Beendigung der Parade fuhr mit Tatü — Tata der Kaiser im Auto dicht an uns vorüber. Agnes Köster bekam einen puterroten Kopf und wandte sich ab.

Ich stellte fest, daß der Kaiser leider nicht so bunt aussah wie auf dem Bild des Schöneicher Klassenzimmers. Trotzdem winkte ich, zum Hurrarufen war ich zu heiser.

Später haben wir über Schöneiche noch manches Luftschiff gesehen, den Schütte-Lanz, den Parseval und jenen Zeppelin, der bald darauf abstürzte und verbrannte.

Auch Flieger sahen wir hin und wieder, besonders eine Rumplertaube tauchte öfter am Schöneicher Himmel auf.

Die Schule war schon längst keine Spielstunde mehr. Herr Wentzlaff hat mir auch nie mehr einen Bonbon geschenkt. Die Schiefertafel verschwand, und statt des Griffels mußte ich lernen, mit Feder und Tinte umzugehen.

Kaum konnte ich einigermaßen in meiner Fibel lesen, so begann ich, auf eigene Faust meine Bilderbücher durchzustöbern, Reime zu lernen und vor allem meine Kenntnis der Grimmschen Märchen zu erweitern. Die Spiele traten nun zurück.

Meine Schulkameraden hänselten mich zuweilen, weil ich so sehr in das Lesen vernarrt war. Es gab für mich aber nichts Schöneres, als mit dem Märchenbuch auf den Knieen unter der alten Birke zu sitzen, zu lesen und zu träumen. Die weite Welt schien mir voller unbekannter und lockender Abenteuer zu sein, und zuweilen glaubte ich, Bäume und Tiere seien nur verzaubert, daß sie nicht sprechen konnten und suchte nach dem Zauberwort, sie zu erlösen.

Flock ließ die lange rote Zunge heraushängen und hörte geduldig zu, wenn ich ihm ein Märchen vorlas oder etwas von den Geheimnissen der Welt erzählte. Von ihm wußte ich genau, daß er alles verstand und nur nicht sprechen konnte. Ich hätte ihn gern erlöst und gab ihm sogar einmal einen Kuß auf die schwarze feuchte Schnauze, als ich las, daß die Königstochter durch einen Kuß den Kröterich erlöst hatte.

Eines Abends fand ich, zusammengerollt und die Stacheln gespreizt, einen Igel am Waldrand. Ich nahm ihn, obwohl seine Stacheln sehr schmerzhaft stachen, in meine Mütze und trug ihn nach Hause. Im Keller bekam er ein schönes Lager aus Reisig und Heu, und bald war er so vertraut, daß er auf einen Zuruf angetrippelt kam, sich emporrichtete und dem

Milchnapf entgegenschnupperte. Mäuse fing er leider nicht, weil er bisher auf den weniger anstrengenden Raub von Kuchen und Wurst ausging. Es kostete manchen Kampf und noch viel mehr Tränen, die Erlaubnis zu erwirken, den Igel im Hause zu behalten. Meine Stofftiere waren schon seit vielen Monaten auf den Boden gewandert, verdrängt von den lebendigen Tieren, die jetzt in meine Welt Einzug gehalten hatten.

Meinem Herzen am nächsten stand Flock, der getreue Gefährte. Dann folgte in der Rangordnung der Liebe der Igel. Die große graue Katze Pussi, die im Frühjahr und Herbst regelmäßig einige entzückende Kätzchen im Lager hatte und so lange ernährte, bis Vater Thieke die Kleinen im Lande verschenkte, hatte den dritten Platz. Um den vierten stritten sich das Kaninchen Mila, das ein unbeschreiblich weiches gelbes Fell mit einem tintenfarbigen Flecken hatte, und Mokroß, das Meerschweinchen. Mokroß hieß es nach dem Manne, der es uns verkauft hatte, und außerdem gibt es nun einmal wenig passende Namen für Meerschweinchen. Was sonst noch an Tauben, Ziegenbock, Papagei und Schildkröte vorhanden war, mußte sich von Mal zu Mal den Platz in meinem Herzen erkämpfen. Mit den Tieren, die ich nicht zur Birke mitnehmen konnte, weil sie sonst die erste beste Gelegenheit zur Flucht ergriffen hätten, wußte ich nicht viel anzufangen.

Zu meinem vollen Glück fehlte nur noch ein Fuchs, den ich mir sehnlichst wünschte, nachdem ich aus meinem Schullesebuch erfahren hatte, daß Füchse, wenn sie nur jung genug gefangen würden, recht angenehme, allerdings nicht sonderlich wohlriechende Haustiere zu werden vermöchten.

Nun, was den Gestank anbetraf, war ich durch Hansi, den Ziegenbock, sehr abgehärtet worden. Mein Vater, dem ich die Bitte vortrug, einen Fuchs anzuschaffen, lehnte ein solches Ansinnen unter dem Hinweis auf die dann gefährdeten Hühner, Tauben, Enten und Gänse entschieden ab. Mutter behauptete, sie könnte den Geruch von Füchsen auf den Tod nicht leiden.

und Grete klagte weinerlich, ein Fuchs sei für sie nächst dem Wolf das schrecklichste aller Ungeheuer.

Ich wollte schon sehr niedergeschlagen weitere Versuche aufgeben, als mich Großmutter lächelnd darauf aufmerksam machte, daß in den nahen Wäldern sicherlich Füchse die Hülle und Fülle vorhanden seien, und mir, der eigenhändig einen wilden Igel gefangen habe, müsse es doch ein leichtes sein, auch einen Fuchs zu überlisten.

Am liebsten hätte ich Großmutter einen herzhaften Kuß für diesen Rat gegeben, wenn ich nicht in der letzten Zeit mit Liebkosungen zurückhaltender geworden wäre. Ich begnügte mich nur, sie dankbar anzustrahlen und war überglücklich, als auch Vater meinte, die von Großmutter vorgeschlagene Lösung sei ausgezeichnet.

Bereits am nächsten Tage hatte ich durch mein Schullesebuch und ein Konversationslexikon mich darüber belehrt, daß Füchse in unterirdischen Bauten hausen, die in der Regel mehrere Ausgänge haben. Am besten, so wußte ich nun, fing man Füchse, indem man sie ausräucherte.

Die weiteren Schritte zur Erreichung meines Zieles folgten sehr rasch hintereinander. Mit Fritze Giebel, Walter Huhn und Günther Awe kam ich überein, im Forst zwischen Schöneiche und Rahnsdorf auf Fuchsjagd zu gehen, mit dem Ziele, wenn möglich, für jeden von uns einen zu fangen. Sollte im ganzen nur einer gefangen werden, so versprachen wir uns in die Hand, den Fuchs alle vier Wochen untereinander auszutauschen.

Nachmittags, kurz nach dem Kaffee, zogen wir los. An Werkzeugen nahmen wir einen Spaten, Streichhölzer, auf Günther Awes Rat eine Kanne Petroleum, außerdem mehrere Bohnenstangen, die wir, für den Fall, daß es mit der Fuchsfamilie zum Handgemenge kommen sollte, mit langen Nägeln verziert hatten, fünf große Säcke, Bindfaden und einen Handwagen mit uns.

Wir zogen eine gute Stunde im dichten Walde umher, bis wir ein tiefes und langes Loch entdeckten, das wir einstimmig zu einem Fuchsbau ernannten. Mit Feuereifer grub ich in die Tiefe, ohne allerdings mehr zutage zu fördern als den in der Mark üblichen hellen Sand und einige vertrocknete Kügelchen, die mir vom Kaninchen Mila her nicht unbekannt waren. Fritze Giebel schwor aber, genau zu wissen, daß das hier Fuchskügelchen wären.

Nachdem ich zur Erkenntnis gekommen war, genug gegraben zu haben, kauerte sich Günther Awe auf den Boden, lugte sachverständig in das Loch und steckte dann ein Bein hinein, um sofort festzustellen, daß ihn ein Fuchs in den Schuh geschnappt hätte.

Da wir im weiteren Umkreise keine Löcher mehr entdeckten, sagten wir uns in ehrlicher Ueberzeugung, daß wir es mit einem einlochigen Fuchsbau zu tun hätten und gingen daran, trockenes Reisig, Kiefernadeln und sogenannte Kienäppel zu sammeln und aufzuschichten. Mit feierlicher Miene entleerte Günther Awe seine Petroleumkanne darüber, und ich ließ es mir nicht nehmen, das ganze eigenhändig anzuzünden.

Die Flamme brannte herrlich, und wir hatten eine ehrliche Freude an dem gewaltigen Feuer, weil wir überzeugt waren, die Füchse könnten uns nicht entgehen.

Fritze Giebel und Walter Huhn hielten den größten Sack auf, ich stand mit dem Beil in der Hand in Bereitschaft, während Günther Awe eine vernagelte Bohnenstange schwang, um im Augenblick der Gefahr den ersten angreifenden Fuchs zu zerschmettern.

Leider brach kein Fuchs durch das Feuer, obwohl Günther Awe aufgeregt mehrmals versicherte, er habe es deutlich quieken hören. Wir mußten noch einige Male Reisig und auch dickere morsche Aeste nachwerfen. Es verging eine geraume Weile, und ich begann schon den Mut zu verlieren, nur wollte ich, als der Schöpfer der Idee des Fuchsfangens, mich nicht lächerlich machen.

Es war ein herrliches Bild, das hohe, prasselnde Feuer, die jagdeifrigen Fritze Giebel und Walter Huhn, der mutige Günther Awe! Und ich selbst, mit meinem kriegerischen Beil, mag auch einen stolzen Anblick geboten haben.

Plötzlich hörten wir lautes Schreien und Fluchen hinter uns. Wir erstarrten fast vor Schreck, als wir gewahrten, daß die Schöneicher Feuerwehr, gefolgt von vielen uns bekannten und allem Anschein nach sehr aufgeregten Einwohnern, andrangen. Günther Awe, und das nahmen wir ihm sehr übel, warf die Bohnenstange fort und lief heulend tiefer in den Wald hinein. Wir andern ließen uns widerstandslos fangen und wurden zu unserem großen Erstaunen und zu noch größerer Empörung von den aufgeregten Leuten verhauen.

Wir hatten wirklich nicht beabsichtigt, einen Waldbrand zu entfesseln und sahen uns in gemeinster Weise um unsere sichere Jagdbeute betrogen.

Der Niederbarnimer Anzeiger brachte einen lehrhaften Aufsatz über diesen Waldbrand und erwähnte uns namentlich. Selten habe ich Vater so wütend gesehen. Die Schläge schmerzten mich weniger als seine Vorhaltungen, daß er durch meine Schandtaten allmählich an den Bettelstab kommen würde. Mutter war sehr traurig über mich und meinte seufzend, Vater würde mir den Waldbrand nie verzeihen. Gegen Großmutter begann ich einen stillen Groll zu hegen, denn sie wollte es mit einmal nicht mehr wahrhaben, daß sie die Anregerin zu dieser Tierfangexpedition in den Wald gewesen war!

Je mehr sich die schlechten Erfahrungen, die ich mit den Folgen meines Forschungsdranges machte, häuften, desto gewaltiger wuchs mein Ansehen in der vereinigten Jugend Schöneiches und der benachbarten Dörfer. Selbst größere Jungen waren jetzt nicht mehr zu stolz, mich einer Anrede und selbst längerer Gespräche zu würdigen. Herr Wentzlaff war allerdings sehr bekümmert über meine Entwicklung vom vereinsamten Herrschaftskind zum Anführer der Jungen und versprach meinen

Eltern, fortan ein wachsames Auge auf mich zu werfen. Das äußerte sich jedoch hauptsächlich darin, daß ich jetzt dreimal in der Woche nachmittags zu ihm kommen mußte, um in seinem Garten Unkraut zu jäten.

Ich war zuweilen sehr traurig darüber, daß ich begann, meinen Eltern Kummer zu machen und nahm mir nach jeder Strafpredigt, die ich erhielt, ernsthaft vor, fortan ein artigeres, besseres Leben zu führen. Weiß der Himmel, woran es lag, daß meine Vorsätze immer wieder zerrannen wie Wolken im Wind.

Zwei Jahre hatte ich schon die Schöneicher Schule besucht, als mein Vater der Meinung war, nun sei ich alt und kräftig genug, die Strapazen einer täglichen Fahrt von Rahnsdorf nach Friedrichshagen auf mich nehmen zu können, um das Realgymnasium zu besuchen. Da Grete zur gleichen Zeit auf das Friedrichshagener Lyzeum gehen sollte, erschienen die Schwierigkeiten des langen Weges durch den Wald, der Bahnfahrt und des ebenfalls nicht gerade kleinen Weges vom Friedrichshagener Bahnhof zur Schule halb so schlimm.

Eines Tages wurden Grete und ich mit freundlichen Worten von Herrn Wentzlaff entlassen, bekamen ein über alle Maßen gutes Zeugnis ausgestellt, in dem sogar mein Betragen als sehr gut bezeichnet wurde, drückten Herrn Wentzlaff und allen Mitschülern bewegt die Hand und fuhren zur Aufnahmeprüfung nach Friedrichshagen. Die ganze Bahnfahrt hindurch ging der Gedanke durch meinen Kopf, daß ich jetzt vor einem ganz neuen Lebensabschnitt stünde, daß jetzt die Zeit eines ernsthaften Lernens begänne und daß ich von nun an keinerlei Streiche mehr begehen dürfe.

Am Bahnhof in Friedrichshagen gab ich Grete hoffnungsvoll die Hand, schlenderte, da ich eine ganze Stunde Zeit hatte, gemächlich die Friedrichstraße entlang, besah mir gründlich alle Schaufenster mit den zuweilen sehr lockenden Schätzen, betrachtete mit großem Respekt das Filmtheater, in dem Onkel Otfrid

Lorbeeren geerntet hatte, aß mit gewaltigem Appetit auf einer Bank mein Frühstück und kam schließlich unglücklicherweise zur Aufnahmeprüfung eine ganze Zeit zu spät.

Zerknirscht und unschlüssig stand ich vor dem verschlossenen Portal und war sehr dankbar, als endlich der Direktor, ein guter Bekannter Vaters, kam und erstaunt nach meinem Begehr fragte. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich in ein Klassenzimmer, in dem ein feiner, älterer Herr mit goldener Brille und sehr eindrucksvoller Glatze die Aufnahmeprüfung durchführte.

Lesen, Schreiben und Kopfrechnen waren Fächer, in denen ich mich nicht so leicht überrumpeln ließ, das schriftliche Rechnen machte mir schon wesentlich größere Schwierigkeiten, weil besonders beim Multiplizieren die Zahlenstellung anders war, als man sie in Schöneiche übte.

Zwischen den einzelnen Prüfungsfächern waren kleine Pausen eingeschoben. Da ich kein Frühstück mehr besaß, benutzte ich die freie Zeit, mir das Klassenzimmer gründlich anzusehen. Es erschien mir überaus vornehm. So ganz anders als in Schöneiche. Im Gymnasium gab es Klappsitze, schöne schwarzpolierte Bänke, saubere Wände, leuchtende Bilder mit Landschaften und Heerführern. Und wie vornehm waren erst die Aborte! Da gab es sogar Türen vor den einzelnen kleinen Zellen!

Nach zwei Stunden wurden die Prüfungsergebnisse bekanntgemacht. Ich durfte nun eine schwarze Samtmütze mit goldenen Streifen tragen und war zum Schüler der ersten Vorschulklasse, der Septima, befördert. Mein Herz schlug höher vor Stolz, einer so feinen Schule angehören zu dürfen. Mit zitternden Händen wickelte ich den Taler, den mir Mutter für den Fall, daß ich aufgenommen werden würde, mitgegeben hatte, aus dem Seidenpapier und lief so schnell ich konnte zu einem Hutgeschäft, um mir die meinem Stande gemäße Mütze zu kaufen. Die Matrosenmütze, die ich solange getragen hatte, warf ich in einen Hausflur.

Grete stand schon am Bahnhof. Am Leuchten ihres Gesichtes erriet ich, daß auch ihr die Aufnahmeprüfung keine Enttäuschung gebracht hatte. Gerührt sanken wir uns in die Arme und berichteten unter maßlosen Übertreibungen, wie schön unsere Schulen seien.

Mein Gymnasiastenstolz erhielt allerdings sehr schnell einen erheblichen Dämpfer. Die Schuld daran trugen meine Vettern Arthur und Paul, die durch ihre wilden Streiche unserem Familiennamen große Einbuße getan hatten. „Bist du etwa ein Bruder von den beiden Eggers?", hieß es schon am dritten Tage. Und noch war die erste Woche nicht vergangen, als man mir bereits von allen Seiten eine schlimme und ruhmlose Schulzeit voraussagte. Ich war fest entschlossen, mich bis zum Letzten tapfer zu schlagen, nur fand ich keine Antwort auf die Frage, warum ich für die Taten meiner Vettern leiden sollte. Gewiß, ich mußte zugeben, daß sie es toll getrieben hatten. Mutter hatte sogar einmal eine leichte Schrotladung aus Arthurs Hinterteil waschen müssen. Und am ganzen großen Müggelsee gab es kaum ein Dorf, in dem man nicht vor dem Namen Eggers zitterte. Aber was hatte ich schließlich damit zu tun? Arthur und Paul waren längst auf einer der unzähligen Pressen in einer der vielen kleinen Städte, die geradezu wetteiferten, reichen Vätern die Sorgen um die Söhne und damit auch die überflüssigen Taler abzunehmen.

Es entging mir nicht, daß fast alle Lehrer mich mit argwöhnischen Blicken musterten und jedes meiner Versehen als Auflehnung, Frechheit und Unfug werteten. Ehe mein Platz auf der Schulbank noch recht warm geworden war, zierte mein in dieser Schule so sehr mißachteter Name bereits mehrere Male das Klassenbuch, und ich hatte sehr bald erfahren müssen, daß der Karzer zwar eine unter Schulkameraden sehr ehrenwerte, aber für den durch ihn Betroffenen überaus langweilige Einrichtung war. Die Eltern schüttelten oft den Kopf und schienen nicht recht glauben zu wollen, daß ihr Sohn unschuldig zu leiden hatte.

In mir erwachte allmählich ein starker Trotz. Wenn sie mich unbedingt zum bösen Buben stempeln wollten, dann sollten sie auch Grund für die Bestrafungen haben! Ich fand heraus, wie man sehr gründlich den Unterricht durch Maikäfer, Maulwürfe und Schmetterlinge stören konnte. Auch blieb es mir nicht verborgen, daß Karbid im Spucknapf erhebliche Dünste zu entwickeln vermochte. Und da ich bei den Schlägen, die mir erboste Lehrer verabreichten, lieber meine Lippen zerbiß, als lauthals zu brüllen, sah man hier und dort in mir eine hoffnungslose und verstockte Range. Meine Mitschüler allerdings sahen zu mir auf wie Sklaven zu einem rebellischen Anführer und stellten sich willig unter meine Führung. Die notorisch artigen Kinder allerdings machten, wohl ermahnt und gewarnt von ihren Eltern, einen großen Bogen um mich.

Als ich in die Sexta einzog, war ich bereits der unumstrittene Held der Klasse, als Landjunge an Kraft und Gewandtheit allen überlegen, und auch im Lernen war ich nicht der Schlechteste. In Latein wurde ich sogar der Beste. Nur, leider, die Streiche! Ich muß eingestehen, daß mich die Gefährlichkeit der frechen Unternehmungen reizte. Es war nun einmal schön, einem gefürchteten Lehrer einen Schneeball an den steifen, schwarzen, würdigen Hut zu werfen oder einen Gummipfropfen in den Drehpunkt der Tür zu zwängen, so daß der Professor rücklings auf den Flur hinausflog, wenn er sich an die Tür lehnte, die er geschlossen wähnte. Schön und aufregend waren auch die Schlachten, die wir den höheren Klassen lieferten. Ich scharte einige Trabanten um mich, mit denen ich nachmittags auf Abenteuer ausging. Wir angelten an windstillen und versteckten Winkeln des Müggelsees, machten Streifzüge durch die weiten Wälder, fuhren, nachdem wir von den Eltern Räder erbettelt hatten, zu den Bauern ferner Dörfer, sammelten Pflanzen und Vogelfedern, badeten in entlegenen Bächen und Teichen und führten unser sehr stolzes und herrliches Jungenleben. Old Shatterhand und der Lederstrumpf, Sigismund Rüstig, Robinson und Onnen Visser waren die Helden unserer

Welt, die wir nicht nur in der Phantasie zu buntem Dasein erweckten.

Nur einmal war ich ernsthaft in Gefahr, diese Welt zu verlieren und mit ihr meine Freunde und Gefährten. Das war, als Käthchen in mein Leben trat. Käthchen war, etwas älter als ich, Gretes Mitschülerin, ein langaufgeschossenes, etwas blasses blondes Mädel, die Tochter eines Friedrichshagener Fleischermeisters.

Käthchen war mir ursprünglich völlig gleichgültig. Wir Jungen sahen überhaupt etwas mitleidig auf die Mädchen hinunter, die mit Puppen spielten, Kieselsteine kochten und „verheiratet" spielten. Das von Quarta an aufwärts so beliebte „Poussieren" erschien uns im höchsten Grade unmännlich und albern. Wir lachten nur, wenn wir die etwas älteren Pennäler nachmittags mit ihren „Flammen" im Kurpark offensichtlich befangen lustwandeln sahen. Ich machte mir nichts daraus, als ich merkte, daß Käthchen mir liebenswürdige Blicke zuwarf und dann errötete. Ich warf auch den Brief, den mir Grete von Käthchen überbrachte, ungelesen fort. Erst als mich Käthchens Bruder Erich, ein hoffnungsvoller Tertianer, einlud, einmal in die Fleischerei zu kommen, wurde ich zugänglicher. Der Fleischsalat und die warmen Würstchen schmeckten zu gut.

Ich habe dann öfter Einladungen angenommen und schämte mich im stillen über die höhnischen Vorwürfe meiner Kameraden, die jetzt ohne mich Streifzüge in unsere unerschöpfliche Welt machten. Ja, einen meiner liebsten Freunde schlug ich windelweich, als er nicht aufhörte, mich mit Käthchen zu hänseln. Ich hätte mich selber ohrfeigen können! Denn ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, daß Käthchen anfing, Eindruck auf mich zu machen. Ich ertappte mich, wie ich versonnen ihren Namen auf mein Löschblatt schrieb. Endlich faßte ich Mut, riß mich zusammen und fragte sie stammelnd, ob wir wohl gemeinsam in den Kurpark gehen wollten. Käthchen hauchte ein teils verschämtes, teils siegesfreudiges Ja. Der entscheidungsvolle Nachmittag brach an.

Selten habe ich mir mit solchem Eifer die Nägel gebürstet und den Scheitel gekämmt wie damals. So weit war ich aus der Bahn geworfen, daß ich unsere alte dicke Marie bat, mir etwas von ihrem, alle anderen Gerüche und Dünste überwindenden Veilchenparfüm zu geben.

Eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit stand ich bereits am Eingang des Kurparks, rot bis an die Haarwurzeln. Ich fühlte, daß meine Wangen brannten und mein Herz schneller schlug als selbst bei den gefährlichsten Streichen und Abenteuern. Die Quartaner, Tertianer, Sekundaner und Primaner lachten, als sie mich wartend stehen sahen.

„Was willst du denn schon hier, Eggers?"

Am liebsten wäre ich davongelaufen. Was hätte dann aber Käthchen wohl von mir gedacht?

Drüben gingen meine früheren Freunde vorbei. Sicher wollten sie einen Ausflug in die ungebundene Welt der Jungen machen, in der man nicht zu erröten brauchte. Sie stießen sich an, tuschelten und wiesen mit dem Finger auf mich. Es war zum Verzweifeln. Die Tränen saßen mir plötzlich hoch in den Augen. Tränen der Scham.

Ich begann, mich über Käthchen zu ärgern. Wenn sie doch nur bald kommen würde. Sie kam ganz pünktlich, auf die Minute, und war erstaunt, mich zornig zu finden. Schweigend wickelte sie mir die dick belegten Brötchen aus, die sie in ihrem Täschchen mitgebracht hatte. Ich aß sie hastig hinunter, schweigend und trotzig. In gedrückter Stimmung schlichen wir durch den Park. Jedes ferne Lachen der älteren Schulkameraden war mir wie ein Nadelstich. Ich fühlte, daß mich Käthchen hin und wieder von der Seite ansah. Vorsichtig schob sie ihre Hand in meine auf dem Rücken gekreuzten Hände.

„Was hast du denn?"

Ich zuckte schweigend die Schultern. Was sollte ich ihr auch sagen! Hundeelend war mir. Was wohl jetzt die Kameraden machten? Unbeschreiblich albern und verächtlich kam ich mir vor.

Käthchen hatte mich zu einer Bank geführt. Wir saßen mit pochenden Herzen da, keiner sagte ein Wort. Aufmerksam sah ich den Ameisen zu, wie sie Kiefernadeln in ein Loch schleppten. Wie gern wäre ich unter ihnen gewesen, ohne Käthchen.

Ich zuckte zusammen. Sie hatte ihren Kopf an meine Schulter gelehnt. Unangenehm war mir diese Berührung. Merkwürdig, daß es Menschen gab, die das schön finden konnten.

Käthchen hielt mein Schweigen offenbar für Schüchternheit. Sie begann, aufmunternd zu kichern. Wie albern erschien sie mir plötzlich, und wie sehr verachtete ich sie! Noch überlegte ich, wie ich am schnellsten und unauffälligsten davonkommen könnte, als Käthchen plötzlich die Arme um meinen Nacken schlang und mir einen Kuß auf den Mund gab. Mich würgte der Ekel. Der Kuß brannte wie ein ätzendes Gift. Geschändet fühlte ich mich, in meiner Jungenehre beschimpft.

Mit einem jähen Ruck stieß ich Käthchen von mir und lief, so schnell mich meine Füße trugen, fort, irgendwohin, wo ich allein mit mir war. Auf einer Wiese habe ich dann lange gelegen, den Kopf im Heu vergraben. Die Gedanken jagten sich. Ob wohl Käthchen etwas verraten würde von dem Furchtbaren, das vorgefallen war? Und was wohl die Kameraden dazu sagen müßten? Würden sie mich nicht völlig verachten und verabscheuen? Vorsichtig schlich ich mich, als die Dämmerung heraufzog, nach Hause und reinigte mit Lappen, Schwamm und Bürste mein Gesicht, als gälte es, Pech abzuwaschen.

Am nächsten Tage trat ich zu meinen Kameraden und drückte ihnen allen stumm die Hand. Kein Wort wurde über Käthchen gesprochen. Nach einem Irrflug in die feindliche Welt war ich in die Heimat zurückgekehrt. Die Seen und Bäche, Tümpel, Wiesen, Felder und Wälder erschienen mir schön und gewaltig wie nie zuvor. Mit wahrer Inbrunst führte ich die Freunde zu neuem abenteuerlichem Schweifen an. Ich hatte ja so vieles nachzuholen!

Nur an Käthchens Haus hütete ich mich vorbeizugehen.

Im Spätsommer des Jahres 1913 nahm mich mein Vater eines Tages zur Seite.

„Hast du Lust, dir Flugvorführungen anzusehen?"

Statt aller Antwort jubelte ich hell auf. Zeppeline kannte ich, sie waren zur Genüge über Berlin geflogen. Den Parseval konnte ich auf den ersten Blick vom Schütte-Lanz unterscheiden. Was waren aber schon all die stolzen und wuchtigen Luftschiffe gegen die kleinen Aeroplane, von denen alle Welt mit eigentümlicher Erregung sprach! Immer wieder stürzte einer der schneidigen Flieger tödlich ab, stets aber waren die Lücken wieder gefüllt von jungen Waghälsen. Mit eigenen Augen hatte ich gesehen, wie ein junger Bursche in den Pittbergen bei Wilhelmshagen sein selbstgebautes Segelflugzeug einige Meter über den Erdboden brachte. Und nun erst die Motorflieger! Wenn einer von ihnen in der Nähe des Gymnasiums seine halsbrecherischen Luftschleifen zog, dann gab es kein Halten, keine Ordnung in den Klassen, dann stürzte alles zu den Fenstern, selbst der würdigste Professor.

Vater nickte gutmütig.

„Ich habe durch den Hauptmann Karten bekommen."

Tausende und aber Tausende von Menschen waren nach Johannistal gekommen. Pferdefuhrwerke und ratternde Autos wirbelten meilenweit den Staub der Zufahrtsstraßen auf. Soldaten sperrten die Zugänge und das eigentliche Flugfeld ab. Die schnauzbärtigen Polizisten in ihren dicken Uniformen und nickelbeschlagenen Pickelhauben schwitzten gottsjämmerlich bei ihrem Dienst, der ihnen auch nicht die kleinste Atempause gönnte.

Eine ganz besondere Attraktion war angekündigt: Pégout, der bekannte französische Kunstflieger, hatte sein Erscheinen zugesagt! Mit seiner kleinen Maschine war er schon Wochen vorher in den Zeitungen und Zeitschriften abgebildet zu sehen. Pégout! Ich bat Vater, mir eine der Bildkarten zu kaufen, die, mit dem weißgedruckten kühnen Namenszug versehen, am Eingang vertrieben wurden. Die Karte barg ich sorgfältig in

meiner Botanisiertrommel, die ich bei allen größeren Unternehmungen mit mir führte.

Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Pégout hatte sich verspätet, weil er mit widrigem Wind kämpfen mußte.

Freiballons, die in Massen starteten, beachtete ich kaum. Ein Fieber der Erwartung hatte mich gepackt. Endlich, endlich schien es soweit zu sein. Soldaten breiteten Tücher aus, um die günstigste Landestelle kenntlich zu machen. Ganz hoch, klein wie ein I-Pünktchen im Lesebuch, erschien jetzt die Maschine Pégouts. Die Trikolore stieg an einem gewaltigen Fahnenmast empor. Wuchtig erklang die französische Nationalhymne, fast übertönt von den begeisterten Rufen der Masse. Leicht wie eine Möwe flog Pégouts Flugzeug heran, zog einige Kreise um den Platz und landete dann in unmittelbarer Nähe unserer Tribüne.

Eine ganze Anzahl Herren in Uniform oder Frack begrüßte den Franzosen, der lebhaft nach allen Seiten grüßte, den Herren, die ihn umstanden, ziemlich wahllos die Hand drückte und eilig in die Maschine zurückkletterte. Nach wenigen Sätzen schon löste sich das Flugzeug behend von der Erde, schnitt haarscharf über die Dächer der Flugzeughallen und stieg dann steil in die Höhe. Mit offenem Mund sah ich dem Flieger nach. Was war schon der Zirkus Busch mit seinen Löwen und Leoparden, mit seinen Schwertschluckern und Seiltänzern, was war schon gar das Kino mit seinen tollen und hastigen Abenteuern gegen diesen Mann, der sein Flugzeug besser zu meistern wußte als der geschickteste Reiter sein Pferd!

Damen schrieen auf und hielten die Hände vor das Gesicht, als Pégout plötzlich die Maschine senkrecht in die Höhe riß und sie überschlagen ließ, einmal, zweimal, dreimal hintereinander! Dann flog er sogar eine lange Strecke auf dem Rücken, den Kopf nach unten! Selbst meinem Vater wurde der Anblick zuviel. Er murmelte etwas, was sich wie „unerhört", „Spiel mit dem Tode" anhörte.

Nach zehn Minuten etwa landete Pégout wohlbehalten wieder unmittelbar vor unserer Tribüne. Ein riesiger Lorbeerkranz,

geschmückt mit den Farben der deutschen und französischen Nation, wurde ihm umgehängt, so daß der kleine Franzose fast unter der grünen Fülle verschwand.

Noch tönten die Klänge der Marseillaise herüber, und noch fuhr Pégout eine Ehrenrunde um den Platz, als sich, unangemeldet und darum zunächst als störend empfunden, eine schwerfällige deutsche Maschine aus einer Flugzeughalle schob. Eine Rumplertaube!

Ein Aufschrei ging durch die Reihen der Zuschauer, als sich die Taube mit dröhnendem Motor vom Boden hob und torkelnd wie ein Betrunkener in die Luft schraubte. Wahrhaftig, der deutsche Flieger war mehr als tollkühn! War er am Ende wahnsinnig? Ganz langsam legte sich die Maschine auf den Rücken, es sah aus, als müßte sie jeden Augenblick abstürzen und zerschellen, dann kletterte sie steil in die Höhe und wiederholte, langsam zwar, aber doch verbissen und bis ins kleinste genau, alle Kunststücke des Franzosen, überschlug sich viermal, fünfmal, zog halsbrecherische Schleifen und setzte wenige Meter neben der französischen Maschine auf.

Die untergehende Sonne warf einen hellen roten Schimmer über das Feld, und die deutsche Fahne, die jetzt an Stelle der französischen am Mast emporstieg, flatterte schwer und wuchtig. Ganz still wurde es auf dem Feld, und das Deutschlandlied klang feierlicher und erhabener als ein Dankchoral in der Kirche.

Der Hauptmann neben uns putzte nachdenklich sein Monokel.

„Ich glaube, daß in einem Kriege die Flieger den Luftschiffern überlegen sein werden."

Dieser Ausspruch blieb in meinem Gedächtnis haften, denn es erschien mir gewaltig, daß ein kleines Flugzeug stärker sein sollte als ein großes Luftschiff.

Pégouts Name war damals in aller Munde, von den Taten der tapferen Rumplertaube aber wurde kein Aufhebens gemacht. Selbst der Hauptmann konnte mir nicht sagen, wie eigentlich der deutsche Flugzeugführer hieß.

Walther Niemann aus Fichtenau kam jetzt jeden Tag zu mir und ließ sich immer wieder alle Einzelheiten des Flugtages erzählen. Schließlich zog er mich ins Vertrauen. „Ich baue mir einen Segelflieger."

Ungläubig sah ich zu Walther Niemann auf.

„Einen richtigen, in dem man sitzen kann?"

Niemann nickte.

„Zwei sollen sogar darin sitzen können."

Vier Monate später lag Walther Niemann fast hoffnungslos im Krankenhaus zu Niederschöneweide. Das kleine Flugzeug war viel zu zerbrechlich gewesen. Beim ersten Startversuch schon war es an einem Granitblock zerschellt. In den Pittbergen, gerade dort, wo ich vor kurzem erst einen jungen Burschen hatte fliegen sehen!

Ich wurde jetzt häufiger zu Paraden und kleineren Manövern mitgenommen, mein Vater hatte gemerkt, daß ich große Freude an Soldaten und an all dem, was dazu gehört, an Kanonen, Wagen und Pferden hatte. Einmal, als ich aus der Schule kam, marschierte eine Kompanie der Garde-Infanterie vorüber. Bis Karlshorst bin ich an jenem Tage neben der Kompanie hermarschiert, selig, daß ich einem Soldaten das Gewehr tragen durfte.

Mit meinen Bleisoldaten spielte ich Sedan, baute auf der großen Spielwiese neben unserm Haus ein großes Schlachtfeld mit Bergen und Tälern auf, ganz so, wie ich es auf den Bildern vom Kriege 1870/71 sah. Unserer Engländerin war diese Beschäftigung nicht recht, sie beschwerte sich oft bei meiner Mutter darüber und versuchte, mich zu Märchenbüchern zu überreden. Die deutschen Jungen seien furchtbar, meinte sie einmal ganz verzweifelt, in jedem stecke ein Hunne, der nur ein Pferd und ein Gewehr brauche, um über die beklagenswerte Welt herzuziehen. Da seien doch die Jungen in England vernünftiger, die spielten Fußball und trieben Sport, anstatt in der Phantasie

Blut und Brand zu beschwören. Kurz nach Weihnachten packte die Miß plötzlich und sehr aufgeregt ihre Koffer. Sie müsse sofort nach Hause fahren, es stünde Krieg vor der Tür!

Vater lachte.

„Ich glaube, Sie sehen Gespenster."

Die Miß schüttelte weinend den Kopf.

„Ein Engländer glaubt nicht an Gespenster, er weiß nur mehr als andere Menschen, weil er die ganze Welt beobachtet und lenkt."

Vater wurde damals sehr zornig und wollte der Miß beim Abschied kaum die Hand geben.

Zum Osterfest des Jahres 1914 bekamen wir noch einen Gruß aus England, dann haben wir nichts mehr von der Miß gehört.

Gerade dieses Osterfest war besonders schön. Der Frühling war frühzeitig eingezogen, so daß wir unter blühenden Hecken und Sträuchern Eier suchen konnten. Grete und ich hatten gute Zeugnisse bekommen, ich war sogar Dritter in der Klasse geworden. Das Jahr versprach gut zu werden. Vielleicht sollte es uns noch eine Seereise bringen. Am zweiten Ostertag kamen die beiden Vettern Bruno und Fritz zu uns. Bruno, bisher Leutnant bei dem 112. Infanterieregiment in Mühlhausen, war gerade zur Militärfliegerei übergegangen, ein Schritt, der beim größten Teil der Verwandtschaft ängstliches Erstaunen, bei mir helle Begeisterung auslöste. Fritz wollte ursprünglich ebenfalls Offizier werden und war auch schon als Fahnenjunker für Mühlhausen vorgemerkt. Ein junges Mädchen, Vera, aber hatte ihn umgestimmt. Immerhin war dieses Vorkommnis für mich von so eigenartigem Reiz, daß es unter den vielen aufregenden Fällen, die in meiner umfangreichen Verwandtschaft — in Mutters Hause waren acht lebende Geschwister, in Vaters vier, und das gibt immerhin eine erhebliche Zahl von Vettern und Basen — vorkamen, bemerkenswert aufragte. Fritz hatte als Sekundaner auf der Eisbahn in Rahnsdorf die gleichaltrige Vera kennengelernt und sich so ernsthaft in sie verliebt,

daß er, allen Vorhaltungen der Eltern zum Trotz, sich mit Vera heimlich verlobte. Da Vera kein Vermögen besaß und der Onkel seinen Söhnen außer einer guten Schulbildung ebenfalls nichts mitgeben konnte, hätten die beiden Verliebten und heimlich Verlobten viele Jahre warten müssen, bis Fritz als älterer Oberleutnant einmal hätte daran denken können, einen eigenen Hausstand zu gründen. Nach vielem Hin und Her hatte Fritz beschlossen, Theologie zu studieren. Pfarrer konnte man schneller werden als Oberleutnant! Zur Zeit lernte er Griechisch, Lateinisch und Hebräisch, denn sein Abitur hatte er gerade auf der Oberrealschule bestanden. Grete, als angehender Backfisch, schwärmte für diesen vor ihren Augen abrollenden Liebesroman. Mir war allein schon der Gedanke einer Wahl zwischen Uniform und Talar verwerflich.

Immerhin fand ich es von Vera tapfer, daß sie sich entschloß, keinesfalls zu Hause zu warten, bis der frischgebackene Pastor mit dem Freiersstrauß vor der Tür stand, sondern selber einen Beruf zu ergreifen, und zwar den einer Lehrerin. Im Herzen war ich überaus stolz, als ich jetzt an Käthchen dachte. Weiß Gott, ich hatte mich nicht von ihr bestimmen lassen. Ob sie wohl versucht hätte, mich zu einem Fleischer zu machen? —

Der Sommer war sehr heiß. Ich war mit Grete in die Lüneburger Heide geschickt worden, in ein kleines Dorf, Barum bei Uelzen. Vaters Bruder war dort bis vor wenigen Jahren Pfarrer gewesen. Die Gemeinde hing noch jetzt sehr an ihm, weil er ein sogenannter „liberaler" Pfarrer war, einer, der die Bauern nicht mit Moralpredigten langweilte, sondern selbst mit beiden Füßen auf der Erde stand, den lieben Gott der Bibel mit sehr deutschen Augen sah und dementsprechend gar nicht daran dachte, aus den dickköpfigen, herrischen und stolzen niedersächsischen Bauern demütige Beter zu machen.

Wir wurden sehr herzlich von den Bauern aufgenommen, durften in den Ställen und Scheunen umherstreifen, die Knechte und Mägde zur Feldarbeit begleiten, Schafe hüten, den Imkern zusehen, auf Pferden und Ochsen reiten. Und abends, wenn

die jungen Burschen und Mädchen unter der uralten Kastanie vor dem Schloß zusammenkamen, mußten wir von Berlin erzählen. Ob wir den Kaiser schon einmal gesehen hätten, ob sein rechter Arm wirklich verkrüppelt sei oder ob das nur die Sozialdemokraten erzählen, ob viel Gold am Schloß sei und was die Kaiserin für Kleider trüge.

Ich hatte keine Bedenken, auf jede Frage eine erschöpfende Antwort zu geben, selbst wenn ich mir eine solche Antwort auch erst aus Phantasie und Übertreibung zusammenleimen mußte. Auch Grete ergriff freudig die Gelegenheit, sich an der Überraschung der Dorfmädchen zu weiden und berichtete geradezu ausschweifende Einzelheiten vom kostbaren Schmuck, vom Samt und von der Seide der Kaiserin und ihrer Hofdamen. Ja, sie tat fast so, als seien wir täglich bei Kaisers zu Gaste. Sicher hatten wir es nur dem Ansehen unseres pastörlichen Onkels zu verdanken, daß man unsern Worten Glauben schenkte.

Der alte Baron ließ uns zuweilen nachmittags ins Schloß holen, zu Kaffee und Kuchen. Mit andächtigem Schauder betrat ich die Bohlenbrücke, die über einen breiten Graben führte, der das Schloß von der Umwelt trennte. Alte Rittergeschichten fielen mir ein, Erzählungen von Turnieren und Verliesen. Ich war jedesmal fast ein wenig enttäuscht, kein Gespenst gesehen oder doch wenigstens Kettengerassel gehört zu haben. Auch der alte Baron hatte nichts an seinem Äußeren, was an einen Ritter erinnern konnte. Ich mußte vielmehr an den alten versoffenen Schmidt aus Kleinschönebeck denken, der hatte auch ein so aufgedunsenes, bläulich schimmerndes Gesicht und solche unförmige Nase. Über Grete mußte ich lachen, die machte einen Knicks bis auf die Erde.

Wir mußten von den Zeppelinen und Fliegern erzählen, das hörte der Baron am liebsten. Von den Berlinern hielt er nicht viel. Berlin und Potsdam seien die Brutstätten aller preußischen Gemeinheiten, knurrte er einmal, und dann polterte er los gegen Bismarck, der das alte, vornehme Welfenhaus vertrieben

und ganz Hannover einfach gestohlen habe. Ich bekam Angst vor dem Baron und glaubte fest, es sei in seinem Oberstübchen nicht alles in Ordnung. Wie konnte auch ein Mensch auf die Idee kommen, die Preußen zu hassen und auf Bismarck zu schimpfen? Ich nahm mir fest vor, noch an diesem Abend vor das Schloß zu gehen und auf meiner Mundharmonika das Lied zu spielen, das ich ganz besonders liebte:

Ich bin ein Preuße,
Kennt ihr meine Farben . . .

Und dann wußte ich noch eins, ein ganz preußisches, das den alten Preußenhasser bestimmt ärgern würde:

Was blasen die Trompeten,
Husaren heraus . . .

Ein herrliches Lied, da kam zum Schluß immer der Kehrreim:

Juchheirassassa, und die Preußen sind da.
Die Preußen sind mutig und rufen Hurra . . .

Mit Nachdruck schob ich den Kuchenteller fort, obwohl der Kirschkuchen mit Schlagsahne sehr verlockend war. Sicher muß ich ein wütendes Gesicht gemacht haben, denn der Baron hielt plötzlich in seiner Schimpfrede inne, machte ein verlegenes Gesicht und knurrte, wir unschuldigen Kinder könnten ja schließlich nichts dafür, daß wir zu Preußen gemacht seien, und schließlich sei unser Vater ja auch Hannoveraner, und unser Großvater, das wisse er von unserm Onkel, dem Pastor, genau, habe sogar den Preußen, als sie Göttingen besetzten, dadurch Abbruch getan, daß er Uniformen, Waffen und Stoffballen aus dem Fenster der Kaserne geworfen hätte.

Diese Heldentat meines Großvaters paßte mir gar nicht, und ich antwortete nur, daß wir zu Haus ein großes Bismarckbild hätten und meine Mutter aus Ostpreußen sei, wo es keine Hannoveraner gäbe. Der Alte wurde ganz traurig und schüttelte mehrmals den Kopf. Es sei ein schlimmes Zeichen, daß die Jugend sich so schnell an die heutigen Verhältnisse gewöhne und so gar keine Ehrfurcht vor der Vergangenheit habe. Er hätte das auch selbst schon an der Dorfjugend erfahren müssen, die

sei vollkommen preußisch geworden, seitdem der neue Lehrer eingezogen sei. Ob ich nie etwas von dem blinden König Georg von Hannover gehört hätte, wandte er sich dann zu mir.

Ich schüttelte mit dem Kopf und warf patzig ein, ein König dürfe gar nicht blind sein, das könne in Preußen niemals vorkommen.

Am Abend bin ich nicht vor das Schloß gezogen. Irgendwie tat mir der alte traurige Mann, der einen blinden König liebte, leid. Aber als wir wieder herübergeholt werden sollten, lief ich mit Grete in die Heide zu dem alten Schäfer, der so wundersame Geschichten wußte und Strümpfe stricken konnte. Den fragte ich einmal ganz vorsichtig nach dem blinden König Georg. Der Schäfer machte eine lässige Handbewegung und spritzte den Priemsaft nachdenklich in hohem Bogen fort.

„Mien lütten Jung, glöw mi dat, ick bün en ollen Kierl, ick kenn dat Läwen, un ick segg di eins, dat Grote fråt dat Lütte, damit dat Grote noch gröter ward. Dat is dat Läwen in Würklichkeit, un allens andre is Schiet. Un um Schiet soll man nich truern."

Wir bekamen einen großen Respekt vor der Weisheit des Schäfers, die er so gelassen aussprach, als gäbe es in der Welt nichts Natürlicheres, als daß ein Bismarck einem blinden, schwachen König Land und Krone nimmt. Wir haben dann den König schnell vergessen über den Hünengräbern, die uns der junge Lehrer zeigte, und über dem herrlichen Wabenhonig, den uns die Imker schenkten, vergaßen wir auch, daß es im Schloß Kirschkuchen und Schlagsahne gab.

Der Lehrer war eine Zeitlang sehr ernst und erzählte, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß ein großer Krieg entstünde. Mein Herz schlug stürmisch, denn ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als einen Krieg mit vielen Sturmangriffen und Schlachten und schließlich einen großen Sieg, in dem die feindlichen Könige und Kaiser gefangengenommen werden. Ueber Grete ärgerte ich mich, weil sie Mitleid mit den Verwundeten hatte und den Krieg schrecklich fand.

In Sarajevo seien der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau ermordet worden, und die Schuld der serbischen Regierung stünde einwandfrei fest, berichtete der Lehrer.

Ich sah ihn verwundert an und begriff nicht, warum das einen großen Krieg verursachen könne. Daß Serbien ein kleines und Oesterreich-Ungarn ein großes Land war, hatte ich bereits in der Schule gelernt. Und daß ein großes Land im Krieg ein kleines Land vernichtet, wußte ich auch ohne die Weisheit des Schäfers.

Auf meinen Einwurf lächelte der Lehrer nur.

„Ja, Junge, wenn die Welt so einfach wäre! Aber wenn ein Kleiner vorgeschickt wird, um Streit anzufangen, dann steht immer wenigstens ein Großer im Hintergrund, um einzugreifen. Das nennt man Politik, aber davon verstehst du noch nichts. Wenn du älter bist, wirst du schon noch merken, daß es sehr gefährlich ist, ein Deutscher zu sein und in einer Zeit zu leben, in der Deutschland nicht ohnmächtig am Boden liegt, sondern stark ist, stärker als seine Nachbarn."

In dem kleinen weißgetünchten Schulraum hing ein Bild mit den Herrschern des Dreibundes Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien. Darunter war eine Karte aus einem Atlas befestigt, diese Karte zeigte die Länder und Reiche Europas.

„Sieh mal", sagte der Lehrer und fuhr mit der Hand von Norden nach Süden, „so klein ist der ganze Dreibund zusammen und so gewaltig groß" — damit schlug er einen großen Kreis mit der Hand — „so groß sind die Länder, die uns feindlich sind."

Wenige Tage später, als wir ihn draußen bei der alten Jagdhütte am Schilfteich trafen, war er wieder sehr zuversichtlich.

„Es wird schon keinen Krieg geben, Kinder. Ich glaube, jeder scheut sich, anzufangen. Und Deutschland hat überhaupt keine Absicht, Krieg zu führen. Warum auch? Wir haben doch alles, was wir brauchen."

Ende Juli fuhren wir nach Hause. Ueberall auf den Feldern war die Ernte in vollem Gange, und wir wurden nicht müde, den Eltern von all den Herrlichkeiten der Lüneburger Heide zu berichten, vom Baron, vom Schäfer und dem Lehrer. Und was denn nun wirklich in der Welt los sei?

Vater war sehr ernst.

„Seitdem Bismarck fort ist, ist die ganze deutsche Politik verrückt. Rußland hätte unser Freund bleiben müssen, dann wagte sich keine Macht der Welt an uns heran. Aber jetzt ist Rußland gegen uns, und da sieht es schlimm aus."

Mutter seufzte und wollte nichts vom Krieg hören. Ja, sie hatte eine besondere Eile, Vorbereitungen für die Seereise zu treffen. Ich bekam einen Dreimastsegler, Grete einen Sonnenschirm aus Spitzen mit einer elfenbeinernen Krücke. Schnell vergaßen wir das Gerede vom Krieg und freuten uns auf das weite Meer, auf die Möwen, den Strandkorb und die Burg.

Vater Thieke hatte von Mutter einen mächtigen Anranzer bekommen und durfte sich eine ganze Woche nicht bei uns sehen lassen, weil er nicht aufhören wollte, einen großen Weltbrand zu prophezeien und ihn in den blutigsten Farben bis in die kleinsten Einzelheiten auszumalen, so daß unsere Mädchen nicht aus dem Heulen herauskamen.

Mitten in die letzten Reisevorbereitungen hinein fuhr ein Blitz aus dem soeben wieder heiter gewordenen Himmel. Vater kam, ich werde es nie vergessen, es war der 31. Juli, ganz gegen seine Gewohnheit schon am frühen Nachmittag aus Berlin zurück und war so erregt, wie ich ihn kaum je zuvor gesehen hatte.

„Deutschland hat ein Abrüstungsultimatum an Rußland gestellt. Die Russen sind schon in vollem Aufmarsch gegen uns begriffen."

Mutter schrie auf und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Um Gottes willen, der Krieg. Was soll nur aus uns werden?"

Vater tröstete sie und meinte, wenn ein Krieg unvermeidlich sei, dann könne er, gemessen an dem von 1870/71, höchstens ein halbes Jahr dauern.

Ich war empört und fand es unwürdig, vor einem Kriege Furcht zu haben.

Mutter lächelte unter Tränen.

„Du hast gut reden, mein Junge, du wirst vom Kriege ja nicht viel zu spüren bekommen."

Das gab mir einen tiefen Stich ins Herz. Mir kam es erst jetzt richtig zum Bewußtsein, daß ich ja zu jung sei, um in den Krieg zu gehen. Ich meinte zögernd, dann sei es doch besser, der Krieg ließe noch ein paar Jahre auf sich warten.

Vater klopfte mir lachend auf die Schulter.

„Junge, wenn das Ultimatum bei den Russen keinen Eindruck macht, dann bringst du eben deine Gründe vor, die werden ihnen schon einleuchten."

In der Frühe des 1. August machten wir uns jubelnd auf den Weg nach Berlin. Vater war der Meinung, wir Kinder müßten auf jeden Fall in den nächsten Stunden Zeugen des sicherlich einmal geschichtlich bedeutsamen Tages sein. Denn an diesem 1. August lief das den Russen gestellte Ultimatum ab.

Am Bahnhof Rahnsdorf war ein gewaltiger Andrang. Wer heute freie Zeit ermöglichen konnte, zog nach Berlin. Der Bahnübergang war durch Posten gesichert. Ich erkannte den Tischler Nagel, der einen Drilling über der Schulter und eine weiße Binde am rechten Arm trug. Irgendwo sollte ein Attentat verübt worden sein. Darum wurden jetzt alle Brücken und Bahnübergänge bewacht. An wichtigen Kreuzungen waren Wegesperren aufgerichtet, die aus mit Pflastersteinen beladenen Wagen, aus Eggen, die mit den Spitzen nach oben hingelegt waren, aus Baumstämmen und allen erdenklichen Gegenständen bestanden.

Vater kaufte sich auf fast jedem Bahnhof, auf dem unser Zug hielt, eine Zeitung. Mit fettgedruckten Lettern stand immer nur die eine Frage auf der ersten Seite: Krieg oder Frieden?

Die Männer und Frauen, die sich in den Bahnabteilen drängten, waren in aufgeregter Stimmung. Alles lachte, schrie und sang durcheinander. Auch Mutter hatte glänzende Augen

bekommen, während Grete der ungewohnte Lärm Furcht einflößte. Ich konnte mich nicht satt sehen an den Bildern, die sich an jeder Wegekreuzung boten. Wurde ein Soldat sichtbar, dann brauste ihm ein gewaltiger Jubel entgegen.

In unserem Abteil saß Agnes Kösters Vater, der Sozialdemokrat. Heute sah er nicht an Vater vorbei, sondern grüßte ihn zutraulich.

„Na, ob es losgehen wird, Herr Eggers?"

Vater zuckte die Achseln. „Hoffentlich nicht. Wenn es aber nicht anders geht, dann sollen die andern keine Freude an uns haben."

Köster kam in große Erregung. „Wenn die französische Arbeiterschaft diesen Krieg, in den Deutschland unschuldig hineingetrieben wird, nicht verhindert, glaube ich nicht mehr an die Ehrlichkeit der Internationale. Dann bin ich der erste, der freiwillig ins Feld geht."

Vater bot Köster eine von den guten Zigarren an. „Diese Erkenntnis kommt ein wenig spät, aber hoffentlich nicht zu spät."

Köster steckte sich umständlich und verlegen die Zigarre an. „Ich habe bei den Pionieren in Berlin, in der Köpenicker Straße gedient, Herr Eggers. Die Brüder da drüben sollen sich vorsehen, wir verstehen unser Handwerk."

Köster wurde der Held des Abteils. Wir alle hingen an seinen Lippen und konnten nicht genug davon hören, wie man Minen legte und Stollen vortrieb. Vater opferte noch gern eine zweite Zigarre. Die Zeit verging wie im Fluge. Als wir am Bahnhof Börse ausstiegen, war die Uhr erst kurz nach acht, aber die Straßen und Plätze in der Nähe des Schlosses waren von Menschen übersät. Gruppen drängten sich neben Gruppen, lebhaft, zuweilen schreiend wurden Nachrichten diskutiert, Gerüchte weitergegeben, Berichte aufgebauscht. Dazwischen tauchten wieder besonnene Männer auf, die zur Ruhe mahnten. Doch denen wurde am wenigsten Gehör geschenkt, den meisten Zulauf hatten die Marktschreier der Politik, die das Unwahrscheinlichste behaupteten und schilderten. Hin und

wieder wurden besonders laute Schreier verhaftet und davongeschleppt. Ueberall witterte man Spione und feindliche Agenten. Allmählich schoben wir uns durch die Massen und kamen bis zum Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden. Die Studenten standen im Vorgarten der Universität und sangen ihr trotziges „Burschen heraus".

Es mochte gegen neun Uhr sein, als plötzlich der Ruf durch die Reihen lief: „Der Kaiser kommt!"

Vom Brandenburger Tor her klangen laute Hochrufe und Hurrageschrei. Ich drängte mich bis zur Bordschwelle vor und hatte Glück: wenige Meter von mir entfernt fuhr der Kaiser. Ich schrie, so laut ich konnte, mein Hurra und schwenkte meine Schülermütze. Der Kaiser schien mir ein sehr gezwungenes Lächeln aufgesetzt zu haben, auch war sein Winken nach rechts und links krampfhaft, automatisch.

Kaum war der Kaiser aus unserem Blickfeld verschwunden, setzten sich die Massen in Bewegung und strömten auf das Schloß zu. Wir ließen uns mit dem breiten Strom treiben und hatten nur eine Angst, auseinandergerissen zu werden. Mutter fiel das Laufen nicht gerade leicht, denn damals trugen die Damen die sogenannten „Humpelröcke", das heißt Röcke, die bis zu den Knöcheln gingen und unten sehr eng waren, so daß ein rasches Laufen unmöglich war und die Frauen nur ganz kleine Schritte tun konnten. Auch Mutters Hut, ein wagenradgroßes Ding mit gewaltigem und kostbarem Federschmuck, war jeden Augenblick in Gefahr, eingebeult und vernichtet zu werden. Wir gelangten bis zum kleinen Garten des Schlosses an der Spree, dort gingen, scheinbar in sehr erregter Unterhaltung, der Kaiser und Bethmann-Hollweg auf und ab. Sie schienen unsere begeisterten Hurras und das ständige „Heil dir im Siegerkranz" gar nicht zu hören.

Vater wies mit der Hand hinüber. „In diesen Stunden wird das Schicksal Europas entschieden." Und zu Mutter flüsterte er leise, damit es keiner der Umstehenden hören sollte: „Der Bethmann gefällt mir nicht."

Mir gefiel alles an diesem Vormittag, die herrliche Sonne, die erregten Menschen, die Lieder und Rufe, der Kaiser und auch sein Kanzler. Ja, ich fand es ganz herrlich, in einer solch bedeutenden Stunde in Berlin zu sein und sehen und hören zu dürfen.

Nur wenige Minuten haben wir am Garten gestanden, dann wurden wir durch die nachdrängenden Massen fortgedrängt. Wir sahen noch die abgelöste Schloßwache abmarschieren. Als der Musikzug die „Wacht am Rhein" spielte, kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. Es hätte nur gefehlt, daß irgendeiner aus der Menge einen Marschbefehl gegeben hätte, ich glaube, wir alle wären ohne jegliches Bedenken an den Rhein marschiert!

Gegen Mittag wurden wieder Extrablätter verteilt. Diesmal brachten sie die Nachricht, daß in einem Pariser Café der bekannte deutschfreundliche französische Sozialistenführer Jaurès erschossen worden sei. Das war ungefähr zur selben Zeit geschehen, als wir Unter den Linden dem Kaiser zujubelten.

Es hielt heute schwer, in einem Lokal einen Platz zum Mittagessen zu erhalten. Auch die kleinen Kneipen waren überfüllt. Uns blieb nichts weiter übrig, als in einer kleinen Bäckerei in der Mohrenstraße ein paar Brötchen und Kuchen zu kaufen. Wir hatten auch Furcht, uns für längere Zeit aus der Nähe des Schlosses zu begeben, vielleicht wäre uns ein entscheidungsvoller Augenblick entgangen.

Am Nachmittag wurde das Gedränge Unter den Linden, vor allem aber im Lustgarten lebensgefährlich. Wir hatten Glück und konnten uns eine Autodroschke mieten. Ihr Dach und die Sitze gaben ausgezeichnete Stehplätze ab. Immer reger wurde die Anfahrt zum Schloß. Generale kamen und gingen, Fürsten und Prinzen fuhren vor. Auch der Kronprinz kam mit seiner Familie.

Bisher war noch immer nicht bekanntgegeben worden, ob wir uns schon im Kriegszustand befanden. So kam es, daß die Spannung fast unerträglich wurde und sich in allerdings nicht ausreichender Weise in Rufen und Liedern zu entladen

suchte. Wir alle waren schließlich so heiser, daß wir uns kaum noch mit Worten verständigen konnten. Endlich, es war gerade sechs Uhr nachmittags, verkündeten Offiziere und Schutzleute, daß der Kaiser die Mobilmachung befohlen hätte.

Mutter hatte wieder Tränen in den Augen und lehnte sich fest an Vater. Ich wurde plötzlich sehr traurig und überlegte ernsthaft, wie ich es ermöglichen könnte, mit in den Krieg zu ziehen. Ich war der beste Turner in der Klasse und nahm es notfalls auch mit Vierzehnjährigen auf, warum sollte ich da für ein Gewehr zu schwach sein? Am liebsten wäre ich hinter den ersten feldgrauen Soldaten, die sich jetzt am Schloß zeigten, hergelaufen. Aber wie sollte ich vom Verdeck des Autos durch das Gewoge der Menschen hindurchkommen? Ich schämte mich, daß ich so jung war.

Der Krieg an Rußland war erklärt worden, weil Rußland das deutsche Ultimatum nicht beantwortet hatte.

Drüben im Dom war der erste Kriegsgottesdienst! Wir hörten deutlich die Lieder herüberschallen. Mutter flüsterte: „Meine armen Geschwister in Ostpreußen!"

In der Nähe der russischen Grenze, zwischen Lyck und Goldap wohnten sie! Als unter uns Stimmen laut wurden, die Russen seien mordend und sengend bereits weit in Ostpreußen eingefallen, schluchzte Mutter laut auf.

Wir standen immer noch, als längst die Sonne untergegangen war. Soldatenlieder wurden gesungen, „O Straßburg" und „Morgenrot" und wie die vielen Lieder alle heißen.

Der Kaiser trat auf den Balkon des Schlosses und grüßte. Ein Wort vom Kaiser erfüllte unsere Herzen.

Es hieß: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!"

Später kauften wir diesen Ausspruch, als er auf Postkarten gedruckt in den Handel kam, rahmten ihn ein und hängten ihn auf die Diele unseres Hauses.

Als wir spätabends zu Verwandten gingen, um bei ihnen zu übernachten, erfuhren wir, daß die Franzosen ohne Kriegserklärung einige Vogesenpässe besetzt hätten, und daß auch im Westen bereits geschossen würde. Berlin war in eine Flut von Flaggen getaucht.

Der 2. August war ein Sonntag. Es war bekanntgegeben worden, daß am Bismarckdenkmal vor dem Reichstag ein Feldgottesdienst abgehalten werden sollte. Vater, der sonst gar nicht zur Kirche ging, nahm mich zu diesem großen Appell mit. Mutter und Grete blieben bei den Verwandten. Von der Ansprache konnten wir kein Wort verstehen, weil wir zu weit im Tiergarten standen, nur erlebten wir die einzigartige ernste und feierliche Stimmung.

Am Montag kehrten wir vormittags nach Schöneiche zurück. Unterwegs erfuhren wir, daß inzwischen auch Belgien auf die Seite der Feinde Deutschlands getreten sei. Am Sonntag waren bereits deutsche Truppen in Luxemburg einmarschiert. Die Meldungen überstürzten sich. Deutschland beendete den unhaltbaren Zustand, der sich an der französischen Grenze dadurch entwickelt hatte, daß bereits die Kanonen sprachen, ohne daß die Völker offiziell Krieg führten, damit, daß es Frankreich den Krieg erklärte. Öfter wurde unser Zug auf ein Nebengleis geschoben, weil Truppentransporte nach Osten und Westen jagten. Fast an jede Wagentür hatten die Soldaten Sprüche geschrieben.

„Jeder Schuß
ein Ruß,
Jeder Stoß
ein Franzos."

Und dann die unzähligen Kanonen und Wagen, Pferde und Geräte!

In Schöneiche waren in den Tagen unserer Abwesenheit große Veränderungen eingetreten. Lehrer Wentzlaff war schon

in Uniform und verabschiedete sich, um zur Garde-Infanterie nach Potsdam einzurücken. Seine Augen leuchteten und er versicherte Vater immer wieder, welche Freude es ihm mache, ordentlich auf die Franzosen losschlagen zu können, denn sicherlich käme sein Regiment nach Frankreich.

Ehrhard Strehlows Bruder rückte zu den Ulanen ein und kam nach Rußland. Und in Fichtenau wurde der junge Strecker zu seinem Regiment, den Deutschmeistern, nach Österreich befohlen, denn Streckers Vater war erst vor wenigen Jahren als Waldarbeiter aus Oberösterreich eingewandert. Auch Köster kam, sich zu verabschieden. Sein Pionierregiment lag schon in den Vogesen.

Am Standesamt im Schöneicher Schloß war ein ungewohnter Andrang. Leuenberg, der alte Standesbeamte, schlug die Hände über dem Kopf zusammen! Durch Erlaß waren Nottrauungen ermöglicht. Der erste, der sich schnell, gerade eine Stunde vor Abgang seines Zuges, noch trauen ließ, war der junge Strecker. Seine Braut wohnte in Kleinschönebeck und war untröstlich, daß sie nicht einmal Zeit hatte, sich Kranz und Schleier zu besorgen. Auch der Ulan Strehlow benutzte diese besondere Gelegenheit, seinen Willen durchzusetzen. Seine Braut, eine reiche Bauerntochter aus der Nähe von Kalkberge, war überglücklich, daß jetzt der jahrelange Widerstand der Eltern gegen die Heirat gleichsam durch eine Ulanenattacke überrannt worden war. Acht junge Paare wurden in aller Eile getraut, und Vater unterließ es nicht, jedem der jungen Leute, die in unser Haus kamen, um sich vorzustellen und gleichzeitig zu verabschieden, ein kleines Geschenk zu machen. Die frischgebackenen Ehefrauen gingen mit nur wenigen Ausnahmen in die Munitionsfabriken. Später wurden auch Frauen in Schöneiche als Postboten und Straßenbahnschaffner eingestellt.

Mutter übernahm die Leitung des Vaterländischen Frauenvereins, die ihr so oft schon angeboten worden war und sorgte als erstes dafür, daß die sinnlosen Aufkäufe, die Hamstereien aller möglichen und unmöglichen Nahrungsmittel und Beklei-

dungsgegenstände aufhörten. Eine alte pensionierte Lehrerin aus Fichtenau hatte sich in ihrer Kopflosigkeit sogar ein Dutzend schwerseidene Regenschirme gekauft. Vater schrieb über diesen Unfug einen kleinen erfrischenden Aufsatz in der Niederbarnimer Zeitung. Grete wurde von Mutter zu den Stricknachmittagen und Nähabenden des Frauenvereins mitgenommen und war unbeschreiblich stolz, gewissermaßen Kriegsdienste zu verrichten.

England und Serbien erklärten Deutschland den Krieg.

Ich hatte eine Karte von Europa aus meinem Atlas gerissen und sie mit Reißzwecken an die Wand meines Zimmers geheftet. Mit der Zeit hatte ich Mühe, genügend verschiedenfarbiges Papier für die Herstellung der kleinen Fähnchen zu beschaffen, mit denen ich die Fronten absteckte.

Vater hatte sich am dritten Mobilmachungstage freiwillig gemeldet und war unter Vorbehalt für das 3. Garderegiment angenommen worden. Er hatte als junger Mann wegen eines Herzfehlers nicht dienen dürfen, und als er einige Jahre später gesund und kräftig aus England zurückgekehrt war, hatte ihn die Militärbehörde nicht mehr haben wollen. So war es gekommen, daß er, obwohl größer und kräftiger als der Durchschnitt aller Soldaten, niemals eine Waffe geführt hatte.

Mich schmerzte es tief, daß mein Vater nicht schon draußen im Felde war und solche herrlichen Feldpostkarten schrieb, wie die Väter meiner Freunde. Ich hatte auch nicht das geringste Verständnis für den Trost, den mir Mutter durch den Hinweis geben wollte, daß es doch ein schönes Gefühl sei, Vater nicht in Gefahr zu wissen. Ich wartete nun Tag für Tag auf den bekannten blaugrauen Brief, der die Einberufung bringen sollte.

Vater kam jeden Abend mit einem großen Packen Zeitungen aus Berlin zurück. Ich steckte alle Orte, an denen Gefechte stattgefunden hatten und die in deutschen oder in feindlichen Besitz geraten waren, mit Fähnchen ab. Und wenn besonders übersichtliche Beschreibungen einzelner Gefechte gebracht wurden, baute ich mit meinen Zinnsoldaten manchmal ein ganzes Schlachtfeld auf.

In große Aufregung wurden wir versetzt, als plötzlich die Familie von Mutters ältestem Bruder in Schöneiche eintraf und die Tante unter Tränen berichtete, daß Onkel Leo vermißt würde. Er habe sich geweigert, vor den andrängenden Russen den Hof zu verlassen und sei mit dem Inspektor, mit Jagdgewehren bewaffnet, dageblieben. Es wurden schlimme Tage für uns alle! Die Tante berichtete immer wieder von den schrecklichen Übergriffen, die sich besonders die Kosaken hätten zuschulden kommen lassen, von Morden, Plünderungen und allen Schandtaten. Vierzehn Tage dauerte die Ungewißheit an, dann gelangte endlich ein Brief von Onkel Leo nach Schöneiche. Tatsächlich war es dem Onkel im letzten Augenblick gelungen, den Russen zu entwischen und nach einer abenteuerlichen Flucht mitten durch die russischen Abteilungen zu unseren Truppen zu gelangen. Der Inspektor war von den Russen als Spion erschossen worden.

Als das Gymnasium wieder geöffnet wurde, waren große Veränderungen geschehen. Die Oberprimaner hatten samt und sonders das Abitur erhalten und waren bereits als Rekruten bei den verschiedensten Truppengattungen eingestellt. Von den Lehrern standen die Reserveoffiziere ebenfalls bei ihren Verbänden. Die alten Professoren waren zurückgeblieben, dazu hatte man einige uralte pensionierte als Hilfslehrer eingestellt. Auch Lehrerinnen waren plötzlich da, zu unserem größten Mißfallen. Viel Freude hatten wir allerdings daran, daß während zahlreicher, weniger wichtigen Stunden mehrere Klassen zusammengelegt wurden. Da konnten wir nach Herzenslust Streiche verüben!

Einer unserer liebsten Lehrer war in Leutnantsuniform noch einmal ins Gymnasium gekommen und hatte in der Aula vor der ganzen Schule eine Abschiedsrede gehalten, die uns alle sehr bewegte. Er ging davon aus, daß schon im Jahre 1912 der russische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zu französischen Offizieren gesagt habe: „Auf Wiedersehen in Berlin", und entwickelte dann die Absichten der Welt, das von Bismarck

gegründete Reich niederzuwerfen und zu zerstückeln. Uns schlug das Herz schneller, als er zum Schluß rief: „Jungens, denkt daran, daß die Waffen nicht eher ruhen dürfen, bis Deutschland gesiegt hat. In einem besiegten Deutschland zu leben ist schlimmer, als ein Galeerensträfling zu sein. Und wenn dieser Krieg fünfzig Jahre dauern sollte, sorgt dafür, daß später einmal eure Söhne eure Gewehre übernehmen." Bisher hatten wir nur immer gehört, daß dieser Krieg sehr schnell beendet sein würde.

Zehn Tage später ist dieser Lehrer im Gefecht bei Stallupönen gefallen. Der Ernst des Krieges wurde immer deutlicher spürbar. Auch in Schöneiche sah man bald junge Kriegerwitwen. Als Lehrer Wentzlaff fiel, haben wir alle um ihn getrauert.

Im Friedrichshagener Gymnasium machten jetzt schon einige ältere Unterprimaner das Notabitur. Ich mußte immer mit den Tränen kämpfen, wenn sie schon bald nach dem Examen in der neuen feldgrauen Uniform zur Schule kamen, um sich zu verabschieden.

Die Briefe und Postkarten, die die Angehörigen von uns Jungen aus dem Felde sandten, wurden in den Pausen laut verlesen, und es entspann sich ein oft nicht ganz unblutiger Streit darüber, wessen Vater, Bruder, Onkel oder Vetter der größere Held sei. Bei meinen Verwandten, die zur See, in der Luft, in Europa und in Afrika kämpften, war ich häufig in diesem Rennen einige Längen voraus.

Als Deutschlehrer war ein eigenartiger, sehr anziehender Mann in unser Gymnasium gekommen: der Dichter Bruno Wille. Der Religionslehrer, den wir wegen seiner Vorliebe für die Musterknaben und Streber sehr wenig schätzten, hatte vorher einige abfällige Bemerkungen über Bruno Wille gemacht und einige Sätze hingeworfen, es sei gefährlich, solche Gottlosen und Kirchenfeinde, solche Naturschwärmer und Weltverbesserer an die unschuldigen Seelen von Schulkindern heranzulassen. Schon weil der Religionslehrer Bruno Wille offenbar haßte, liebten wir den Mann. Und als er zum erstenmal in unsere Klasse

trat, jeden von uns aufrief, sich den Namen und die Heimatanschrift aufschrieb, einem jeden ein paar freundliche Worte sagte, hätten wir uns für ihn in Stücke schlagen lassen können. Wir bekamen einen einzigartigen Deutschunterricht. Zuweilen zog Bruno Wille mit der ganzen Klasse auf einen der Müggelberge, erklärte uns die Entstehung der Berge und Seen, wies uns auf die großen Findlinge, die Granitblöcke, die vor tausend und aber tausend Jahren einmal von den Gletschern hierhergeführt waren, suchte mit uns Steinbeile und Schaber, die einst die Germanen in Gebrauch hatten und erzählte uns dann von längst versunkenen Zeiten, in denen die Menschen gut waren, ohne eine Kirche zu kennen und ohne von Jesus Christus erlöst worden zu sein. Wir haben nicht alles verstanden, was wir hörten, nur fühlten wir, daß ein ganz anderer Geist, ein freierer, tapferer uns ansprach. Wir hätten nicht im Traume daran gedacht, diesen Lehrer durch irgendeinen Streich zu ärgern, vielmehr gaben wir uns Mühe, ihm Freude zu machen. Ich habe selten mit solchem Eifer Gedichte von Uhland und Schiller gelernt wie damals. Und in meinen Aufsätzen versuchte ich, so frei und selbstverständlich zu schreiben, wie Bruno Wille uns riet. In jeder Religionsstunde wurden wir genau verhört, was wir in der Deutschstunde getrieben hätten. Dann bekamen wir Psalmen „als Gegengift“ auswendig zu lernen.

Besonders das Gedicht „Hoch klingt das Lied vom braven Mann“ gefiel mir sehr, und noch besser die Erklärungen über Menschentum, die Bruno Wille dazu gab. Mein Aufsatz, den ich über dieses Gedicht zu schreiben hatte, wurde als besondere Auszeichnung an den Direktor gereicht. Das war das erstemal, daß ich richtigen Stolz über eine gute Schularbeit empfand.

Im Turnunterricht übten wir fast nur noch Marschieren und Soldatenlieder singen. Als Turnlehrer hatten wir einen kriegsbegeisterten, aber felduntauglichen älteren Mann bekommen, der unter unserer freudigen Begeisterung erklärte, Kriegsspiele seien viel gesunder für Leib und Seele als das Gerätturnen. Meine Schulzeugnisse wurden immer besser. Später wurde ich

Zweiter in der Klasse. Auf dem ersten Platz saß, unbeweglich, ein Streber, ein bleicher, schlapper Junge, den wir alle nicht leiden konnten. Schlesinger hieß er und war mosaischen Glaubens, wie er sagte.

Wir bekamen jetzt öfters schulfrei, weil die Siege der deutschen Truppen gefeiert wurden. Den größten Jubel erregte die Nachricht von der kühnen Erstürmung der Festung Lüttich durch den tapferen General Ludendorff. Wir kauften Postkarten mit seinem Bild und befestigten sie in den Klassen. Die Fahnen kamen tagelang nicht von den Masten.

Ein Lehrer machte auf jeden Sieg ein Gedicht, das in die Niederbarnimer Zeitung kam und das wir auswendig lernen mußten. Bruno Wille lächelte nur verschmitzt, wenn er uns die Gedichte aufsagen hörte und sagte hin und wieder: „Schön, wie der sich einen Krieg vorstellt." Es kam sehr viel vom Kaiser, vom Heldentod, vom Vaterland darin vor, und sehr häufig wurde auch Hurra dabei gerufen. Den Verfasser konnten wir nicht gut leiden. Er sah auch zu komisch aus mit seinen kurzen O-Beinen, der Glatze, dem Zwicker und der knallroten Nase. Mit Vornamen hieß er Gustaf mit f.

Es gab nicht nur Gedichte von ihm, es gab auch eins über ihn. Ein kurzes nur, wir fanden es aber schöner als die von ihm.

„Gustafs Neese glänzt von ferne
wie 'ne Omnibuslaterne."

Ein Junge schrieb dieses Gedicht mit Kreide an „Gustafs" Haus und wurde deshalb von der Schule entfernt.

Als Ludendorff und Hindenburg Ende August den Sieg bei Tannenberg errungen hatten, wurde eine große Schulfeier abgehalten. Dazu hatte Gustaf ein Lied verfaßt, das wir singen mußten. Als Kehrreim hieß es dort von Hindenburg:

„Hielt in der Faust die Trümpfe
und zwang sie in die Sümpfe."

„Sie" waren die Russen.

In der Schlacht bei Tannenberg war auch Köster, der Sozialdemokrat gefallen. Sein Pionierregiment war kurz vorher aus den Vogesen nach Ostpreußen geschickt worden.

Mutter legte den Vorsitz des Vaterländischen Frauenvereins nieder und übernahm die Leitung einer Abteilung für die Unterstützung der ostpreußischen Flüchtlinge. Ihr Amt befand sich im Polizeipräsidium zu Berlin.

Zuweilen war unser Haus in Schöneiche bis unter das Dach angefüllt mit Flüchtlingen, die immer schauerlichere Einzelheiten von dem Wüten der Russen berichteten.

Nun wurde auch Vater eingezogen, zwar nicht zur Garde, wie es erst hieß, sondern zu den Zwanzigern nach Wittenberg. Die Hausdame, die jetzt für uns sorgte, ließ mir jeden Willen. So konnte ich ungehindert Streiche und Heldentaten verüben. Ich wurde jetzt Hauptmann der gesamten kriegerischen Jugend zwischen Kleinschönebeck und Rahnsdorf. Auch mein Aussehen war durchaus kriegerisch. Ich hatte ein altes Jagdgewehr geschenkt bekommen. Mit Stolz trug ich einen Soldatenmantel, der aus einem alten Offiziersmantel für mich zurechtgeschneidert worden war. Auf den Schultern leuchteten die gelben Schulterklappen der Hundertzwölfer, die in der Schlacht bei Mühlhausen so schwere Verluste gehabt hatten. Eine Soldatenmütze vervollständigte das Bild.

Wir führten in den großen Wäldern aufregende Kriegsspiele durch, bei denen mir die Erfahrungen, die ich in der Turnstunde sammelte, sehr zustatten kamen.

Als ich jedoch eines Nachmittags mit meiner Klasse das Kriegslazarett in Wilhelmshagen besuchte und dort einen großen Schützengraben mit Unterständen, Stollen und Sappen sah, hielt ich es für angebracht, auch in Schöneiche den Stellungskrieg einzuführen.

Wir gruben an einem Waldrand, unmittelbar neben dem Wege, einen Graben, steiften ihn mit Ästen ab, schufen uns einen Unterstand mit allem Zubehör, das ein Schützengraben haben muß. Sogar eine Latrine bauten wir ein, und Stacheldraht

zogen wir selbstverständlich auch. Unglücklicherweise kam ich auf den Gedanken, eine sogenannte Wolfsgrube anzulegen, ein tiefes Loch, in dem sich der Feind fangen sollte.

Die Grube hatte einen Durchmesser von über zwei Meter und eine Tiefe von fast vier Meter. Das Grundwasser stand über fünfzig Zentimeter hoch! Wir überlegten lange, ob wir nicht, wie die Vorschrift es eigentlich verlangte, Sensen und spitze Pfähle in die Seiten und den Boden der Grube rammen sollten, kamen aber dann davon ab, weil die Beschaffung besonders der Sensen zuviel Schwierigkeiten machte. Über die Grube legten wir dünne Äste, darauf Dachpappe, die wir den Vorräten eines Dachdeckers in Fichtenau entnahmen. Über die Dachpappe kam Sand. Darüber wieder streuten wir Tannennadeln und Moos, so daß schließlich kein Uneingeweihter auch nur auf den Gedanken hätte kommen können, daß hier eine Fallgrube gebaut sei. Wir waren unbeschreiblich stolz auf unser Werk und bedauerten nur, daß wir es nicht der Heeresleitung zur Verfügung stellen konnten. Die Leiter trugen wir so unauffällig wie wir sie geholt hatten zur Bäckerei Schulte zurück, in deren Hof alle Gebrauchsgegenstände der Feuerwehr untergebracht waren. In der Nacht träumte ich, wie immer in jenen Wochen, vom Krieg und von den Heldentaten, die ich als junger Leutnant an der Spitze meiner Kompanie verrichtete. Als ich am Morgen aufstand, berichtete Marie in großer Erregung, daß sie es in der Nacht öfter vom Waldrand hätte rufen hören. Ganz schauerlich sei es gewesen, wie ein Spuk.

Mir lief es kalt über den Rücken.

„Vom Waldrand, Marie?"

Marie nickte hastig. „Da, wo ihr verdammten Lümmels den Schützengraben gemacht habt."

Ich lief, was ich konnte, zum Graben. Meine Kniee zitterten, und das Herz schlug mir fast zum Halse heraus.

Tatsächlich, da schrie es doch! Ganz tief und verzweifelt. Und dort, wo wir so sorgfältig die Dachpappe gelegt und die Nadeln gestreut hatten, gähnte schauerlich ein dunkles Loch.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, aber meine Stimme war ganz heiser.

„Ist dort einer in der Grube?"

Wie aus einem Grabe drang es hohl empor.

„Holt mich 'raus!"

Mit einem Satz war ich an der Grube. Ach, du lieber Himmel! Das war ja der alte pensionierte Polizeiwachtmeister Krüger, der schon seit Jahren einen abgründigen Haß gegen mich hatte, weil ich ihm so manchen Streich spielte. Ausgerechnet der! Und wie sah er aus? Die Augen tief umrändert, der Anzug mit einer dicken Sandkruste bedeckt, die Haare wirr im Gesicht. Der arme Krüger, mir tat er von Herzen leid. Und wie klapperten ihm die Zähne! Sicher war das Grundwasser kalt.

Ich suchte einen dicken Ast und reichte ihn dem Alten zu. Mit vieler Mühe gelang es mir, ihn emporzuziehen. Aber kein Wort des Dankes kam über seine Lippen. Mühsam, ohne mich eines Blickes zu würdigen, torkelte er davon. Solch ein undankbarer Mensch, dachte ich bei mir. Ich war aufs tiefste getroffen, als er mich beim Schuldirektor anzeigte und behauptete, er habe acht Stunden in dem nassen Loch gesessen und sich für alle Zeiten das Reißen geholt. Hätte ich geahnt, daß Krüger mich anzeigen würde, hätte er getrost noch acht Stunden im Wasser hocken können. Aus dem Verhör kam nicht viel heraus, ich war als einziger angezeigt worden und konnte meine Freunde und Kameraden nicht verpetzen. So bekam ich drei Stunden Arrest und den strengen Befehl, Schützengraben und Fallgrube zuzuschütten und fortan keinen Stellungskrieg mehr zu führen.

Ich kam auch nicht mehr dazu, denn auf Onkel Oskars Anregung erhielt ich von Mutter die Erlaubnis, der Jugendkompanie „Blau-weiß-blau" in Friedrichshagen beizutreten. Onkel Oskar war Bataillonskommandeur im Westen und hatte volles Verständnis für meine soldatische Begabung. In der Jugendkompanie bekam ich eine schöne Uniform und damit einen gewissen kriegerischen Ernst, der es mir nicht mehr erlaubte, alte Männer in Gruben zu fangen.

Jeden Nachmittag zogen wir in den Wald, sammelten Pilze und Eicheln, später Bucheckern, Nüsse und Laub. Alles wurde dringend von der Heeresverwaltung gebraucht. Auch Brennnesseln, anfangs als Viehfutter, besonders für junge Gänse, später auch zur menschlichen Ernährung und Bekleidung, wurden gesammelt, Kastanien, altes Leinen, Lumpen, Eisen. Es gab bald nichts mehr, was nicht gesammelt wurde. In der Schule gab es Prämien für Goldablieferung. Wir setzten unsern Stolz darein, mindestens ein Ehrendiplom und eine schöne Brieftasche aus Papier zu bekommen. Zu Bergen türmten sich die Liebesgabenpakete, die jede Klasse ablieferte. Zigarren, Likör, Strümpfe, Tabak, Pfeifen, Würste, wir haben alles, was wir zu Hause erhaschen konnten, in Liebesgabenpakete gepackt und abgeliefert. Manchmal gab das beträchtlichen Ärger.

Jeder in der Klasse bekam die Anschrift eines Feldsoldaten. Wir waren stolz, einen eigenen Krieger zu haben, den wir versorgen durften. Für ihn bettelten wir alle alten Tanten an. Für ihn nahm ich sogar von Bauer Grätzens Vorräten einen halben Schinken heimlich mit. Und wie stolz war ich auf die netten, fröhlichen Dankpostkarten. Bis eines Tages mein letztes Päckchen mit der Aufschrift zurückkam: „Adressat gefallen".

Die Trauer um die vielen Gefallenen war so groß und allgemein, daß es kaum eine Einzeltrauer gab. Der Familie Knoth in Fichtenau waren bis September 1914 drei Söhne gefallen, und doch hat keiner von uns die Mutter je weinen gesehen. Auch Agnes Köster hat nicht ein einziges Mal rotgeweinte Augen gehabt. Zur Trauer um die Gefallenen trat der Stolz auf die Toten.

In der Wandelhalle des Gymnasiums wurde fast jede Woche der Name eines Gefallenen an die dafür bestimmte Wand gemalt.

Die ersten Gefangenen trafen ein, meist gutgenährte, jüngere Leute. Nur bei den Russen waren hin und wieder ältere

Männer zu sehen. Die Franzosen trugen in der ersten Zeit noch ihre bekannten roten Hosen, später hatten sie blaugraue Uniformen. Die Gefangenen wurden für Waldarbeiten und später auch für Arbeiten in der Landwirtschaft angesetzt.

Fast jede Woche wurde nun unter eine bestimmte Sammellosung gestellt. Einmal sammelten wir Gold, dann kupferne Waschkessel, dann Messingtüren. Oder aber wir bekamen eine Büchse in die Hand gedrückt und sammelten für irgendeine bedeutende Spende, für Lazarette oder für die ersten Kriegskrüppel.

Käthchen traf ich zufällig, als ich in meiner Uniform in die Häuser ging und Ofentüren aus Messing einsammelte. Sie war sehr bleich und schüchtern. Als sie mich sah, weinte sie vor sich hin. Erst wollte ich rasch vorübergehen, aber dann tat sie mir so leid, daß ich sie ansprach.

Mit zuckenden Lippen berichtete sie, daß ihrem Vater bei einem Sturmangriff von einer Granate beide Beine abgerissen worden seien, und daß er nun auf Tod und Leben in Mainz liege. Die Mutter sei dorthin gefahren, dürfe aber den Vater nicht sehen.

Zwei Tage später las ich in der Niederbarnimer Zeitung, daß der Gefreite Pfeil nach schwerer Verwundung gestorben sei. Die Schlachterei wurde verkauft, und Pfeils zogen fort. Käthchen habe ich nie wieder gesehen.

In Schöneiche gab es das erste K-Brot, das Kriegsbrot, zu kaufen. Ein Brot, das mit allen möglichen Ersatzstoffen gestreckt wurde. Später wurden sogar Kohlrüben verbacken, so daß das Brot einen breiten, glitschigen und meist übelriechenden Rand hatte. Es galt als Ehrensache, nur K-Brot zu essen. Nach Wochen allerdings gab es außer K-Brot kein anderes mehr. Ähnlich ging es mit der Seife. Ich wusch mich nur mit K-Seife, die zu erheblichen Teilen aus Ton bestand. Um diese Seife auch noch zu strecken, gab es Seifenschoner, kleine Metallplatten, die verhindern sollten, das sich zuviel von der Seifenoberfläche unausgenutzt im Wasser auflöste.

Die Lebensmittel wurden sehr knapp, weil alle Vorräte an die Heeresverwaltung abgegeben werden mußten. Bei den Bauern in Kleinschönebeck bekam ich aber alles, worauf ich Hunger hatte und was ich zu Hause nicht bekommen konnte.

Auf die Hamsterer, die im Lande umherzogen und aufkauften, was nicht niet- und nagelfest war, wurde jetzt Jagd gemacht. Die Hamsterer waren ja auch nur schuld, daß immer größere Menschenschlangen vor den Geschäften standen und daß sich hier und dort Unzufriedenheit regte. An den Bahnhöfen griffen zuweilen Polizeibeamte durch und beschlagnahmten auffällig große Taschen und Säcke.

In Schöneiche wurde ein schönes Waldrestaurant, das einen großen, schattigen Garten hatte, in ein Lazarett verwandelt. Manchen Nachmittag habe ich bei den Verwundeten gesessen, ihnen Obst und Erfrischungen mitgebracht und ihren Erzählungen gelauscht. Was sie vom Krieg erzählten, war oft so ganz anders, als es in den Büchern zu lesen war. Mancher von ihnen hatte seine Verwundung nicht im Sturmangriff bekommen, sondern irgendwo auf der Straße während des Marsches, von einer Granate, die plötzlich eingeschlagen war, ehe sich die Soldaten hatten hinwerfen können. Andere wieder hatten einen Schuß bekommen, als sie sich an den Feind schlichen, und wieder andere waren in ein heftiges Granatfeuer gekommen, ohne einen Feind zu sehen. Alle wünschten sie, daß der Krieg bald zu Ende gehe. Oft sangen sie neue Soldatenlieder, die ich noch nicht kannte. Den einen oder andern, der einen Armschuß oder eine leichtere Verwundung am Bein hatte, nahm ich in mein Vaterhaus mit oder führte ihn zu den Bauern, wo er bewirtet wurde. Wenn Kriegsgefangene in der Nähe waren, unterhielten sich die Verwundeten mit ihnen. Unter den russischen Gefangenen gab es einige, die wunderschöne Schnitzereien oder aus geknetetem Brot kleine Kunstwerke herstellen konnten, die schenkten sie den Verwundeten.

Mit der Jugendkompanie führten wir einige Übungen durch, weit hinter Kalkberge, fast bis nach Strausberg. Einmal hatten

wir sogar eine Nachtübung. Ich schrieb das alles stolz an Vater, der mir antwortete, ich sei offenbar in der Ausbildung schon weiter als er, denn er käme bestenfalls bis Piesteritz bei Wittenberg, wo ein ganz großes Gefangenenlager sei. Onkel Oskar schickte mir einen Fliegerpfeil, den er gefunden hatte. Darüber war ich ganz besonders glücklich und zeigte ihn meinen Kameraden, die mich darum beneideten. Wir sammelten alle Kriegserinnerungen, deren wir habhaft werden konnten. Der eine besaß einen Granatsplitter, der andere russische oder französische Patronen, der dritte sogar einen Helm, den vordem ein Feind getragen hatte.

Früher hatten wir einmal die kleinen Groschenhefte von Jürgen Peters, dem Schiffsjungen, oder vom Neuen Lederstrumpf, vielleicht sogar von dem unfehlbaren Detektiv Pinkerton gelesen, jetzt verschlangen wir förmlich die kleinen Hefte, in denen die Heldentaten der deutschen Soldaten zu Wasser und zu Lande und in der Luft geschildert wurden. Die Verwundeten lachten allerdings nur geringschätzig, wenn ich ihnen ein solches Heft geben wollte und meinten, der Schreiber müßte erst mal in den Schützengraben gesteckt werden.

Ende September kam ein verwundeter Unteroffizier nach Schöneiche, der den Rückzug an der Marne miterlebt hatte. Er konnte nicht davon sprechen, ohne daß ihm vor Zorn die hellen Tränen über das Gesicht liefen. „Vor Paris haben wir schon gelegen und konnten dem Pack da drüben fast in die Suppe spucken. Wochen und Wochen sind wir marschiert, nichts als marschiert, nur um in Paris den Krieg zu einem schnellen Ende zu bringen. Und immer wieder gestürmt, Eilmärsche, Sturmangriffe, Sturmangriffe, Eilmärsche. Aber es ging, wenn auch mit wunden Füßen und manchmal taumelnd. Es ging, weil wir siegten. Und mitten im Sturm wurden wir zurückgerissen, weil irgendeiner da hinten in der Etappe verrückt geworden war. Vielleicht war er noch gefährlicher als ein Verrückter, was weiß ich. Dann war alles aus und vorbei, der Sturm, der Sieg, der Glaube. Und alles war umsonst. Merkt

euch die Namen Moltke und Hentsch, die haben uns an der Marne auf dem Gewissen!"

Das war wochenlang fast das einzige, was der Unteroffizier sprach, und manche seiner Kameraden hielten ihn für gemütskrank.

Inzwischen war Japan in die Reihe der Feinde Deutschlands getreten. Vater hatte, bevor er nach Wittenberg fuhr, noch gehofft, die Japaner würden gegen Rußland marschieren. Die Landkarte von Europa, die in meinem Zimmer hing, reichte nun nicht mehr aus. Die Kolonie Togo hatte ich bereits Ende August gestrichen, sie hatte sich dem Feinde ergeben. Auch mit dem österreichischen Heer stand es schlimm, ich hatte die Fähnchen bis zu den Karpaten zurückstecken müssen.

In den Deutschstunden durften wir jetzt auch bei Bruno Wille die Karten abstecken, meine Klasse wußte wohl am besten von allen Klassen der Schule auf den Kriegsschauplätzen Bescheid. Die Lieder „Gustafs" wurden seltener, dafür dichtete er alle Heerführer an, deren Bild in der Zeitung stand und schickte ihnen die Gedichte zu. Wenn er ein freundliches Dankschreiben bekam, war er sehr stolz und ließ es, säuberlich eingerahmt, in allen Klassen kreisen. Wir gaben uns die größte Mühe, den Rahmen zu zerkratzen und das Glas zu beschmieren.

Mutter wurde plötzlich sehr krank. Der anstrengende Dienst in Berlin, die ständigen Sorgen und Aufregungen und die täglichen Fahrten hatten sie völlig aufgerieben. Vater kam auf Urlaub. Mir war es peinlich, daß Vater noch immer nicht Offizier war und nicht im Felde stand. Die Kriegsberichte über sein Regiment hatte ich mit brennendem Herzen verfolgt. Vater zuckte die Achseln. „Ich glaube, ich werde gar nicht an die Front kommen, mein Herz hält nicht durch." Vater war damals dreiundvierzig Jahre alt, und niemand hätte ihm angesehen, daß er einen schweren Herzfehler hatte. Mutter lächelte glücklich, als sie hörte, daß Vater wohl in der Heimat bleiben würde und war fast böse auf mich, weil ich Vater lieber an der Front gewußt hätte.

In der Schule begannen wir, Kriegsbriefmarken zu sammeln.

Der Winter kam dieses Jahr sehr früh zu uns. Anfang November fiel schon Schnee. Am 10. November, meinem Geburtstag, baute ich mit meinen Kameraden so viel Schneemänner, wie feindliche Länder im Kriege gegen uns standen. Jeder Schneemann bekam die Anfangsbuchstaben des durch ihn vertretenen Landes angeheftet, dann begannen wir mit Schneebällen ein Dauerfeuer. Der Schneemann, der zuerst den Kopf verlor, sollte symbolisch der erste geschlagene Feind sein. Unter unserem brausenden Jubel verlor zuerst der Schneemann England den Kopf. Also England mußte zuerst den Kampf verlieren! Das paßte gut in unsere Berechnungen, denn kurz vorher hatte der tapfere Graf Spee in der Seeschlacht bei Coronel gesiegt, und außerdem waren die Türken auf unsere Seite getreten. Daß der heldenhafte Kreuzer Emden gerade am 9. November bei den Kokosinseln vernichtet worden war, erfuhren wir erst abends, und da war unsere Siegesfreude so groß, daß sie durch diese allgemeine Trauerbotschaft nicht wesentlich beeinträchtigt werden konnte.

Nur der alte Thieke, der wie stets auch an diesem meinem Geburtstag teilnahm, kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr und meinte: „Wo Rußland gegen uns ist." Vater Thieke mußte auf diese Bemerkung hin vorzeitig das Fest verlassen.

Zum Geburtstag hatte ich so viele Soldaten, Kanonen und Kriegsbücher bekommen, daß ich jetzt in der Lage war, selbst größere Schlachten, wie beispielsweise die Einnahme von Antwerpen oder die Schlacht an der Yser, aufzubauen und durchzuführen.

Der erste Schneefall war so überraschend gekommen, daß in Friedrichshagen nicht genügend Arbeitskräfte vorhanden waren, die Schneemassen fortzuschaffen. Erst wurde die Jugendkompanie, dann wurden alle Schulen zum Schippen angesetzt. War das eine Freude! So blank hat Friedrichshagen nie ausgesehen!

Die Kohlen wurden knapp. Wir merkten es sehr bald daran, daß wir in der Klasse froren, und als eine große Anzahl von

Schülern krank wurde, beschloß man, immer zwei Schulen in einem Schulgebäude zu unterrichten, die eine vormittags, die andere nachmittags. Da das Gymnasium mit seinen vielen Nebenräumen sehr viel Kohlen brauchte, wurden wir kurzerhand ausquartiert und in die Volksschule gelegt. Mit dem Unterricht kamen wir allerdings etwas durcheinander.

Ins Kino ging jetzt die Klasse geschlossen einmal wöchentlich, immer dann, wenn neue Bildberichte aus dem Felde kamen. Es gab nur noch Filme zu sehen, die sich um den Krieg drehten. Wir konnten gar nicht genug davon sehen, und es gab keine Waffengattung, keine Truppe, die wir nicht sofort an ihren Helmen und Waffen erkennen konnten.

In der ersten Hälfte Dezember wurden die Fahnen auf halbmast gesetzt, weil Graf Spee mit seinem Geschwader in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln untergegangen war. Auch ein früherer Schüler des Friedrichshagener Gymnasiums war unter den Gefallenen. Das Lied vom guten Kameraden wurde jetzt oft gesungen, immer wenn die Todeskunde eines früheren Schülers kam. Die Feiern in der Aula, die früher nur religiöse Andachten waren, bekamen dadurch eine besondere Weihe.

Vater schrieb Mitte Dezember, daß er zu Weihnachten keinen Urlaub bekäme, wir sollten daher zu ihm nach Wittenberg kommen.

Mutter fiel die Fahrt sehr schwer, sie fuhr aber doch freudig. Grete und ich fieberten vor Erwartung.

Am 20. Dezember trafen wir in Wittenberg ein. Von dem frühen Schnee war längst nichts mehr zu sehen, ein dünner kalter Regen rieselte gleichförmig und unaufhörlich nieder. Die Straßen waren sehr schmutzig, und auch das Hotel, in dem wir endlich nach langem vergeblichem Suchen unterkamen, war nicht freundlich. Jedes Zimmer war mit Soldaten oder deren Angehörigen belegt. Nachdem wir uns etwas von der Reise erholt hatten, tranken wir Kaffee und richteten es so ein, daß wir nachmittags gegen sechs Uhr zur Kaserne kamen. Vater hatte geschrieben, es sei zwecklos, früher zu kommen, da der Dienst so lange dauere.

Schon am Eingang zur alten Schloßkaserne erlebten wir eine freudige Überraschung, der Posten war ein Zigarrenhändler aus Fichtenau, der ebenso wie wir strahlte, gerade hier in Wittenberg bekannte Gesichter aus der Heimat zu sehen. Ehrfürchtig betrachtete ich, während Mutter dem Wachhabenden die nötigen Erklärungen über die Absicht unseres Besuches gab, die verräucherte Wachstube, die Gewehre, die Helme, die kartenspielenden und rauchenden Männer. Ein Soldat führte uns über den weiten Kasernenhof, über endlose Gänge bis zur Stube, in der Vaters Korporalschaft lag. Vor der Tür hörten wir Kommandos. Mutter wollte anfangs die Stube nicht betreten: „Ich glaube, es ist noch Dienst". Der Soldat lächelte verschmitzt: „Die müßten eigentlich schon seit zehn Minuten fertig sein. Gehen Sie nur getrost hinein, liebe Frau, dann wird der Dienst aufhören."

Damit öffnete er die Tür und meldete bei dem Unteroffizier den Besuch an.

Ich konnte vor Staunen kaum den Mund schließen. Es wurden gerade Gewehrgriffe geübt, acht Soldaten standen da und hatten das Gewehr in der Hand. Einer sah aus wie der andere. Wo war nun Vater? Alle acht trugen das kleine runde blaue Krätzchen, und alle acht hatten die gleiche dunkelblaue, schon leicht speckig glänzende Uniform mit den Messingknöpfen und den roten Aufschlägen an. Feldgrau trug nur der Unteroffizier.

Nach einem kurzen Kommando durften die Soldaten wegtreten. Noch immer sah ich mich nach meinem Vater um. Sollte er wirklich unter den acht Soldaten sein, die jetzt eilten, ihre Gewehre in die Regale zu stellen, die an der einen Wand der Stube angebracht waren.

Der Unteroffizier begrüßte Mutter liebenswürdig und beobachtete mich, wie ich noch immer, jetzt schon fast verzweifelt, nach meinem Vater suchte. „Na, mein Junge, du erkennst wohl deinen eigenen Vater nicht mehr?"

Ich schüttelte verlegen den Kopf.

Der Unteroffizier nickte mir freundlich zu: „Na, warte mal, gleich wirst du deinen Vater haben.“ Dann rief er mit schneidender Stimme: „Eggers, herkommen!“

Tatsächlich, jetzt löste sich aus dem Knäuel, das Gewehr noch in der Hand, ein Soldat, stürzte zum Unteroffizier, knallte die Hacken zusammen, legte die linke Hand an die Hosennaht, während die rechte Hand das Gewehr so ausrichtete, daß der Lauf in die Achselhöhle wies und der Kolben mit der Schuhspitze eine Linie bildete: „Herr Unteroffizier?“

Ich jubelte auf. Ja, es war mein Vater! Er sah ganz anders aus als damals in Schöneiche, als er in Urlaub war. Schon daß er kein Feldgrau trug, ließ ihn anders erscheinen, und das Krätzchen veränderte sein Aussehen völlig. Vor allem aber hatte er den gepflegten Kaiserschnurrbart gestutzt und trug nun einen kleinen englischen Schnurrbart. Das Gesicht war schmal geworden, überhaupt schien mir Vater jetzt viel schlanker und darum noch größer zu sein.

Der Unteroffizier ging lachend hinaus.

Im nächsten Augenblick hing Grete an Vaters Hals, während ich staunend um meinen Vater ging und ihn von allen Seiten betrachtete. Mutter lehnte sich, glücklich strahlend, an Vater, dem die Begrüßung offensichtlich nicht sonderlich angenehm war. Die anderen Soldaten warfen Scherzworte herüber und schienen überhaupt viel Spaß an dem Anblick zu haben.

Vater kürzte die Begrüßung dadurch ab, daß er uns mit seinen Kameraden bekannt machte und selber einige Scherzworte hinwarf. Ich hatte Vaters Gewehr in die Hand genommen und war so stolz, als sei es mein eigenes. Vater wies mir die Stelle im Regal, an die ich es stellen durfte. Dann ruhte ich nicht eher, als bis ich alles besichtigt hatte, Vaters Bett, das in luftiger Höhe fast unter der Decke war, Vaters Schrank, der zum Bersten angefüllt war mit Uniformstücken, Nahrungsmitteln und Wäsche, den Helm, der auf dem Schrank stand, Vaters Schemel, das Seitengewehr, die Patronentaschen.

Ich konnte mich nicht satt sehen und hätte alle Freuden meiner Jugend eingetauscht gegen die Erlaubnis, in der Kaserne bleiben zu dürfen.

Insgeheim war ich erstaunt, wie aufgeschlossen mein sonst so ernster und spröder Vater war und wie er, der sonst mit Freundlichkeiten nicht allzu freigebig war, gegen den Unteroffizier sogar etwas untertänig war.

Vater wollte gern, daß wir die Kaserne verließen und uns abends in einer Hotelhalle träfen. Ich bat jedoch so lange, bis ich die Erlaubnis erhielt, zum Abendbrot in der Kaserne zu bleiben. Mutter ging mit Grete sehr bald. Die Soldaten nahmen mich insofern für voll, als sie mir erlaubten, einen Eßnapf zu holen und das Essen, Würstchen und Sauerkraut, zu empfangen. Ich habe nie Sauerkraut essen mögen, aber das Soldatensauerkraut schmeckte mir besser als alle meine Lieblingsspeisen. Zu trinken gab es einen deutschen Tee, der nach Brombeeren roch und nach Pfefferminz schmeckte. In Schöneiche hätte ich diesen Tee sicherlich verschmäht, aber in Wittenberg trank ich zwei große Töpfe. Dann ließ ich mir noch zwei Scheiben von dem dunkelbraunen Kommißbrot geben und beschmierte sie mit Kunsthonig, den ich bisher noch nie zu Gesicht bekommen hatte.

Als die Soldaten das sahen, neckten sie meinen Vater. „Na, Eggers, dein Sohn hat mehr Freude am Soldatenleben als du." Welche Veränderung! Mein Vater, der sonst kaum einen Menschen mit dem Du auszeichnete, duzte sich mit allen Soldaten seiner Stube!

Nach dem Abendbrot wischte mein Vater den Tisch ab und kehrte mit einem gewaltigen Besen die Stube. Über diesen Anblick mußte ich lachen, denn Vater stellte sich nicht sehr geschickt dabei an.

Endlich, gegen acht Uhr, zog Vater die feldgraue Uniform an und verließ mit mir die Kaserne. Mutter und Grete warteten schon auf uns. Die Hotelhalle war angefüllt mit Offizieren, die Vater sehr militärisch grüßte. Immer, wenn ein Vorgesetzter vorbeikam, sprang Vater auf und stellte sich unbeweglich hin.

Ich beeilte mich jedesmal, ihm das nachzumachen und erntete dafür von den Offizieren freundliche Blicke und Winke.

Wir waren kaum eine halbe Stunde in der Hotelhalle, als Vater auch schon zahlte und mit uns ein Lokal aufsuchte, in dem keine Offiziere verkehrten. Am nächsten Vormittag durfte ich mit Grete die Sehenswürdigkeiten Wittenbergs aufsuchen, während Mutter Weihnachtseinkäufe machte.

Wir gingen in das Museum, in dem viele Erinnerungsgegenstände an Martin Luther aufbewahrt wurden. Vor allem fielen uns die zahllosen Ringe der Frau Käthe Luther auf. Für drei Mark konnte man schon einen solchen Ring aus Silber erwerben. Grete wünschte sich prompt einen Käthe-Luther-Ring zu Weihnachten. Mutter lehnte es aber ab, diesen Wunsch zu erfüllen, weil ja Frau Luther unmöglich so viele Ringe getragen haben könnte, das sei offenbarer Betrug. In der Nähe des Bahnhofs stießen wir auf einen Leichenzug, in dem sehr viele Soldaten und einige Zivilisten schritten. Wir schlossen uns dem Zuge an und erfuhren auf dem Friedhof, daß ein Soldat beerdigt wurde, der versucht hatte, aus der jetzt mit Hochwasser fließenden Elbe ein Kind zu retten. Der Pfarrer sagte in seiner Predigt, wie bedauerlich es sei, daß dieser Soldat keinen Heldentod sterben durfte. Nach dem Pfarrer sprach in sichtlicher Erregung ein Hauptmann, der ausführte, daß auch dieser Soldat den Heldentod gefunden hätte, denn die Aufgabe des Soldaten sei vornehmlich, das Leben anderer Menschen seines Volkes zu retten, und wenn er bei solcher Aufgabe sein Leben ließe, dann stürbe er den Heldentod.

Die Erregung des Hauptmanns griff auf das Trauergeleit über, und es sah schon so aus, als wolle der Pfarrer dem Hauptmann etwas entgegnen, doch der winkte energisch ab, so daß die Beerdigung ohne Zwischenfälle verlief.

Wir hörten später, daß der Vorfall am Grabe viel Aufsehen verursacht hätte. Am Nachmittag führte uns Vater nach Piesteritz. Wir durften uns die Gefangenen ansehen, die hinter dem Stacheldraht hin- und hergingen.

Dann zeigte uns Vater das große Stickstoffwerk, in dem Stickstoff aus der Luft gewonnen wurde. Ein Jahr darauf stand in der Zeitung, daß das ganze Werk in die Luft geflogen sei! Vater wußte zu berichten, daß es sich um einen Sabotageakt gehandelt habe.

Am Weihnachtsabend durften wir um sieben Uhr in die große Kantine der Kaserne kommen. Soldaten hatten den Raum wunderschön mit Tannenzweigen und Kerzen geschmückt. Auf einem Podium stand ein riesiger Weihnachtsbaum. Jeder Soldat hatte an seinem Platz einen bunten Teller mit drei Äpfeln, fünf Zigarren und einer Handvoll Pfefferkuchen stehen, dazu kamen die Liebesgaben, die das Regiment erhalten hatte und die gewissenhaft aufgeteilt waren, so daß jeder Soldat mindestens eine Gabe erhielt. Die besonders Bedürftigen erhielten ganze Garnituren Unterwäsche. Für Vater war ein Paar wollener Pulswärmer abgefallen, an denen noch ein kleiner Zettel mit dem Namen eines Mädchens aus Holstein hing. Am selben Abend schrieb Vater noch eine Postkarte dorthin, und wir durften unsern Namen daruntersetzen.

Die Frauen und Angehörigen der Soldaten bekamen vom Kompanieführer persönlich eine Tafel Schokolade. Vaters Hauptmann unterhielt sich lange mit uns, fragte nach Einzelheiten aus Schöneiche und der Schule, und wie es uns hier gefalle. Ich platzte sofort mit der Bitte heraus, hierbleiben zu dürfen. Der Hauptmann klopfte mir lachend auf die Schulter und meinte, wenn der Krieg noch lange dauerte, sollte ich mich, wenn mein Jahrgang herankäme, getrost an ihn wenden, er könnte mich bestimmt verwenden. Dann wurde er ernster, das hieße, wenn er dann noch lebte!

Die Kerzen verbreiteten ein mattes, gelbes Licht, und durch den Raum zog der Geruch der Zweige. Drei Soldaten, unter ihnen ein bekannter Cellist, spielten das Largo von Händel, und es wurde so still im Raum, daß man nur noch das leise Knistern und Knacken der von den Kerzen versengten Zweige vernahm. Ein Unteroffizier, im Zivilberuf Schauspieler, sprach

ein Gedicht „Kriegsweihnacht", das ein Gefreiter, der Schriftsteller war, verfaßt hatte. Dann sprach ein Major einige ernste und feierliche Worte über den Ernst und die Größe dieser Zeit.

Bis elf Uhr durften wir bleiben, Weihnachtslieder singen und Pfefferkuchen essen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag fuhren wir nach Hause. Vater hatte uns an die Bahn bringen dürfen und tröstete beim Abschied Mutter damit, daß am nächsten Weihnachten sicher schon Friede sei.

Zu Hause feierten wir noch einmal Weihnachten. Ich bekam ein Paar Schuhe mit dicken Holzsohlen geschenkt, wie man sie jetzt als Ersatz für Leder kaufen konnte. Die Sohlen waren außerdem mit Eisenplättchen beschlagen, so daß die Schuhe nicht gerade leicht waren, außerdem verursachten sie besonders auf Steintreppen ein erhebliches Gepolter. In der Schule wurde ich wegen dieser Schuhe allgemein beneidet.

Jede Klasse bekam eine große hölzerne Scheibe, auf die eine Figur, ein Löwe beispielsweise oder ein eisernes Kreuz, gezeichnet war. Es galt nun, diese Scheibe mit eisernen, versilberten oder vergoldeten Nägeln zu versehen, bis die Figur völlig mit Nägeln ausgefüllt war. Der Preis für einen Nagel schwankte zwischen zehn Pfennig und einer Mark. Immerhin gehörten etwa fünfhundert Nägel dazu, bis die Scheibe gefüllt war, und es begann ein lustiges Wetthämmern in der Schule, welche Klasse als erste fertig war. Auf dem Marktplatz in Friedrichshagen wurde ein großes Denkmal errichtet, eine gewaltige Faust, die ein Schwert emporstreckte. Für die Faust waren schwarze und versilberte Nägel, für das Schwert vergoldete vorgesehen. Wir Schüler verkauften die Nägel bei allen Verwandten und Bekannten. Zweimal in der Woche und Sonntags waren die Nagelstunden, da strömten die Menschen in hellen Scharen herbei, um eigenhändig den Nagel einzuschlagen und einen Beweis für ihr Zusammengehörigkeitsgefühl zu geben.

In Berlin, unweit der Siegessäule, wurde eine große Hindenburgfigur aufgestellt und zum Nageln freigegeben. Ein-

mal fuhren wir mit Bruno Wille nach Berlin, um auch dort jeder einen Nagel einzuschlagen.

Der Januar brachte sehr viel Kälte. Nach einem Tage Tauwetter war strenger Frost gekommen, so daß die Oberfläche des tiefen Schnees zu Eis gefroren war. Im Wald brachen Äste und ganze Bäume unter der übergroßen Belastung zu Boden. Nur unter großen Mühen und ganz langsam konnten wir uns bis zur Bahn durcharbeiten, aber auch die Bahn blieb so oft stecken, daß wir mit fast zweistündiger Verspätung zur Schule kamen. Am schlimmsten hatte es das Wild. Die Rehe rissen sich an dem vereisten Schnee die Läufe blutig und waren vor Hunger so geschwächt, daß sie sich fast mit der Hand fangen ließen. Hasen und Kaninchen hoppelten schwerfällig bis dicht an die Häuser. Die Jugendkompanie wurde eingesetzt, um Futterraufen für das Wild zu bauen. Wir holten sogar Kartoffelschalen, Brotrinden und Küchenabfälle aus den Häusern, um den Tieren zu helfen.

In Schöneiche waren alle Wasserleitungen zugefroren, und wir hatten große Mühe, Brunnenwasser herbeizuschaffen. Die Handwerker waren zum allergrößten Teil schon längst eingezogen, und Blei und Zinn zum Löten gab es kaum. Wenn Vater Thieke nicht dagewesen wäre, hätte es schlimm um uns gestanden. Mutter stöhnte, das Haus sei eine zu große Last für sie, es sei schon das beste, wir verkauften es und zögen nach Berlin. Die Aussicht, nach Berlin zu kommen, war für Grete und mich recht verlockend. In Berlin gab es jetzt soviel zu sehen, den Kaiser und die Soldaten, was war dagegen schon Friedrichshagen oder gar Schöneiche!

Vater schrieb aus Wittenberg, er sei gegen einen Verkauf, denn wenn der Krieg noch länger dauere, würden auch die Lebensmittel knapper. Dann aber sei Schöneiche mit dem Garten und der Nähe der Bauern von unermeßlichem Wert.

Die Kälte hielt fast einen Monat an, und die Jugendkompanie atmete erleichtert auf, als endlich schlagartig Tauwetter einsetzte, manch einer von uns war frostkrank geworden.

Meine Holzschuhe erwiesen sich als vorzüglicher Schutz gegen Kälte und Nässe, ich war nicht ein einziges Mal erkältet.

Im Februar wurde die große Winterschlacht in den Masuren geschlagen, die Russen waren endgültig aus Ostpreußen vertrieben. Aus diesem Anlaß hatten wir eine Schulfeier, in der wieder einmal „Gustafs" Lied von den Trümpfen und Sümpfen zu Ehren kam. Ich mußte das bekannte Gedicht aufsagen:

Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Das Gedicht galt ursprünglich Napoleon, Bruno Wille war aber der Meinung, daß es sehr gut passe und im übrigen schöner sei als die dichterischen Auslassungen mancher Lehrer.

Der Frühling kam sehr zögernd ins Land. Es regnete viel, und es wollte nicht warm werden. In dem schlechten Wetter erkrankten viele Schüler, es zeigte sich zum erstenmal, daß die Folgen der schlechter werdenden Ernährung nicht ausblieben. Die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten wurde geringer. Wir Auswärtigen mußten jetzt in der Schule zwei Paar Strümpfe und Hausschuhe bereitstehen haben, damit wir uns beim Betreten und Verlassen der Schule umziehen konnten.

Als Vater über Ostern Urlaub bekam, waren wir über sein Aussehen erschrocken. Er war sehr mager geworden, und seine Augen hatten tiefe Ränder. Jetzt bildete Vater Rekruten aus, aber sein Herzleiden war so schlimm geworden, daß er sich mehrmals am Tage ins Bett legen mußte.

Mutter ging selber zu den Bauern, um für Vater kräftigende Speisen bereiten zu können. Die Bauern gaben aber kaum etwas her, höchstens ein paar Eier.

Onkel Oskar kam für zwei Tage zu Besuch. Sein Bataillon hatte in den Kämpfen um Ypern starke Verluste und lag nun in Ruhe, um wieder aufgefüllt zu werden. Als Bataillonskommandeur hatte er für die großen Leistungen seiner Truppe das Eiserne Kreuz I. Klasse bekommen. Einen ganzen Nach-

mittag schenkte er mir, um die Fähnchen, die infolge der ständigen Frontveränderungen nicht mehr richtig standen, in Ordnung zu bringen. Dann baute er mir noch die letzte Stellung seines Bataillons auf, mit Gräben, Unterständen, Stäben und Verbandplätzen.

„Der Krieg wird noch lange dauern, mein Junge", sagte er zwischendurch, „wir haben an der Marne unser Glück verpaßt, und die Engländer sind bessere Soldaten, als wir geglaubt haben. Obwohl sie hinter der Front Fußball spielen und keinen anständigen Parademarsch vorführen können." Die Franzosen seien Stimmungssoldaten, erklärte er ein andermal, es komme ganz darauf an, ob einer sie begeistern und überzeugen könne. Derselbe Franzose sei heute ein Held und morgen ein Feigling, ganz so, wie sein Führer sei. Ich erzählte ihm von „Gustaf" und holte einige Gedichte herbei, die ich aus der Zeitung ausgeschnitten und in mein Kriegsalbum geklebt hatte. Onkel Oskar wurde zornig: „Diese wildgewordenen Patrioten! Als ob sie uns einen Gefallen damit täten, unsere Feinde als Lumpen, Ausreißer und Angsthasen hinzustellen! Wenn das so wäre, müßten wir ja schöne Soldaten sein, daß wir sie nicht zu Paaren vor uns hertreiben."

Ich beschloß, Bruno Wille diese Meinung meines Onkels zu berichten. Auch zu den Verwundeten im Schöneicher Lazarett führte ich Onkel Oskar. Am Abend des zweiten Tages bekam er eine Depesche, die ihn zu seinem Bataillon befahl. Eine neue Schlacht bei Ypern hatte begonnen.

Mein Vetter Bruno kam für einen Augenblick herüber. Er hatte nur einen Tag Zeit, seine Eltern zu besuchen. Die Flieger hatten im Westen unablässig zu tun. Bruno erzählte viele Einzelheiten von Luftkämpfen, von seinem ersten Flug über Paris, vom Kronprinzen und einzelnen Heerführern, bei denen er zu Gaste war. Im Verlaufe des ersten Kriegsjahres hatte er sich schon häufig ausgezeichnet, trug zahlreiche Orden und war öfter im Heeresbericht genannt.

Ende Mai erklärte Italien Österreich-Ungarn den Krieg.

Eine Welle der Empörung lief durch Deutschland. Die Dreibundbilder wurden, wenn sie nicht schon längst abgenommen worden waren, überall entfernt.

Im Sommer wurde Vater an das Berliner Generalkommando versetzt und erhielt die Erlaubnis, in Schöneiche zu wohnen. Jetzt konnte er sich auch wieder etwas der Gemeinde annehmen, in der durch die Hetze einiger zugewanderter Sozialdemokraten mancherlei Unruhe entstanden war. Vor allem taten sich einige junge Weiber, die in Köpenick und Adlershof durch Granatendrehen viel Geld verdienten, durch Krakeelen und wüstes Schimpfen hervor. Mehr als einmal pöbelten sie Mutter, deren Wesen ihnen offensichtlich nicht gefiel, auf offener Straße an.

Die Siegesfeiern in der Schule wurden seltener, dafür häuften sich die Namen auf der Gefallenentafel. Und immer öfter wurden jetzt schwarze Armbinden als Zeichen der Trauer sichtbar. Die wilde Ausgelassenheit brach nur noch gelegentlich in unseren Spielen durch. Die meisten von uns waren auch zu müde zum Spielen. Manch einer mußte mit seiner Mutter oder seinen Geschwistern jede freie Stunde zum Holzsammeln oder Beerenlesen im Walde benutzen. Die Lebensmittel waren empfindlich knapp geworden.

Mit wehmütigen Blicken schlichen wir uns zuweilen an den Konfitürenläden vorbei, in denen wir noch vor einem Jahr so herrlichen Bonbonbruch für fünf Pfennig hatten kaufen können. In den Konditoreien gab es auch schon längst keine Schlagsahne mehr. Wenn mir Karl Grätz einmal eine Schinkenschnitte großmütig zuschob, um dafür meine lateinische Übersetzung abzuschreiben, war ich glücklich.

Die Jugendkompanie wurde jetzt oft gegen Waldbrände eingesetzt. Die Brände häuften sich so sehr, daß der Landrat eine Belohnung auf die Ermittlung der Ursachen aussetzte und darauf hinwies, daß feindliche Agenten am Werk sein könnten. Es war meist nicht leicht, der Brände Herr zu werden, weil die

Kiefernwälder dem Feuer reiche Nahrung boten. Wir mußten vor allem versuchen, in der Windrichtung vor dem Feuer einen breiten Wall zu schaufeln. Eine Arbeit, der wir jungen Kerle kaum gewachsen waren. Ich bekam oft vor Überanstrengung Nasenbluten.

In diesem Jahr wurden wir geschlossen zur Einbringung der Ernte auf größere Güter der Mark geschickt. Man brachte uns in Schnitterkasernen unter und behandelte uns wie die Soldaten. Um vier Uhr morgens war Wecken, eine halbe Stunde später gab es Kaffee, dann ging es schon hinaus aufs Feld. Mittags brachte uns eine Feldküche dicke Erbsen oder Bohnen mit Speck, und erst abends, wenn die Sonne schon gesunken war, fuhren wir in die Unterkünfte zurück. Da ich einer der Jüngsten war, konnte ich mir die leichtesten und schönsten Arbeiten wählen, so fuhr ich heute mit der Hungerharke hinter dem Erntewagen und stand den Tag darauf im Fach, um die Garben richtig zu verstauen. Uns gefiel das Leben mit seiner Regelmäßigkeit, seiner Arbeit und der gesunden Kost so gut, daß wir gern länger dageblieben wären. Die Sommerferien wurden aber nur um vierzehn Tage verlängert. Im Herbst wurden wir zur Bergung der Kartoffelernte eingesetzt. Das Kartoffelbuddeln fiel uns allerdings sehr schwer, und jeden Abend hatten wir einen so steifen Rücken, daß wir uns nur mühsam und unter großen Schmerzen aufrichten konnten. Als es dann noch anfing zu regnen, war unsere Stimmung nicht besonders froh, doch wir bissen die Zähne zusammen, um zu zeigen, daß auch wir Soldaten sein konnten. Ein paar Muttersöhnchen, die so lange heulten, bis man sie zurückschickte, traf unsere tiefste Verachtung.

Im Gymnasium mußten wir jungen Erntesoldaten einen Schnellkursus durchmachen, um die entstandenen Lücken in unserer Bildung auszufüllen. Daß wir uns als ganz besonders feine Leute fühlten, war erklärlich, und wir nahmen es mit einer lässigen Selbstverständlichkeit hin, daß die Lehrer uns mit einem gewissen Respekt behandelten.

Als ich einen Zentner Kartoffeln nach Hause mitnehmen durfte, fühlte ich mich mit meinem ersten selbst erarbeiteten Lohn glücklicher als je in meinem Leben. Ich versäumte auch nie, mich zu vergewissern, ob es zu Tisch meine Kartoffeln gab, um dann die Angehörigen nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß sie meine Gäste seien.

Vater stellte mit Genugtuung fest, daß ich selbstbewußter würde und meinte, daß der Krieg in mancher Hinsicht sehr erzieherisch wirke. Mutter dagegen war nicht recht damit einverstanden, daß ich schon so früh eigene Wege ging. Zuweilen auch klagte sie mit Tränen in den Augen, daß ich kaum noch einen Nachmittag zu Hause sei.

Wo sollte ich aber auch die Zeit hernehmen? Es gab so viel zu sammeln, so zahlreiche Hilfsdienste zu leisten, daß kaum noch Gelegenheit für ein Jungenspiel sich bot. Ich fühlte mich auch mehr als Soldat denn als Junge, und meine Spielgefährten von früher, die nicht in der Jugendkompanie Dienst taten, sondern ohne Pflicht und Arbeit umhertollten, taten mir von Herzen leid. Ich fühlte mich über sie erhaben, und zuweilen verachtete ich sie auch, wenn ich erfuhr, daß sie wegen irgendwelcher Streiche, über die ich gestern noch gelacht hätte, bestraft worden waren.

Onkel Otfrid schrieb jetzt mit der gleichen Geschäftstüchtigkeit, mit der er vordem seine Filme an den Mann brachte, Kriegsbuch auf Kriegsbuch. Ich las sie mit Feuereifer, obwohl mich die Liebesgeschichten darin nicht unerheblich störten. Zuweilen fragte ich mich allerdings, woher der Onkel sein Wissen hatte, denn er stand ja nicht an der Front, war überhaupt nicht Soldat. Eines Tages fand Bruno Wille ein solches Buch bei mir: „Wie kommst du zu diesem Schmöker?"

Ich richtete mich stolz auf: „Das hat mein Onkel verfaßt!"

Bruno Wille neigte sich dicht an mein Ohr: „Das würde ich gar nicht so laut sagen."

Ich wurde rot bis an die Haarwurzeln und habe dann lange Zeit kein Buch von ihm angefaßt.

Das Weihnachtsfest wurde sehr still gefeiert. Die Geschenke waren bei weitem nicht mehr so zahlreich und kostbar wie sonst. Die fette Gans, die wir am ersten Feiertag aßen, war für alle das schönste Geschenk. Wir konnten sie nur nicht so recht vertragen, weil wir nicht mehr gewöhnt waren, fett zu essen. Die Pfefferkuchen schmeckten ranzig, weil die Zutaten aus Ersatzstoffen bestanden. Nur Äpfel und Nüsse gab es wie immer in reichlichen Mengen.

Im Februar begann der deutsche Angriff auf Verdun, der am 25. die Erstürmung des Forts Douaumont brachte. Zu Ehren dieser Heldentat wurde in der mangelhaft geheizten Aula eine Schulfeier abgehalten, zu der wir in unseren Wintermänteln erschienen. Bei dieser Feier sangen wir als Abschluß zum erstenmal an Stelle des gewohnten „Heil dir im Siegerkranz" das Lied vom guten Kameraden. Wir haben es fortan zu allen Heldenfeiern gesungen.

Die Schulfeiern wurden immer ernster und kürzer gehalten, das hatten wir in erster Linie Bruno Wille zu verdanken. Er war es auch, der die Anregung gab, jeden Monat einmal die Namen der gefallenen Friedrichshagener Gymnasiasten zu verlesen.

Im Mai verhandelte Vater ernsthaft mit einem Käufer, der als entscheidende Bedingung die Forderung stellte, daß das Haus zum Sommer geräumt werden müßte. Jetzt erst kam mir recht zum Bewußtsein, was es bedeuten würde, nicht mehr in Schöneiche zu wohnen, mich von den Freunden und Kameraden, von den Menschen, Tieren, Wäldern und Seen trennen zu müssen. Der Käufer war ein Kriegsinvalide, der ein Auge verloren hatte und vom Staat eine beträchtliche Summe ausbezahlt bekam. Vaters Freunde rieten von einem Verkauf ab, in Schöneiche hätten wir wenigstens etwas mehr zu essen als in Berlin, und man könnte auch nicht wissen, wie es noch kommen würde.

Grete jubelte, eines unserer Mädchen stammte aus Berlin und hatte ihr soviel von Kinos, Konditoreien, Theatern und

Tanzstunden erzählt, daß sie glaubte, Berlin sei nur zu Spiel, Freude und Tanz erbaut.

Am 1. Juni wurde der Verkauf beim Notar abgeschlossen. Es war gerade am Tage der gewaltigen Seeschlacht vor dem Skagerrak. Ich selber hißte an dem großen Fahnenmast vor unserem Haus die Marineflagge und dachte wehen Herzens daran, daß es jetzt das letztemal sei.

Zum ersten August sollten wir das Haus räumen. Vater fand nach langem Suchen eine schöne, große Wohnung in Wilmersdorf, Uhlandstraße, Ecke Lauenburger Straße. Er hatte die Wohnung so gewählt, daß ich nur wenige Minuten zum Gymnasium, Grete auch nicht viel länger zum Lyzeum zu gehen hatte, auch waren die Verbindungsmöglichkeiten nach allen Richtungen der Stadt gleich günstig.

Eines Tages fragte mich Vater, ob ich denn schon daran gedacht hätte, meine Kaninchen zu verschenken.

Mir stürzten die Tränen aus den Augen. Meine Kaninchen verschenken? Ich war so stolz, bei jedem Wurf eins zu entdecken, das in seinem gelbgrauen Fell einen dunkelblauen Fleck hatte und aussah, als sei es mit Tinte begossen. Vater legte mir die Hand auf die Schulter: „Sei doch vernünftig, Junge, du kannst die Tiere nicht in die Stadtwohnung mitnehmen, die würden ja alle eingehen."

Da bekam ich plötzlich Angst vor der Stadt und glaubte, ich müßte dort, wo meine Tiere eingingen, auch sterben. Berlin war mir mit einem Male verhaßt, weil es mir die Tiere nahm. Wer würde auf meine Kaninchen aufpassen? Wer würde ihnen Futter geben? Auf Strehlow war kein Verlaß, Fritz Giebel würde sie sogar quälen. Ich beschloß, sie Vater Thieke zu schenken, der würde sie wenigstens richtig füttern. Aber ob er sie nicht eines Tages schlachten würde?

In jenen Tagen fiel mir ein Buch in die Hand, das das Kadettenleben schilderte. Kadett zu werden erschien mir jetzt eine willkommene Befreiung aus allen Sorgen und Ängsten. Da konnte ich Soldat bleiben, die Jugendkompanie mußte ich

ja doch verlassen, und vor allem würde ich dort Kameraden finden, die sicher besser waren als die Gymnasiasten in Berlin, von denen ich bisher, soweit es sich um meine Vettern handelte, die gelegentlich nach Schöneiche kamen, keinen guten Eindruck hatte.

Mutter schüttelte den Kopf, als ich ihr vorsichtig meine Pläne vortrug: „Nein, mein Junge, ich will dich nicht fortgeben, wer weiß, wie lange ich noch zu leben habe, und besser als deine Mutter kann kein Mensch auf Erden für dich sorgen."

Ich wollte gar nicht umsorgt werden, mir ging es ja darum, einen Ersatz für Schöneiche, vielleicht sogar noch etwas Besseres zu finden.

Vater verhielt sich völlig ablehnend: „Erst wirst du dein Abitur machen, dann kannst du, wenn du noch Lust haben solltest, immer noch Offizier werden. Mir wäre es allerdings lieber, du studiertest. In Berlin hättest du später die beste Möglichkeit."

Ich dachte gar nicht an das Abitur und an ein späteres Studium, schließlich konnte ich ja auch auf der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde das Abitur bestehen, wie hätte ich überhaupt etwas anderes werden mögen als Offizier.

Vater war unerbittlich: „Wissenschaftlich lernst du auf dem Gymnasium mehr als auf der Kadettenanstalt."

Bei Vater, sah ich ein, würde ich nichts ausrichten, darum begann ich, Mutter zu bitten und zu quälen, bis sie sich tatsächlich bewegen ließ, hinter Vaters Rücken an die Verwaltung des Kadettenkorps zu schreiben und zu erwirken, daß sich die Kadettenanstalt zu Plön bereit erklärte, mich zum 1. Oktober 1916 aufzunehmen.

Mein Herz wurde fest in Stolz und Freude. Kadett! Dafür durfte man schon Schöneiche verlieren und die Kameraden und die Tiere!

Wenn ich jetzt einen Offizier sah, empfand ich nicht mehr nur Ehrfurcht vor ihm, er erschien mir vielmehr wie ein älterer Kamerad.

In der Jugendkompanie wurde ich mit ehrfürchtigem Staunen betrachtet.

„Ja, wenn du jetzt Kadett wirst, bist du schon so etwas wie ein Soldat!"

Einen Tag vor dem Umzug erfuhr Vater von dem Komplott. Es gab einen häuslichen Auftritt von einer Heftigkeit wie nie zuvor. Mutter bat unter Tränen, mir doch diesen Wunsch zu erfüllen, es sei ja schließlich nur gut für mich, so frühzeitig in soldatische Zucht zu kommen.

Ich wußte, wie schwer es Mutter fiel, so für mich zu sprechen und war ihr von Herzen dankbar. Ich selber stammelte Bitten. Vergeblich!

Vater blieb bei seinem Nein und verbat sich schließlich jedes Wort über die Angelegenheit Plön, die für ihn erledigt sei, ein für allemal.

Mit einem unsagbaren Gefühl seelischer Verzweiflung und innerer Leere schlich ich in mein Zimmer und weinte meinen Schmerz in die Kissen. Ich hätte sterben mögen, so sinnlos erschien mir das Leben.

Am frühen Morgen, noch ehe die Möbelwagen vorfuhren, sollte der Förster kommen, um Flock, den treuen Spitz, zu erschießen. Vater hatte eingesehen, daß es grausam wäre, den alten Hund, der nur die eine Pflicht gegen uns zeit seines Lebens gekannt hatte, in fremde Hände zu geben, und ihn in die Stadt mitzunehmen, hielt er ebenfalls für unmöglich. So mußte Flock also erschossen werden. So sehr ich auf der einen Seite einzusehen versuchte, daß der Tod für Flock die größere Gnade war, so fürchterlich erschien mir das Todesurteil. War es nicht Mord? Und hing er nicht aufs engste zusammen mit dem Untergang, der Vernichtung der Schöneicher Welt?

Spätabends noch hatte ich mich mit rotgeweinten Augen auf den Hof geschlichen zu Flocks Hütte. Der treue Kerl war mir, erstaunt und etwas müde, schweifwedelnd entgegengeschlichen, um mir die nasse schwarze Nase in die Hand zu legen. Ich fühlte, daß er fast verloren war, als ich die Arme um seinen

Hals legte und seinen zottigen Kopf ganz fest an mein Gesicht preßte. Warum jaulte Flock nur so? Ob er fühlte, daß es zu scheiden galt?

Und nun war der Förster da! Mir war so elend zumute, daß ich ihn am liebsten gebeten hätte, auch mich zu erschießen. Ich hörte seine Stimme, hörte, wie er zu Flock sprach, ihn von der Kette löste, mit ihm zur Eiche ging, ich hörte, wie Flock plötzlich sonderbar klagend aufjaulte. Dann fiel der Schuß!

So schnell mich meine Füße trugen, lief ich hinaus. Da lag Flock, nur wenige Schritte von der Eiche. Sein Körper war noch warm und zuckte ein paarmal. Fast von Sinnen, stürzte ich mich über ihn, streichelte ihn, rief Koseworte und ließ meine Tränen in sein Fell rinnen.

Flock, Flock!

Ich hob seinen Kopf auf. Die Augen hatten keinen Glanz mehr.

Der Förster fuhr mir gutmütig über die Haare: „Laß man, Junge, der Flock ist nun tot, und das ist besser, als wenn er noch ein paar Monate in Kummer hinsiechen würde. Kannst mir schon glauben, wenn er hätte reden können, er würde selber um seinen Tod gebeten haben."

Langsam richtete ich mich auf, mir kam ein Gedanke: „Schießen Sie auch meine Katze tot, die sollen Strehlows nicht haben!"

Die Katze hatte ich schon vier Jahre, eine alte Frau aus Fichtenau hatte sie mir geschenkt. Nachts schlief das Tier am Fußende meines Bettes, ließ sich allein von mir die Milch geben, schleppte die gefangenen Mäuse zu mir und ließ sich erst von mir streicheln, bevor sie sie auffraß. Die Katze sollte auch nicht zu fremden Leuten kommen.

Der Förster wiegte bedächtig den Kopf: „Ob dein Vater das erlaubt?"

Ich nickte nur, weil ich schon wieder mit den Tränen kämpfte. Dabei schämte ich mich, so weich zu erscheinen und hätte mich

ohrfeigen können aus Wut über mich selber, daß ich nicht mit den Tränen fertig werden konnte.

„Dann hol man deine Katze", sagte der Förster endlich.

Nach einigem Suchen fand ich sie im Keller, sie kam freudig angelaufen und rieb sich schnurrend an meinem Bein. Mit zitternden Händen hob ich sie auf und trug sie hinaus. Der Förster hatte das Gewehr in der Hand und gab mir ein Zeichen. Darauf setzte ich die Katze auf einen Ast der Eiche und trat einige Schritte zurück.

Nach dem Schuß fiel das Tierchen, sich überschlagend, in die Nähe Flocks, schleppte sich bis zu ihm und verendete dann.

Am liebsten hätte ich alle meine Tiere geholt, den Igel, das Meerschweinchen, die Kaninchen. Mochte meine ganze Welt zum Teufel gehen! Und mich hätte der Förster zum Schluß über allen meinen lieben Tieren erschießen müssen. Doch der war schon längst fortgegangen, als ich endlich aufsah.

Ich habe dann unter der Eiche ein tiefes Loch gegraben, es ganz mit Blumen und Zweigen ausgelegt und behutsam Flock und die Katze hineingebettet. Über dem Hügel schichtete ich Steine.

Als die Möbelwagen anfuhren, hatten sich alle unsere Freunde und auch ein Teil unserer Feinde versammelt, um uns scheiden zu sehen. Wir waren alle sehr ergriffen, auch Grete schluchzte unaufhörlich. Vater hielt eine kurze Ansprache, obwohl er erst in drei Tagen die richtige Abschiedsfeier durchführen wollte.

Als wir endlich zur Bahn gingen, warf ich keinen Blick zurück. Ich fürchtete, den Anblick nicht ertragen zu können. Ich hätte mich von Herzen gefreut, wenn das ganze Anwesen in Flammen aufgegangen wäre.

Am Bahnhof Friedrichshagen stießen wir auf die Möbelwagen unseres Nachfolgers.

Auch Vater war jetzt sehr still und nachdenklich geworden. Zehn Jahre fast hatten wir in Schöneiche gelebt, da war auch ihm jeder Baum ans Herz gewachsen.

Die erste Nacht in Berlin war schrecklich. Die Hotelzimmer, die wir bis zur Beendigung des Umzuges bewohnten, lagen zur Straße, und draußen fuhren ununterbrochen elektrische Bahnen, Fahrzeuge mit und ohne Motoren, Räder kreischten, und ein Summen und Brummen lag in der Luft, als ob Millionen von Bienenvölkern ausgeschwärmt wären.

Ich konnte keinen Schlaf finden. An Flock mußte ich denken und an die Katze und an die viele Erde, die sie jetzt deckte. Es erschien mir sinnlos, nicht mehr in Schöneiche wohnen zu dürfen, und ich hatte Angst, aufstehen zu müssen. Wo sollte ich hingehen? Berlin war fremd und groß, und ich fürchtete, mich nie zurechtfinden zu können. Die Uhren, die von fern und nah von den Türmen die Zeiten schlugen, hatten etwas Erbarmungsloses.

Auch die Eltern schienen schlecht geschlafen zu haben, beim Frühstück waren sie sehr verschlossen. Wir waren froh, endlich das Hotel verlassen zu können. In der Wohnung waren die Packer schon beim Einräumen. Marie hatte den Plan für die einzelnen Zimmer in der Hand und lenkte die Möbelträger durch allerdings wenig freundliche Rufe, weil sie fürchtete, die aufpolierten Sachen könnten durch Fahrlässigkeit zu sehr verschrammt werden. Ich begann, die Welt mit etwas freundlicheren Augen anzusehen. Die Möbel waren ein Stück Heimat, und sonderlich mein Zimmer war hell und geräumig. Wenn ich auf die Straße hinuntersah, wurde mir schwindlig. Unsere Wohnung lag im vierten Stock, und selbst die Straßenbahnen erschienen winzig, spielzeugartig. Gretes Zimmer war ganz in Rosa gehalten. Das Prunkstück darin war eine Frisiertoilette in Schleiflack. Grete konnte sich kaum von ihr trennen. Das Herrenzimmer wirkte mit seinen wuchtigen Ledermöbeln wesentlich vornehmer als in Schöneiche, weil das riesige Balkonzimmer nicht wie dort durch Bäume überschattet war. Auch Mutters Salon kam ganz anders zur Geltung. Das Speisezimmer war das typische sogenannte Berliner Zimmer, zwölf

Meter lang und sechs Meter breit. Das einzige, allerdings sehr breite Fenster dieses Zimmers befand sich in einer Ecke, so daß der ganze Raum tagsüber in gedämpftem Licht lag. Alle Räume, selbst Schlafzimmer und Fremdenkammern waren mit Parkett ausgelegt. Die endlos langen Flure gaben der Wohnung etwas sehr Großzügiges. Zentralheizung war nicht vorhanden, Vater hatte nach langem Überlegen beschlossen, nur eine Wohnung mit Ofenheizung zu nehmen, weil er erfahren hatte, daß in vielen Berliner Wohnungen die Zentralheizungen im letzten Winter nicht ausreichend mit Kohlen versorgt waren, und es schien ihm leichter zu sein, notfalls Kohlen für wenigstens zwei bis drei Zimmer beschaffen zu können.

Die Warmwasserversorgung machte auf Grete und mich einen tiefen Eindruck, so daß wir in der ersten Woche morgens und abends kaum aus der Badewanne herauszubekommen waren.

Nach einigen Tagen hatte ich mich so weit an die Wohnung gewöhnt, daß ich zwar noch um Flock, die Kameraden und die verlorene Heimat trauerte, doch aber auch im Beobachten der vorüberhastenden Menschen, der vielen Fahrzeuge und der ständigen kleineren und größeren Ereignisse auf der Straße Abwechslung und damit einen gewissen Trost fand.

Vater hatte eine Woche Urlaub bekommen und zeigte uns Berlin von der schönen Seite. Wir wanderten durch den Tiergarten, durch das Brandenburger Tor bis zum Schloß, besuchten das Zeughaus, dessen Geschütze und Uniformen ich mit Ehrfurcht bestaunte, das Museum für Meereskunde, den Zoologischen Garten und das Aquarium, die Galerien und das Alte Museum. Die Eindrücke waren so zahlreich, daß ich abends todmüde ins Bett sank und kaum noch Zeit hatte, an Schöneiche zu denken und traurig zu sein.

Mit Marie durften wir ins Kino gehen, und eines Abends nahm mich Mutter sogar in die Königliche Oper mit. Es gab La Traviata. Mir blieb nur unverständlich, warum die Zuhörer

weinten und wie es möglich war, daß eine Frau auf der Bühne singend sterben konnte. Der Zirkus Busch mit seinen abgerichteten Löwen und Elefanten und seinen drolligen Spaßmachern gefiel mir schon wesentlich besser.

Mit dem Grunewald konnte ich nicht viel anfangen, die Schöneicher Wälder mit ihrem Reichtum an Wild, an Pilzen und Beeren waren unvergleichlich schöner. Und daß man im Preußenpark noch nicht einmal über den Rasen laufen durfte, empfand ich als unwürdig und lächerlich. Am schlimmsten aber empfand ich den Übelstand, daß ich nicht mehr nach Herzenslust im Garten Obst essen durfte. Hier mußte jedes Pfund im Geschäft gekauft werden. Und dann konnte man noch von Glück sagen, wenn es überhaupt Obst zu kaufen gab.

Vor zwei Monaten hatte die Hungerblockade gegen Deutschland begonnen, in Schöneiche hatte es zwar auch schon seit langem nicht mehr alles das zu kaufen gegeben, worauf man Appetit verspürte, in Berlin aber waren die Lebensmittel schon ausgesprochen knapp, und man mußte froh sein, gelegentlich nach Geschäftsschluß von irgendeinem hochnäsigen Händler für ein Wuchergeld ein Ei, ein paar Pfund Kartoffeln oder gar ein Brot zu erhalten. Die meisten Lebensmittel wurden nur gegen Karten abgegeben. Für Bekleidungsstücke benötigte man einen Bezugschein. „Hintenherum" konnte man allerdings im Schleichhandel alles für Phantasiepreise haben. Sehr viele Händler machten sich das zunutze und wurden in kurzer Zeit schwerreich. Die Bevölkerung war mit diesen Zuständen überaus unzufrieden. Ich selber mußte, wenn ich einmal ein halbes Pfund Zucker oder etwas Margarine kaufen sollte, manchmal stundenlang „Schlange stehen". Ein besonders großer Hetzer war der Hausmeister unseres Hauses, ein Sozialdemokrat, der offen davon sprach, es wäre Zeit, eine Revolution zu machen. Vater hatte ihm einmal ordentlich Bescheid gesagt und sich dadurch seinen fanatischen Haß zugezogen. Vor allen Dingen war der Schwiegersohn dieses Mannes gefährlich, ein Schlosser, der

jetzt als Matrose auf einem Linienschiff Dienst tat. Wenn der auf Urlaub kam, war die Hausmeisterwohnung mit lichtscheuen Gestalten angefüllt. Vater hatte pflichtgemäß mehrmals Meldung erstattet, ohne daß das Erfolg gehabt hätte. Eine Tochter des Hausmeisters, gerade die, deren Mann der Matrose war, arbeitete in einer Munitionsfabrik in Berlin und brüstete sich, im Munitionsarbeiterstreik, der im Juni in Berlin ausgebrochen war, eine führende Rolle gespielt zu haben. Da von diesem Streik in der Öffentlichkeit nicht viel bekanntgeworden war, nahm Vater die Redensarten nicht sonderlich ernst, war nur empört darüber, daß man in Kriegszeiten nicht rücksichtslos gegen die Hetzer, Wühler und Arbeitsverweigerer vorging.

Die verhärmten Frauen, die Stunde für Stunde selbst in strömendem Regen vor den Geschäften ausharrten, ließen sich leicht von Hetzern aufwiegeln und schimpften über den langen Krieg, das Elend und das Fernbleiben der Männer. Einmal kam Mutter ganz niedergeschlagen nach Hause: „Ich weiß nicht, wie das enden soll, die Stimmung ist so furchtbar trostlos. Warum tut nur die Regierung nichts, um die Bevölkerung bei der Stange zu halten."

In den meisten Kirchen Berlins waren Kriegsbetstunden eingerichtet worden. Mutter war ein paarmal in den Dom und zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche gegangen, aber enttäuscht wiedergekommen. Besonders den Modepfarrer Konrad, zu dem die sogenannten gebildeten Kreise in Scharen strömten, lehnte sie ab, weil seine ganze Art ihr eitel und pathetisch erschien.

Die Besuche bei unseren zahlreichen, meist sehr wohlhabenden Berliner Verwandten wurden gleich in den ersten Tagen erledigt. Aus einem alten Jagdanzug Vaters hatte ich einen leidlich schönen Anzug geschneidert bekommen, und für meine Holzschuhe, die für Berlin nicht gut genug waren, hatte mir Mutter in einer Bekleidungssammelstelle, die gegen Vorlage des Bezugsscheins und gegen Abgabe aufgetragener Bekleidungsstücke aufgearbeitete Garderobe für einen mäßigen Preis lieferte,

ein Paar allerdings sehr große Schuhe erstanden, die mir bis auf die ungewohnten Lackkappen ganz gut gefielen. Zur Vervollständigung meines Anzugs hatte ich noch eine neue Schülermütze bekommen, so daß ich mich vor den Verwandten nicht zu schämen brauchte. Vater hatte als Soldat als einziger von uns keine Bekleidungsschwierigkeiten. Daß seine Uniform recht schäbig aussah, nahm ihm keiner übel. Mutter bekam nirgends Stoff für ein neues Kleid, obwohl sie sehr viele Geschäfte aufsuchte. Sie half sich aber dadurch, daß sie ihre Kleider und Kostüme immer wieder umarbeiten ließ. Unsere Verwandten nahmen uns sehr herzlich auf, bedauerten aber alle, daß wir Schöneiche verlassen hatten. Über die Kriegslage sprachen sie wenig hoffnungsfreudig. Der Eintritt Italiens in den Weltkrieg stand unmittelbar vor der Tür. Ein Onkel, der als Generaldirektor und Hauptbegründer des deutschen Kalisyndikats nicht nur über ausgezeichnete Verbindungen in der Wirtschaft verfügte, hatte auch Kenntnisse über politische Vorgänge und Hintergründe, wie sie nur wenige Menschen in Deutschland aufzuweisen vermochten. Und von ihm stammte das Wort, das Vater häufig sprach, wenn irgendwelche Patrioten den Mund zu voll nahmen und behaupteten, wir seien so stark, daß wir jeden Feind an die Wand drücken könnten, wenn wir nur richtig wollten. Das Wort hieß: „Man soll England als Freund nicht überschätzen und als Feind nicht unterschätzen." Daß viele Kreise in Deutschland England nicht nur unterschätzten, sondern sogar mitleidig als unkriegerisches Krämervolk ansahen, erfüllte den Onkel mit großer Besorgnis: „England ist ein großer Puppenspieler und kann so viele Puppen zum Tanzen bringen, daß ihm unangenehme Völker leicht zerdrückt werden." Er sagte das mit einer sachlichen Ruhe, wie er vielleicht irgendeine wirtschaftliche Feststellung machen konnte. Nur wenn Onkel die Tatsache berührte, daß die Feinde Deutschlands Kolonialtruppen auf die europäischen Kriegsschauplätze schickten, konnte er aus seiner vornehmen Ruhe

geraten: „Das ist das größte Verbrechen dieses Jahrhunderts! Wer der weißen Rasse die Königskrone nimmt und den weißen Mann zum Kameraden des Schwarzen erniedrigt, reißt die Dämme ein, die morgen Europa gegen die Flut der farbigen Völker schützen sollen."

Zu diesem Onkel sah ich mit großer Verehrung auf. Nicht nur, daß er ein breitschultriger blonder Hüne war, dessen edles Gesicht durch den gestutzten Vollbart etwas sehr Ernstes und Hoheitsvolles bekam, vor allem zog mich die Tatsache an, daß er seinen gewaltigen Aufstieg in der deutschen Wirtschaft ausschließlich seinem großen Können, seinem eisernen Fleiß und seinem makellosen und gradlinigen Charakter zu verdanken hatte. Er besaß als Sohn eines mittleren Beamten nicht die geringsten einflußreichen Verbindungen, hatte weder Geld zum Studium noch zur Offizierslaufbahn, und war doch schon in verhältnismäßig jungen Jahren einer der führenden Männer der deutschen Wirtschaft geworden. Seine beiden Brüder hatten ebenfalls geachtete Stellungen inne, der eine war Direktor einer als vornehm und anständig bekannten Berliner Bank, der andere war als Professor für Germanistik einige Jahre vor dem Kriege nach England gegangen, hatte sich drüben naturalisieren lassen und war trotzdem schon unmittelbar nach Kriegsausbruch unter dem lächerlichen Vorwand, er sei spionageverdächtig, interniert worden.

Die Verwandtenbesuche waren nicht immer erfreulich, in viele Familien war Trauer und Leid gekommen.

Die Schulferien waren in wenigen Tagen zu Ende. Klopfenden Herzens ging ich einige Male an dem düsteren roten Gebäude in der Pfalzburger Straße vorbei, dem Bismarckgymnasium, für das mich Vater, selber ein überzeugter Humanist, angemeldet hatte.

Wie würden die neuen Kameraden sein? Und wie die Lehrer? Wie freundlich hatte doch das Friedrichshagener Gymnasium mit seinen großen Fenstern, seinen hellen Wänden ausgesehen.

Mit nicht gerade fröhlichen Gefühlen fand ich mich am Tage des Schulbeginns in meiner Klasse ein. Ekelhaft, wie man mich neugierig musterte, wie man mich ausfragte und sehr überlegen tat. „Na, du aus deiner Provinzpenne?"

Ich setzte mein hochnäsigstes Gesicht auf und tat, als sei ich allen und allem turmhoch überlegen. Aus halbgeschlossenen Augen beobachtete ich die neuen Klassenkameraden. Die Mehrzahl sah ausgehungert aus und trug reichlich zerschlissene und geflickte Sachen. Ich wußte, es würde mir ein leichtes sein, meinen Fäusten, die zuzupacken verstanden, Geltung zu verschaffen. Wer wohl von den dreißig Kerlen dort mein Freund werden könnte? Ich fand zwei, höchstens drei, die mir der Freundschaft wert schienen. Die machten wenigstens den Eindruck, daß sie nicht auf den Kopf gefallen waren. Ich blinzelte ihnen zu und freute mich, daß sie lässig aber nicht unfreundlich mit dem Kopf nickten.

Der Klassenschwamm fuhr haarscharf an meiner Nase vorbei und patschte, einen großen Fleck hinterlassend, gegen die frisch gestrichene Wand. Mit einem Satz sprang ich hinter dem Schwamm her, hob ihn auf und warf ihn dem liebenswürdigen Absender, einem rothaarigen, sommersprossigen Bengel, mitten in das feixende Gesicht.

Klatsch! Das saß!

Ein wüstes Gejohle brach aus. Lineale, Federkästen, Hefte schwirrten durch die Luft. Eine allgemeine Keilerei entspann sich. Der Rothaarige stürzte sich, kreischend vor Kampfeslust, auf mich und landete im nächsten Augenblick im Papierkasten. Diese Leistung gewann mir die Herzen von Eberhard und Hans. Zu dritt balgten wir uns mit den Angreifern umher, lagen einmal am Boden, um dann wieder obenauf zu sein. Der Rothaarige stolperte in den Spucknapf und schied von weiteren Kampfhandlungen aus. Mit erheblichem Krach fiel der Globus vom Schrank und bekam eine ansehnliche Beule.

Ich war zufrieden. Gott sei Dank, Muttersöhnchen schienen die hier auch nicht zu sein. Und fein war es, daß gerade Eberhard und Hans mir beistanden, das waren ja die, die mir auf den ersten Blick gefallen hatten.

Klirr!

Das war eine Fensterscheibe, die den Anprall eines Federkastens nicht ausgehalten hatte.

Das Johlen steigerte sich zu einem frenetischen Gebrüll.

Leider stürzte jetzt, angelockt durch den Tumult und getrieben von seinem Berufseifer, ein Herr herein, bei dessen Anblick ich an mich halten mußte, um nicht laut loszuprusten. Er sah auch zu komisch aus, der Professor! Auf dem mittelgroßen, spirrigen Körper saß ein überlebensgroßer Kopf, der puterrot angelaufen war. Um den Kopf, dessen weitaus größter Teil keinerlei Haarwuchs mehr aufwies, ringelten sich einige weißblonde Löckchen. Auf der knolligen Nase saß, reichlich schief, ein Zwicker, dessen eines Glas mit einer schwarzen Schnur versehen war, die zur Weste lief. Der sehr lange Hals steckte in einem Gummikragen, dessen Höhe etwas Würdevolles hatte. Bekleidet war der Professor mit einem Gehrock, der sicher bessere Tage erlebt hatte, denn jetzt sah er schäbig und etwas fleckig aus, außerdem schillerte er an vielen Stellen bereits grünlich. Die gestreifte Hose war an den Knieen ausgebeult und an den Schuhen fransig. Und die Schuhe wiederum waren ein Kapitel für sich: sogenannte Spreekähne, ausgetragen, unförmig, die Spitze fast im rechten Winkel aufwärts gebogen.

Nun stand der gute Professor an der Klassentür. Etwas hilflos, darum um so komischer, sehr würdevoll und darum um so lächerlicher. „Wollt ihr wohl ruhig sein?" Sein Blick fiel auf das zertrümmerte Fenster, sah den umgeworfenen Papierkorb, erspähte die Spuren des ausgelaufenen Spucknapfes. Mit unverschämtem Grinsen verfolgte die Klasse das aufgeregte Spähen und Entdecken des Kurzsichtigen. Halblaute Rufe, keineswegs respektvoller Art, wurden vernehmbar.

Einmal, zweimal, dreimal schlug der Professor die Hände zusammen. Dann schüttelte er bedenklich und mitleidig den eigenartigen Kopf: „Um Himmels willen. Um Himmels willen ... Eure armen Väter, eure armen Väter."

Überwältigt von der Komik dieses Augenblicks rief ich, als der Professor die Klasse verließ, zu Eberhard hinüber: „Was ist denn das für eine Vogelscheuche!"

Eberhard kam nicht dazu, mir zu antworten. Wider Erwarten hatte die „Vogelscheuche" meinen Ausruf gehört, trippelte mit kurzen Schritten auf mich zu und — klatsch, klatsch — schlug mir einige unsanfte Ohrfeigen, um dann ebenso schnell wieder von dannen zu trippeln.

Sprachlos starrte ich auf die Tür, durch die der aufgeregte Mann verschwunden war und gewahrte erst jetzt den Spruch, der mit elegant geschwungenen Buchstaben darüber geschrieben stand:

Unsern Eingang segne Gott!

Das Einleben in die neuen Verhältnisse nahm für die nächste Zeit alle meine Sinne voll in Anspruch. Eberhard und Hans wurden meine Freunde, mit den meisten meiner Mitschüler hielt ich gute Kameradschaft.

Da ich an Körperkräften allen überlegen war, war meine Stellung in der Klasse durchaus gefestigt. Nicht ganz klar dagegen war mein Verhältnis zu den Lehrern. In Friedrichshagen kannte man meine Eltern und wußte mich wie auch die andern Schüler durchaus persönlich zu behandeln. In Berlin war das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern wesentlich oberflächlicher, kühler, und der Einfluß der Schule beschränkte sich nur auf die wenigen Unterrichtsstunden. In Friedrichshagen beherrschte die Schule auch unser Eigenleben, man konnte sich nicht vor ihr verstecken. Dort sollten wir geformt werden, in Berlin beschränkte man sich darauf, uns zu unterrichten. In Friedrichshagen beurteilte man den ganzen Kerl, Berlin fragte nur nach der Schulleistung. In Friedrichshagen verdrosch man uns nach Noten, wenn man uns bei einem Streich erwischte, dann aber war der Fall erledigt und abgetan. In Berlin schrieb man uns einen Tadel ins Klassenbuch, und dann setzte uns der Lehrer auf seine geheime schwarze Liste.

In Friedrichshagen konnten wir einem unbeliebten Lehrer einmal einen derben Denkzettel geben, um dann fröhlich und guter Dinge eine Stunde gemeinsamen Arrestes abzubrummen. In Berlin ging man darauf aus, einen Lehrer an seiner empfindlichsten Stelle zu kränken und sich dabei nicht erwischen zu lassen.

Ich hatte in den ersten Wochen viel Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen. Das Friedrichshagener Gymnasium schnitt dabei nicht nur gut ab, nein, es wurde geradezu durch die Erinnerung

verklärt. Sogar Gustaf mit f bekam einen Heiligenschein um seine Dichterstirn gelegt. Und war er nicht tatsächlich ein feiner Mann, verglichen mit der „Vogelscheuche"?

In Friedrichshagen hatten wir schöne, fast soldatische Feiern, in Berlin mußten wir die Woche mit den langweiligen Schulandachten beginnen und beschließen.

Als ich zum erstenmal die Aula des Bismarckgymnasiums betrat, war ich überrascht von den zahlreichen Wandbildern, die einzelne Wendepunkte der deutschen Geschichte darstellten. Während der religiösen Ansprachen hatte ich genügend Muße, diese Darstellungen auf mich wirken zu lassen. Auch die gemalten Glasfenster wollten an die große deutsche Vergangenheit erinnern. In Friedrichshagen war die Aula sehr nüchtern gehalten, da gab es kaum ein Bild oder einen Gegenstand, durch den man sich gern hätte ablenken lassen können.

Die Aula wurde zum Schauplatz meines ersten ernstlichen Zusammenstoßes mit der Schulautorität.

Weiß der Teufel, woran es lag, ich konnte auf dem Berliner Gymnasium nicht heimisch werden. Ich blieb vom ersten Tage an der Schuldisziplin gegenüber ein Außenseiter. Schon in der Gestalt und der Tat der „Vogelscheuche" hatte Gott, ganz entgegen dem frommen Wunsche über der Tür, meinen Eingang nicht gesegnet. Einen Bruno Wille hatte ich unter den Lehrern nicht wiedergefunden. Einige mochten mich gern, die Mehrzahl jedoch witterte in mir einen Empörer, einen Frevler, kurz, einen, der einfach nicht artig sein wollte.

Vielleicht lag das daran, daß die „Vogelscheuche" mein Verhalten mit starken Übertreibungen geschildert hatte, vielleicht aber auch daran, daß auf meinem Friedrichshagener Abgangszeugnis die Betragensnote „Gut" hieß. In Berlin gehörte es zum guten Ton, „Sehr gut" zu haben. Ich wiederum wäre mir selber erbärmlich vorgekommen, ein „Sehr gut" im Betragen zu erhalten, weil dieses Prädikat ein Vorrecht aller Musterknaben, Streber, Schürzenkinder und Waschlappen war.

Kurz und gut, ich galt in Berlin nun einmal von vornherein als Bandenführer, dem man nur mit unnachsichtiger Strenge entgegentreten durfte. Dieses Odium nahm ich mit einem gewissen Stolz auf mich und sah mich nun meinerseits nicht mehr verpflichtet, irgendwie um die Gunst irgendwelcher voreingenommener Lehrer zu buhlen.

Eines Montags hatte ich in der Aula vor Beginn der Andacht mit meinem Freunde Eberhard eine Meinungsverschiedenheit bekommen, die in der unter Jungen üblichen Art durch einen Boxkampf ausgetragen wurde. Hans machte sich das Vergnügen, mir ein Bein zu stellen, so daß ich nach einem wohlgezielten Hieb Eberhards stolperte und unter eine Bank rollte. Das war nicht ohne Lärm und Aufsehen geschehen. Leider kam ich nicht mehr dazu, unter der Bank hervorzukriechen, weil die Lehrer, die in der ersten Reihe saßen, bereits unruhig wurden und sich bemühten, die Ursache dieses Lärms zu erkunden. So verbarg ich mich so gut ich konnte und blieb auch während des Chorals unter der Bank liegen. Zu meinem Unglück ließ der Direktor das Lied „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" singen. In meiner Lage erschien mir dieser Choral äußerst passend, und so stimmte ich aus Leibeskräften ein. Wohl waren meine Leibeskräfte völlig ausreichend, über meinen Gesang aber hatte es immer nur eine Meinung gegeben, die sich im Zeugnis durch ein schlichtes „Völlig mangelhaft" ausdrückte. So kam es, daß immer mehr Blicke aus der ersten Reihe dorthin gingen, wo ich aus der Tiefe mein Lied emporsteigen ließ. Kaum war der Choral beendet, da stand mein Religionslehrer auf, ging würdigen Schrittes auf die Bankreihe zu, auf der meine Klasse saß, griff zu und zog mich unter dem Jubel der ganzen Schule hervor. Dann sah er mich traurig und vorwurfsvoll an, nahm mich beim Arm, führte mich zur Aulatür, gab mir einen sanften Stoß, daß ich auf den Gang taumelte und raunte mir zu, ich solle mich schleunigst entfernen. Von draußen hörte ich mir noch einen Teil der Predigt an und begab mich dann auf den Schulhof. Zur Strafe für mein Verhalten bekam ich eine

Stunde Arrest, und da die Stelle des Bälgetreters an der Orgel infolge wiederholten Sitzenbleibens und des damit verbundenen Ausscheidens des trefflichen Tertianers aus der Schule zufällig freigeworden war, wurde ich in den Treterkasten neben der Orgel verbannt. Da sollte ich nun jeden Montag und jeden Sonnabend Orgel treten! Ein fürchterlicher Gedanke! Und als noch gar der Religionslehrer mir höhnisch den Rat gab, den Choral „Nun laßt uns geh'n und treten" sehr genau zu lernen, sann ich auf Rache und Wege, mich aus diesem Schandkasten zu befreien.

Eines Sonnabends kam mir die Erleuchtung. Der erste Choral war bereits verklungen. Ich hatte getreten, daß die Bälge fast platzten. Aus allen Poren rann mir der Schweiß. Die Andächtigen waren etwas unruhig geworden, weil ich beim Treten mir Mühe gab, über den Rand des Kastens hinwegzusehen. Die Mühe war von Erfolg gekrönt, und mit kurzen Abständen tauchte mein strahlendes Gesicht neben der Orgel auf. Da meine freundliche Miene nicht zu dem Bußlied, dessen Melodie ich durch mein Treten gestalten half, paßte, wurde sie als störend empfunden.

Nun saß ich nach dem Choral auf meinem kleinen Armesünderbänkchen, studierte die Namen, Flüche, Scherze und Karikaturen, die meine Vorgänger in langen Jahren mit Bleistift oder Messer in die Wände geritzt hatten, und brütete Unheil. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke. Mein Taschenmesser! Die Anfangsbuchstaben meines Namens waren schnell ins Holz geritzt. Für ewige Zeiten, wenigstens solange die Schule halten würde, stand nun mein trotziges K. E. an der Wand, kommenden Tretergeschlechtern ein Ansporn zur Nachahmung. Noch hielt ich das Messer in meiner Rechten, unschlüssig, was ich jetzt tun sollte. Von draußen klang das ölige Organ des Mathematikprofessors, der sich der ungewohnten Mühe unterzog, einen Psalm auszulegen. Da fiel mein Auge auf die Lederbälge. Und schon war das Unglück geschehen. Mit wenigen Schnitten hatte ich ein paar kleine aber ausreichende Löcher

hineingezaubert. Befriedigt setzte ich mich auf mein bescheidenes Plätzchen und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen sehr rasch.

Das bekannte leise Klingelzeichen ertönte. „Treten" bedeutete es. Pflichtgemäß begann ich mein Werk: linker Fuß, linker Balg, rechter Fuß, rechter Balg. Aber statt der jubelnden Orgeltöne quollen jetzt dumpfe, schauerliche Mißlaute hervor, um im nächsten Augenblick in dem aufbrausenden Wonnegeschrei der ganzen Schule unterzugehen. Ich kann nicht sagen, daß mir wohl zu Mute gewesen wäre. Man ließ mir aber keine Zeit, mit meinen Gefühlen ins klare zu kommen. Mit einem Ruck wurde die Klappe zu meinem Verschlage aufgerissen, und vor mir stand, zorngerötet und von ehrlichem Abscheu ergriffen, der Direktor.

„Na warte, du Bengel!" Mehr brachte er nicht heraus.

Es half mir nicht viel, daß mich meine Klasse feierte und ehrte wie eine Räuberbande ihren siegreichen Hauptmann. Diesmal setzte es zwei Stunden Arrest, außerdem wurde ich für alle Zeiten von der Teilnahme an den Schulandachten befreit.

Mein Vater war sehr unglücklich über diesen bösen Schulbeginn und ließ sich durch meinen Hinweis, ich sei doch letzten Endes ziemlich unschuldig an diesen Verwicklungen, keineswegs überzeugen.

Das Berliner Gymnasium war mir sehr bald herzlich verleidet. Ich begann, mit Eberhard und Hans in den Straßen umherzustreunen und auf Entdeckungsfahrten zu gehen. Als erstes suchte ich das Haus in der Gutzkowstraße zu Schöneberg auf, in dem ich zur Welt gekommen bin. Die Eltern hatten mir oft erzählt, daß damals unmittelbar neben dem Hause noch Kornfelder wogten. Jetzt ragten große Steinkästen in die Höhe, und die Straße selber, einst vornehm und gepflegt, machte einen verwahrlosten Eindruck. Die Eltern hatten früher oft von ihrem schönen Heim in dem Hause Nummer drei gesprochen. Jetzt fand ich das Haus kalt und abstoßend.

Vater schüttelte gleichgültig den Kopf, als ich ihm meine Entdeckung berichtete: „Berlin wächst sehr schnell und hat keine Tradition, es ist auch gar nicht ehrfurchtsvoll. Was heute noch schön und modern ist, kann morgen veraltet sein. Das ist das Schöne und Gefährliche an Berlin, daß es immer nur dem Augenblick lebt."

Ich fand sehr bald heraus, daß der Reiz des Berliner Lebens fast ausschließlich im Abenteuerlichen lag. Sonst war die Stadt kalt und unpersönlich. Das Abenteuer aber bot sich in mannigfaltigster Gestalt. Schon wenn wir drei, die zu einem unzertrennlichen Kleeblatt geworden waren, in die unübersehbar großen Kaufhäuser gingen, um Fahrstuhl zu fahren, lockte fast jeder Verkaufsstand unsere Neugier heraus. Wir machten uns einen Spaß daraus, die unmöglichsten Kinkerlitzchen auszuwählen, uns die Kassenzettel aushändigen zu lassen, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Der Gedanke, wie die meist jüdischen Geschäftsführer sich wohl ärgern würden, erfüllte uns mit einer wohltuenden Schadenfreude. In einem Kaufhaus am Potsdamer Platz fiel ich allerdings einmal damit herein, als der Geschäftsführer einer verhältnismäßig stillen Abteilung, in der ich einen Goethekopf aus Gips ausgesucht hatte, mich freundlich aber bestimmt bis zur Kasse geleitete und sich davon überzeugte, daß ich die Mark auch wirklich bezahlte. Der Ärger, erwischt worden zu sein und den Spott von Eberhard und Hans erdulden zu müssen, schmerzte mich mehr als der Verlust der Mark, die mein ganzes Taschengeld ausmachte.

Mutter war infolge ihrer Magengeschwüre, die sich bei dem schlechten und unverdaulichen Essen immer bösartiger entwickelten, in eine Klinik in der Augsburger Straße eingeliefert worden. Ich durfte sie in der Woche nur zweimal besuchen, weil ihr alle Aufregungen, selbst freudige, ferngehalten werden sollten. Zu Hause wurde Mutter vertreten durch eine ältere Hausdame, die sich die vergebliche Mühe machte, mich zu einem

Musterknaben zu erziehen. Der Aufenthalt im väterlichen Hause wurde mir zuweilen zur Qual und hinzukam, daß die Hausdame meinen Vater, der meist überarbeitet und müde vom Generalkommando heimkam, mit Klagen über meine Streiche und Frechheiten überfiel. Meist übertrieb sie dabei so sehr, daß Vater öfter vor Zorn außer sich geriet. Bei solchen Zusammenstößen bat ich meinen Vater immer wieder, mich doch in das Kadettenkorps eintreten zu lassen, doch er beharrte nach wie vor bei seinem Nein.

Meine Schulleistungen gingen erheblich zurück. Besonders in der Mathematik versagte ich völlig, woran allerdings der rothaarige und krummbeinige Professor, der infolge seines struppigen Aussehens den rohen Beinamen „die Klosettbürste" trug, nicht ganz unschuldig war. Dieser Lehrer war nicht eher zufrieden, als bis er mich unter irgendeinem Vorwand auf den Strafplatz unmittelbar vor dem Katheder setzen konnte, dann erst begann er mit seinem höchst monotonen Unterricht. Mit Wehmut dachte ich an Friedrichshagen zurück, da hatte ich in Mathematik „gut" im Zeugnis. In Latein und Deutsch behauptete ich allerdings meinen Platz an der Sonne, das waren die Fächer, in denen ich fast nie unaufmerksam war oder Streiche verübte. Irgendwie, das fühlte ich sehr bestimmt, waren zum Teil die Lehrer an den Streichen, die an ihnen verübt wurden, schuld. Lehrer, die ich achtete — das waren immer die, bei denen ich Verstehen, Kameradschaft und Gerechtigkeit spürte — behandelte ich mit aller Ehrerbietung, deren ich fähig war. Der Lehrer, der einen sehr lebendigen französischen Unterricht gab, wurde mir sogar ein väterlicher Freund, der viel dazu beitrug, daß meine Stellung im Gymnasium nicht ganz erschüttert wurde. Auch „Töti", der jeden Montag mit einem herzhaften Alkoholgeruch zum Unterricht kam — man sagte ihm nach, daß er von Sonnabend nachts bis Montag in der Frühe mit seinen Logenbrüdern regelmäßig kneipte — nahm mich hin und wieder gegen die Attacken der „Klosettbürste" in Schutz. Auch der sonst so stille und versonnene

„Schiefe Emil", dessen geistiges Leben sich um Seneca und Cicero drehte, gehörte zu meinen Gönnern.

Weil ich ein guter Turner und vor allem einer der vielseitigsten Leichtathleten des Gymnasiums war, hatte ich beim Turnlehrer, der gleich zu Anfang des Krieges in Frankreich von den Kugeln eines feindlichen Maschinengewehrs buchstäblich durchsiebt worden und nur infolge seines eisernen Willens wieder zum Gebrauch seiner Gliedmaßen gekommen war, gute Tage als Vorturner und Riegenführer.

Innerlich hatte ich mich aber der Schule so sehr entfremdet, daß ich öfter mit Hans und Eberhard beriet, wie wir es anfangen könnten, dem uns immer unerträglicher erscheinenden Zwang zu entkommen. Zunächst sahen wir keinen anderen Weg zur Freiheit, als die Nachmittage ganz nach unserm Gutdünken zu gestalten. Unsere Streifzüge wurden immer ausgedehnter. Wir kannten den Krögel und alle entlegenen Winkel Alt-Berlins, wir hatten Tegel und Pankow entdeckt und wußten in allen Museen Bescheid. Mich zog es immer wieder zum Alten Museum, besonders zur Ägyptischen Abteilung, deren Mumien und gewaltige Standbilder es mir angetan hatten. Aus der Schulbibliothek lieh ich mir alle Bücher, die über Ägypten, seine Geschichte, seine Menschen und seine Kunst berichteten.

Mir wäre es ganz recht gewesen, wenn Eberhard und Hans mich etwas mehr mir selbst überlassen hätten, es war aber zu sehr zur Selbstverständlichkeit geworden, daß wir gemeinsam Abenteuer suchten, und ein Seiner-Wege-gehen wäre gleichbedeutend mit Zerfall der Freundschaft gewesen.

Hans lud uns eines Tages zu einer Kletterpartie über die Dächer der Augustastraße ein. Es war gar nicht so gefährlich, wie es anfangs schien. Auf dem Boden fanden wir eine Leiter, die stellten wir an die Dachluke, und im Handumdrehen befanden wir uns auf dem platten, mit Teerpappe belegten Dach. Das Schwindelgefühl verging rasch, und freudig stellten wir fest, daß man bequem von Dach zu Dach das ganze Häuser-

viereck zwischen Augustastraße, Berliner Straße, Uhlandstraße und Wilhelmsaue umwandern konnte. Wir sahen angelegentlich in die Abgründe der Höfe hinunter, riefen den Hausfrauen, die in den Küchen wirtschafteten, muntere Worte zu, daß sie erschreckt die Kochlöffel fallen ließen und uns beschworen, doch ja die Dächer zu verlassen, wenn wir nicht im nächsten Augenblick abstürzen und zerschellen wollten. Es tat uns ausnehmend wohl, auf so gefährlicher Höhe zu lustwandeln, sicher können auch Seiltänzer nicht stolzer auf ihre einsame Höhe sein, zu der gewöhnliche Sterbliche nur mit Schaudern aufblicken können.

Ich war verzweifelt über mich. Die Nachmittage wurden zuweilen sehr lang. Jetzt begann ich wieder, mich mit den Landkarten und den Kriegsberichten zu beschäftigen. Es kostete viele Mühe, die Fähnchen umzustecken, die Kriegsschauplätze hatten sich überall verschoben.

Mutters Befinden hatte sich verschlimmert, und die Stimmung im Hause war gedrückt. Mit Grete hatte ich viele Streitigkeiten, die dadurch wesentlich verschlimmert wurden, daß die Hausdame grundsätzlich gegen mich Stellung nahm und meinem Vater einseitige Berichte gab.

Immerhin hatte das etwas Gutes zur Folge. Vater überlegte sich, wohin er mich geben könnte, denn daß ich in eine strenge Zucht kommen müßte, erschien ihm unbedingt wünschenswert.

In meiner Not schüttete ich Mutter mein Herz aus. Wohin sollte ich gehen, wenn nicht ins Kadettenkorps? Oder wollte mich Vater etwa in eins der nicht gerade gutbeleumdeten Landerziehungsheime stecken, wo ich neben geistig zurückgebliebenen oder irgendwie angeknacksten jungen Menschen bis zum Abitur leben sollte? Der Gedanke daran war mir so furchtbar, daß mir die Tränen kamen. Mutter beruhigte mich: „Ich werde schon dafür sorgen, daß alles gut geht, Junge."

Und es ging gut!

Als ich sie das nächstemal besuchte, erfuhr ich zu meiner Freude, daß ich, wenn meine Leistungen in der Schule wieder über Durchschnitt seien, auf einem Schülerschulschiff Dienst tun könnte.

Ich konnte mich vor Freude kaum fassen.

„Was für ein Schulschiff?"

Mutter lächelte. „Ich habe gerade erst davon erfahren und mit Vater telephonisch darüber gesprochen. Morgen werde ich mehr wissen."

Das Schulschiff brachte eine Wendung in mein bisheriges Leben. Streiche, Frechheiten, Lausbübereien, alles Jungenhafte wurde durch den tiefen Ernst der neuen Pflicht überwunden.

Mutter hatte schon längst gemerkt, daß ich dem Kriege verfallen war und daß es zwecklos sein mußte, mich an die Familie oder gar an die Schule zu fesseln, wenn mein Herz eine andere Heimat suchte. Sie wußte, daß Vater schon aus Stolz sich niemals hätte bewegen lassen, seine einmal nachdrücklich geäußerte Ansicht zu ändern. Das Kadettenkorps schied demnach ein für allemal aus. Es schien nicht leicht zu sein, eine andere Möglichkeit für mich zu finden. Zufällig erfuhr Mutter durch einen der sie behandelnden Ärzte, dessen Sohn auf dem Schulschiff Dienst tat, von dem Bestehen eines Schulschiffschülervereins, dessen Gründer, Kommandant Schmitt, zwei Schulschiffe, eins in Berlin und eins in Swinemünde, unterhielt. Der Schulschiffschülerverein stand unter kaiserlichem Protektorat, die Ausbildungsoffiziere wurden von der Marinebehörde zur Verfügung gestellt. Der Geist war preußisch ernst, der Dienst sehr streng.

Der Kommandant hatte den Schulschiffschülerverein aus dem Nichts, ohne Befehl, ohne Vollmacht eines schönen Tages, lange vor Ausbruch des Krieges, ins Leben gerufen, mußte viel Hohn und Spott und Anfeindung ernten, sehr viele persönliche Opfer bringen — schon der Bau des ersten Übungsschiffes

in Berlin verschlang Unsummen —, mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um die erforderlichen Genehmigungen zu bekommen. Als endlich die Masten der vorschriftsmäßig betakelten Brigg — das Berliner Schiff stand auf dem Trockenen, die Kutter und Jollen lagen auf dem Wannsee — aufragten und der Rauch der ersten Salutschüsse aufstieg, daß die Fensterscheiben der Umgebung klirrten, wurden die Stimmen der Spötter leiser. Und als gar die Abteilungen der jungen Schulschiffer unter Gewehr, voran der schneidige Spielmannszug, durch die Straßen Berlins marschierten, war das Eis gebrochen. Die Bürger waren stolz, wenn ihre Söhne die Uniform der Schulschiffer tragen durften und rechneten es sich plötzlich zur Ehre an, für den weiteren Bau von Schiffen Mittel zur Verfügung stellen zu dürfen. Kommandant Schmitt wählte unter den Bewerbern sehr sorgsam aus. Nur wer eine bestimmte Gewähr zu bieten schien, in wenigen Jahren ein tüchtiger Seeoffizier zu werden, hatte Aussicht, aufgenommen zu werden. Der Dienst brachte dann so viele Belastungsproben jeglicher Art mit sich, daß eine gründliche und rücksichtslose zweite Auswahl erfolgte.

Es dauerte nicht lange, bis die Behörden, die erst abwartend, vielleicht auch zweifelnd dem Entstehen dieses privaten Marinekadettenkorps gegenübergestanden hatten, ihren Segen gaben. Prinzen und hohe Offiziere besuchten das Schiff, besichtigten den Dienst und sprachen ihre bewundernde Anerkennung aus. Selbst führende Ausländer, die die Jugenderziehung ihrer Länder leiteten, trafen ein, um Studien zu machen und Anregungen mit in die Heimat zu nehmen. Die Ordensschnalle des Kommandanten wurde breiter und breiter. Der Kommandant selber blieb der alte, bescheidene Idealist, der nichts für sich, alles für die Sache wollte. Eines Tages war dann der Kaiser gekommen, feierlich empfangen von Salutschüssen, die Abteilungen standen unter präsentiertem Gewehr, das Spiel wurde gerührt, die Bootsmannspfeifen trillerten, die helle Befehlsstimme des Kommandanten ertönte. Der Kaiser besich-

tigte gründlich, ließ sich Segelsetzen und Geschützexerzieren vorführen, gab selber Kommandos beim Infanteriedienst und nickte immer wieder überrascht seinen Adjutanten und dem Kommandanten zu.

Von diesem Tage an stand der Schulschiffschülerverein unter kaiserlichem Protektorat. Die Schiffe durften die Flagge der Kriegsmarine führen, das Ausbildungspersonal wurde zur Verfügung gestellt, die Schulschiffer durften Uniform tragen, die aufs Haar der der Kriegsmarine glich. Zum Unterschied wurde allein eine schwarzweißrote Binde am linken Oberarm getragen. Die Offiziere trugen Degen statt Dolche, und an ihren Mützen befanden sich die Abzeichen der Deutschen Schulschiff-Schülervereinigung (DSSV). Ich gestehe, daß mir die Kniee etwas zitterten und daß mir das Herz fast zum Halse heraussprang, als ich eines Sonntags früh das Steuerbordfallreep emporkletterte und mich beim wachhabenden Bootsmannsmaat meldete.

„Der Herr Kommandant ist in seiner Messe. Warten Sie einen Augenblick." Ein junger Schulschiffer, der damit beschäftigt war, mit einem großen Schwabber einige Wasserlachen zu beseitigen, wurde unter Deck geschickt und kam nach wenigen Sekunden wieder, um dem Wachhabenden zu melden, daß der Herr Kommandant bereit sei, Herrn Eggers zu empfangen. Ich fühlte, daß ich rot anlief, weil ich als Herr bezeichnet wurde. Zum Nachdenken hatte ich aber keine Zeit, denn auf einen Wink ging der Schulschiffer voraus, sah sich um, ob ich folgte und verschwand in der breiten Luke, durch die es über eine enge und steile Treppe zu den Messen der Offiziere und des Kommandanten ging.

Nun stand ich vor dem Herrn des Schiffes, einem untersetzten, gestrafften, weißhaarigen Mann mit offenen, ehrlichen Gesichtszügen, über denen ein Schimmer der Güte und Menschenfreundlichkeit lag.

Er musterte mich mit seinen großen, klaren, stahlblauen Augen, die bis auf den Grund meiner Seele zu spähen

schienen, räusperte sich scheinbar nicht unzufrieden und sagte nur kurz und hell: „Rühren Sie doch!"

Jetzt erst merkte ich, daß ich unwillkürlich eine stramme Haltung eingenommen hatte, wie ich es in der Jugendkompanie eingedrillt bekommen hatte. „Sie fühlen sich berufen, dermaleinst Seeoffizier zu werden?"

Ich stammelte, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, Soldat zu werden. Die Augen des Kommandanten blickten streng. „Ich kann es nicht leiden, wenn ein junger Mensch verlegen ist. Kopf hoch und frei heraus reden." Ich gab mir einen Ruck. „Jawohl, Herr Kommandant."

„Ihr Vater hat mir geschrieben, daß Sie tapfere Offiziere in der Familie hätten. Ich hoffe, daß Sie sich ihrer würdig erweisen."

Als Antwort knallte ich die Hacken zusammen.

„Wie sind Ihre Leistungen in der Schule?"

„Durchwachsen, Herr Kommandant."

Ich sah an dem Zittern seiner Schnurrbartspitzen, daß der Kommandant lächeln mußte.

„Schulschiffer zu sein, ist eine hohe Auszeichnung. Ich halte es für meine vornehmste Pflicht, der Flotte nur besten Nachwuchs in die Hand zu geben. Ihre Leistungen müssen auch in der Schule hervorragend sein. Durchwachsen genügt nicht, damit kann man im Leben nicht bestehen. Verstanden?"

Wieder knallte ich die Hacken zusammen. „Jawohl, Herr Kommandant."

„Ich will es mit Ihnen versuchen. In der Schreibstube erhalten Sie Formulare, die ich Ihren Herrn Vater auszufüllen und zu unterschreiben bitte. Außerdem bekommen Sie einen Bezugsschein, auf den hin der Schulschifflieferant in der Kommandantenstraße Ihnen eine Uniform liefern wird. Nächsten Sonnabend melden Sie sich um zwei Uhr nachmittags an Bord, um Waffen und Ausrüstungsgegenstände zu empfangen. Um zwei Uhr dreißig Meldung bei mir zur Musterung. Um zwei Uhr fünfunddreißig ist Abrücken zum Segeln. Und nun",

er nahm meine Hand und drückte sie so kräftig, daß ich am liebsten aufgeschrieen hätte, „werden Sie ein guter Schulschiffer."

Ich wollte noch ein Wort des Dankes oder des Gelöbnisses sprechen, der Kommandant hatte aber bereits den Klingelknopf gedrückt, und eine Ordonnanz erschien. „Bringen Sie den jungen Mann zur Schreibstube!"

Pünktlich zwei Uhr neunundzwanzig nachmittags stand ich am nächsten Sonnabend vor der Kommandantenmesse. Die Uniform saß wie angegossen. Mit dem blauen wollnen Matrosenhemd hatte ich allerdings einige Schwierigkeiten, es war nicht ganz leicht, es einigermaßen vorschriftsmäßig zu zurren. Den Knoten hatte mir ein Obermatrose gebunden, und das kleine weiße Bändsel, das den Kragen mit dem Knoten verbinden soll und sehr korrekt über dem Knoten gebunden werden muß, war von einem Maat geknüpft worden. Das Mützenband hatte mir der Lieferant gleich vorschriftsmäßig an der Mütze befestigt. Das Koppel war eng genug, und das Seitengewehr zeigte auch nicht das kleinste Fleckchen auf. Ich klopfte kräftig an die Tür und trat auf das deutliche „Herein" in die Messe. „Matrose Eggers meldet sich befehlsgemäß zur Stelle."

Der Kommandant musterte mich von allen Seiten, zurrte meine Mütze etwas tiefer ins Gesicht, prüfte das Koppel, das Bändsel und den Knoten und trat dann einen Schritt zurück.

„Hiddekk!"

„Hiddekk, Herr Kommandant!"

„Wissen Sie, was dieser Gruß bedeutet?"

„Er ist die Abkürzung von: Hauptsache ist, daß die Engländer Kloppe kriegen, Herr Kommandant."

Der Kommandant gab mir die Hand. „Melden Sie sich bei Herrn Leutnant Hansen!"

Leutnant Hansen, ein blutjunger, langaufgeschossener Kerl, der jeden Tag seine Einberufung zur Marine erwartete, teilte mich der ersten Division zu und übergab mich dem Bootsmannsmaat Strübing, der für meine Rekrutenausbildung verantwortlich sein sollte.

Punkt zwei Uhr fünfunddreißig konnte Leutnant Hansen dem Kommandanten melden, daß die Mannschaft vollständig an Bord angetreten sei.

In Wannsee wurden wir auf die Kutter verteilt. Als Jüngster wurde ich in die Jolle des Kommandanten abkommandiert.

Eine frische Brise war aufgekommen, so daß das flinke kleine Boot sich erheblich zur Seite neigte. Ich wußte, daß der Kommandant mich scharf beobachtete, wenn er halste, darum ließ ich mir nichts anmerken, daß es mir zuweilen gar nicht gut ging. Hinter uns kreuzten die schweren Kutter. Gegen Abend legten wir in Kladow an, wo bereits mit echtem Pflaumenmus bestrichene Brote und Tee auf uns warteten.

Nach dem Abendbrot durften wir eine halbe Stunde durch die Dorfstraßen bummeln, dann hatten wir Unterricht beim Kommandanten.

Zunächst sangen wir das Lied „Stolz weht die Flagge Schwarz-Weiß-Rot", dann sprach der Kommandant von der Kriegserklärung Italiens an Deutschland und den damit verbundenen Veränderungen des Seekrieges im Mittelmeer, von dem Eintritt Rumäniens in den Krieg gegen Deutschland, von Englands Vernichtungswillen und schließlich von der Veränderung in der deutschen Obersten Heeresleitung, daß nun Hindenburg und Ludendorff das Kommando übernommen hätten.

Der Kommandant wußte so lebendig und anschaulich zu berichten, daß wir alle mucksmäuschenstill auf unseren Stühlen saßen, damit auch ja kein Wort verlorenging. Nach dem Unterricht durften wir noch eine Weile aufbleiben, um Lieder zu singen und uns zu unterhalten. Um zehn Uhr mußten wir auf den Strohsäcken liegen, die im Saal einer Gastwirtschaft ausgebreitet waren.

Flüsternd unterhielt ich mich noch eine Zeitlang mit den neuen Kameraden. Wir waren uns alle darüber einig, daß der Kommandant, der Alte, wie er allgemein genannt wurde, ein

ausgezeichneter Kerl sei, wie es ihn nicht zum zweiten Male auf der Erde gebe.

Die andern schliefen schon lange, als ich noch immer mit heißen Wangen wach lag und im Schein des Mondes, der sein volles Licht durch das geöffnete Fenster goß, die neue, ungewohnte Umgebung betrachtete, meine Uniform, die Kameraden. Ich war so glücklich, daß ich nicht wagte, einzuschlafen, aus Furcht, ich könnte geträumt haben, was ich jetzt mit wachen Augen sah.

Harte Wochen des Dienstes kamen, in denen ich zum Matrosen erzogen wurde. Splissen und Knoten mußte ich lernen, die Klassen der Kriegsschiffe, die Rangordnung der Seeoffiziere und Unteroffiziere, die vielen Abzeichen, dazu kam der Unterricht im Seekartenlesen, im Straßenrecht auf See, das Exerzieren am Geschütz, der Infanteriedienst. Zuweilen glaubte ich, es würde zuviel, und ich schämte mich vor meinen älteren Kameraden, die schon morsen und winken konnten, die den Kompaß kannten und die Grundzüge des Navigierens wußten, die statt von der Uhrzeit von Glasen redeten und Signalflaggen setzen konnten. Die hatten guten Grund, sich auf den Tag des Eintritts in die Kriegsmarine zu freuen, die wußten alles! Die verstanden sogar, mit dem Sextanten umzugehen.

Wenn Reinschiff befohlen war, arbeitete ich mit Feudel und Schwabber, daß meine Drillichhose steif vom Schmutzwasser wurde und meine Hände aufsprangen bei der ungewohnten Arbeit. Mein Spind war sauber, und mein Gewehr hatte keinen Rostfleck, aber doch fiel ich oft genug auf und mußte zur Strafe über die Toppen entern. Ich habe manchmal die Zähne aufeinandergebissen und Mühe gehabt, die Tränen zu unterdrücken. Aber ich wollte durchhalten, ich durfte einfach nicht schlapp machen.

In der Schule arbeitete ich mit einem trotzigen Fleiß. Ich wußte, daß der Klassenlehrer beim Nachlassen der Schulleistun-

gen eines Schulschiffers sofort den Kommandanten benachrichtigen mußte, und dann wurde Dienstsperre verhängt bis zur Besserung der Leistungen. Dienstsperre galt als Schande. Der Kommandant nahm uns öfter gehörig vor. „Ein Seeoffizier muß mehr wissen als ein Durchschnittsmensch, denn er kommt immer wieder ins Ausland, da sieht man auf seine Haltung, auf seine Bildung, auf alles an ihm und in ihm. Und wie man ihn findet, so beurteilt man Deutschland. Richten Sie sich danach!"

Eberhard und Hans lachten mich zuerst aus und meinten höhnisch, nun sei es vorbei mit mir, nun sei ich glücklich doch noch unter die Streber gegangen. Ich hörte mir das eine Zeitlang ruhig an, dann verdrasch ich sie in einer Pause gehörig. Von da ab schnitten sie mich und stichelten nur gelegentlich in der Klasse.

Ich fand mich schnell darein, die Schule als Dienst anzusehen, den ich genau so zackig und fehlerlos durchzumachen hätte wie den Dienst auf dem Schiff. Die Lehrer lächelten etwas über meinen zuweilen grimmigen Ernst, hatten aber nichts dagegen, daß ich arbeitete. Immerhin wurde ich beim nächsten Zeugnis Klassendritter.

Mutter war, sehr elend und leider keineswegs ausgeheilt, aus der Klinik entlassen worden und sorgte nun dafür, daß das Hausdrachenregiment beseitigt wurde. Nach einer heftigen Szene, bei der ich Mutter beisprang und um Haaresbreite gegen die Hausdame tätlich geworden wäre, mußte sie das Haus räumen. Ihre Nachfolgerin wurde eine ältliche taubensanfte Superintendententochter, die nur hin und wieder störend wirkte, wenn sie, besonders Sonntags, mit ihrer schrillen Stimme Choräle sang. Sonst tat sie ruhig und duldend ihre Pflicht, widersprach selten und versicherte mir höchstens dann und wann, wenn ich ungezogen gegen sie war, mit betrübtem Blick, sie würde jetzt für mein Seelenheil beten. Damit wollte sie mich rühren, allerdings gelang ihr das nur in sehr seltenen Fällen, in denen ich ein überdurchschnittlich belastetes Gewissen hatte.

Vater war sichtbar zufrieden mit mir. Aus der Schule kamen keine Klagen. Im Gegenteil, meine Aufsätze und fremdsprachlichen Arbeiten erhielten gute Noten. Arreststrafen hatte ich seit meinem Eintritt in das Schulschiff nicht mehr erhalten. Es wäre mir auch unwürdig vorgekommen, jetzt noch „Zivilstrafen" zu bekommen. Mutter ängstigte sich etwas um mich, weil sie befürchtete, ich könnte den Anstrengungen nicht gewachsen sein. Tatsächlich sank ich jeden Abend hundemüde ins Bett und war so mager geworden, daß jede meiner Rippen deutlich zu sehen war. Es kam auch öfter vor, daß ich beim Frühstückstisch einschlief oder plötzlich ohne jeden äußeren Anlaß starkes Nasenbluten bekam.

Immer häufiger wurden wir Schulschiffer jetzt zum Sammeln von alten Anzügen, von gebrauchtem Leinen und allem möglichen Abfall eingesetzt. Darunter aber durfte unser Ausbildungsdienst nicht leiden.

Früher wurde bestenfalls jeden zweiten, dritten Monat ein Ausmarsch unter Vorantritt des Spielmannszuges durchgeführt, jetzt marschierten wir alle vierzehn Tage, um die Stimmung in der Bevölkerung zu heben. Es sah vielerorts bös aus in Berlin. Die Lebensmittel waren allgemein knapp geworden, und die gemeinsame Not hätte leichter getragen werden können, wenn nicht die Ungerechtigkeiten krasser und offensichtlicher geworden wären. Immer mehr Männer tauchten auf, von denen man erwartet hätte, daß sie irgendwo im Schützengraben liegen würden. Sie machten einen so wohlgenährten Eindruck, als kämen sie von einer Kur. Wo auch immer sie gesehen wurden, drehten sich die ausgehungerten und verelendeten Menschen empört nach ihnen um. Kriegsgewinnler, Schieber, Schleichhändler, Drückeberger waren es, Kreaturen, die an jedem Tag, den der Krieg dauerte, Geld verdienten, die aus Blut Geld filterten. Sie waren schuld daran, daß die Hetzer, die immer wieder unter das Volk gingen und dazu beitrugen, daß die Kriegsmüdigkeit immer weiter

um sich griff, die Parole ausgeben konnten, der Krieg trenne das Volk in zwei Klassen, die eine blute, die andere verdiene!

In den wenigen Luxusgaststätten und Schlemmerlokalen, die Berlin noch besaß, praßten die Schieber und trugen dadurch wesentlich zur Unzufriedenheit der Hungernden bei, die sich zuweilen gern einreden ließen, man könne doch deutlich sehen, daß nur die Dummen an der Front seien, daß es im Kriege so sei wie im Kino: die besten Plätze seien nun einmal hinten.

Eines Tages tauchte ein Flugblatt bei uns im Schulschiff auf. Leutnant Hansen las lachend den die Soldaten als Schlachtvieh des habgierigen Kapitalismus bezeichnenden Inhalt vor. Der Kommandant kam zufällig dazu und wurde sehr ernst. „Solche Schandblätter können überhaupt nur verbreitet werden, weil man unserem Volk viel zu wenig eingehämmert hat, warum es kämpfen, leiden und aushalten muß. Wir sind ja schon mit einer halben Entschuldigung in den Krieg gezogen."

Dann nahm er das Flugblatt an sich, um es als Dokument der Schande aufzubewahren. Leutnant Hansen bekam Befehl, in den nächsten Wochen mit uns deutsche Geschichte durchzunehmen. Vom Kommandanten erhielten wir Unterricht über die Geschichte des Zentrums und der Sozialdemokratie.

Zum erstenmal bekam jeder von uns ein Heft der antisemitischen Zeitschrift „Hammer" in die Hand gedrückt mit dem Befehl, den Inhalt genau durchzulesen. In bestimmten Abständen wurden Ausschnitte aus den Büchern „Der falsche Gott" und „Antisemitischer Katechismus" von Theodor Fritsch vorgelesen. Dazu gab der Kommandant persönliche Erläuterungen. Wir sollten wissen, welche Mächte in der Welt seien, dann würden wir auch die Hintergründe dieses Krieges besser verstehen.

Im Herbst kam ein Verwandter auf Urlaub. Er hatte an den Kämpfen in Rumänien teilgenommen und berichtete mit großer Bewegung von den vielen deutschen Dörfern und Siedlungen, auf die sie während des Vormarsches gestoßen waren. Kaum einer von den deutschen Soldaten hätte vorher geahnt, zu Volksbrüdern zu kommen und als Befreier empfangen zu

werden. — Ein anderer Verwandter kam aus den blutigen Kämpfen um Verdun. Er schimpfte weidlich auf den General von Falkenhayn, der sich in die sinnlose Idee verrannt hätte, unbedingt Verdun nehmen zu müssen. Die deutsche Armee hätte sich fast totgeblutet, und es sei höchste Zeit gewesen, daß Hindenburg und Ludendorff nun an die Spitze gekommen wären und Falkenhayn abgelöst hätten. Sein Bataillon war völlig zusammengeschossen worden. „Bei uns in Deutschland ist alles zu schlapp", sagte er immer wieder, „in der Heimat regieren größenwahnsinnige und unwissende Schlappschwänze, die auch noch von ihrer kümmerlichen Politik her dem Heer Vorschriften machen wollen. Die Front wird durch die Parlamentarier nervös gemacht. Nirgends ist ein einheitlicher Wille zu spüren, und da sollen wir nun diesen Krieg gewinnen. Frankreich hat mehr gelitten als wir, drüben sieht es zehnmal so schlimm aus wie bei uns, auch wenn das Volk dort nicht zu hungern braucht. Aber die Franzosen sind nicht so würdelos, ihre Not und ihre Unzufriedenheit so offen zur Schau zu tragen, wie man es in Deutschland tut." Die Erlebnisse seines Urlaubs ekelten ihn so sehr an, daß er nach wenigen Tagen schon vorzeitig zur Front zurückkehrte.

Am 21. Oktober wurde der österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh von dem jüdischen Marxistenführer Friedrich Adler ermordet. Der Kommandant war überaus erregt, als er uns die Nachricht verkündete.

„Glauben Sie mir, die Juden drängen mit aller Macht zur Weltherrschaft, von der sie träumen, seit ihr Moses den Unfug am Sinai begann. Dieser Weltkrieg soll sie zum Ziele führen. Ich fürchte, daß der Mord an Stürgkh nur der Auftakt zu einem Massenmorden an allen ist, die ihnen den Weg zum Ziel versperren."

Wenige Tage später hörte ich auf dem Schulhof, wie ein jüdischer Obersekundaner den Mörder Adler als idealistischen Vorkämpfer gegen die Unterdrücker in Schutz nahm. In blinder Wut stürzte ich mich auf ihn und schlug so lange zu, bis der Jude, aus der Nase blutend, davontaumelte.

Der Kommandant sprach jetzt öfter mit großer Sorge von der Entwicklung der Verhältnisse in Oesterreich. Dort seien zuviel widerstrebende Kräfte und Völker am Werk, und die Pfaffen trieben ein undurchsichtiges Spiel. Unter den österreichischen Völkern gebe es heute schon welche, die nicht mehr kämpfen wollten, ja, die überhaupt nicht den Sieg der deutschen und österreichischen Waffen wünschten, sondern vielmehr auf den Sieg der Feinde hofften, um eigene Ziele verwirklichen zu können.

Der Kommandant war für uns der unbestechliche Warner und Mahner, wir sahen mit einem unerschütterlichen Glauben zu ihm auf und hätten uns für ihn rösten lassen, wenn es darauf angekommen wäre.

Er sah die politischen Ereignisse sehr häufig mit anderen Augen an, als die Berichte in den Zeitungen sie schilderten. Ich weiß, daß wir uns erstaunt ansahen, als er über jenen 5. November, der die Proklamation des Königreiches Polen, die in der Presse hellen Jubel und Bewunderung der Staatskunst des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg und der Weitsichtigkeit des Generalgouverneurs von Warschau, von Beseler, auslöste, schimpfte und wetterte, daß es eine Art war. „Der Bethmann ist ein Vollidiot, der vor ein Kriegsgericht gehört, und Beseler soll lieber keinen politischen Ehrgeiz entwickeln, er ist zu dumm dazu. Merken denn die Leute nicht, daß wir jetzt kaum in der Lage sind, einen anständigen Frieden mit Rußland zu bekommen? Wie können wir uns nur selber einen solchen Pfahl ins Fleisch setzen!"

Leutnant Hansen wagte einen Einwurf: „Wir werden jetzt Truppen freibekommen, Herr Kommandant, und sicher werden die Polen aus Dankbarkeit uns zahlreiche Freiwilligenregimenter zur Verfügung stellen."

Der Kommandant zwang sich augenscheinlich zur Ruhe. Ein paarmal strich er mit der Rechten die Schnurrbartspitzen in die Höhe, ein Zeichen für seine innere Erregung. Dann klopfte er Hansen kräftig auf die Schulter. „Der liebe Gott

erhalte Ihnen Ihren kindlichen Glauben, junger Mann, ich möchte ihn Ihnen nicht zerstören, aber eins muß ich Ihnen sagen: In der Politik gibt es keine Dankbarkeit, und nur sehr gelegentlich einmal etwas wie Treue. Und wenn man näher hinsieht, ist es immer der Deutsche, der mehr treu als klug gewesen ist. Wenn aber einer so vernagelt ist, daß er seine Politik auf der Dankbarkeit des Beschenkten aufbauen will, so ist es besser für ihn und seine Gefährten, er schießt sich gleich selber über den Haufen, ehe es der besorgt, auf dessen Dankbarkeit er vertraute." Damit ging er mit schnellen Schritten in seine Messe.

Am 10. November feierte ich meinen Geburtstag im Kreise meiner Schulschiffskameraden. Mutter hatte mir trotz ihrer schmerzhaften Krankheit einen ziemlich umfangreichen Kartoffelkuchen gebacken, den ich unter großen Vorsichtsmaßregeln mit Hilfe meines Kameraden Wetzell, dessen Vater gerade den Pour le mérite erhalten hatte, an Bord schleppte. Die Kameraden hatten ein Werk über die deutsche Kriegsmarine in den letzten dreißig Jahren besorgt, das sie mir mit witzigen Worten überreichten. Ich könnte bei meinem Lerneifer vielleicht noch einige außer Dienst gestellte Klassen aufstöbern, um sie in meinem Gedächtnis der Nachwelt zu überliefern!

Von meiner Großmutter hatte ich ein prächtiges Schifferklavier geschenkt bekommen. Die Einweihung vollzog der Kamerad von Bülow, der vor allem mit besonderer Liebe gerade die Lieder zu spielen wußte, die unsere Dienstmädchen in den frühen Abendstunden anzustimmen pflegten. Die Kombüse stiftete echten Tee mit einem ganz kleinen Schuß Rum.

Worüber ich mich allerdings an meinem Geburtstag am meisten freute, das behielt ich schön für mich: ich war ein Jahr älter geworden, und die Aussicht, doch noch eines Tages in den Krieg zu ziehen, wurde um einen Grad wahrscheinlicher.

In der Ausbildung hatte ich meine diensttälteren Kameraden bereits eingeholt, ich brauchte mich nicht mehr zu schämen, wenn beim Geschützexerzieren ein Kommando Zielwechsel befahl, ich wußte nun schon, wie man eine Lafette herumwerfen mußte und wie man die Richtvorrichtung zu bedienen hatte, um das Geschütz in wenigen Sekunden feuerfertig zu melden. Es war ein stolzes Gefühl, wenn beim Geschützexerzieren die acht Luken aufgeschlagen wurden und an Steuerbord und Backbord je vier Rohre zum Vorschein kamen. Die eisernen Übungsgranaten waren in der Mitte durchbohrt, um die Kartuschen für das Salutschießen aufzunehmen. Für uns war es jedesmal ein Festtag, wenn Salutschießen angeordnet wurde. Dann kamen wir uns mit unserm Schiff ganz besonders kriegerisch und gefährlich vor. Es gab wohl im Pulver ergraute Krieger, die ein Lächeln bei unserem Anblick nicht ganz unterdrücken konnten, wenn sie dann allerdings uns die Masten emporentern sahen und zuschauten, wie wir in schwindelnder Höhe in den schwankenden Rahen standen, nickten sie uns freundlich und anerkennend zu. Außer Rand und Band waren wir, wenn einmal einer unserer früheren Kameraden auf Urlaub kam und uns vom Dienst auf den U-Booten, den Minensuchern, den Kreuzern und Linienschiffen erzählte. Zum Schluß veranstalteten wir dann regelmäßig ein Wettentern und waren unbeschreiblich stolz, wenn wir, wie zu erwarten stand, schneller waren als die rauhen Krieger, die viel von ihrer Gelenkigkeit eingebüßt hatten. In der Seeschlacht vor dem Skagerrak war auf einem Kreuzer einer unserer Kameraden, ein Fähnrich zur See, durch Granatsplitter schwer am Kinn verwundet worden. Das Gesicht war dadurch schief geworden, und die Narben zogen sich vom Kinn bis zur Schläfe blutigrot empor. Uns schien der Fähnrich der Inbegriff männlicher Schönheit zu sein. Wir sahen mit großer Scheu und Verehrung zu ihm auf, wenn er uns von der großen Schlacht, den Stunden des Schreckens und den Sekunden des Grauens, in denen der Verwundete zu sterben vermeint und alle seine Kraft zusammennehmen muß,

um anständig zu sterben, berichtete. Viele von den alten Schulschiffern ruhten schon auf dem Meeresgrund, ihre Namen aber leuchteten immer wieder in den Erzählungen derer auf, die einst mit ihnen zusammen auf unserm Schiff geübt, gelacht und gespielt hatten, und die nun ernster wurden, wenn sie an die Gefallenen dachten, zu denen auch sie sich vielleicht bald gesellen würden. Viele Mützenbänder hingen in der Offiziersmesse an einer Tafel und erinnerten an die Toten, die einst auf ihren schnellen Schiffen gegen den Feind gefahren waren.

Zuweilen, wenn wir abends nach Dienstschluß auf den Bänken saßen und alte Seemannslieder gesungen hatten, sprachen wir davon, wie schön es wäre, wenn wir jetzt alle zusammen unter dem Befehl des Alten zu einem Kaperkrieg, vielleicht im Indischen Ozean, auslaufen würden, wenn wir wilde Abenteuer zu bestehen hätten, von denen die Welt mit Staunen und Zittern Kenntnis nehmen müßte, um dann schließlich nach einer großen Seeschlacht zwischen vielen feindlichen Schiffen auf dem Meeresgrunde in alle Ewigkeit zu ruhen.

Wenn einer der alten Seebären, die vor dem Feinde Dienst taten, das hörte, lachte er nur gutmütig und meinte, wir würden schon, wenn es erst einmal mit uns soweit wäre, sehr bald merken, daß es in Wirklichkeit etwas anders zugehe. Wir ließen uns aber unsere Träume nicht nehmen. Wir wußten auch, daß der Kommandant es gern hatte, wenn wir uns in den Krieg sehnten. Er setzte, wenn es not tat, den Älteren, die mit mancherlei Sorgen und Fragen auf Urlaub kamen, immer wieder den Kopf zurecht, daß sie wieder mit blanken Augen auf die Schiffe gingen.

Bis tief in den November hinein wurde das Kutterrudern durchgeführt. Zwei Mann bedienten einen Riemen. Meine Hände konnten anfangs den dicken Schaft nicht anpacken, so sehr litt ich unter Blasen, die mir die Handflächen übel zurichteten, bis sich allmählich eine Hornhaut bildete, die alle Strapazen aushielt.

Am 21. November setzten wir die Kriegsflagge auf halbmast, der alte Kaiser Franz Joseph von Österreich war gestorben. Es wurden früher oft Witze und Anekdoten über seine Weltfremdheit, die von dem vielen Leid, das er erdulden mußte, und natürlich auch von seinem mehr als biblischen Alter herrührte, erzählt. So sollte er, wie Leutnant Hansen zu berichten wußte, bei der Erstürmung Lüttichs seufzend geäußert haben, ihm bliebe auch nichts erspart! Man sagte ihm nach, er wüßte nicht mehr recht, welche Grenzen das Deutsche Reich nach seinen vielen Veränderungen eigentlich hatte.

Jetzt aber, wo der Kaiser tot war, empfand jeder, daß durch sein Hinscheiden die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn gefährdet war. Der Kommandant sprach in seiner ruhigen und sachlichen Art von der Bedeutung des fast mythischen Greises, der allein durch sein Dasein, auch wenn er nicht im geringsten in der Lage war, wirkliche Herrschereigenschaften zu entwickeln, die auseinanderstrebenden Kräfte Österreich-Ungarns zusammengehalten hatte. Er verhehlte auch nicht seine Bedenken, die er gegen den Nachfolger, Kaiser Karl, und viel mehr noch dessen Frau, Zita von Bourbon, hegte. „Am alten Kaiser Franz Joseph hat Conrad von Hötzendorf denselben Rückhalt gehabt wie Bismarck am alten Kaiser Wilhelm. Und Conrad ist der einzige Garant für eine deutsche Politik der Habsburger."

Der Kommandant brach mit einer Handbewegung ab, als habe er schon zuviel gesagt. Als kurze Zeit darauf tatsächlich Conrad von Hötzendorf in die Wüste geschickt wurde, mußten wir an jenen Tag denken, da der Kommandant zu uns sprach. Wir wußten alle, daß es mit vielen Regimentern der Donaumonarchie schlecht aussah, daß eigentlich nur die deutschblütigen neben ein paar ungarischen zuverlässig waren.

Das Unheil lag in jenem Winter spürbar in der Luft. Irgendwie waren wir alle bedrückt und versuchten, mit besonders kriegerischen Redensarten der unangenehmen Stimmung Herr zu werden.

Wie eine Bombe platzte die Nachricht herein, Bethmann-Hollweg hätte ein Friedensangebot an die Entente gemacht. Verstört standen wir umher. War Deutschland schon am Ende? Der erste Gedanke, dessen ich fähig war, ließ mich fast erstarren: jetzt werde ich nie mehr Soldat werden können!

Den meisten meiner Kameraden ist es in jener Stunde wohl ebenso ergangen. Fassungslos, mit leeren Augen blickten wir in ein unbekanntes Grauen. Frieden konnte man doch nur schließen, wenn einer besiegt war? Und wer vom Frieden redete, während er noch kämpfte, mußte doch sehr schwach sein?

Bei der Flaggenparade sprach der Kommandant mit einer harten, zornigen Stimme nur einen Satz: „Weh dem, der sein Schwert vor dem letzten Streich in die Scheide steckt. Heißt Flagge und Wimpel!"

An seinen Augen und an der auffälligen Röte seines Gesichtes sahen wir, daß ihm das Friedensangebot seelisch schwer zu schaffen machte. In den Straßen Berlins, es war gerade zur Weihnachtszeit, standen jetzt Gruppen, die ganz offen nach Frieden riefen und mit Streik drohten. Bei einem Ausmarsch geschah es, daß wir angepöbelt wurden. An einer Ecke stand ein Haufen lärmender Männer und Weiber. Als wir mit klingendem Spiel vorüberzogen, sprang ein Kerl vor, er sah aus wie einer der zahlreichen Fahnenflüchtigen, die sich in Berlin herumtrieben, und spuckte vor dem Kommandanten aus. Wir sahen nur, wie der Kommandant einen Satz nach vorn tat, die Faust hob und zuschlug. Der Kerl taumelte zurück und wurde von seinen Genossen aufgefangen. An diesem Tage bekamen wir Befehl, jede Anpöbelei zu melden und zu versuchen, die Hetzer feststellen zu lassen.

Die Hungerdemonstrationen wurden täglich häufiger. Hin und wieder sah man sogar rote Fahnen, die allerdings von der Polizei schnell beschlagnahmt wurden.

Der Winter war sehr kalt, und Kohlen gab es nur in geringen Mengen. Zu Hause konnten wir gerade noch ein Zimmer heizen. Die Kohlen mußte ich bei Eis und Schnee auf einem

zweirädrigen Karren aus einem Güterschuppen vor den Toren Berlins heranfahren. Und als diese Kohlen verheizt waren, halfen wir uns damit, daß wir Papierballen, die wir vorher angefeuchtet hatten, zu dicken Klumpen preßten, trockneten und dann in den Ofen steckten. Viel Wärme konnten wir allerdings damit nicht erzeugen. Das Zimmer war voller Qualm, daß die Augen tränten. Die Grippe, die in fürchterlichen Epidemien auftrat, raffte viele Menschen hin. Die Schulen blieben wochenlang geschlossen. Auf dem Schulschiff hatten wir erfreulicherweise nicht viele Opfer, weil wir durch unseren anstrengenden Dienst im Freien abgehärtet waren.

Mitten in den Weihnachtsvorbereitungen wurde Mutter wieder ernstlich krank. Sie hatte vor einem Lebensmittelgeschäft stundenlang im Schneetreiben nach einem halben Pfund Zucker angestanden und war plötzlich ohnmächtig geworden. Sie wurde zu einem Arzt geschafft, der ihre sofortige Überführung in ein Krankenhaus anordnete. Dort wurde festgestellt, daß sie von neuem an Magenbluten und Magengeschwüren litt. Die fehlende Diät und das schwerverdauliche Brot waren schuld an dem Zusammenbruch.

Ein trauriges Weihnachtsfest kam heran. Die Familiennachrichten waren ebenfalls bedrückend: ein Vetter gefallen, einer in französischer Gefangenschaft, ein Onkel schwerverwundet.

Auf dem Schulschiff feierten wir das Fest am ersten Weihnachtstage. Die Messen hatten wir mit Tannengrün geschmückt, vor der Kombüse brannte ein Weihnachtsbaum. Es gab Tee und Schiffszwieback, der aufgeweicht ganz gut schmeckte. Wir sangen unsere Lieder, erfreuten den Kommandanten mit einem selbstgebastelten Modell unseres Schiffes und bekamen nach einer Ansprache, in der der Kommandant von der Pflicht zum Glauben an das Licht sprach, das Geschichtswerk von Einhart geschenkt.

Nach der Feier bekam ich einen fürchterlichen Blutsturz aus der Nase. Die Sanitäter versuchten ihr Heil mit blutstillender Watte. Vergeblich, das Blut stürzte unaufhörlich. Im Kranken-

wagen wurde ich nach Hause gefahren. Der Arzt, den ich, als ich zu mir kam, an meinem Bette sitzend vorfand, stellte schwere Grippe fest, konnte mich aber in keinem Krankenhaus unterbringen, da alle Betten belegt waren und schon auf den Gängen Betten aufgestellt wurden.

Vier Wochen mußte ich liegenbleiben und durfte nur selten Besuch von meinen Schulschiffkameraden und Schulfreunden empfangen. Einmal kam der Kommandant und erzählte kurz, als ginge es ihn wenig an, daß die Entente das Friedensangebot der deutschen Regierung abgelehnt hätte.

Durch meine Fieberträume vernahm ich die Schüsse und das Glockengeläut, mit denen das Jahr 1917 empfangen wurde.

Als ich Ende Januar zum ersten Male wieder aufstand, war mein Körper derart geschwächt, daß ich mich nur mühsam an einem Stock bewegen konnte. Meine Hände waren gelb und faltig, und meine Finger so dürr und kraftlos, daß ich kaum einen Federhalter zu fassen vermochte. Ich zog meine Uniform an, war aber so erschüttert, als ich mein Spiegelbild sah, daß ich mich umkleidete. Aber auch der Schulanzug schlotterte mir am Leibe. Mein erster Weg war zum Krankenhaus, in dem Mutter sich noch immer befand. Sie erschrak sehr über mein Aussehen und wollte mich unbedingt sofort zu Verwandten nach Pommern aufs Land schicken. Ich weigerte mich, Berlin zu verlassen, weil ich es für wichtiger hielt, möglichst bald meinen Dienst auf dem Schiff wieder aufzunehmen. Von Mutters Krankenbett ging ich zum Kommandanten, der mir sofort etwas Kakao, den ihm ein alter Schulschiffer nach einer Kaperfahrt zugeschickt hatte, aufkochen ließ. Er schüttelte nur den Kopf, als ich ihn fragte, wann ich wieder zum Dienst kommen dürfe. In der Schule hielt ich mich nicht lange auf. Ich ließ mir berichten, was alles im letzten Monat durchgenommen worden sei und ging dann sehr langsam und schwerfällig nach Hause.

Die Schulschiffkameraden berichteten, daß einmal ein großer Freudentag gewesen wäre, da hätten sie nach langer Zeit wieder Salut geschossen, und der Kommandant hätte blanke Augen gehabt wie früher. Das sei in der Stunde gewesen, in der Deutschland endlich den uneingeschränkten U-Boot-Krieg eröffnet hätte.

Ich mußte an meinen Vetter denken, der so oft darüber geflucht hatte, daß ein U-Boot-Kommandant nur immer ein Drittel des Möglichen ausrichten könnte, weil er auf angebliche Neutralität von Schiffen, die in der Kriegszone nichts zu suchen hätten und doch nur Konterbande führten, Rücksicht zu nehmen hätte. England müßte genau so blockiert werden, wie die Entente uns auszuhungern gedächte. Es sei eine Schande, daß unsere Regierung zu schlapp sei, das deutsche Schwert mit seiner ganzen Schärfe zu gebrauchen!

Mit großem Eifer verfolgten wir jetzt die wöchentlichen Meldungen über die von deutschen U-Booten versenkten Brutto-Register-Tonnen. Wir konnten errechnen, daß jetzt auch jenseits des Kanals die Menschen den Leibriemen enger ziehen mußten und hungerten mit um so größerer Ausdauer. Wetzell war skeptisch. „Ob das jetzt noch viel Zweck hat?" Der Hunger war etwas Verfluchtes, schlimmer als eine Krankheit, das hatten wir alle fühlen gelernt. Bei einer richtigen Krankheit trat doch wenigstens das schmerzlindernde und betäubende Fieber auf. Aber den Hunger erlebte man bei vollem Bewußtsein. Wir haßten die, die unser Volk hungern ließen und wünschten ihnen alles Böse.

Wer ein kleines Stück Gartenland hatte, der pflanzte Kartoffeln, und selbst in den winzigen Vorgärten des Berliner Westens, wo früher vornehme Blumen und kostbare Sträucher standen, konnte man Kartoffelstauden erblicken, die allerdings wegen der wenigen Sonnenstrahlen, die in diese Winkel fielen, üppig ins Kraut geschossen waren. Auf den Balkonen pflanzten eifrige Bürger Tomaten, die selten reif wurden. In Küchen wurden Kaninchen gehalten, und aus muffigen Kellern

tönte das Grunzen der Schweine und das Meckern der Ziegen, die von ängstlichen Leuten als letzte Rettung vor dem Verhungern gehalten wurden.

Mein Vater hatte es abgelehnt, Tiere zu halten und sie „schwarz" zu schlachten. Es hatte ja auch nicht viel Wert. Und womit sollte man auch die Tiere füttern, wenn in der Küche alle Abfälle aufgearbeitet wurden und wir schon lange das zu essen gewohnt waren, was man früher dem Vieh als Abfall hinwarf. Wie dankbar waren wir schon, wenn wir einmal eine Handvoll ungereinigten Zucker, den sogenanten Pferdezucker, bekamen, um endlich einmal im Eichelkaffee und in den Speisen nicht mehr den faden Geschmack des Süßstoffs zu haben. Das Brot konnten wir oft nicht mehr schneiden. Es fiel auseinander, wenn man das Messer hineindrücken wollte. Unsere Hausdame verstand sich gut darauf, aus dem Mehl, der Margarine, dem Talg und dem Schmalz — es waren nur immer wenige Gramm, die uns zustanden — eine Universalpaste herzustellen, die man im warmen Zustand als eine Art Klops essen konnte. Kalt geworden wurde sie als Aufstrich verwendet. Grete bildete sich nicht wenig darauf ein, daß sie gelernt hatte, Bratkartoffeln ohne Fett zu backen. Sie schüttete etwas Grund von unserem Eichelkaffee in die Pfanne und warf Kartoffelscheiben hinein, die dann tatsächlich nicht schlecht schmeckten. Mein Magen wurde allmählich so abgehärtet, daß ich Sohlenleder als Beefsteak hätte essen können, wenn es nur Sohlenleder gegeben hätte. Das Schulschiff lieferte mir einen Ledererſatz, der aus einer gepreßten Masse von Teer und Stoffresten bestand. Diese Ersatzsohlen hielten immerhin etwa vierzehn Tage und ließen bis zu einem gewissen Grade keine Feuchtigkeit durch. Unter Zuhilfenahme von Zeitungspapier und etwas Stroh erreichte ich es, daß ich nicht allzu oft nasse und kalte Füße bekam.

Nie gewöhnen konnte ich mich an Pferdefleisch, das man hin und wieder in Büchsen kaufen konnte. Der süßliche Geschmack war mir zuwider. Katzenfleisch sollte besser schmecken, es gab Leute, die ernsthaft behaupteten, es sei eine Delikatesse, fast so

zart wie Kaninchenfleisch. Mit Wissen habe ich kein Katzenfleisch gegessen. Wir alle wußten aber, daß in der Wurst, die wir bekamen, manches enthalten war, was wir nicht gern lebend im Fell erblickt hätten. Mißtrauisch stimmte die bekannte Tatsache, daß frei umherlaufende Hunde und Katzen selbst bei Aussetzung von Belohnungen grundsätzlich nicht zurückkehrten. Wir trösteten uns damit, daß die eingeschlossenen Franzosen bei der Belagerung von Paris sogar Ratten verspeist haben sollen.

Der Kommandant gab uns den Rat, überall da, wo wir Kriegsmüdigkeit, Kopfhängerei und Murren wahrnahmen, den Kopf besonders hoch zu tragen und Zuversicht zu zeigen.

Es sah auch nicht zum Besten aus. Längst schon war es kein Geheimnis mehr, daß die Türkei schwerste innere Erschütterungen durchmachte. Der „Heilige Krieg“, der alle mohammedanischen Völker gegen England vereinigen sollte, war nicht zustandegekommen. Die Front der Türken bröckelte immer mehr ab, und im Frühjahr war bereits die Lage der Türkei so gut wie hoffnungslos. Auf alle Kriegsschauplätze schickte Deutschland Truppenverbände. Wenn ich jetzt auf meiner Karte Fähnchen steckte, erhielt ich ein Bild von erstaunlichen Ausmaßen.

Aus Rußland kamen die ersten Nachrichten einer beginnenden Revolution. Wir vernahmen die Kunde mit großem Jubel, weil wir hofften, daß dann im Osten Frieden geschlossen würde und die Truppen alle im Westen kämpfen könnten. Sicher würden wir dann mit den Franzosen und Engländern fertig werden!

Mitte März brach dann auch wirklich eine Revolution in Petersburg aus. Zar Nikolaus dankte ab. Aber Frieden wurde nicht geschlossen. Im Westen begann der strategische Rückzug des deutschen Heeres von der Somme in die Siegfriedstellung. Man versprach sich davon eine günstigere Lage zur Verteidigung und eine bessere Ballung der Kräfte. Die Hetze und Unzufriedenheit in der Heimat nahm immer heftigere Formen an, so daß, da die Regierung unter Bethmann stillschweigend abwartete, einige Männer daran gingen, eine „Vaterlandspartei“ zu gründen, die vor allem dem Volk durch Aufzeigung großer

Ziele neue Begeisterung einflößen sollte. Neben Kapp und Tirpitz und einer Reihe führender Persönlichkeiten hatte auch der Kommandant den Aufruf unterschrieben. Vater war dieser Partei sofort beigetreten und hatte unter den Verwandten und Bekannten lebhaft für sie geworben. Eine Bedeutung hat sie nicht erlangen können. Im Gegenteil, sie hat reichlich Staub aufgewirbelt, weil jetzt viele Hetzer mit Fingern auf sie wiesen und behaupteten, man wisse jetzt doch endlich, daß dieser schreckliche Krieg für die imperialistischen Ideen eines kleinen Häufleins von Männern geführt würde.

Die Verkennung der Ziele der Vaterlandspartei machte dem Kommandanten seelisch schwer zu schaffen. Er sah nun keine Möglichkeit mehr, die Heimat zu neuer Begeisterung zu entflammen. Die Propagandamärsche, die wir Schulschiffer für die Vaterlandspartei durchführen mußten, stießen allgemein auf Spott und Hohn, so daß wir sehr bald zurückgezogen wurden.

Über die Stimmung und die Verhältnisse in Österreich-Ungarn wurde viel gemunkelt. Genaue Einzelheiten wurden aber nicht bekannt. Es schien so, als ob Kaiser Karl und vor allem Kaiserin Zita dunkle Geschäfte trieben.

Noch immer nicht endgültig geklärt war das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Deutschland. Mit Rücksicht auf die Vereinigten Staaten allein war die Verkündung des verschärften U-Boot-Krieges jahrelang trotz des stürmischen Drängens aller verantwortungsbewußten militärischen Kreise immer wieder zurückgestellt worden. Auf Amerika, dessen nach Millionen zählende deutschblütige Bevölkerung auf die Regierung keinen spürbaren Druck ausübte, hatte die deutsche Regierung auch dann noch Rücksicht genommen, als sich die öffentliche Meinung jenseits des Ozeans immer deutschfeindlicher gebärdete.

Schon, als wir auf dem Schulschiff die schneidige Amerikafahrt des Handels-U-Boots „Deutschland" feierten, war der Kommandant ernstlich in Sorge, wie lange sich die Vereinigten Staaten noch wenigstens äußerlich neutral halten würden. Die

amerikanische Presse machte gar kein Hehl daraus, daß sie einen Sieg Deutschlands nicht wünschte.

„Wir müßten den Kerlen drüben soviel Geld durch Anleihen fortnehmen, daß sie gar nicht mehr auf den Gedanken kommen können, unsern Untergang zu wollen. Dann würde ja auch ihr Geld zum Teufel sein", meinte Wetzell einmal treuherzig. Der Kommandant schüttelte bedächtig den Kopf: „Wenn nur Geldinteressen dahintersteckten, möchte es wohl so sein. Aber sehen Sie sich mal die Bankhäuser da drüben an, die letzten Endes über Krieg und Frieden zu bestimmen haben, dann wird Ihnen vielleicht ein Talglicht aufgehen."

Als im Mai 1915 ein deutsches U-Boot den englischen Passagierdampfer Lusitania, der nicht nur Passagiere, darunter eine Handvoll Nordamerikaner, sondern auch völkerrechtswidrigerweise Munition an Bord hatte, auf den Meeresgrund schickte, ging es um Haaresbreite an der Kriegserklärung vorbei. Die ganze Welt, die uns mit unbeschwertem Gewissen verhungern ließ, schrie damals auf und verwünschte uns, mit dem Erfolg, daß auf Bethmanns Verlangen der U-Boot-Krieg erheblich eingeschränkt wurde.

Deutschland hatte seinen guten Willen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten, unter Beweis gestellt. Drüben aber wurde geradezu eine religiöse Idee gezüchtet, Amerika müsse das gottlose Deutschland im Namen der göttlichen Vorsehung strafen.

Unser alter Erster Offizier Wellenberg, der alle Meere durchfahren hatte und für den es kein Geheimnis mehr im Himmel und auf Erden gab, erzählte in seiner umständlichen Art unter Heranziehung seltener, aber unvergeßlicher Beispiele davon, wie die zum Methodismus neigenden Angelsachsen und damit auch ihre Ableger, die Nordamerikaner, von jeher von Weltverbesserungsideen, die auf das geschickteste mit dem lieben Gott und seinen angeblichen Belangen verknüpft waren, geradezu besessen waren. Nicht umsonst bezeichneten sich die Engländer ja selber als den verlorenen und verschollenen letzten Stamm

Israels, und nirgends wären die Sekten so verrückt wie in Nordamerika. Bei dieser Gelegenheit pflegte Wellenberg mit wüsten Worten auf die christlichen Missionen aller Schattierungen zu schimpfen. Sie seien schuld daran, daß das Herrentum des weißen Mannes immer mehr zum Teufel ginge, und das dreimal verfluchte Wort, daß vor Gott alle Rassen gleich seien, sei das gefährlichste Gift, womit die weiße Rasse sich selber zugrunde richte. Diese Einstellung hinderte den guten Wellenberg allerdings keineswegs daran, oft in die Kirche zu laufen. Der Kommandant frotzelte ihn gelegentlich damit. Dann pflegte Wellenberg nur die Schultern hochzuziehen und gleichmütig zu sagen, wenn die Orgel spiele, könne er so schön an die seltensten Abenteuer und Geschehnisse seines Seemannslebens zurückdenken, und außerdem singe er für sein Leben gern, und die Choräle hätten alle so eine schöne einfache Melodie.

Kurz und gut, Wellenberg war so recht in seinem Element, wenn die Sprache auf Nordamerika kam. Am 4. Februar hatten die Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen und gleichzeitig die übrigen Neutralen aufgefordert, das gleiche zu tun. Deutschland sollte verfemt und geächtet werden. Der Kommandant wollte nie recht daran glauben, daß Amerika ernsthaft in den Krieg ziehen würde. Er hielt die Amerikaner für viel zu nüchtern und vorsichtig. Vor allem konnte er es sich nicht vorstellen, daß der sportliche Amerikaner sich in den so gar nicht sportlichen Charakter des Stellungskrieges und der Materialschlacht hineinzufinden vermöchte. Dazu käme, daß kaum größere Truppenverbände gelandet werden könnten.

Amerika war der einzige Punkt, in dem Wellenberg dem Kommandanten zu widersprechen wagte. Das tat er aber auch mit aller Inbrunst.

Als nun am 5. April Wilson tatsächlich den Krieg erklärte, ging Wellenberg voller Würde und Gespreiztheit an Deck spazieren, daß er aussah wie ein alter jüdischer Prophet, der einmal recht behalten hat.

Als Amerika jedoch dazu überging, das deutsche Privateigentum zu beschlagnahmen und andere Staaten dazu zwang, seinem Beispiel zu folgen, und sich eine ganze Reihe bisher neutraler Staaten unter dem Druck des amerikanischen Geldes in die Reihe der Feinde Deutschlands stellte, hörte der Kommandant auf, seinen Ersten Offizier mit Amerika zu hänseln. Im Mai wurden wir anläßlich eines kurzen Aufenthalts Ludendorffs in Berlin im Parademarsch vor seinem Hotel vorbeigeführt. Wir wußten, daß er der wahre Kopf der deutschen Kriegsführung war und verehrten ihn mit aufrichtiger Bewunderung. Um so stolzer waren wir, als der Kommandant, der uns dem General melden durfte, berichtete, unser frischer und straffer Eindruck hätte dem General ein zuversichtliches Leuchten in die Augen gegeben.

Mitte Mai wurden plötzlich fünf Schulschiffer von ihren Eltern abgemeldet. Mit verlegenen Gesichtern standen sie umher, als sie ihre Mützenbänder und Uniformen abliefern mußten. Als Grund für ihr Ausscheiden gaben sie an, ihre Eltern wollten nicht mehr, daß sie später Seeoffiziere werden sollten, auch hätte den Eltern nicht gepaßt, daß sich der Kommandant für die Vaterlandspartei eingesetzt hätte und bei jeder Gelegenheit für die Kriegspartei einträte.

Wir wußten nicht, was wir dazu sagen sollten. Als Bülow dem längsten der neugebackenen Zivilisten in plötzlicher Aufwallung eine schallende Ohrfeige gab und dazu bemerkte, er möge sie an seinen wertgeschätzten Herrn Vater weiterleiten, schlossen wir uns an, so daß die fünf zum Abschied ganz öffentlich den Heiligen Geist bekamen.

Auffällig war nur, daß wir vom Sommer ab keinen Nachwuchs mehr an Deck bekamen. Die Stimmung der weitesten Kreise der Bevölkerung war unter Null, weil die Meinung aufgekommen war, es hätte schon längst Frieden sein können, wenn die deutsche Oberste Heeresleitung nur wollte. Die Feinde seien zum Frieden bereit.

In einer Nacht waren in ganzen Straßenzügen die Plakate, die vor Spionen und Saboteuren warnten, mit kleinen Handzetteln überklebt:

Gleiche Löhnung, gleiches Essen,
wär der Krieg schon längst vergessen.

Die Flugblattpropaganda der staatsfeindlichen Kreise wurde so rege, daß sogar in den Briefkästen Zettel mit landesverräterischem Inhalt gefunden wurden. Selbst uns Schulschiffern wurden hin und wieder Flugblätter in die Hand gedrückt.

Wir hatten jetzt zweimal in der Woche politischen Unterricht.

Grete erzählte, daß einige Lehrer an ihrem Lyzeum ganz offen ihre Sympathie mit den Sozialdemokraten bekundeten. Die Lehrer meines Gymnasiums enthielten sich jeder politischen Bemerkung. Ein Professor, der Griechisch und Geschichte in den Oberklassen gab, war als Abgeordneter der Demokraten in den Reichstag eingezogen und vom Schuldienst beurlaubt worden. Da gerade dieser Professor infolge seines unzuverlässigen und launischen Charakters äußerst unbeliebt war, trauerte ihm keiner nach.

Tötí meinte sarkastisch: „Der wird auch da so lange stänkern, bis er seine Partei völlig auseinanderbekommen hat."

Die innenpolitischen Ereignisse überstürzten sich jetzt.

Bezeichnenderweise hatten die roten Hetzer in der deutschen Hochseeflotte, die seit vielen Monaten ein kampfloses Dasein führte, Eintritt finden können. Man munkelte von Verhaftungen und Erschießungen. Wir fühlten uns entehrt durch die Meutereien, denn Matrose sein hieß jetzt bei vielen Leuten soviel wie unzuverlässig sein. Früher sahen wir in unseren schwarzweißroten Armbinden eine Einschränkung der Uniform, heute waren wir dankbar, daß wir uns dadurch grundsätzlich von den Unzuverlässigen unterschieden.

Es lag Unheil in der Luft. Wir witterten es deutlich, und die Stimmung war gedrückt und traurig. Jede neue Nachricht über Unruhen, Unzufriedenheit, Auflehnung empfanden wir doppelt schwer. Stärker als zuvor wurde an den Fronten

gekämpft, noch einmal sollte der Feind die deutsche Faust spüren. Wer von uns schon kriegstauglich war, wurde eingestellt. Der Kommandant sorgte dafür, daß jeder, der die unterste Altersgrenze erreichte, möglichst noch an seinem Geburtstag sich freiwillig meldete.

Die Freiwilligen hatten es nicht immer leicht, sie wurden oft schon von den Schreibern der Meldeämter als „Kriegsverlängerer" und „Kriegsmutwillige" begrüßt. Meine Hoffnung, noch in diesen Krieg ziehen zu dürfen, sank täglich tiefer. Der Kommandant tröstete mich manchmal mit dem Hinweis auf die bevorstehende Arbeit nach einem Friedensschluß. „Die Kolonien sind außer Rand und Band. Da gibt es noch mancherlei aufzuräumen. Im Osten werden große Veränderungen vor sich gehen. Wohin wir sehen, warten Aufgaben auf uns. Und wo es in der Politik etwas Ernsthaftes zu tun gibt, da müssen auch Soldaten sein."

An einen glanzvollen Frieden dachte keiner von uns mehr. Wir hofften aber alle zuversichtlich auf einen Ausgang, der Deutschland in Ehren bestehen ließ.

Eines Tages erzählte der Kommandant mit allen Gesten des Abscheus, daß Vertreter der Sozialdemokratie in Deutschland zu einem Friedenskongreß der Internationalen nach Stockholm gefahren wären, bezeichnenderweise seien aber Vertreter der Sozialdemokratie in der Entente nicht über die Grenzen ihrer Länder gekommen. „Ich habe zuweilen den Eindruck, als ob in der Regierung selber Männer sitzen, die auf eine höhere Weisung diese fürchterlichen Fehler begehen."

Wir sahen uns bei solchen Ausbrüchen erschreckt an und wagten nicht, jemandem davon zu berichten. Der Kommandant hatte in diesen Monaten tiefe Falten um die Augen und den Mund bekommen. Selten sahen wir ihn einmal lachen. Sein Blick hatte das Strahlen verloren.

Am 12. Juli trat Bethmann-Hollweg zurück. Der ständige Kampf, den er gegen die Oberste Heeresleitung führte, die eine straffere politische Führung des Volkes und eine stärkere

Heranziehung der Heimat zu Arbeiten der Verteidigung forderte, hatte mit dem Sieg der Soldaten geendet, jetzt war es aber zu spät. Oberst Bauer, in dem man den Kanzlerstürzer sah, wurde von allen soldatischen Kreisen gefeiert. Wellenberg war ganz aus dem Häuschen: „Gut, daß der alte Opa endlich fort ist. Der hätte schon 1914 zum Teufel gejagt werden müssen, als er den Unsinn vom Unrecht an Belgien verkündete, dieser Landesverräter aus Dämlichkeit."

Vater war besorgt, wer der Nachfolger werden würde. Ein Soldat käme auf keinen Fall in Frage, weil die Sozialdemokraten sofort Opposition treiben würden, und von den Politikern hätten wir bisher nichts Gutes gesehen. Man munkelte, daß ein alter Zentrumsmann, Graf Hertling, kommen sollte. Der Kommandant schüttelte den Kopf: „Das ist ja unmöglich! Der Mann hat ja von Anfang an gegen die Reichsgründung gekämpft. Er war doch einer der schärfsten Gegner Bismarcks, und im Kulturkampf stand er in der vordersten Reihe der Ultramontanen."

Wenige Tage später ging die Meldung durch die Zeitungen, daß Graf Hertling unter Berufung auf sein Alter die Kanzlerschaft abgelehnt habe. Reichskanzler sei Dr. Michaelis geworden. Ein Ministerialdirektor, den keiner kannte. „Von solchen Leuten gehen zwölf auf ein Dutzend", sagte der Kommandant.

Jetzt begannen die Einzelheiten durchzusickern, die zum Rücktritt Bethmanns geführt hatten. Wellenberg räusperte sich verächtlich: „Ist dem Mann ganz recht geschehen, daß er zermahlen wurde. Uns war er zu schlapp, den Roten zu reaktionär. Er war nicht Fisch, nicht Fleisch. Was soll man mit solchen Leuten schon anfangen!"

Der „Vorwärts", das Blatt der Sozialdemokratie in Deutschland, malte die Lage Deutschlands in den düstersten Farben. Der Jude Stampfer, der geistige Vater dieser Zeitung, hob den Finger und warnte, die Jugend weiterhin in soldatischem Sinne zu erziehen. Man könne sehen, wohin eine solche

Haltung führe, nämlich zum Kriege, zum Blutvergießen. Wir bekamen grade in jenen Tagen den „Vorwärts" regelmäßig auf das Schulschiff geschickt und ließen die Gelegenheit, uns ein Bild über die Wühlereien der Roten zu machen, nicht ungenutzt vorübergehen.

Eine ganz andere Welt tat sich da auf. Nichts war dort mehr zu spüren von einem Willen zum nationalen Widerstand, nichts stand da in den Zeilen von der Pflicht zum Durchhalten. Nur immer von den Belangen der Partei war die Rede, von Ansprüchen, Forderungen, Vorbehalten und Einwendungen, von Rechten und Standpunkten der Klasse.

Weiß Gott, die feindliche Spionage hatte es leicht, sie brauchte nur Zeitungen wie den „Vorwärts" zu lesen, um sich ein Bild über die innere Zerrissenheit Deutschlands zu machen oder Indiskretionen über schwebende politische Fragen zu erfahren. Instinktlos für die Forderungen des Krieges, nahm diese Zeitung jede Gelegenheit wahr, überall dort einzuhaken, wo sich irgendeine Unstimmigkeit im Verhältnis zwischen Oberster Heeresleitung und politischer Führung zeigte. Als der junge Kaiser Karl von Österreich, nicht zuletzt unter Einfluß seiner französischen Frau Zita, die gar kein Hehl aus ihrer Deutschfeindlichkeit machte, Conrad von Hoetzendorff an die Front abschob und den militärisch bedeutungslosen General von Arz zum Chef des Generalstabs machte, spürte man deutlich den Triumph dieser Zeitung über die Beseitigung des „Militaristen". Und als gar jener Graf Czernin, der auf jeden Fall, selbst unter Aufgabe der gesamtdeutschen Interessen, den Frieden mit der Entente anstrebte, Österreichs Außenminister wurde, wollte der „Vorwärts" das Verhalten des Kaisers Karl als vorbildlich hinstellen. Immer handgreiflicher wurden die Beweise dafür, daß zwischen Wien und Paris geheimnisvolle Fäden gesponnen wurden. Das Gefühl der Unsicherheit im Hinblick auf die Haltung, die Lage und den Willen Österreichs wurde größer.

Und nun war es im April zur Explosion gekommen. Was solange unter der Oberfläche geschwelt hatte, schlug nun in heller Flamme empor: der Verrat!

Graf Czernin, der kalte Vollstrecker Habsburger Politik, hatte unter den zahllosen käuflichen Kreaturen, die weit hinter den Schlachtfeldern das Netz ihrer Ränke knüpften, einen gefährlichen und ehrgeizigen Glaubensgenossen gefunden, den Römling Erzberger, der dem Kaiserreich durch sein taktloses, angeblich christlich humanes Auftreten in der Kolonialfrage bereits unübersehbaren Schaden zugefügt hatte. Czernin drückte Erzberger eine Denkschrift über die österreichischen Friedensbemühungen in die Hand und besprach eingehend Lage, Absichten und Schritte, so wie sie seinem Denken, seinem Glauben und seinem Gefühl gemäß waren.

Erzberger war der richtige Mann, mit dieser Denkschrift auf seine römisch-kulturkämpferische Art Politik zu machen! Im Handumdrehen wußte das Zentrum, wußten die Roten und damit auch die Feinde Deutschlands genauestens Bescheid über die Vorgänge, die sich hinter den Kulissen abspielten, um das große Drama einzuleiten. Während an den Fronten die deutschen Truppen zu verzweifelten Vorstößen ansetzten, um sich Luft zu schaffen und der Regierung neue Möglichkeiten für einen ehrenvollen Frieden zu geben, während im Osten die russischen Truppen der Kerenski-Regierung eine neue Offensive vortrugen, wurde das Fundament des Reiches nach einem klugen, kalten Plan unterwühlt. Und Erzberger war einer der Anführer der schwarzen Maulwürfe.

Die Denkschrift Czernins gab den Ausschlag. Schon lagen viele schwere Gewichte auf der Schale, die das Gegengewicht zum Reiche hielt: die Gewichte der Unzufriedenheit mit dem angeblich so grausamen U-Boot-Krieg, der doch nichts weiter darstellte als den letzten Versuch, durch einen Gegendruck die Faust des Feindes von der Gurgel zu lösen, das Gewicht der Empörung über die Kriegsziele der Vaterlandspartei, die ja nur dem Volke einen neuen seelischen Auftrieb geben wollte,

das Gewicht der Verärgerung über neue Steuern und Zölle, die ja nur die Mittel für die Kriegführung hereinholen sollten, die Gewichte des Neides und der Mißgunst gegen die Oberste Heeresleitung, die ja keinem Menschen und keiner Partei das Lebensrecht nehmen, die ja nur die Ballung des Willens zum letzten Widerstand durchführen wollte. Und viele andere Gewichte kamen dazu, die Hetze der Schwarzen und Roten, der Haß gegen das Erbe Bismarcks, religiöse und weltanschauliche Vorbehalte, gekränkte persönliche Eitelkeit. Aber noch konnte das Reich mit seinen Forderungen der Pflicht, der Treue und der Ehre das Gegengewicht halten. Da legte Erzberger die Denkschrift Czernins, des Beauftragten Habsburgs, auf die Waagschale, daß sie sich tief senkte zuungunsten des Reiches und seines Bestandes.

Die Unzufriedenen glaubten, Sieger zu sein. Immer maßloser wurden ihre Angriffe, immer verräterischer ihre Umtriebe. Hindenburg und Ludendorff sollten gehen. Das Reich sollte sich selber zerstückeln. Der Feind wurde als vertrauenswürdiger hingestellt als der Bruder aus eigenem Volke. In diesem Augenblick stieß Oberst Bauer vor. Das war die Stunde des Rücktritts des schwachen, willenlosen, aber frommen Kanzlers Bethmann-Hollweg.

Mit leiser Stimme, so als spräche er vor sich hin, hatte der Kommandant von der Gefährdung des Reiches gesprochen, und wir Jungen saßen wie erstarrt vor Grauen und Ekel auf den Bänken unserer Mannschaftsmesse und versuchten, den Sinn dieser furchtbaren Sätze zu begreifen.

Der Kommandant fuhr mit der zitternden Hand über seine hohe, gefurchte Stirn: „Deutschland ist eine herrliche Idee, aber die Wirklichkeit dieser Idee ist oft von einer beschämenden Gemeinheit."

Mit schweren Schritten ging er seiner Messe zu und wandte sich noch einmal, als er an der Tür stand, um: „Ich wollte, ich wäre zwanzig Jahre jünger, um irgendwo in den Meeren vor dem Feinde in Ehren unterzugehen."

Am 20. Juli war der letzte verhängnisvolle Vorstoß Erzbergers im Reichstag erfolgt. Seitdem hatten die Feinde allen Grund, auf den Untergang des Deutschen Reiches zu hoffen. Immer einsamer wurde es um die Front, die, schon verraten, verbissen in den zerschossenen Gräben ausharrte und sich verblutete.

Und während der Reichstag die Friedensresolution erzwang, warfen fast zur selben Stunde tapfere deutsche Regimenter die Kerenski-Offensive zu Boden, zerstreuten die russischen Truppen in alle Winde und trugen die Fahnen weiter in den unendlichen Raum.

Am 2. August hielt der Papst eine Friedensrede, die, wie nicht anders zu erwarten, wirkungslos verhallte. In Deutschland wurde der Jesuitenorden, den Bismarck kurzerhand aus dem Reiche gefegt hatte, wieder zugelassen. Zehn Minuten vom Schulschiff entfernt wurde die erste Jesuitenniederlassung gegründet. Ihren Namen erhielt sie nach dem Jesuiten, der in der Gegenreformation ein ganzes Meer deutschen Blutes vergossen hat, nach Canisius, dessen Namen Hund bedeutet!

Mitte August ließ mich der Kommandant zu sich kommen.

„Sie sehen elend aus, Eggers."

Ich schlug die Hacken zusammen: „Ich fühle mich völlig gesund, Herr Kommandant."

„Das kann nicht stimmen, Eggers. Beim Dienst reißen Sie sich wohl zusammen, aber ich habe gemerkt, daß Sie hinterher völlig erschöpft sind. Von Ihrem Gymnasium erhielt ich die Auskunft, daß Sie öfter teilnahmslos dasitzen. Was ist denn mit Ihnen los?"

Mir stieg das Blut in den Kopf. Sollte ich zugeben, daß ich häufig Hunger hatte und daß mir die Kohlrüben nicht bekamen, daß ich mich nach größeren Anstrengungen übergeben mußte? Sollte ich eingestehen, daß ich Nächte nicht schlafen konnte, wenn ich an die Lage Deutschlands dachte und mir die Worte ins Gedächtnis zurückrief, die der Kommandant gelegentlich über die fürchterlichen Mißstände sprach?

Ich schwieg.

„Sie müssen ein paar Wochen aufs Land, damit Sie einigermaßen zu Kräften kommen. Von morgen an haben Sie Urlaub!"

Mutter schrieb an einen Mühlenbesitzer in der Nähe der Stadt Schivelbein in Pommern. Postwendend kam die Antwort, daß ich kommen dürfe, wenn ich Erntearbeit leisten wolle. —

Der Zug war überfüllt. Urlauber, Marktfrauen, Hamsterer, Arbeiter drängten sich in dem Abteil vierter Klasse. Ich saß auf meinem kleinen Köfferchen und hörte den Gesprächen zu. Sie drehten sich fast alle um den leidigen Krieg, um den Hunger, die Kriegsgewinnler, die Ungerechtigkeit und den baldigen Frieden. Die Stimmung war gereizt. Höchstens, daß ein Soldat einmal einen derben Scherz mit einem der schnell zum Kreischen aufgelegten Weiber trieb.

Meine Matrosenuniform war öfter der Anlaß zu kleinen Sticheleien.

„Willst du auch noch in den Krieg?"

Ich nickte ernsthaft. Ein dickes Marktweib, das offensichtlich noch nie Hunger gespürt hatte, fuchtelte mit ihren Fäusten vor meiner Nase herum.

„Daß es so etwas noch gibt? Solche Lümmels sollte man doch gleich totschlagen!"

Ein Urlauber lächelte gutmütig: „Laßt ihn doch. Er wird auch schon noch die Schnauze vollkriegen!" Dann gab er mir eine Schnitte seines Kommißbrotes ab: „Iß man, durch deine Backen kann man ja durchpusten."

Ich nahm schweigend das Brot und aß es auf. An den Gesprächen beteiligte ich mich nicht, ich mußte immer wieder an den Kommandanten denken.

Verflucht, ja, es stand schlecht um Deutschland.

Ich war froh, nach mancherlei Aufenthalt und mehrmaligem Umsteigen in Schivelbein anzukommen. Der Mühlenbesitzer war selber zur Bahn gekommen. Ein feister, freundlicher Mann, dem man ansah, daß seinetwegen der Krieg getrost noch zwanzig Jahre dauern konnte. Die beiden hochbeinigen Füchse, die den leichten Jagdwagen zogen, waren ebenfalls gut genährt und glänzend im Fell. Ich setzte mich neben den Kutscher und nahm ihm die Leine aus der Hand. Es war schon lange her, daß ich das letztemal kutschiert hatte.

Auf den Feldern war noch viel Korn. Der Müller machte eine ärgerliche Handbewegung: „Mehr Stroh als Frucht, wir haben kaum künstlichen Dünger, und dann gibt es keine Arbeitskräfte. Gefangene bekommen wir auch sehr selten zur Verfügung gestellt."

Die Mühle lag ungefähr eine Stunde Wagenfahrt von Schivelbein entfernt. Man konnte glauben, hier wüßte keiner, daß Krieg war, so schön und friedlich lag das Land da. Die wenigen Menschen, die auf den Feldern arbeiteten, sahen auf und winkten herüber. Der Müller kannte jeden, rief ihn mit Namen an und wechselte einige Worte, die sich auf das Mahlen, auf Korn oder Ablieferungen bezogen.

Hinter einer Bodenwelle tauchte die Mühle auf. Von weitem schon war das Rauschen des Wassers vernehmbar.

„Eigentlich habe ich eine Motormühle", sagte der Müller, „aber vor einem Jahr habe ich sie wieder auf Wasser umgestellt, das ist doch billiger."

Ich zog die Leine an und ließ die Pferde im Schritt gehen. Schön war dieses Land! Fern zogen sich dunkle Wälder hin, und sanfte Hügel bewahrten die mit Korn, Kartoffeln und Runkeln bestandenen Felder vor dem Eindruck der Eintönigkeit.

Die Mühle lag inmitten weitästiger Buchen an einem großen Teich. Ich drehte mich zu dem Müller um.

„Gut haben Sie es hier!"

Der nickte gleichmütig: „Das sagt jeder, der hierherkommt. Aber ihr in der Stadt habt es doch bequemer, außerdem erlebt ihr viel mehr."

Ich dachte an die halbverhungerten Menschen in der Stadt, die gern auf alle Bequemlichkeit verzichten würden, wenn sie sich nur satt essen könnten.

In der Mühle war Hochbetrieb. Wagen fuhren vor, Bauern verhandelten, Knechte schleppten Säcke. Ein paar Händler lungerten herum und bestürmten, sobald unser Wagen hielt, den Müller mit hastigen Fragen und Angeboten. Einer, offenbar ein Jude, hatte die Brieftasche gezückt und hielt dem Müller ein paar Geldscheine vor die Nase. Mich ärgerte es, daß der Müller sich mit den Händlern abgab, denn es war mir bekannt, daß die Kriegswirtschaft alle Erzeugnisse der Landwirtschaft erfaßte. Also mußten das sogenannte wilde Händler sein, die unerlaubte Geschäfte machen wollten.

Ein junger Bursche, etwa in meinem Alter, nahm meinen Koffer vom Wagen und winkte mir, zu folgen. Ich kletterte eine dunkle, steile Treppe empor und betrat eine muffig riechende Dachkammer.

„Wir schlafen beide hier oben", sagte der Bursche und stellte meinen Koffer in eine Ecke. Ich sah mich um, gewahrte aber nur ein enges, reichlich schmutziges, rotkariert bezogenes Bett. Der Bursche lachte: „Wir schlafen zusammen, so fein wie ihr in Berlin sind wir nicht, daß wir jeder ein eigenes Bett haben."

„Wie heißt du denn?", fragte ich zögernd und sah mir den Burschen an, der mir reichlich dreckig vorkam.

„Karl", sagte er und hielt mir seine Hand hin, in die ich kräftig einschlug. Karl half mir, meine paar Habseligkeiten auszupacken und kam aus dem Staunen nicht heraus. „Mensch, bist du ein feines Aas, ein Nachthemd hast du sogar. Und das ist wohl eine Zahnbürste?"

Ich nickte mit sehr gemischten Gefühlen. „Hast du denn keine?"
Karl schüttelte erstaunt den Kopf: „Wozu denn?"

Nirgends konnte ich eine Waschschüssel entdecken. Karl erriet meinen Gedanken. „Waschen mußt du dich an der Pumpe."

Ich zog mir meine blaue Uniform aus, hing sie an einen Nagel und nahm mein Drillichzeug aus dem Koffer. Karl pumpte Wasser, und ich wusch mich im Hof vor den Augen einer Magd, die grinsend aus dem Küchenfenster schaute.

„Das ist Alwine", sagte Karl, „sie schläft in der Kammer neben uns."

Eine Stunde später gab es Abendbrot. Wir saßen um den großen Tisch in der geräumigen Küche, der unverheiratete Müller, sein Bruder, dessen Frau, zwei Knechte, Alwine, Karl und ich. Zuerst kam eine Riesenschüssel mit Bratkartoffeln auf den Tisch. Himmel, war das ein Duft nach Speck! Die Kartoffeln waren so fett, daß mir der Gaumen klebte.

Dann gab es Brot, Butter, Schinken und Wurst. Ich traute meinen Augen kaum. Gab es wirklich noch so etwas? Mitten im Kriege?

Der Müller lachte, als ich mir etwas Butter auf das dunkle Roggenbrot kratzte. „Alwine, schmier ihm man ein pommersches Brot!"

Alwine kicherte und machte mir ein Schinkenbrot zurecht, bei dem das Brot das dünnste war.

Ich war noch nicht fertig mit dem Essen, als ich ein plötzliches Übelkeitsempfinden hatte. Mit einem Satz war ich vor der Tür und erbrach das ganze Essen.

Karl stand hinter mir an die Tür gelehnt und lachte höhnisch: „Du bist ja ein merkwürdiger Kerl." Auch am Tisch lachten sie mich aus, als ich etwas verlegen zurückkehrte und vorsichtig ein Glas Milch trank. Nur die Frau sah mich mitleidig an: „Du bist ja halb verhungert, Junge, daß du kein Fett mehr vertragen kannst. Warte man, ich mach dir ein anständiges Rührei, ohne Speck, das kannst du unbesorgt essen."

Die andern standen auf und gingen ihrer Arbeit in der Mühle, auf dem Hof und in den Ställen nach. Die Frau blieb in der Küche und machte mir ein Rührei. „Wende dich getrost an mich, wenn du was willst."

Ich blickte sie dankbar an und verzehrte zögernd, was sie mir vorsetzte. Mein Magen rebellierte noch immer. Aber jetzt ging es gut, ich brauchte nicht wieder vor die Tür zu stürzen.

„Zieh dir die guten Schuhe aus, wenn du in den Stall gehst", sagte die Frau, „da hinten in der Ecke stehen Pantinen."

Im Kuhstall waren Alwine und Karl dabei, den Kühen Futter zu geben. Auch die Kälber wollten ihren gewohnten Kleietrank haben. Ich gab mir Mühe, mich so geschickt zu benehmen, daß ich bei der Arbeit nicht ausgelacht wurde. Die meisten Handgriffe kannte ich ja schon von Schöneiche her, wenn ich auch viel vergessen hatte. Immerhin war ich stolz, daß ich die Runkeln in die Schneidemaschine zu werfen und durchzudrehen wußte. Je zwei Kühe bekamen eine Kiepe Runkeln, das hatte ich schnell begriffen. Dann gab es zwei Forken voll Grünfutter, das war auch nicht schwer zu behalten. Die Schweine bekamen gedämpfte Kartoffeln mit Kleie. Ich mußte die aufgeplatzten, schönen weißen, mehligen Kartoffeln in einem großen Bottich stampfen. Alwine schüttete aus einem Sack Kleie darüber.

Die schönen Kartoffeln! Wenn wir die doch in Berlin hätten!

Als die Dämmerung herniedersank, saßen wir alle auf der langen Bank vor der Haustür. Der Müller gab seine Anweisungen für den nächsten Tag. Karl und Alwine sollten einfahren, die Knechte Fracht nach Schivelbein schaffen, ich wurde dem Bruder zur Hilfeleistung in der Mühle zugeteilt. Der Müllerbruder musterte mich mißtrauisch. „Kannst du eigentlich Säcke tragen?"

Ich nickte nur.

Der Müller sah seinen Bruder bedeutungsvoll an. „Um elf Uhr heute abend kommt der Mendel. Wieviel Säcke hast du in die Kammer gestellt?"

Der rieb sich schmunzelnd die Hände. „Diesmal sind es acht. Das gibt ein anständiges Geschäft!"

Der eine Knecht stand auf, steckte die Hände tief in die Taschen und sah dem Müller frech ins Gesicht. „Und was fällt für uns dabei ab? Wir halten ja schließlich auch den Kopf hin."

Der Müller hatte ein häßliches Lachen, als er dem Knecht auf die Schulter schlug: „Ihr bekommt jeder einen Taler, und Sonnabend gibt es einen Kasten Bier. Außerdem dürft ihr die Hand aufhalten, wenn der Mendel kommt."

Ich hatte einen unangenehmen Geschmack im Mund. Pfui Teufel, der Müller war also auch einer von den Schiebern!

Der Müllerbruder mußte wohl gemerkt haben, was in mir vorging. Er stieß mir gutmütig den Ellenbogen in die Rippen und lachte harmlos: „Ein paar kleine Nebengeschäfte machen wir hier alle, dabei kann uns so leicht keiner schnappen."

Der Müller stand auf und ging ins Haus: „Man muß die günstige Zeit abpassen, wer weiß, wie lange sie dauert!"

Schwein!, dachte ich nur.

Karl holte seine Mundharmonika aus der Hosentasche, blies den Staub ab und spielte ein paar von den Schlagern, die damals im Schwange waren. „Komm in meine Liebeslaube" und „Puppchen, du bist mein Augenstern". Alwine kannte die Schlager alle und sang sie mit kreischender Stimme, die sie selbst anscheinend sehr schön und melodisch fand.

Die Knechte verabschiedeten sich bald, sie wollten noch ihre Mädchen in der Nachbarschaft besuchen. Der Müllerbruder und seine Frau legten sich schlafen.

So saßen zum Schluß nur noch Alwine, Karl und ich auf der Bank. Die Fledermäuse flatterten sehr tief, man hätte sie mit der Hand fangen können. Ganz in der Nähe mußte ein Käuzchen sitzen, sein Rufen klang so beängstigend, daß Alwine dicht an mich rückte und meine Hand faßte. Mir war das unangenehm, und ich gab mir alle Mühe, keine Stille aufkommen zu lassen. Sonst wäre mir die Zutraulichkeit der Magd ekelhaft gewesen.

Eine Nachtigall begann zu schlagen, und der aufkommende Wind rauschte in den hohen Bäumen. Dieser Abend in der ländlichen Abgeschiedenheit erschien mir unwirklich, ja, sogar irgendwie unwahr. Es durfte doch nicht Krieg und Frieden zugleich geben, schien mir.

Karl begann wieder zu spielen. Als sein Vorrat an Schlagern erschöpft war, begann er die Volkslieder vorzunehmen. Eins nach dem andern.

Alwine sang nicht mehr. Sie war in einer gerührten Stimmung, da schien es ihr offenbar passender zu sein, zu summen. Und dieses Summen hörte sich gar nicht einmal so schlecht an.

Plötzlich hielt sie ein und sah mich groß an. „Du bist doch noch so jung, fällt es dir nicht schwer, Soldat zu sein?"

Ich lächelte überlegen, nein, unser Dienst sei zwar anstrengend, aber doch so schön, daß wir gar nichts anders sein wollten als Schulschiffer.

„Du hast doch sicher eine Braut in Berlin?"

Ich schüttelte den Kopf und wurde rot. Nur gut, daß es dunkel genug war.

Alwine rückte etwas näher. „Du wirst ungefähr sechzehn Jahre sein. Ich bin auch erst etwas über siebzehn."

Ich war ganz stolz. Teufel auch, für sechzehn hielt mich die Alwine! Wenn ich erst sechzehn wäre, ging es mir durch den Kopf. Mit sechzehn hätte ich schon irgendwo als Kriegsfreiwilliger unterkommen können. Es war schon gar nicht verkehrt, länger zu sein als der Durchschnitt der jungen Burschen.

Karl ließ seine Mundharmonika sinken und zeigte auf das Fenster, durch dessen Läden Licht drang. „Jetzt sitzt der Müller über seinem Geheimbuch und überlegt sich neue Geschäfte. Das Geld möchte ich schon haben, was der so zusammengeschoben hat."

Dann stand er gähnend auf. „Komm jetzt. Morgen müssen wir schon kurz nach viere raus."

Auch Alwine erhob sich. „Ich will nur noch schnell nach der Bianka sehen, die muß in diesen Tagen kalben." Sie stieß mich an: „Komm mit, du mußt mir leuchten."

Ich hätte es lieber gesehen, wenn sie Karl aufgefordert hätte. Aber der verzog sich rasch. Etwas widerwillig nahm ich die Stallaterne, die Alwine anzündete, und folgte ihr in den Kuhstall. Der warme Dunst, der mir entgegenschlug, war keineswegs unangenehm. Die Kühe glotzten und muhten. An der Bianka war nichts Auffälliges.

Alwine ging dicht neben mir und richtete es so ein, daß wir uns immer wieder berührten. Ich zuckte jedesmal zusammen.

Plötzlich drückte sie sich kichernd an mich. „Gib mir doch mal einen Kuß, du Matrose!"

Ich schüttelte sie ab und lief so schnell ich nur konnte in die Kammer.

Karl brummte mürrisch: „Ich weiß gar nicht, was Alwine will, die Bianka ist doch erst in acht Tagen dran."

Bevor ich einschlief hörte ich noch, wie Alwine an die Wand pochte.

Zieh dir nur eine Hose an, das genügt!" sagte Karl, als er mich weckte. Mit einem Satz war ich aus dem Bett. Alwine hantierte schon in der Küche. Gähnend und maulend kamen die Knechte aus ihrer Kammer.

Als hätte ich diese Arbeit schon immer verrichtet, stellte ich mich an die Schneidemaschine und drehte die Runkeln durch. Eine Kiepe, eine zweite, eine dritte. Fast eine Stunde lang. Jetzt kam Alwine und tränkte die Kälber. Sie muckste, als sie mich sah und warf den Kopf zurück. So gefiel sie mir besser als gestern mit ihrer Aufdringlichkeit.

Ich lachte sie an und warf eine Runkel nach ihr.

„Päh", machte Alwine beleidigt, „du bist ja ein schöner Matrose!"

Als das Vieh endlich abgefüttert war, stellte ich mich mit Karl an die Pumpe. Erst wusch er sich, während ich aus Leibeskräften pumpte, dann tauschten wir die Rollen. War das erfrischend, den Oberkörper in dem eiskalten Wasser zu

waschen! Zum Frühstück gab es Malzkaffee, Brot und Speck. Den Speck konnte ich nicht essen, weil er mir zu fett war. Dafür warf mir Alwine mit einem verzeihenden Lächeln ein Stück Wurst zu.

Der Müller hatte seinen guten Anzug an: „Ich muß heute geschäftlich nach Stettin, wahrscheinlich komme ich erst morgen abend zurück."

Karl stieß mich mit dem Fuß an und grinste vielsagend.

Der Müllerbruder kratzte sich hinter dem Ohr: „Laß dich nur nicht mal erwischen."

Dann begann mein Dienst in der Mühle. Ich sollte die gefüllten Zentnersäcke voll Mehl auf die Sackkarre laden und an der Wand aufreihen. Der Müllerbruder zeigte mir, wie man das anfangen mußte. „Ist ganz einfach. Etwas anheben, dann die Karre runterstoßen, den Sack rüberziehen und dann fortfahren."

Es sah wirklich sehr einfach aus. Aber als ich nun selber zupackte, fühlte ich, daß meine Kräfte nicht ausreichten. Sicher war auch außer den Kräften noch Übung nötig, um die Säcke richtig drehen zu können. Der Müllerbruder sah mich ärgerlich an. „Ich dachte, so ein junger Kadett hat Kräfte wie ein Bär."

Ich strengte mich an, daß mir der Schweiß aus allen Poren brach. Drei, vier Säcke konnte ich schließlich bewältigen, dann aber mußte ich mich auf die Treppe setzen, weil sich plötzlich alles vor meinen Augen zu drehen begann. In dicken Tropfen lief mir Blut aus der Nase.

Der Müllerbruder bekam es mit der Angst: „Um Gottes willen, der Bursche ist ja ganz gelb im Gesicht."

Als ich wieder zu Kräften gekommen war, wollte ich meine Arbeit von neuem beginnen, doch der Müllerbruder jagte mich hinaus. „Tausche mit Karl. Beim Einfahren hat sich bisher noch keiner überangestrengt."

Als ich ging, sah er mir mißbilligend hinterdrein. „So ein langer Schlaks, und kann noch nicht mal einen Zentner tragen."

Alwine freute sich ehrlich, als ich kam. Sie hatte sich scheinbar damit abgefunden, daß ich nichts für die Liebe übrighatte. Wir scherzten und lachten und freuten uns, daß die Arbeit gut von der Hand ging. Einmal stakte ich die Garben auf und sie packte die Fuhre rechteckig, und das nächste Mal thronte ich hoch oben und gab mir redlich Mühe, ja nicht schief zu packen. Ebenso wechselten wir uns beim Abladen und im Scheunenfach ab.

Beim Mittagessen sah mich die Frau zufrieden an. „Jetzt hat er schon etwas Farbe." Ich lachte glücklich und langte ordentlich zu. Es gab grüne Bohnen mit Hammelfleisch, nicht zu fett gekocht, so daß ich keine Angst zu haben brauchte.

Am Abend sank ich todmüde ins Bett. Ich hatte doch bewiesen, daß ich arbeiten konnte, auch wenn mir die Mehlsäcke zu schwer waren. Und die Kühe durfte ich sogar völlig selbständig füttern, soviel Vertrauen hatte Alwine zu mir.

Nach vierzehn Tagen fühlte ich mich so kräftig, daß ich gern noch einmal meine Arbeit in der Mühle aufgenommen hätte. Ich hatte volle Backen bekommen, und meine Hände waren hart von den Schwielen. Bei einer Katzbalgerei sprang ich mit Karl so übel um, daß er laut aufschrie und um Gnade bat. Alwine lachte mir zu. Ich konnte jetzt Unmengen von Nahrungsmitteln vertilgen, ohne daß mir schlecht wurde. Sogar die Schlagsahne, die es eines Sonntags zu echtem Streuselkuchen gab, bekam mir. Und Obst durfte ich soviel essen, wie ich nur konnte. Ich kam auch mit allen Leuten der Mühle gut oder wenigstens leidlich aus, wenn ich auch hin und wieder mit den Knechten zusammengeriet, die prahlend bekannten, Sozialdemokraten zu sein und zur Schivelbeiner Sektion zu gehören. Der Müller war mir widerlich, ich wußte nun, daß er Mehl, Grieß und Graupen und Lebensmittel aller Art verschob. Ein paarmal kam er auch aus Stettin mit Stoffen, echter Seife, Schokolade und richtigem Bohnenkaffee zurück und warf sich in die Brust, als ob es eine Heldentat sei, Schiebereien zu unternehmen. Dabei riß er das Maul auf, wenn einmal ein armer

Kerl oder eine verhärmte Frau aus der Stadt an die Tür klopfte und flehte, man möge ihr ein paar Eier, eine Tüte Mehl oder einen kleinen Sack Kartoffeln für gutes Geld ablassen. Wir müßten uns alle einschränken, schimpfte er dann, das Vaterland brauche jedes Pfund, und er mache sich strafbar, wenn er nur ein Körnchen abließe, außerdem hätte er auch selber nicht das geringste übrig!

Wetzell schrieb mir eine Karte, im September ginge es los zu einer Übung. Er hätte gehört, wie der Alte in der Offiziersmesse davon gesprochen hätte. Wahrscheinlich Swinemünde!

Beim Mittagessen warf ich so über den Tisch hin, ich würde morgen nach Berlin zurückfahren.

Der Müller sprang auf. „Das gibt es ja nun nicht. Jetzt kommt erst die Kartoffelernte dran, die ist besonders wichtig."

Ich blieb ruhig. „Wir machen eine Übung!"

Ich sah, wie dem Müller die Zornader auf der Stirn schwoll. „Das kann dir so passen. Dich hier herausfressen, leichte Arbeit verrichten und wieder abhauen, wenn es schwieriger wird. Was ist denn das schon für eine Übung, die so junge Bengels machen. Nichts wie Spielerei!"

Schweigend stand ich auf und ging in meine Kammer. Dort nahm ich meine blaue Uniform vom Nagel, streichelte sie mit zitternden Händen, holte die Bürste aus dem Koffer und begann, meine Sachen von Staub und den Spinnweben zu reinigen.

Karl kam herauf und grinste schadenfroh. „Mensch, der Müller hat vielleicht eine Wut! Du könntest dann am besten gleich heute gehen."

Ich zuckte gleichmütig die Schultern: „Das ist auch kein Unglück."

Alwine heulte, als sie heraufkam. „Bleib doch noch ein paar Wochen."

Ich schüttelte den Kopf und packte meine paar Habseligkeiten. Dann ging ich noch einmal durch die Ställe, streichelte

Bianka und ihr Kälbchen, gab den Fohlen Möhren und verabschiedete mich sogar von den grunzenden Schweinen.

Zur Kaffeezeit waren alle Mühlenleute in der Küche. Ich trat vor den Müller hin, schlug die Hacken zusammen und fragte, ob ich wirklich noch heute gehen müßte oder ob ich bis morgen früh bleiben dürfe. Der Zug führe morgen früh um neun Uhr.

Der Müller bekam einen neuen Wutanfall. „Mach daß du von meinem Hof herunterkommst, du undankbarer Lümmel!"

Ich dachte daran, daß mir der Müller nichts geschenkt hatte. Ich hatte gearbeitet, so gut ich nur konnte. Den Knechten gab ich die Hand, der Frau, Karl und Alwine. Der Müller brauste noch einmal auf: „Raus, du Aas!"

Mir stieg die Zornröte ins Gesicht, und ich bekam nur ein Wort über die Lippen: „Schieber!"

Mit aufgerissenem Mund sah mich der Müller an. Er sagte kein Wort mehr, wies nur nach der Tür.

Als ich vom Hofe ging, liefen Alwine und die Frau hinter mir her. Die Frau drückte mir ein Paket in die Hand. „Hier ist noch etwas für die nächsten Tage."

Alwine begleitete mich bis zu den Hügeln, von denen aus man einen so schönen Ausblick auf die Mühle hatte.

Es war ein langer Weg bis Schivelbein, und der Staub legte sich dick auf meine blaue Uniform. Ich pfiff fröhlich vor mich hin und freute mich darauf, meine Eltern wiederzusehen, Grete, den Kommandanten, die Kameraden und die Schulfreunde.

Die Bauern auf dem Felde winkten freundlich zurück, selbst die Gefangenen, die hier und dort in kleinen Gruppen bei der Kartoffelernte eingesetzt waren, hoben die Hand.

Gegen Abend kam ich zum Bahnhof. Vielleicht fuhr doch noch ein Personenzug nachts. Ich konnte ja auch Glück haben und ausnahmsweise von einem Güterzug mitgenommen werden. Der Mann hinter dem Schalter schüttelte ärgerlich

den Kopf, der nächste Personenzug nach Berlin führe morgen früh um neun Uhr, und damit basta! Ich könnte allerdings noch mit einem Zuge bis Stettin kommen, weiter aber nicht. Von da aus ginge auch erst morgens ein Zug nach Berlin.

Ich kratzte mein Geld zusammen, löste mir eine Karte vierter Klasse und schlenderte durch Schivelbein, um mir die Zeit zu vertreiben. Viel zu sehen gab es in der kleinen Stadt nicht. Ein Schloß war da, aber ich hatte schon schönere gesehen, und die Rega, das Flüßchen, konnte mir als Schulschiffer schon gar keinen Eindruck machen.

Die Laternen verlöschten bald. Die Leute gingen hier dem Anschein nach sehr früh ins Bett, denn auch die Fenster wurden nach kurzer Zeit dunkel. Die paar Leute, die etwas später aus den kleinen Kneipen kamen, um dem lieben Bett zuzusteuern, sahen mich etwas mißtrauisch an.

Allmählich wurde ich müde. Nach einigem Suchen fand ich eine Bank in einer abgelegenen Gegend unweit eines Tennisplatzes. Auf der Bank lag säuberlich gefaltet eine Zeitung. Ich dankte im stillen dem vergeßlichen Leser, denn ich wußte vom Hörensagen, daß Zeitungspapier fast dieselben Vorzüge hat wie eine wollene Schlafdecke.

Morgen abend würde ich in Berlin sein, ging es mir immer wieder durch den Sinn.

Auf dem Bahnsteig in Schivelbein stolzierte ein unförmig feister Gendarm und musterte eingehend die Reisenden, vor allem aber ihr Gepäck. Hin und wieder hielt er einen Mann oder eine Frau an und ließ sich den Koffer öffnen. Ein Lebensmittelkontrolleur also!

Die Frau hatte mir eine Wurst, ein großes Stück Schinken, einen Klumpen Butter, ein paar Eier und einen Beutel Mehl eingepackt. Morgens, als ich frühstückte, hatte ich die Schätze entdeckt. Die schönen Wurstbrote hatte ich mit großem Appetit verschlungen, nun freute ich mich auf die Gesichter meiner Eltern. Was würden die über diese Leckerbissen für Augen machen!

Ich stellte mich im Wartesaal so auf, daß ich den Gendarm draußen gut beobachten konnte, während er mich nicht sah. Wenn er doch bloß fortgehen wollte! Aber der Gendarm dachte gar nicht daran.

Die Uhr ging auf neun. Donnerwetter, jeden Augenblick mußte der Zug einlaufen!

Ich nahm meinen Koffer, ging durch die Sperre und lief dem Gendarmen geradewegs in die Arme.

„Kommen Sie mal her!"

Ich tat, als hörte und sähe ich ihn nicht.

„He, Sie da! Herkommen sollen Sie! Hören Sie denn nicht?"

Ich blieb stehen und sah mich beleidigt um. „Meinen Sie mich?"

Der Gendarm zwirbelte grimmig an seinem Schnurrbart. „Was haben Sie in dem Koffer?"

Ich machte ein unschuldiges Gesicht. „Was soll ich denn schon in dem Koffer haben?"

Gerade rollte der Zug ein, wenn ich Glück hatte, kam ich so davon!

Der Gendarm gab dem Bahnhofsvorsteher einen Wink, der bedeutete, daß der Zug so lange zu warten hätte, bis der Herr Gendarm die Genehmigung zur Abfahrt geben würde.

„Los, aufmachen!"

„Sie sehen doch, daß ich mit dem Zug fahren muß!"

„Aufmachen!" brüllte der Gendarm.

Ich stellte ihm den Koffer vor die Nase. „Dann machen Sie sich nur selbst die Mühe!"

Mit einem Triumphgeschrei hatte er wenige Augenblicke später die verbotenen Schätze entdeckt. Alles zerrte er heraus, was die Frau mir mitgegeben hatte. Die Butter, den Schinken, das Mehl, die Eier. Ich war ärgerlich, nicht wenigstens die Wurst oder den Schinken zum Frühstück aufgegessen zu haben. Neugierig, manche schadenfroh, umstanden die Reisenden die Gruppe.

Ein Urlauber, der auf dem Wege zur Front war, mischte sich ein. „Laß doch dem jungen Kerlchen die paar Fressalien. Du selber platzt ja beinahe aus deiner Uniform, und deinen Bauch hast du auch nicht von den Buttermarken allein!" Die Leute lachten.

Der Gendarm überhörte den Einwurf des Soldaten. „Die Lebensmittel sind beschlagnahmt. Woher haben Sie sie?"

Mich packte eine maßlose Wut. „Gefunden habe ich sie, gerade vor Ihrer Tür!"

Der Soldat klopfte mir auf die Schulter. „Steig ein! Mit dem Burschen da werde ich schon fertig!" Dann ging er drohend auf den Gendarm zu.

„Jetzt bist du wohl zufrieden, daß du dem armen, kleinen Kerl das bißchen Fressen geklaut hast, was? Einen Schieber wagst du wohl nicht anzufassen, du? Leute schikanieren ist leichter als im Schützengraben liegen, Dicker? Und jetzt willst du wohl noch den Namen von dem jungen Burschen haben, um ihm Scherereien zu machen, was? Scher dich weiter, sonst vergesse ich mich!"

Der Gendarm taumelte ein paar Schritte zurück und schnappte nach Luft.

„Abfahren!" schrie der Soldat, und gehorsam hob der Mann mit der roten Mütze den Signalstock.

Im Abteil war der Soldat noch immer erregt. „Das war mal wieder das richtige Bild von der Heimat. Saubande die. Allein wolltest du doch das Zeug gar nicht aufessen, was?"

Ich schüttelte den Kopf und erzählte, daß meine Mutter solange schon krank sei, und daß sie gerade die Eier, die Butter und das Mehl so gut hätte gebrauchen können.

„Na, laß man", tröstete der Soldat, „einmal wird der Krieg ja doch wohl zu Ende kommen, dann bekommen die Etappenhengste alle eins vors Maul gehauen, und der Schivelbeiner zwei. Ich stamme aus Polzin, das ist nicht allzuweit, da werde ich den Mann schon finden!"

Die Fahrt verlief sehr anregend. Der Soldat hatte die Kämpfe am Wytschaetebogen mitgemacht und erzählte viel von Flandern, der Landschaft und den Menschen.

Wetzell hatte recht gehabt. Der Kommandant setzte eine Herbstübung in Swinemünde an. Die Schulen gaben verlängerte Ferien.

Mit klingendem Spiel rückten wir bei strahlender Sonne vom Schulschiff ab. Unser Weg führte durch die Bismarckallee über das Knie, durch die Charlottenburger Chaussee über den Großen Stern, vorbei am Bahnhof Bellevue, über den Lehrter Bahnhof, durch die Invalidenstraße zum Stettiner Bahnhof.

Ab und zu winkte jemand zu uns herüber, ein alter Mann oder ein junges Mädchen.

Wir hatten wohl alle den einen Gedanken, wie schön es jetzt wäre, in den großen Krieg zu ziehen. Die herbstliche Sonne war warm, aber nicht heiß, und das Marschieren machte uns soviel Freude, daß wir die Beine warfen, fast wie im Paradeschritt.

Wir bekamen einen Wagen zugewiesen, der an den fahrplanmäßigen Zug gehängt wurde. Im Abteil richteten wir uns sofort häuslich ein, packten die Brote aus und verteilten die Leckereien, die man uns von Hause mitgegeben hatte. Viel war es nicht, ein paar Makronen aus Haferflockenteig, eine Handvoll selbstbereiteter Ersatzbonbons, einige Schiffszwiebäcke. Und doch waren wir glücklich und stolz wie Krieger, die ihrem ersten Gefecht entgegenfahren. Meine Ziehharmonika mußte reichlich viel herhalten.

Als wir in Swinemünde ankamen, waren wir durch die Bank heiser. Es gab wohl auch kein einigermaßen bekanntes Lied, das wir nicht mehrmals gesungen hätten. Zu unserm Leidwesen wurden wir nicht auf dem Schiff, auf das wir alle neugierig waren, untergebracht, sondern in einem kleinen Gasthaus, je vier Mann in einem Zimmer. Da die eisernen

Betten an den Füßen Rollen hatten, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, zunächst einmal ein schneidiges Geschützexerzieren durchzuführen. Das gab einen solch beachtlichen Lärm, daß die Hausfrau händeringend um Schonung der Decken und Wände bat.

Die halbe Stunde bis zum Abendbrot benutzten wir, uns sorgfältig zu frisieren und abzubürsten; denn es war bereits durchgegeben worden, daß wir nach dem Abendbrot eine Stunde an den Strand gehen dürften. Die große geräucherte Flunder, die jeder auf seinem Teller fand, löste hellen Jubel bei uns aus. Auch der Tee war besser, als wir ihn sonst auf dem Berliner Schiff bekamen.

Die graugrüne See hatte in der Abendstimmung etwas seltsam Ergreifendes. Nur wenige Möven flatterten noch, und ganz hinten am Horizont standen die Rauchfahnen der Küstenwachdampfer.

Ein paar Strandkörbe standen noch vereinsamt umher. Die wenigen Menschen, die jetzt noch Gelegenheit, Geld und Zeit zu einem Aufenthalt an der See hatten, waren längst schon wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Kammrath, der immer den Kopf voller Streiche hatte, regte an, einmal zu untersuchen, ob ein Strandkorb auch schwimmen könne. Wir stellten fest, daß er es tatsächlich konnte. Obermatrose Korckhaus benutzte seine griechischen Schulkenntnisse, um einige Male laut und pathetisch „Thalatta" zu rufen. Als er sich so unsere Aufmerksamkeit gesichert hatte, entkleidete er sich umständlich und sprang ins Wasser, um allerdings nach wenigen Minuten schon bibbernd und frierend herauszueilen. Bootsmann Strübing und Steuermann Lubke saßen, nichts Böses ahnend, in einem Strandkorb und genossen den Ausblick aufs Meer. Zu dritt schlichen wir uns heran und warfen den Strandkorb um. Herrgott, brüllten die Männer! Heute scherten wir uns aber nicht im geringsten über ihr Befehlen und Toben, wir hockten seelenvergnügt obendrauf und hatten unsern Spaß daran, den feinen Seesand durch das Geflecht des Korbes zu schütten.

Der erste Abend am Strand war schön! Nur widerwillig gehorchten wir dem Trillern, das uns in die Quartiere befahl.

Am andern Morgen wurde in aller Frühe aus den Betten gepfiffen. Tee und Pflaumenmusbrote waren schnell im immer hungrigen Magen verstaut, dann wurde angetreten. Diesmal war die Musterung besonders gründlich. Soviel war bisher noch nie am Sitz der Bändsel, der Mützen, Schlipse und Kragen gemäkelt worden.

Dann kam der Kommandant, schritt die Front ab, rief uns sein „Hiddekk" zu und ermahnte uns, ganz besonders auf dem Damm zu sein, denn heute würde der große Wettkampf mit der Swinemünder Besatzung vom Stapel gelassen.

Unsere Augen leuchteten vor Kampfesfreude, und wir konnten es kaum erwarten, bis der Spielmannszug sein Spiel rührte und wir zu dem Schwesterschiff marschieren durften.

Als wir gerade die Masten auftauchen sahen, krachten die Salutschüsse.

Der Kommandant wandte sich zu uns: „Also, reißt euch zusammen!"

Ein schönes Schiff! — stellten wir nicht ganz ohne Neidgefühl fest. Wesentlich größer als unsers. Kein Segelschiff, sondern ein Kanonenboot mit kleinen Panzertürmen. An den Masten flatterten die Willkommenssignale. Die Besatzung stand in Paradeaufstellung an Deck.

Als wir an Bord waren, kamen wir aus dem Staunen nicht heraus. Donnerwetter ja, die Besatzung konnte schon etwas. Die Signalgäste winkten, daß es schwer war, ihre Winksprüche abzulesen, und das Exerzieren der Panzertürme klappte vorzüglich.

Den größten Eindruck machten allerdings die Mützenbänder der Swinemünder Schulschiffer auf uns: „S. M. S. Pommern!"

Die Swinemünder hatten nach dem Untergang der tapferen „Pommern" die Erlaubnis erhalten, diesen Namen zu führen.

Am Nachmittag kamen wir an die Reihe, unser Können im Gefechtsdienst vorzuführen. Die Geschütze waren moderner als unsere, das Richten und Laden war darum bedeutend einfacher. Und weil wir in Berlin schon von Wellenberg, der die Stoppuhr selten aus der Hand legte, gehörig gedrillt waren, fiel es uns nicht sonderlich schwer, die Swinemünder zu schlagen. Wir stellten fest, daß wir durchweg größer waren und auch bessere Uniformen trugen, und so fühlten wir uns, da man uns als Gäste überhaupt mit aller Zuvorkommenheit bedachte, als die Elite der Schulschiffer.

Zu Abend aßen wir gemeinsam mit den Swinemündern an Bord. Anschließend war kameradschaftliches Beisammensein befohlen. Die Swinemünder hatten eine ganze Anzahl uns unbekannter Seemannslieder eingeübt und wußten darüber hinaus auch sehr anschaulich zu erzählen. Hier hatte ja fast jede Familie einen Angehörigen auf einem Schiff der Kriegsmarine. Zum Schluß spielten wir das überall, wo Soldaten zusammenkommen, beliebte Spiel „Schinkenkloppen", bei dem wir durch unsere meist beachtliche Handschuhnummer als Sieger abschnitten.

Am nächsten Vormittag war Kutterwettrudern der beiden Besatzungen befohlen. Hierbei schlugen uns die Swinemünder fast um Bootslänge. Uns unterlief dabei ein Mißgeschick, das leicht schlimm hätte auslaufen können. Der Matrose Riedel, ein etwas ängstlicher und schwächlicher Bursche, der zum Rudern nicht gut zu brauchen war, hatte den Befehl bekommen, am Bug sitzenzubleiben, um beim Kommando „Bug!" auf den Landungssteg, das Ziel des Wettruderns, zu springen und den Kutter festzumachen.

Lubke stand im Kutter am Steuer und schlug zu seinem Ruf „Pull — aus! Pull — aus!" kräftig mit einem dicken Ende auf das Holz. Wir legten uns gewaltig in die Riemen, mußten aber zusehen, wie die Swinemünder an uns vorbeizogen. Hundert Meter vor dem Ziel war der Kampf bereits eindeutig entschieden. Ungefähr zwanzig Meter vor dem Landungssteg

kam das übliche Kommando „Halt Wasser!". Wir stemmten uns gegen die Riemen und stoppten damit die Fahrt des Kutters ab. Nach dem Kommando „Riemen hoch!" näherten wir uns in langsamer Fahrt dem Steg.

Wir mochten ungefähr noch fünf Meter von ihm entfernt sein, als das Kommando „Bug!" ertönte. Riedel erhob sich, nahm gehorsam die Leine in die Hand, sah sich noch einmal um, so, als ob er sich vergewissern wollte, auch nicht verkehrt gehört zu haben, und sprang ab. Fünf Meter weit aus dem Stand zu springen, ist eine Leistung, die wohl selbst vom besten Sportsmann nicht so leicht erreicht werden wird. Riedel war weder Sportsmann noch überhaupt turnerisch begabt, er war nur blind gehorsam. Darum sprang er ab. Wie versteinert saßen wir da, hielten die Riemen krampfhaft hoch und starrten entsetzt auf die Stelle, wo Riedel schweigend untergegangen war. Lubke war der erste, der zur Besinnung kam. „Riedel ist doch ein unglaubliches Tränentier", sagte er nur, dann sprang er mit einem gewaltigen Satz ins Wasser, tauchte zwei-, dreimal und brachte endlich den regungslosen Riedel an die Oberfläche.

Riedel schien vor Schreck ohnmächtig geworden zu sein, denn an Land kam er schnell wieder zu sich, sah uns mit erstaunten Augen an, bis ihm wohl einfiel, wie selten dämlich er sich angestellt hatte. Wenigstens mußte irgend etwas ihm plötzlich sehr peinlich sein, denn mit einem Ruck erhob er sich, schüttelte das Wasser ab, daß wir zur Seite sprangen, nahm seine triefende Mütze von der Erde und lief, eine breite Wasserspur hinter sich herziehend, spornstreichs davon, hörte weder auf den Befehl des Kommandanten, der ihn zurückhalten wollte, noch auf unser teils schadenfrohes, teils erleichtertes Gejohle, lief, bis er zum Gasthaus gelangte, wo er die nasse Uniform auszog, sich ins Bett fallen ließ, die Decke über die Ohren zog und einschlief. So fanden wir ihn, als wir bald darauf in sein Zimmer traten, um ihn auf Befehl des Kommandanten mit einem steifen Grog über alle etwa in ihn eingedrungenen Krankheitskeime siegen zu lassen. Riedel war der Held des

Tages. Er nahm es mit einer gewissen Größe auf, daß wir ihm alle von Herzen dankbar waren, daß er sich nicht aus diesem Leben entfernt hatte.

Wunderbarerweise hatte ihm das kalte Bad auch keinen Schaden zugefügt. Nur einen anderen erwischte die Grippe, den langaufgeschossenen, bleichen Korckhaus, der sich an unserm Ankunftsabend vorwitzig ins Wasser gewagt hatte.

Es war an einem Sonntagmorgen, an dem der Kommandant Kirchgang befohlen hatte, den ersten soldatischen Kirchgang, den ich erlebte.

Die beiden Besatzungen verteilten sich auf die Seiten des Kirchenschiffes, das durch den unerwarteten Andrang fast gefüllt war. Die wenigen Gemeindemitglieder saßen zusammengedrängt in einer Ecke und betrachteten uns mit gemischten Gefühlen. Wetzell hatte freiwillig die Aufgabe übernommen, die am Eingang liegenden Gesangbücher zu verteilen und erledigte sein Amt in der Weise, die Lehrer anzuwenden pflegen, wenn sie Hefte auszuteilen haben. Er warf also mit mehr oder minder großem Geschick die Bücher jedem zu. Das gab ein in der Kirche verhältnismäßig seltenes Hallo. Der Kommandant räusperte sich ärgerlich, dann aber mußte er doch über den Eifer Wetzells lachen, der sich nicht im geringsten in seiner Amtsausübung beeinflussen ließ.

Wir sangen den Eingangschoral mit großer Inbrunst, weil wir ihn alle von der Schule her kannten:

Dir, dir Jehova will ich singen,
denn wo ist doch ein solcher Gott wie du?

Bei der Liturgie standen wir pflichtgemäß auf und antworteten dem Pfarrer auf sein Stichwort:

Der Herr sei mit euch!

mit der so freundlich gemeinten Gegenaufforderung:

Und mit deinem Geiste!

Jetzt gab es am Ende der Bank plötzlich Unruhe, ich sah mich um und erblickte Korckhaus, der wie ein Rohr im Winde schwankte. Wachsbleich war der arme Kerl im Gesicht. Bevor

ihn noch einer stützen konnte, fiel er unter einem hellen Aufschrei nach vorn über.

Die am nächsten standen, sprangen zu und bemühten sich um den Ohnmächtigen. Der Pfarrer stand hilflos an seinem Altar und wartete, bis Korckhaus hinausgeschafft war. Das ging nicht ohne erheblichen Lärm ab.

Den Geistlichen hatte der Zwischenfall so außer Fassung gebracht, daß er in seiner Predigt mehrmals steckenblieb, und seine Verwirrung wurde noch größer, als plötzlich die Tür aufging und Korckhaus verhältnismäßig munter wieder eintrat und seinen alten Platz einnahm.

Nach der Kirche wurde unser Kamerad sofort ins Krankenhaus geschafft. Am Nachmittag durften wir Berliner Schulschiffer mit einer Motorpinasse einen Ausflug zu einem kleinen Fischerdorf machen. Dort schwelgten wir in Malzkaffee und Napfkuchen, und zum Schluß entdeckten wir bei einem Rundgang durchs Dorf einen alten, umfangreichen Apfelbaum in einem schattigen, von einem morschen Zaun umgebenen Garten.

Der Zaun fiel von einem Fußtritt, den ihm der durch sein Abenteuer auffällig mutig gewordene Riedel verabreichte, in sich zusammen. Da der Weg zu den Äpfeln nunmehr offenstand, traten wir ohne große Scheu in den Garten ein. Riedel kletterte auf den Baum und schüttelte die Äste, daß wir Mühe hatten, den Segen in unsern Taschen und Mützen zu bergen. Es gehörte nun allerdings zu Riedels Stil, daß jetzt der Besitzer kommen und wütend drohen mußte! Wir zogen uns in völliger Ordnung lachend zurück. Riedel hatte es allzueilig und blieb mit der Hose an einem unscheinbaren Ast hängen, worauf — ritsch-ratsch — ein langer Riß das blanke Riedelsche Hinterteil freilegte.

Die Tage in Swinemünde vergingen zu schnell. Segeln, Rudern, Splissen und Knoten, Exerzieren und theoretischer Unterricht bildeten in buntem Wechsel den nicht sehr anstrengenden Dienst. Mit den Kameraden der „Pommern" freundeten wir uns rasch an und verlebten manchen dienstfreien Abend bei

ihren gastfreundlichen Eltern. Eines Nachmittags wurden wir an eine entlegene Ecke des Hafens geführt, um aufgefischte russische Minen in Augenschein zu nehmen. Es war doch ein sehr merkwürdiges Gefühl, diese ungefähr bosengroßen Dinger zu sehen, die ein ganzes Schiff mit Mann und Maus auf den Meeresgrund zu schicken vermochten.

Ein Feuerwerker erklärte uns, wie man sie entlud. Wir sahen den Vorführungen in respektvoller Entfernung zu und ließen uns gern über die physikalischen und technischen Einzelheiten der Grundminen und Treibminen sowie über die feinen Unterschiede zwischen den Kontaktminen und Beobachtungsminen aufklären. Wir glaubten ihm gern, daß die Minensuchboote alle auf sogenanntem „Himmelfahrtskommando" fuhren.

Lubke spuckte nachdenklich in den Sand: „Verflucht auch, das ist ein undankbarer Posten. Gefahr ohne jeden Ruhm! Dann doch lieber einen ehrlichen U-Boot-Tod irgendwo im Kanal oder in der Biskaya sterben, da kann man doch wenigstens den Feind sehen und sich wehren!"

Der Feuerwerker sah ihn strafend an: „Der Seemann ist immer in Gefahr, und seinen Ruhm kann man nicht ausmessen nach irgendwelchen einmaligen Taten, wie sie auf dem Lande oder in der Luft vollbracht werden können. Der Minensucher hat denselben Ruhm wie der U-Boots-Mann. Laß deine dummen Ansichten nur nicht vor Matrosen laut werden, mein Junge, sonst kann es dir noch dreckig gehen!"

Lubke trat beschämt zurück.

Wenige Tage später fuhren wir über das Haff nach Stettin. Hier wartete eine besondere Überraschung auf uns. Der Kommandant hatte uns die Erlaubnis verschafft, eine U-Boot-Halbflottille zu besichtigen. Mit klopfendem Herzen folgten wir dem blutjungen Leutnant, der uns stolz die einzelnen Kammern zeigte und die zahlreichen Einrichtungen erklärte. Es hörte sich alles so einfach an, was er vom Fluten, vom Periskop, vom Torpedo erzählte. Aber wenn wir daran dachten, daß so leicht

eine Hemmung ein Boot auf den Meeresgrund schicken konnte, dann wurde uns heiß und kalt.

Bewundernd sahen wir auf die Matrosen, die ganz selbstverständlich und kaltblütig in den Kammern hantierten, als befänden sie sich auf einem harmlosen Alstermotorboot. Würde nicht vielleicht grade dieses U-Boot, das wir jetzt besichtigten, schon in wenigen Wochen verschollen sein?

Die Luft war schwer und stickig in dem kleinen Kasten, und die Enge lastete schwer auf dem Herzen. Wir waren froh, endlich wieder die frische Luft im Hafen zu atmen.

Nachdenklich marschierten wir zum Zug, der uns nach Berlin zurückbringen sollte. Es stimmte schon, der Seemann war immer in Gefahr. Aber die Anforderungen an den Mut und die Selbstbeherrschung wurden immer größer, je mehr die kriegstechnischen Erfindungen den Krieger zwangen, auf die offene Schlacht zu verzichten und ungesehen, einsam den Feind aufzuspüren. Sicher war das einsame, hilflose Sterben auf See häufiger als zu Lande, und sicher war es grausamer, unverwundet auf hoher See unterzugehen, als an einer Kugel zu verbluten.

Wir fühlten die ganze Schwere des Berufes, dem wir uns verschworen hatten. Lubke schwärmte während der Fahrt von der Schönheit des Seeräuberlebens, das ein Kaperkrieg mit sich brachte. „Das beste ist doch ein Kleiner Kreuzer oder wenigstens ein Hilfskreuzer. Stellt euch mal vor, was das heißt, auf Lauer liegen, kapern, Beute machen, in feindlichen Häfen landen, Anlagen zerstören, Schiffe versenken."

Riedel sah ihn zweifelnd an: „Und schließlich selber versenkt werden." Wetzell lachte boshaft. „Na, wie es unter Wasser aussieht, hast du ja schon feststellen können."

Strübing streckte seine langen Beine aus und räkelte sich. „Das einzig Wahre ist doch das U-Boot. Menschenskinder, das ist eine Sache, wie ein Haifisch durch das Meer zu rasen und dann den Feind anzufallen, einen nach dem andern herunterzuziehen und zu zerreißen. Der U-Boot-Mann wird selber zum Raubfisch."

Der Kommandant gab uns in Berlin wieder eine Übersicht über das politische Geschehen. Der Übergang über die Düna war erzwungen, Riga besetzt worden. Wellenberg hatte ein frohes Leuchten in den Augen: „Wenn wir die ganze Ostsee zurückerobern, haben wir für alle Ewigkeit gewonnen. Die Länder dort oben sind ja alle deutsch. Ich kenne jeden Hafen dort oben, jede größere Stadt. Es ist so, als ob man nach Wismar oder Lübeck käme."

Wir sahen mit brennenden Augen auf die Karte. Herrgott, was könnte Deutschland groß und mächtig sein, wenn es nur die Kraft gehabt hätte, sein Erbe zu verteidigen. Verfluchte Glaubenskämpfe, die den Deutschen immer wieder auf Befehl irgendwelcher fremden Mächte gegen den Bruder kämpfen ließen, anstatt gegen den Feind! Verfluchte Glaubenskämpfe, die den Blick der Deutschen argwöhnisch nach dem Bekenntnis des Blutsbruders schielen ließen, anstatt die weite Welt und die nahe Macht des Reiches zu schauen.

Mit besonderer Liebe lasen wir jetzt Einharts Geschichte und die Berichte von der Herrlichkeit der Hanse, die Erzählungen von den Wikingern, ihren Fahrten, Abenteuern, Siegen und Untergängen.

Es war schon was, ein Deutscher zu sein! Und wir Jungen waren bestimmt, wenn uns der Krieg holte, dafür zu kämpfen, das Erbe einmal antreten zu können und Deutschland wieder zur Größe der Macht emporzureißen.

Es kamen schwere Stunden, in denen wir ahnten, daß der Wettlauf zum Siege wohl nicht von unserem Heere gewonnen werden könnte. Die Flandernschlachten kosteten viel Blut, mehr Blut, als die geschwächte Armee noch abgeben konnte. Und die Stimmung der Bevölkerung auf der Straße wurde immer verbissener, immer feindseliger. Die Hetzer traten offen auf und wurden nur selten von der Polizei gestellt. Wir jungen Schulschiffer wurden jetzt fast täglich angepöbelt. Hysterische Weiber spuckten vor uns aus, wenn wir einen Offizier grüßten.

Da half es nicht viel, daß wir die Zähne zusammenbissen. Die Zornestränen saßen verflucht locker, so daß wir uns ihrer oft schämen mußten. Teufel auch, warum war der Tag so fern, der uns zur Waffe auf ein Schiff rief!

Im Osten schlug Ludendorff zu: die baltischen Inseln Ösel, Moon und Dagoe wurden schlagartig genommen, und es zeigte sich, daß die russische Armee keine innere Kraft mehr besaß, nachdem die Revolution ihre Seele getötet hatte. Der Weg nach Petersburg war frei. Da kam die Nachricht, daß Rußland in einer neuen, fürchterlich blutigen Revolution zur Sowjetrepublik geworden war. Lenin hieß der rote Zar, und neben ihm stand ein Jude Trotzki!

Während die patriotischen Bürger in Deutschland jubelten und wähnten, der Krieg sei doch noch im letzten Augenblick gewonnen, schüttelte der Kommandant den Kopf: „Wir hätten niemals Rußland so weit ins Elend treiben dürfen. Wie sollen wir jetzt zu einem wirklichen, dauerhaften Frieden kommen?

Der Reichskanzler Michaelis war zurückgetreten. Nun kam doch jener katholische Feind Bismarcks, der Graf Hertling, der Professor einer wenig deutschen Philosophie, und wurde Kanzler. In jenen Tagen, in denen sich die stets Zufriedenen in einem wiedergefundenen Gefühl der Sicherheit wiegten, schien der Kommandant fast verstört. Wir Jungen waren zuweilen froh, ihn nicht zu sehen, weil sein Anblick uns traurig stimmte. Es mußte schlimm stehen für Deutschland, innerlich und äußerlich, schlimmer, als die öffentliche Meinung es wußte.

Die zwölfte Isonzoschlacht endete mit einem leuchtenden Siege der deutschen und österreichischen Truppen, bis zur unteren Piave drangen sie anschließend vor.

Im Westen war die große Schlacht bei Cambrai, die mit einem stürmischen Siegeslauf der Engländer und mit einer noch unaufhaltsameren Durchbruchsfahrt der Tanks begonnen hatte, allmählich am Widerstandswillen der kernpreußischen

Truppen, die sich sehr schnell von der Bestürzung erholt hatten, zum Stehen gekommen.

Am 15. Dezember wurde mit der Sowjetrepublik im Hauptquartier Oberost zu Brest-Litowsk ein Waffenstillstand unterzeichnet.

In aller Eile wurden deutsche Truppen vom Osten in den Westen geworfen. In den Westen, an dessen Küsten soeben die amerikanischen Tuppen landeten. Mit brennenden Herzen standen wir an den Bahnstrecken und ließen die Transportzüge an uns vorüberfahren. Selten, daß jetzt einer der Soldaten, die in die letzten Entscheidungsschlachten geworfen wurden, uns einen müden Gruß zuwinkte. Die Freude war längst schon erfroren.

Müde und verzweifelt waren die Menschen Berlins. Zitternd vor Kälte schlichen sie sich in ihren dünnen, abgeschabten Kleidern durch die Straßen und versuchten, hier und dort vielleicht einen Bissen zu ergattern, der ohne Karten vergeben wurde. Die Stimmung sank noch mehr, als allmählich bekannt wurde, daß die Russen alle nur möglichen Ausflüchte machten, um einen baldigen Friedensschluß zu vereiteln. Und dann wurde bekannt, daß sich wieder einmal Regierung und Oberste Heeresleitung nicht über die Bedingungen einig werden konnten.

Die Leichtgläubigen hatten auf einen Weihnachtsfrieden gehofft. Diese Hoffnung wurde sehr schnell begraben.

Nach Weihnachten sah es nicht gut aus in der Welt, auch nicht in der Natur. Ein fürchterliches naßkaltes Matschwetter war in der Stadt. Ein Wetter, das krank machte, vor allem seelisch krank. Mich befiel ein würgendes Gefühl, mit den Eltern um den halb kalten, mit stinkigem nassen Torf geheizten Ofen sitzen zu müssen und nichts zu haben, was man sich schenken konnte. Einen Weihnachtsbaum gab es dieses Jahr nicht. Die paar Tannenzweige sahen kahl und unfreundlich aus. Wir versuchten, Scherze zu machen, aber sie erfroren schnell. Dann sprachen wir von früher. „Wißt ihr noch? Weihnachten? Am Abend gab es Karpfen, und am ersten Feiertag

stand zu Mittag eine Gans auf dem Tisch, und dicke fette Äpfel waren in ihrem Bauch. Und Nüsse gab es und Pfefferkuchen und Äpfel und Marzipan. Und Lichterglanz und die vielen Geschenke!"

Als wir fühlten, wie traurig wir wurden, sprachen wir von dem Weihnachtsfest des kommenden Friedens. Da sollte alles so schön werden wie früher. Nein, noch viel, viel schöner mußte es werden. Denn dann hatten wir ja die Not kennengelernt und konnten uns weit inniger über den wiedergewonnenen Frieden freuen!

Ich schloß die Augen und träumte von kommenden Zeiten, in denen ich als junger Seeoffizier irgendwo in unbekannter Ferne mit meinen Matrosen Weihnachten feiern würde.

Auf Verlangen der Russen lud die nachgiebige deutsche Regierung alle kriegführenden Staaten ein, an den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk teilzunehmen. Es sollte ein Frieden ohne Sieger und Besiegte sein, der dort vom 4. Januar 1918 ab verhandelt werden würde.

Am 1. Januar schossen wir unsern gewohnten Neujahrssalut, führten die Flaggenparade durch und hörten die Parole des Kommandanten.

Sie war härter und entschlossener denn je.

„Wir Deutschen sind einsam geworden, weil es zum Sterben geht. Wenn wir aber sterben müssen, wollen wir auch unsere Feinde mit ins Grab reißen. Nutzt die Zeit, die ihr lebt, zur Vorbereitung auf die Entscheidung. Das ist die einzige Weisheit des Soldaten. Unter dieser Erkenntnis soll das heraufkommende Jahr stehen!"

Mit zäher Verbissenheit nahmen wir unsern Dienst auf. Der seemännische Unterricht wurde jetzt eingeschränkt, dafür führte uns der Kommandant persönlich in die Fragen der Weltgeschichte ein. Wir lernten jetzt die Ursachen des Emporstiegs und des Verfalls der alten Staaten kennen. Athen und Sparta,

Rom und Byzanz wurden wieder lebendig. An Hannibal und Cäsar, an Lykurg, Solon, Alexander und Dschingis-Khan, an Friedrich dem Großen und Napoleon lernten wir das Geheimnis des alle Widerstände überwindenden seherischen Willens ergründen.

Gerade in diesen Wintermonaten wuchsen wir zu einer Gemeinschaft von jungen Menschen mit heißen Herzen und lebendigem Verlangen nach Wissen zusammen. Ich war nicht der einzige, der sich seiner Familie, die ihr Denken kaum aus den Sorgen und Nöten des Tages zu lösen vermochte, entfremdete. Wir spürten das kaum. Wir litten auch nicht darunter, daß wir in Familie und Schule als Außenseiter, als Einzelgänger betrachtet wurden. Nur als ein meiner Familie befreundeter Lehrer einmal spöttisch in meiner Gegenwart sagte, das seien alles Pubertätserscheinungen, die mit der Zeit verschwänden, schrie ich meine Verachtung, meine Empörung, ja, meinen Ekel gegen eine Zeit, die ängstlich wurde, anstatt hart zu werden, heraus. Meinem Vater war der Auftritt überaus peinlich, und er bat den Lehrer förmlich um Entschuldigung. Ich wurde auf mein Zimmer geschickt, bis ich ausgetrotzt hätte. „Wenn du nicht bald ein anderes Wesen zeigst, werde ich dich vom Schulschiff abmelden!"

Ich sah meinem Vater fest in die Augen. „In derselben Stunde werde ich dein Haus verlassen."

Dann ging ich auf mein Zimmer und fühlte schmerzlich, daß sich ein Abgrund zwischen mir und meiner Familie aufgetan hatte, ein Abgrund, von dem ich nicht wußte, ob er sich je wieder schließen würde.

Meine Heimat, das erkannte ich, war das Schulschiff geworden.

Im Januar setzten Massenstreiks ein. Die Straßen hallten wider von Verwünschungen gegen die Heeresleitung, vor allem gegen Ludendorff, gegen die Armee, gegen die „Kriegsverlängerer", unter denen alle Männer der Front und der Heimat verstanden wurden, die nicht das Gewehr beiseitewerfen

und einen Frieden um jeden Preis schließen wollten. Es kam zu Blutvergießen, als sich die revoltierenden Massen nicht nach Hause schicken ließen. Das Wort Revolution hallte durch die Straßen und wurde in den Häusern geflüstert. Es gehörte fast zum guten Ton, etwas rot angehaucht zu sein. In jenen schweren Tagen fragte der Kommandant unvermittelt beim Appell, wer bereit sei, den Staat mit der Waffe zu verteidigen, wenn die Not der Stunde es erfordere. Er war sichtlich bewegt, als die ganze Besatzung ohne Ausnahme bis zu uns Jüngsten einen Schritt vortrat.

Wie furchtbar war es auch, mit ansehen zu müssen, wie gerade jetzt, wo die Entscheidungsschlachten ausgefochten wurden, verhetzte Menschen dem Staat in den Rücken fielen. In wessen Auftrag warfen sie die so lebenswichtige Arbeit hin? Wußten sie überhaupt, wem sie in die Hände arbeiteten?

Wir glaubten, im Recht zu sein, die Waffe gegen Verräter erheben zu dürfen, um sie im Namen einer blutenden und ringenden Nation zu erschießen. Wir lernten den Gebrauch der Handgranate, bekamen scharfe Munition.

Der Kommandant zögerte keinen Augenblick, selbst uns, die wir fast alle noch Kinder waren, ins Feuer zu führen, wenn es der Augenblick verlangen würde. Und wir jungen Burschen glühten vor Stolz und Begeisterung, dem Lande helfen zu dürfen. Die Kadetten in Lichterfelde und Potsdam waren unsere Bundesgenossen, hin und wieder trafen wir mit einigen von ihnen zusammen. Und mit wachen Sinnen hörten wir auf alle Gerüchte von Zusammenstößen, von Streiks, von Vorbereitungen zur Revolution.

Es wurde viel geflüstert. Kaiser Karl von Österreich sollte ein Verräter sein, hieß es. Die österreichischen Völker wollten abfallen, sagte man. Tatsächlich hatten die Tschechen ja schon vor langer Zeit gemeutert und waren regimenterweise zu den Russen übergelaufen. Am 8. Januar proklamierte Präsident Wilson seine vierzehn Punkte als Programm des Friedens.

„Man sollte Ludendorff zum Diktator machen," grollte der Kommandant, „dann würden endlich die zersetzenden Giftstoffe aus dem deutschen Körper entfernt werden."

Im Februar erfolgte der Friedensschluß mit der Ukraine. Noch einmal stieß die deutsche Armee im Osten vor. Der Erfolg war, daß am 3. März ohne weitere Verhandlungen der Friede mit Sowjet-Rußland in Brest-Litowsk geschlossen wurde. Die neue Landkarte bekam viele Farben hinzu. Polen, Litauen, Lettland, Estland, Finnland, die Ukraine schieden aus dem russischen Völkerkörper aus.

Und zwei Tage später wurde ein Vorfrieden mit Rumänien geschlossen, der endgültige Friedensschluß erfolgte am 7. Mai.

Und es war doch kein Frieden im Osten, noch immer kein Frieden. Denn die Hungersnot in Deutschland und in Österreich war so groß geworden, daß weiteres Gebiet aus Ernährungsgründen besetzt werden mußte. Dazu kam, daß sich die Sowjetrussen nicht im geringsten um den Friedensschluß kümmerten, sondern das taten, was ihnen beliebte. Und ihnen beliebte zu tun, was Deutschland und seinen Plänen abträglich war. Da war als brennende Frage Finnland, das ein selbständiger Staat geworden war. Ein Staat, von dem sich Deutschland viel versprochen hatte; schon war ein deutscher Fürst bereit, die ihm angetragene Krone dieses seiner Kultur nach wesentlich germanischen Landes anzunehmen.

Aber die Sowjetrussen dachten gar nicht daran, das Land zu räumen. Friedrich Karl von Hessen, der neue finnische König, konnte seine Regierung nicht antreten, denn Ende Januar hatten die Roten Helsinki, die Hauptstadt, besetzt. Das Schutzkorps des finnischen Generals Mannerheim war zu schwach, den Feind zu werfen, und auch das preußische Jägerbataillon 27, das aus finnischen Freiwilligen bestand, reichte nicht aus, der Lage Herr zu werden, wenn auch gerade dieses Bataillon mit preußischer Tapferkeit in die Schlacht ging.

Schweden versagte den Finnen die erbetene Hilfe. Da war es wieder Deutschland, das in letzter Minute helfen mußte.

Admiral Meurer drang mit seinen Schiffen bis Helsinki vor, und das Expeditionskorps des Grafen von der Goltz eroberte endlich Mitte April gemeinsam mit dem finnischen Schutzkorps die Hauptstadt. Fast zur gleichen Zeit eroberte die deutsche Division des Obersten von Brandenstein die Stadt Lahti.

Im Mai konnte Finnland als befreit gemeldet werden. Aber viel kostbares deutsches Blut war vergossen und unwiederbringliche Zeit war vergeudet worden. Auch das Schulschiff hatte zwei Gefallene vor Helsinki zu beklagen.

Noch war kein Frieden im Osten! Noch standen dort ganze vierzig Divisionen, die beim Entscheidungskampf im Westen fehlten.

Unübersehbar und verworren war die Lage. Das frühe Friedensfeuer war verloschen, und die Dunkelheit des Sterbens lag über Deutschland. Und um so tiefer war die Nacht, weil nur wenige Seelen noch im Glauben an die Pflicht zu leuchten vermochten.

Schlag auf Schlag dröhnten die Hammerschläge des Schicksals. Wir Jungen hatten Mühe, die Ereignisse in der ganzen Schnelligkeit, mit der sie hereinbrachen, zu begreifen.

Wellenberg sprach es einmal richtig aus, wie uns zumute war: „Es ist wie in einem Taifun. Die schweren Wogen brechen über das Schiff, wir klammern uns an Balken, Masten und Taue und wissen nicht, ob wir im nächsten Augenblick schon in den Untergang hinuntergerissen werden. Dabei hoffen wir, daß doch noch im letzten Augenblick die Sonne wieder durch die Wolken bricht und das rasende Meer beruhigt."

Nur zu lange dauerte dieser Taifun schon, unsere Nerven hielten die Belastung kaum noch aus. Wenn wir doch wenigstens endlich eingesetzt würden. Aber das Warten, das ewige Warten!

Die Menschen auf der Straße schwankten in ihrer Stimmung zwischen übertriebener Hoffnung und dumpfer Teilnahmslosigkeit. Es gab welche, die meinten, auch der fürchterlichste Untergang sei immer noch besser als dieses langsame Sterben. Es

war jetzt schon so weit, daß Offiziere auf der Straße belästigt wurden. Und das Benehmen der in schwere Pelze gehüllten Schieber wurde frecher und schamloser. Wer viel Geld hatte, konnte alles kaufen. Aber viel Geld hatte nur der, der es auf unehrliche Art erwarb. Für die Unehrlichen gab es Tausende von Schleichwegen, für den Ehrlichen nur einen einzigen geraden Weg, den Weg der Pflichterfüllung und des Verzichtes.

Wir hatten gelernt, daß man aus Abfällen von Kartoffeln und Rüben noch eine ganz leidliche Suppe kochen konnte und verzichteten gern auf den morgendlichen Eichelkaffee und den abendlichen Brombeertee. Dafür gab es jetzt morgens, mittags, nachmittags und abends Suppe, die abwechselnd mit Brot, Steckrüben und zu besonders feierlichen Anlässen mit Kartoffeln verdickt wurde. Wir waren jung und widerstandsfähig genug, uns allmählich an diese Kost zu gewöhnen und sogar für die kleinen Abwechslungen noch dankbar zu sein. Nur die Alten, die sich nicht mehr an die Kriegsnahrung gewöhnen konnten, litten schwer. Unzählige starben. Starben, wie auch die Säuglinge, für die kaum Milch und Grieß vorhanden waren, sterben mußten.

Nur wenn die Grippe in großen Wellen über das Land fegte, waren wir anfällig, dann lag fast jeder zweite im Bett, und manch einer starb, weil er nicht genügend Nahrung bekam, den Kräfteverlust wieder auszugleichen.

Als die Grippe endlich auch die Schützengräben aufsuchte, machte sie ganze Regimenter kampfunfähig, riß sie ganze Verteidigungslinien ein. Und das wirkte sich im Westen schlimmer aus als eine verlorene Schlacht. Immer stärkere Abteilungen ausgeruhter amerikanischer Regimenter, immer größere Haufen unverbrauchter Kolonialtruppen traten gegen die ausgebluteten, geschwächten, viel zu dünn besetzten deutschen Stellungen zum Sturme an. Und bei den Feinden ballte sich der Wille zur Vernichtung Deutschlands in einer Hand. Marschall Foch war am 20. April zum Obersten Befehlshaber der Ententeheere ernannt worden.

Die deutsche Oberste Heeresleitung entschloß sich, noch einmal auf der ganzen Linie im Westen anzugreifen. Sie wußte, daß der deutsche Soldat noch immer im Angriff der bei weitem tapferste Soldat der Welt war. Rund zweihundertdreißig Divisionen hatte die deutsche Armee insgesamt, rund einhundertneunzig standen nun im Westen. Aus der Heimat kam kein Ersatz mehr, wenigstens keiner mehr, der kriegstüchtig war. Und wir ganz Jungen, die sich hinaussehnten, waren noch zu schwach, um ins Trommelfeuer geschickt zu werden. Wir reichten höchstens aus, durch das Maschinengewehrfeuer geführt zu werden.

Die einzige Erfolgsmöglichkeit, die die Oberste Heeresleitung sah, lag in dem überraschenden Einsatz der Sturmtruppen, denn Kriegsmaterial war knapp, sehr knapp und schlecht geworden. Die Streiks der von der roten Internationale völlig beherrschten Munitionsarbeiter taten das übrige, das Material noch knapper zu machen, und die Sabotage nahm bereits solche Formen an, daß kein Material mehr als zuverlässig galt.

Einer unserer älteren Schulschiffkameraden, der als Leutnant der Marineartillerie in Flandern verwundet war, erzählte uns von diesen verheerenden Folgen des geheimen Landesverrats. Der Kommandant hatte den Bericht mit geballten Fäusten angehört. „Warum schafft unsere schlappe Regierung kein Gesetz, das jeden an die Wand stellen läßt, der mit Sabotage oder auch nur mit Miesmacherei die kämpfende Truppe körperlich oder seelisch gefährdet? Wenn wir zugrunde gehen, sind diese ehrenwerten Herren mit ihrer ewig blütenreinen Unschuldsweste unsere Totengräber, die mit salbungsvoller Stimme von Gottes Willen und von der unentrinnbaren Bestimmung des Schicksals faseln."

Der junge Leutnant sah auf seinen zerschossenen Arm. „Bei uns draußen mochte keiner mehr das Wort Heimat oder gar Regierung in den Mund nehmen, oder er mußte ausspucken."

Am 21. März war der erste große Angriff begonnen. Mit verbissener Wut rannten die deutschen Regimenter vor, in den Sieg und in den Tod. Die Überraschung gelang ihnen, die

Stellungen der Feinde wurden zerfetzt. Es kam zu gefährlichen Meutereien in den Reihen der Franzosen. Paris schien verloren. Da kam jener Augenblick, in dem Marschall Foch den Oberbefehl übernahm und das Chaos beendete.

Und damit wurde dem deutschen Vorstoß ein Riegel vorgeschoben, ein Riegel aus Material und Menschen.

Und wieder erhob sich die deutsche Front und stürmte vor. Nicht mehr sehr schnellfüßig, sondern zäh schreitend. Am 9. April begann die Schlacht. Zu wilden Nahkämpfen kam es, zu Bajonettangriffen, zu Augenblicken, in denen der Kolben krachend auf Helme und Hirne niedersauste. Portugiesische Regimenter zerstoben, Engländer und Franzosen wurden zurückgeworfen. Deutsche Truppen rangen, die einen Namen in der ganzen Welt hatten: Garde, Alpenkorps, bayerische Sturmkorps. Und es gelang ihnen, zu siegen, verbissen Kilometer um Kilometer zu erobern, so daß Paris wiederum von Fieberschauern geschüttelt wurde. Aber die französische Regierung war stark, stark vor allem im Haß gegen Deutschland. Sie hoffte auf die letzte Stunde, die ihr gehören würde, weil sie den stärksten Haß im Herzen trug und damit den stärkeren Glauben. Sie wartete auf die Stunde der inneren Auflösung wenn nicht Deutschlands, so doch wenigstens seiner Verbündeten. Im Mai schon war jenes Pittsburger Abkommen geschlossen worden, in dem durch Masaryk und Benesch unter der segnenden Hand der Entente die Tschecho-Slowakei die Stunde ihrer Geburt erlebte, ohne allerdings sofort das Licht der Öffentlichkeit erblicken zu dürfen. Aber der Staat bestand, er lebte durch den Verrat mitten im Herzen Österreichs und wartete nur darauf, in der Stunde des Todes des alten Reiches lebendige Wirklichkeit zu werden. Kaiserin Zitas Beauftragten verhandelten seit langem in Paris, und der Habsburger Karl dachte nicht mehr deutsch, sondern war so fromm geworden, daß er nur noch römische Ideen in seiner Seele bewegen konnte. Die aber verlangten den Tod Deutschlands. Das Leichengift Habsburg vergiftete den Körper der Armee.

Der tapfere Deutsche Conrad von Hötzendorf mußte gehen, und ebenso der noch nicht zur Genüge gefügige Graf Czernin, dessen Nachfolger der Dunkelmann Graf Burian wurde.

Im Westen aber ging es auf Tod und Leben! Eine Million ausgeruhter, geschmeidiger Amerikaner stand Ende Juni auf dem Boden Frankreichs, das auf die letzte Stunde wartete, auf Mitternacht. Und eine Stunde vor Mitternacht war Österreich-Ungarn durch Habsburger Gift gestorben! Am Isonzo lagen die Trümmer der tapferen deutschen Teile der österreichischen Armee begraben.

Wie Blei im Feuer schmolzen die Angriffstruppen Deutschlands im Westen zusammen. Fünfhundert Mann im Durchschnitt besaßen die Sturmbataillone zur Not noch.

Am 27. Mai war der dritte deutsche Schlag erfolgt, am 15. Juli der vierte. Ein Sprung in den Tod war es. Schon holte Foch am 18. Juli zum Gegenstoß aus. Langsam knickte die ausgehöhlte deutsche Front unter diesem fürchterlichen Stoß ein. Noch aber war nicht alles verloren, wenn eine starke Hand in Deutschland das Steuer herumriß, wenn eine gewaltige Idee noch einmal die fast ausgebrannten Herzen zu heller Begeisterung emporflammen ließ, wenn ein Mann wie Ludendorff alle Macht im Feld und in der Heimat übertragen bekam. Aber Heimat und Regierung erkannten die Größe des Augenblicks nicht.

In jenen schicksalsschweren Wochen kam ein entfernter Verwandter, den das feindliche Eisen in Palästina erwischt hatte, zu Besuch.

Er berichtete Seltsames von den Erfolgen eines englischen Agenten, Lawrence, dem es gelungen war, trotz der Proklamation des Heiligen Krieges aller Mohammedaner, die Araber in den Krieg gegen die Türken, ihre Glaubensbrüder zu führen. Jerusalem wurde den Türken entrissen, Damaskus erobert. Langsam blutete die Türkei aus. Auch die Bulgaren konnten sich nicht länger halten und verließen ihre Stellungen. Für sie war der Krieg beendet. Die wenigen deutschen Abteilungen

konnten die ungeheuren Fronten nicht halten. Tapfer starben sie auf ihren einsamen, vorgeschobenen Posten.

Die letzte Stunde war nahe herbeigekommen.

Frankreich sah zu seinem eigenen Erstaunen den sicheren Sieg fast schon in die Hand gegeben. Dankbar ernannte es Foch zum Marschall von Frankreich. Nur ein Gebot, ein oberstes Gesetz der Kriegführung stellte er auf: in immer neuen Vorstößen die deutsche Armee zu zertrümmern.

Längst schon kämpften in den Resten der zerschossenen Gräben, in verschlammten Trichtern, in völlig unzureichenden Bunkern nur noch die wirklichen Krieger, die wortkargen, unpathetischen Träger einer Pflicht, die weder Dank noch Hoffnung kennt. Ausgehungert, erschöpft, zerlumpt, warfen sie sich immer wieder der Übermacht der ausgeruhten Feinde entgegen, klammerten sich bis zuletzt an ein Stückchen blutgetränkten Boden, schossen, bis die Läufe der Maschinengewehre glühten, warfen verbissen die Handgranaten und warteten wieder, bis der nächste Angriff kam — oder der Tod.

Längst war die laute Begeisterung dem herrischen Trotz gewichen, der Haltung, die nur der Krieger aufbringt, der im Grauen und im Untergang, in jenen Stunden, da es leicht wäre, ungesehen feige zu sein, zu sich selber gefunden hat.

Immer wieder hatten die kurzen, heftigen Vorstöße des Feindes unter geringem Geländeverlust abgewiesen werden können, noch waren die taktischen Rückzüge nicht gleichzusetzen mit verlorenen Schlachten. Bis der 8. August zum erstenmal einen sehr großen Geländeverlust in kurzer Zeit brachte und auch zum erstenmal erwies, daß die rote Hetze in der Heimat nicht vergeblich ihre zersetzenden Keime ausgestreut hatte. Manche Truppenteile meuterten ganz offen, drohten den Freiwilligen, die sich in die Bresche warfen.

In jenen Wochen des August wurden wir infanteristisch so weit ausgebildet, daß uns wenigstens theoretisch die Gebote der Feuerdisziplin in Fleisch und Blut übergingen. Wir rechneten damit, daß, wenn wirklich der Feind die deutsche Front

überrennen sollte, der Krieg weit ins Heimatland getragen werden würde. Vielleicht wurde es dann auch nötig, auf die Roten zu schießen.

Hin und wieder war es schon vorgekommen, daß einem von uns die schwarzweißrote Armbinde abgerissen wurde. Wetzell war einmal von einem aufgeregten Weib beschimpft und dann angespuckt worden. Und Riedel hatten zwei Kerle gepackt und geschlagen. Polizei war fast nie zu sehen.

Uns wäre es schon das liebste gewesen, wenn wir aus Elternhaus und Schule genommen und entweder in Berlin oder Swinemünde kaserniert worden wären. Die Kadetten waren in dieser Zeit wesentlich besser dran als wir.

Unsere Nerven hielten der dauernden Spannung kaum stand. Wir waren überreizt. Schon bei den kleinsten Anlässen rempelten wir uns an, beschimpften wir uns. Und ein Tauende war schnell gefunden, wenn die Reibereien ernster wurden. Im Gymnasium galt ich bald als ausgesprochener Schläger, als Rohling, der offensichtlich nur nach Gelegenheiten suchte, seine Mitschüler zu prügeln. Nach langer Zeit erhielt ich wieder Schulstrafen. Die Arreststunden saß ich grollend ab. Ich wartete auf den Augenblick der großen Explosion, dann würde ich auch an den Lehrern, die mich verständnislos peinigten, Rache nehmen. Es reizte mich unsäglich, mit welcher Gleichgültigkeit, ja, mit welcher Schadenfreude einige Schulkameraden von dem baldigen Ende des Krieges, vom Untergang Deutschlands sprachen. Kaum einer hatte noch Lust, etwas für die Schule zu arbeiten. Die meisten trieben sich an den Nachmittagen und bald auch an den Vormittagen in der Stadt umher, schnappten Gesprächsfetzen auf, warteten auf den günstigen Augenblick, an dem irgendwo ein Marktstand umgeworfen und geplündert wurde. Sie steckten immer bis an den Hals voll von Gerüchten, fürchterlichen Neuigkeiten, brachten einmal ein Brot, das andremal einen Klumpen Margarine nach Hause. Die Stimmung, konnte man schon sagen, war weit unter dem Gefrierpunkt. Es gab fast nirgends mehr Autorität. Am wenigsten

in der Schule. Die Lehrer waren ratlos, wenn sie bei Beginn des Unterrichts Indianergeheul empfing. Früher hätte ich das als einen Streich angesehen, an dem ich mich mit Begeisterung beteiligt hätte, jetzt sah ich darin eins der Zeichen der allgemeinen Auflösung, von der der Kommandant so oft sprach. Zu Hause hielt ich mich jetzt sehr zurück und gab mir alle Mühe, jeden Zusammenstoß zu vermeiden. Ich hoffte, so am besten im Augenblick der Entscheidung den mir befohlenen Schritt der Pflicht tun zu können. Meine Eltern hätten mir doch nie die Erlaubnis gegeben, zu kämpfen. Darum wollte ich ihnen vorher alle Erschütterungen und Aufregungen ersparen.

Zum 14. August hatte der Kaiser den Kronrat nach Spa, dem Sitz des Großen Hauptquartiers, einberufen. Der Kaiser ließ sich Bericht erstatten und erwies sich hilflos gegenüber den Forderungen des noch immer für einen ehrlichen Frieden bürgenden Heeres, die hauptsächlich Ludendorff unbeirrbar vortrug. Der Reichskanzler Hertling war zu sehr der seinen Gewohnheiten ergebene frommkatholische Greis, als daß er hätte einsehen können, wieviel in dieser Stunde davon abhing, daß die Heimat den Widerstandswillen bis zum Letzten, jenen Willen, aus dem allein ein anständiger Friede geschlossen werden kann, aufbrachte.

Das Ergebnis des Kronrates war, daß die Regierung den Auftrag erhielt, in einem geeigneten, natürlich möglichst nahen Zeitpunkt Friedensverhandlungen mit dem Feinde herbeizuführen. Gegebenenfalls sollte dazu die Vermittlung Hollands erbeten werden.

Nach diesen Besprechungen empfing der Kaiser den österreichischen Monarchen und dessen Kanzler Burian, die notorisch den Frieden um jeden Preis forderten.

Es war nicht gelungen, wenigstens die Regierungen Deutschlands und Österreichs zu einer einzigen tapferen Tat der Auflehnung gegen das hereinbrechende Unheil emporzureißen.

Dem Vernichtungswillen der Feinde stellte sich in der von Clemenceau so sehr herbeigewünschten letzten Stunde kein

gesamtdeutscher Trotz entgegen. Clemenceau haßte Deutschland abgründig, und er machte aus seinem Haß kein Hehl, er wollte die Deutschen vernichten, ausrotten, vom Erdboden vertilgen, und es erwies sich, daß ein leidenschaftlicher Haß sehr wohl großer Taten fähig ist. Es schadete den Regierungen in Deutschland und Österreich, daß sie nicht auch Männer hatten, die so hassen konnten, den Landesfeind hassen konnten. Bis in den Tod.

Nicht Entscheidendes, über den Tag Leuchtendes geschah.

Ende August mußte die schwerverwundete Armee wiederum zurückgehen. Aber der Feind hatte sich in seinen schnellen Vorstößen so erschöpft, daß auch er nur sehr langsam sich zu bewegen vermochte.

Da die deutsche Regierung offensichtlich den Mut sinken ließ, da sie sich nicht aufraffen wollte, um wenigstens das von Verwüstungen bisher verschonte Heimatland zum Widerstand wachzurütteln, hatten auch die Verbündeten sehr schnell den Mut verloren. Mitte September brach die bulgarische Front völlig auseinander, und Ende September schloß Bulgarien mit der Entente einen Waffenstillstand, dem am 3. Oktober der Friedensschluß folgte, der den Zaren von Bulgarien davonfegte.

Ungarn und die Türkei lagen ungeschützt da, jeder Tag konnte den ungehinderten Einmarsch feindlicher Truppen bringen. Und wieder waren es deutsche Regimenter, die, aus dem Westen genommen, in die Bresche geworfen wurden. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, wann die Türkei in die Knie sinken würde.

Wohl hatte Kaiser Karl von Österreich versprochen, keinen Friedensschritt ohne Deutschland zu unternehmen, aber jeder Tag brachte neue Gerüchte von teils geheimen, teils ganz offenen Bestrebungen, die auf einen Sonderfrieden Österreichs hinausliefen.

In jenen Tagen erzählten wir uns den traurigen politischen Witz: „Warum ist Österreich besser dran als wir?" „Weil Österreich einen besseren Bundesgenossen hat!"

Die deutsche Regierung aber zauderte, sie tat nichts. Hertling hüllte sich in Schweigen. Er schien gar nicht zu merken, was eigentlich gespielt wurde. Ja, es schien so, als wollte er es auch gar nicht merken. Seine völlige Teilnahmslosigkeit ging sogar seinen politischen Freunden vom Zentrum derart auf die Nerven, daß sie sich veranlaßt sahen, wenn auch nicht sehr laut, so doch immerhin vernehmlich gegen ihn zu murren.

Wir fieberten vor Ungeduld. Würde denn die deutsche Regierung gar nichts tun? Würde sie nicht wenigstens mit ein paar Regimentern Ordnung schaffen, die Straßen säubern, die Deserteure, die Spitzel aus den Lokalen holen? Wir gaben der Polizei Nachricht von Wirtschaften im Norden und Osten Berlins, in denen die Verbrecher Zentralen eingerichtet hatten. Nichts geschah. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß in den Wartesälen der Fernbahnhöfe regelrechte Beratungsstellen für Deserteure eingerichtet worden waren und gaben Meldungen darüber weiter. Und wiederum geschah nichts. Hin und wieder wagte jetzt eine bürgerliche Zeitung sehr schüchtern an der Regierung und dem Kanzler Kritik zu üben und darauf hinzuweisen, daß es verdächtig im Gebälk knistere. Nirgends war ein Anzeichen zu erblicken, daß Maßnahmen ergriffen wurden, dem Unheil Widerstand zu leisten. Wohl war Anfang September der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes nach Wien gefahren, um sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, daß das alte Österreich im Begriffe stand, sich in viele Teile aufzulösen, und wohl hatte der Kaiser Österreichs Herrn von Hintze versichern lassen, daß er niemals seine Bundestreue gegen Deutschland verraten würde, obwohl ein baldiger Friede die einzige Rettungsmöglichkeit für sein Reich bedeutete, aber niemand glaubte mehr recht an die Treue des Habsburgers. Und als dann Mitte September jener Kaiser hinter dem Rücken Deutschlands demütig um Frieden bat, als er damit die Millionen Gefallener und die Millionen derer, die noch immer aus Treue, nur noch aus Treue ihre schwere Pflicht taten, verriet, da war es weniger ein Gefühl der Trauer, das auf Deutschland

lastete, als vielmehr ein Gefühl höchsten Ekels vor so viel Gemeinheit und Niedertracht.

Wir hatten gerade Navigationskunde, als die Nachricht zu uns kam. Wellenberg war zornbebend eingetreten und hatte uns mit dürren Worten, durch die eine unbändige Wut zitterte, Mitteilung gemacht.

Wortlos trat Strübing vor das Bild Kaiser Karls, das an Stelle des Bildes des alten Kaisers Franz Joseph neben dem Bilde des deutschen Kaisers aufgehängt war, riß es vom Nagel und schleuderte es gegen einen Schrank, daß es in hundert Scherben zersplitterte.

Wellenberg schlug Strübing verständnisvoll auf die Schulter und ging hinaus.

„Der Dank Habsburgs", sagte Lubke und spuckte zu den Scherben hinüber.

„Jetzt müßten wir nach Wien marschieren und diesen Burschen herausholen."

Vor Dienstschluß ließ uns der Kommandant noch einmal antreten und hielt uns einen kurzen Vortrag über die verhängnisvolle Rolle, die das Haus Habsburg in der Geschichte der deutschen Einigungsbewegung gespielt hat. „Die innerdeutsche Seite des Verrates ist zwar erschütternd, aber die außenpolitischen Folgen sind unübersehbar." Mit diesen Worten schloß er. Die ersten Folgen, die wir zu spüren bekamen, waren unzählige Flugblätter, die in aller Öffentlichkeit verteilt wurden. Schwarzrotgold umrandet waren diese Aufrufe, die den Frieden um jeden Preis forderten und vor allem Ludendorff mit den wüstesten Schimpfworten belegten. „Frieden — Freiheit — Brot", so hieß der immer wiederkehrende Satz, der auf fast allen Flugblättern zu lesen war. Und auf den Straßen sprachen verängstigte Frauen, daß es doch Irrsinn sei, wenn die deutschen Truppen weiterbluteten, wo doch die Österreicher jetzt schon nach Hause gingen. Auf den Bahnhöfen kam es zu üblen Szenen, wenn Truppen an die Front verladen wurden. Weiber gingen auf Unteroffiziere, selbst auf Offiziere los, kreischten,

schimpften und versuchten sie zu schlagen. Rote Blumen zu tragen, wurde Mode in bestimmten Kreisen. Kundgebungen und Umzüge waren jetzt an der Tagesordnung, und sie ließen sich nicht mehr ohne Blutvergießen auflösen. Vor dem Rathaus, im Lustgarten fanden Hungeraufmärsche statt.

Die Lage war unhaltbar geworden. Am 30. September überreichte Hertling in Spa dem Kaiser sein Entlassungsgesuch. Es sollten sofort Verhandlungen über die Herbeiführung eines Waffenstillstands eingeleitet werden. Darüber war man sich im klaren. Unklar war nur der Weg, der dazu beschritten werden sollte, ohne daß er das letzte Vertrauen erschütterte. Es kam zu scharfen Meinungsverschiedenheiten zwischen Oberster Heeresleitung und Regierung, deren Standpunkt durch den Staatssekretär von Hintze vertreten wurde. Hertling spielte eine klägliche Rolle, die Rolle des Hilflosen, der einer Gefahr nicht ins Auge blicken kann. Für ihn war alles „nicht so schlimm". Und gerade in dem Augenblick zog es Hertling vor, zu gehen, als Waffenstillstandsverhandlungen, die nicht durch Regierungskrisen, parlamentarische Abstimmungen, Postenumbesetzungen aufgehalten werden durften, eingeleitet werden sollten.

Wir hatten geglaubt, daß nach der Verabschiedung Hertlings eine Diktatur, wenigstens eine sehr verschleierte Form der Diktatur, kommen würde und tippten auf die verschiedensten Männer des Heeres und der Regierung. Am wahrscheinlichsten erschien uns die Berufung Ludendorffs oder Hindenburgs. Sehr bald aber sickerte das Gerücht durch, daß der Kaiser keine Diktatur wünschte, vielmehr eine Erweiterung der Regierungsbasis nach links gefordert hatte. Der Kommandant schüttelte fassungslos den Kopf. „Das ist politischer Selbstmord!"

Graf Rödern lehnte es ab, Reichskanzler zu werden. Nach einigem Hin und Her übernahm Prinz Max von Baden diesen Posten. Das war am 2. Oktober. Inzwischen prügelten sich die Parteien des Reichstags fast um die Posten und Pöstchen. Ein Verhandeln und Verzögern, ein Verschieben, Versprechen, Bestechen begann, daß die Oberste Heeresleitung

ungeduldig wurde. Denn draußen drängte der Feind unablässig in neuen Stößen vor, um das Gesetz des Handelns völlig in seine Hand zu bekommen und damit die Möglichkeit, an Stelle von Verhandlungen mit Bedingungen zu kommen.

In Deutschland aber schwirrten Namen und Zahlen umher, als ginge es um eine beliebige Wahl. Erzberger, Trimborn, Gröber, Scheidemann, Bauer, Hausmann!

Sie waren glücklich, Posten zu besitzen, und die hinter ihnen stehenden Parteien strahlten vor Stolz, einen günstigen Augenblick erwischt zu haben, um mit Erfolg Machtansprüche anzumelden.

In Spa wartete die Oberste Heeresleitung auf Entscheidungen, die die Berliner Regierung in ihrer Dummheit, in ihrer Gier, in ihrer Verlogenheit nicht fällen wollte, weil ihr der Mut fehlte, „unpopulär" zu sein.

In Spa war das stolze Bekenntnis abgegeben worden, daß das deutsche Heer in der Lage sei, bis zum Frühjahr 1919 die Heimat zu schützen, wenn auch unter den größten Opfern. In Berlin aber hatte das Parlament schon den letzten Rest von Ehrgefühl, von Pflichtbewußtsein, von Verantwortungsgefühl vor der Nation verloren und faselte von einem Frieden um jeden Preis. Hindenburg und Ludendorff glaubten nicht an einen allgemeinen Zusammenbruch. In Berlin aber war dieser Zusammenbruch schon eine feststehende Tatsache. Es schien so, als wollten die Roten und Schwarzen überhaupt nicht, daß ein Widerstandswille geweckt würde. Vor dem Reichstag rotteten sich Gruppen aller möglichen bestochenen oder verbohrten, aller phantastischen oder gefährlichen „Friedensfreunde" zusammen, um gegen jeden weiteren Widerstand zu demonstrieren. Und die Vertretung der sowjetrussischen Regierung tat durch eine rege Propaganda das ihre, um den Widerwillen gegen jede weitere Kriegführung nach Kräften zu schüren und in möglichst breite Volkskreise zu tragen.

Wir gingen öfter zu jenem Hause Unter den Linden und beobachteten die Menschen, die dort aus und ein gingen. Dabei

fiel uns auf, daß sehr viele Juden darunter waren. Allerdings war auch in der sowjetrussischen Botschaft als Syndikus und rechte Hand des Sowjetjuden Joffe der Jude und sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Oskar Cohn beschäftigt. Das hatte zur Folge, daß vor allem aus dem Osten Juden herbeiströmten, um jene geheimnisvollen Geschäfte und Geschäftchen zu besorgen, mit denen schon immer in bewegten Zeiten viel Geld verdient wurde.

In den ersten Tagen des Oktober war vor der sowjetrussischen Botschaft ein geradezu unheimlich starker Betrieb. Und an dem zufriedenen, selbstgefälligen Grinsen der Juden, die eilfertig das Haus verließen, war zu erkennen, daß ihre Geschäfte gut, beängstigend gut standen.

Aus Spa aber drahtete Ludendorff, die Regierung möge durch Bildung einer nationalen Einheitsfront den Ernst und die Größe der Stunde erkennen. In den ersten Morgenstunden des 4. Oktober übermittelte der Reichskanzler Prinz Max von Baden über die Schweizer Regierung dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Note der deutschen Regierung, in der sich Deutschland bereit erklärte, auf der Grundlage der Wilsonschen Punkte in Friedensverhandlungen einzutreten und vor allem um den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstands bat.

Jene sagenhaften vierzehn Punkte, von denen Wilson vor allem auch in seiner letzten Rede vom 27. September gesprochen hatte, galten bereits als eine Art Allheilmittel, zu dem jetzt die verängstigten Bürger Deutschlands griffen. Wie oft hörten wir jetzt die Worte: „Wilson wird schon alles gutmachen . . . Wir müssen nur Vertrauen haben . . . Die Amerikaner meinen es ja so gut mit uns . . . Die drüben sind eben wahre Christen . . ."

Der Kommandant wurde fuchsteufelswild, als die Rede auf die vierzehn Punkte kam. „Es gibt noch mehr als genug Idioten in Deutschland, die irgendeinem infamen Ausländer, wenn er nur recht die Augen verdrehen und salbungsvoll predigen kann, mehr vertrauen als einem deutschen Feldherrn,

der die Dinge beim richtigen Namen nennt. Ich mißtraue grundsätzlich jedem Ausländer, vor allem, wenn er mit uns im Kriege liegt."

In Gesprächen hörten wir oft die Leute, die in Gruppen auf den Straßen standen und erregte Gespräche führten, die Ansicht äußern, wir dürften jetzt auf keinen Fall die Feinde reizen. Am besten wäre es schon, wenn wir ihnen ein Opfer brächten, damit sie unsern guten Willen sähen.

Wetzell fragte einmal harmlos, worin denn ein solches Opfer bestehen sollte. Da keifte ein Weib auch schon los: „Den Hindenburg und den Ludendorff, diese Massenmörder, sollte man fesseln und hinüberschicken, dann ist sofort der Friede da!"

Als wir traurig weitergingen, flüsterte Wetzell verbissen: „Die würden für einen Groschen ihre eigenen Kinder verkaufen. Wenn endlich der Befehl zum Schießen kommt, wird mir keiner von den Leuten leid tun, die ich treffe."

So fühlten wir alle wie Wetzell. Wenn doch endlich der Befehl käme! Aber der Befehl kam nicht. Wir warteten und warteten, und unser Herz zog sich zusammen, weil wir uns sorgten.

Ein ganzes Volk wartete und lauschte in die Nacht und hoffte, daß aus Amerika ein neuer Stern, der Stern des ewigen Friedens, aufginge.

Es galt jetzt fast als ein Zeichen von sträflicher Dummheit, noch an die Front zu gehen, und die Zahl der Deserteure wuchs von Stunde zu Stunde. Dabei aber dachten die Feinde nicht daran, in der letzten Stunde das Leben ihrer Soldaten zu schonen, sondern ließen sie möglichst noch unablässiger gegen die deutsche Front vorstoßen, immer wieder vorstoßen bis zur völligen Zermürbung. Langsam, Schritt für Schritt, meist in mustergültiger Ordnung, gingen unsere Truppen in die nächsten Auffangstellungen zurück und empfingen den allmählich nachrückenden Feind mit wohlgezielten wütenden Feuerstößen. Auch der Feind konnte sich nur noch mühsam vorwärtsbewegen, seine Angriffe wurden schwächer, schleppender. Auch er begann immer sehnsüchtiger nach Amerika hinüberzusehen. Marschall Foch

aber schickte seine Soldaten immer wieder in das Feuer. Was lag auch ihm, der Deutschland vernichten wollte, an einem Frieden der Gerechtigkeit, von dem Wilson gefaselt hatte!

In Österreich hatte Kaiser Karl Mitte Oktober in einer Proklamation seinen Völkern die Autonomie versprochen. Er war aber nicht der Mann und nicht der Charakter, in Würde der letzten Stunde zu begegnen. Er wußte es auch nicht zu verhindern, daß die ungarischen Truppen gerade in dem Augenblick ihre Stellungen verließen, in dem die Italiener, unterstützt von Engländern und Amerikanern, zum entscheidenden Angriff vorgingen. Somit vorgingen zu einem unverdienten Siegeszug.

Endlich kam in die fürchterliche Spannung des Wartens das erste Echo aus Amerika. So verlogen und brutal, daß die ehrliebenden Teile des deutschen Volkes vom Ekel geschüttelt wurden. Die ehrliebenden Teile aber waren sehr in der Minderheit, sie galten in der Öffentlichkeit als Kriegsverlängerer, als Bluthunde oder, wie wir Jungen, als romantische Träumer und phantastische Idealisten, deren Kriegsbegeisterung möglichst umgehend mit ein paar Gewehrsalven gedämpft werden müßte.

Wohl hatte Prinz Max von Baden, als er die Note an Wilson abschickte, ein paar billige Phrasen vom Endkampf auf Leben und Tod, der notfalls ausgetragen werden müßte, gesprochen. Als aber Wilson höhnend demütigende Bedingungen stellte, war er einer der ersten, die sich demütig verneigten, um den Hieb entgegenzunehmen.

Bevor irgendwelche Verhandlungen aufgenommen werden würden, verlangte Wilson, müßten die besetzten Gebiete und Elsaß-Lothringen geräumt werden!

Ein Erstarren, ein Grauen ging durch Deutschland. Was sollte werden, wenn sich die in Aussicht gestellten Verhandlungen zerschlugen? Ja, wenn es erst gar nicht zu richtigen Verhandlungen kam?

Davon sagte Wilson, der doch den Frieden der Gerechtigkeit verlangte die sofortige Wehrlosmachung Deutschlands, die gefordert und versprochen hatte, nichts. Seine Gerechtigkeit

Demütigung, den Verzicht. Noch ehe ein Wort des Friedens gesprochen war, sollte Deutschland sein Schwert zerbrechen und sich in die Hand der gepanzerten Feinde begeben.

Konnte es überhaupt einen Frieden zwischen einem Entwaffneten und einem grausamen Mächtigen geben?

Wir schöpften neue Hoffnung, weil wir glaubten, daß jetzt die Regierung und das ganze Volk sich gegen die zugemutete Schändung der Kriegerehre erheben und sich zum letzten erbitterten Widerstand aufraffen würden. Und noch eine Demütigung hatte sich Wilson, der Freimaurer, ersonnen. Er stellte die Frage, ob der deutsche Kanzler nur für jene Gewalten spräche, die bisher den Krieg geführt hätten? Damit deutete Wilson an, daß er noch andere Gewalten in Deutschland kannte und anerkannte.

Welche Gewalten waren das? Doch sicher nicht die, die Deutschlands Ehre verteidigten. Es war vielmehr ein Aufruf an die gewerbsmäßigen Landesverräter, an die seelisch verkrampften Weltverbesserer. Ein Aufruf, der bei den Kreisen der Minderwertigen, an die er gerichtet war, seine Wirkung nicht verfehlte. Es dauerte gar nicht lange, bis man überall hören konnte, daß eben nichts weiter helfen könnte, als in diesen sauren Apfel zu beißen und die Bedingungen anzunehmen. Denn schließlich wären die Amerikaner ja nicht die Feinde unseres Volkes, sondern höchstens der Regierung, vor allem aber der Obersten Heeresleitung, die auch gar nicht ein bißchen Rücksicht auf die Einstellung der Völker nähme, die mit uns Krieg führten.

Als am 12. Oktober die Antwort der Regierung an Wilson erfolgte, hatte die Einstellung der Minderwertigen bereits gesiegt. Die Sprache der Regierung war sanft, ohne Stolz, war verbindlich und liebenswürdig, ohne Ehre, war einwilligend, ohne Trotz. Die besetzten Gebiete würden geräumt werden, ebenfalls Elsaß-Lothringen, und der Kanzler hätte das Recht, nicht nur im Namen der Regierung, sondern auch des

deutschen Volkes zu sprechen, da ja die Regierung sich auf die große Mehrheit des Reichstages stütze.

Wilson hatte offensichtlich nur feststellen wollen, wieviel Fußtritte sich die deutsche Regierung gefallen lassen würde und wie große Belastungen die Ehre der Volksvertretung vertrüge. Er muß angenehm überrascht gewesen sein!

Die Stimmen in Deutschland, die jetzt nach dem starken Arm, nach der Ballung des Widerstandswillens riefen, waren verschwindend gering. Wer öffentlich von der Pflicht zur Verteidigung der deutschen Ehre sprach, wurde ausgelacht. Er konnte noch froh sein, nicht gesteinigt zu werden.

Am 14. Oktober sandte Wilson wiederum eine Note nach Deutschland. Er wurde noch deutlicher. Jetzt konnte er fordern, daß das deutsche Volk sich erst einmal der Macht entledige, die bisher das Schicksal der Nation bestimmt hatte. Das hieß nichts anderes, als daß Deutschland erst einmal Revolution machen sollte, bevor es in Friedensverhandlungen eintreten durfte!

So sah Wilsons Friede der Gerechtigkeit aus! Die erste Forderung war Wehrlosmachung, die zweite hieß Revolution!

Mit dem, was dann noch Deutschland war, konnte Wilson allerdings jeden Frieden schließen, und jeder Friede würde von denen sicherlich auch als gerecht gepriesen werden, die gewohnt waren, ihren Peinigern die Hände zu küssen.

Und wieder traten Menschen in Deutschland auf, die Wilson in den Himmel hoben und forderten, doch ja zu ihm Vertrauen zu haben, denn er wäre der wahre Menschenfreund, ein wirklicher Christ und selbstloser Mann. Als störend wurde hingestellt, daß immer noch Leute wie Hindenburg und Ludendorff ihr Wesen treiben durften. Flugblätter forderten, daß die beiden jetzt endlich verschwinden sollten, um einer besseren Zeit Platz zu machen.

Wie eine Krankheit, nur ungleich gefährlicher als die Grippe, breitete sich der Glaube an die Wilsonsche Welterlösung in Deutschland aus.

Ludendorff sah die unerhörte Gefahr und fuhr nach Berlin, nahm am 17. Oktober an einer Kabinettssitzung teil, forderte eine ehrenhafte deutliche deutsche Antwort und hoffte, daß jetzt die Ansicht, daß keineswegs alles verloren war, wenn nur der Wille die seelischen Lähmungserscheinungen überwand, sich durchgesetzt hätte.

Drei Tage später erfolgte die Antwort der Regierung an Wilson. Wieder eine Antwort ohne Hörner und Klauen, ohne Schwert und Harnisch. Die deutsche Regierung wäre wirklich eine Volksregierung und glaubte zuversichtlich, daß ihr von Wilson niemals etwas Ehrwidriges zugemutet werden würde.

Und wiederum drei Tage später traf die dritte Antwort Wilsons ein.

Eine Privatantwort gewissermaßen, weil Wilson ja noch immer Bedingungen stellte, deren Erfüllung die Voraussetzung zu den eigentlichen Verhandlungen sein sollte. Denn bisher hatte er gar nicht daran gedacht, die Stellungnahme der deutschen Regierung seinen Bundesgenossen zu unterbreiten! Ein weltverbessernder Privatmann also schwang sich zur Rolle eines Weltenrichters auf, wurde zum Papst eines angeblichen Weltgewissens, das, ähnlich wie die Religion die Stimme Gottes sein will, das Organ der höheren, der wahren Gerechtigkeit zu sein vorgab. Und wer vor den Thron des neuen Papstes trat, der mußte vorerst sich allen eigenen Willens, aller eigenen Ehre begeben, um nur noch Gefäß der zu erwartenden Gnade zu sein.

So thronte Wilson auf dem Papststuhle der ewigen Gerechtigkeit, selbstherrlich, sündenfrei, allwissend und unfehlbar. So wollte er sich gesehen und geglaubt wissen von der Welt, und so sah ihn, so glaubte ihn die gehorsame, verängstigte, verwirrte deutsche Welt. So kam sie, das Letzte, die Ehre, opfernd, zu seinem Thron, um mit diesem Opfer das Bürgerrecht einer neuen, besseren, gerechten Welt zu erwerben.

Der dritte Orakelspruch Wilsons lautete brutal, daß, wenn der König von Preußen in seinem Amt, die militärischen Be-

herrscher und monarchischen Autokraten auf ihren Posten blieben, keine Friedensverhandlungen angebahnt, daß dann vielmehr die Forderung auf Übergabe erhoben werden würde. Wilson gab sich kaum noch Mühe, diese drakonischen Forderungen und bewußten Ehrenkränkungen mit den üblichen diplomatischen Phrasen zu verschleiern. Unverhüllt zeigte die weltvernichtende, völkerzerstörende, freimaurerische „Gerechtigkeit" ihr wahres Gesicht. Sie brauchte keine Rücksichten mehr zu nehmen, da die Nachrichten, die sie aus Deutschland erhielt, klipp und klar besagten, daß die deutsche Seele bereits so sehr vergiftet war, daß der Körper kaum nennenswerten Widerstand mehr leisten würde.

Der Kommandant hatte in diesen Wochen ein fahles Gesicht bekommen, seine Augen waren tief umrändert. Man sah ihm an, daß er kaum noch schlief. Die Soldaten hatten die Hoffnung, durch Wilson einen ehrlichen Frieden schließen zu können, begraben. Sie hatten sehr bald gemerkt, daß die so oft genannten vierzehn Punkte nichts weiter waren als Köder, mit denen man die Gutgläubigen, die Feigen und Dummen fangen wollte.

So konnten Hindenburg und Ludendorff, als sie tags darauf empört nach Berlin fuhren, um zu retten, was noch zu retten war, mit Recht auf die Armee weisen und erklären, daß sie auf jeden Fall weiterkämpfen würde.

Und mit der Armee, das wußten wir, würde auch noch eine Anzahl entschlossener Freiwilliger in der Heimat aufstehen. Der Kommandant teilte uns mit, daß er an Ludendorff Meldung gemacht hätte, daß die militärisch ausgebildete Jugend zur Verfügung stände und auf den Befehl zum Einsatz warte.

Gegen Ludendorff brandeten die Fluten des Hasses, kein Name wurde so geschmäht. In ihm sah man den Friedensstörer, der so töricht war, lieber in Ehren unterzugehen als wie ein Sklave in demütigenden Fesseln weiterleben zu wollen.

Mit den Verwünschungen gegen ihn brachte man auf den Straßen Berlins Hochrufe aus auf Liebknecht, auf Scheidemann, auf Erzberger, auf alle Männer und Mächte, die den Frieden

um jeden Preis wollten. Arm in Arm mit den Sozialdemokraten traten die priesterlichen Vertreter des Zentrums für die Unterwerfung, gegen den Willen zum Weiterkämpfen ein. Von denselben Kanzeln, von denen herab vor Monaten noch Kriegspredigten gehalten wurden, erklangen jetzt salbungsvolle Reden über die Notwendigkeit des sofortigen Friedensschlusses, über die Christenpflicht, jetzt Vertrauen zu den Mächten des Wilsonschen Friedensgedankens zu haben. Besonders einflußreiche und wissende Priester verkündeten sogar die Gerechtigkeit des Gottesgerichtes, das jetzt über der Welt stände, um die Schuldigen zu strafen.

Die Ludwigskirche in Wilmersdorf wurde zu einer Quelle dieser Verkündigung, und wir konnten sonntags dort Menschen hineinströmen sehen, die in ihrem Äußeren so gar nichts Kirchliches hatten, wie es sonst bei den Gläubigen üblich ist.

Der Kaiser empfing in Berlin Hindenburg und Ludendorff und ließ sich von ihnen versichern, daß auf jeden Fall weitergekämpft werden müßte. Am 25. Oktober marschierten wir mit klingendem Spiel zum Schloß, um den Generalen eine Huldigung zu bringen. Viele Neugierige hatten sich angesammelt, um etwas vom Stand der Verhandlungen zu erfahren. Mancher von ihnen winkte uns gutmütig zu. Die meisten wandten uns den Rücken zu.

Wir wußten, daß in diesen Stunden schwerwiegende Entscheidungen fielen. Wir konnten aber nicht ahnen, daß Ludendorff einen einsamen Kampf für die deutsche Ehre kämpfte, einen Kampf, in dem ihm zwar Hindenburg, Admiral Scheer und einige wenige soldatische Führer beistanden, in dem er aber mit seiner Erkenntnis der abgründigen Gefahr ziemlich allein stand, und auch fast allein die wütenden Auseinandersetzungen mit dem völlig unsoldatischen und schlappen boshaften Vizekanzler von Payer, der den erkrankten Prinzen Max von Baden vertrat, durchzufechten hatte.

So einsam war der deutsche Feldherr, daß er nach dem Stunden dauernden Kampf erschüttert ausrufen mußte, daß

Deutschland nun verloren wäre. Der Kaiser war zu hilflos, als daß er sich vor seine Generale oder gar vor sein ganzes Volk gestellt hätte. Er zog es vor, die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Er dachte darum auch nicht daran, die Giftpfeile abzuwehren, die aus feigem Hinterhalt gegen seinen Feldherrn abgeschossen wurden.

Ludendorff sah sich gezwungen, aus Gründen der Ehre den Kaiser um seine Entlassung zu bitten. Unmittelbar nach dem Kampf mit Payer schrieb er sein Gesuch und hielt es nur auf Bitten Hindenburgs zurück, um noch einmal, gemeinsam mit dem Generalfeldmarschall, zum Kanzler Max von Baden zu gehen und Klarheit zu verlangen. Der Kanzler war nicht zu krank, um ihm genehme Besuche zu empfangen. Als aber Hindenburg und Ludendorff sich melden ließen, wies er sie ab. Max von Baden wollte keinen deutschen Widerstand mehr. Er hatte sich innerlich bereits auf die Seite der beginnenden Revolte geschlagen. Männer wie Payer, Erzberger, Scheidemann, Bauer standen seinem eben noch kaisertreuen Herzen näher als die großen, treuen, tapferen soldatischen Führer. Und der Kaiser? Der war schwach genug, abwarten zu wollen, auf wessen Seite das wetterwendische Glück nun stehen würde. Er ließ Hindenburg und Ludendorff nochmals zu sich kommen. Max von Baden hatte inzwischen schriftlich die Entlassung Ludendorffs gefordert, hatte dem Kaiser gewissermaßen die Pistole auf die Brust gesetzt und gedroht, daß er selber gehen würde, wenn man nicht den ihm verhaßten, unbeirrbaren, unbestechlichen Ludendorff in die Wüste schicke. Hindenburg sollte aber bleiben, verlangte der Kanzler. Feige ließ er sich vor den Generalen, die an seine Tür klopften, verleugnen, zu erbärmlich, diesen Männern ins Auge zu sehen und ihnen seine Meinung ins Gesicht zu sagen.

Kurz bevor Ludendorff in Begleitung seines Vorgesetzten Hindenburg vor den Kaiser trat, erfuhr er, daß über ihn der Stab bereits gebrochen war, daß sicher auch der Kaiser sich von ihm wenden würde. Und tatsächlich war der Kaiser zornig,

weil er in Ludendorff nicht den Mann, der Deutschland, der den Kaiserthron retten wollte und allein retten konnte, sah, sondern nur den General, der Schwierigkeiten machte, der das Gespenst einer Regierungskrise in diesem gefährlichen Augenblick beschwor.

Ludendorff nahm, als er vor dem Kaiser stand, kein Blatt vor den Mund. Er verhehlte nicht die schweren Bedenken, die er gegen eine Regierung, die sich aus Furcht vor aufgehetzten Bevölkerungsmassen von der Heeresführung betont absonderte, hegte. Zum letztenmal erhob er seine warnende Stimme und wies auf die Gefahr der fortschreitenden Bolschewisierung Deutschlands hin.

Der Kaiser versuchte, die Regierung zu verteidigen. Wenigstens kam es zu Meinungsverschiedenheiten, in deren Verlauf Ludendorff um seinen Abschied bat und ihn erhielt. Hindenburg stellte sich unzweideutig auf die Seite des Mannes, mit dem er die schwere Last der Kriegführung getragen hatte, und bat, ihn mit Ludendorff zusammen zu entlassen. Der Kaiser lehnte das Gesuch ab. Hindenburg blieb, wenn auch schweren Herzens.

Als Ludendorff ging, sagte er voraus, daß Deutschland in vierzehn Tagen keinen Kaiser mehr haben würde.

Prinz Max von Baden und die Kreise, denen er gehorsam war, hatten gesiegt, der einzige Mann, der den Widerstand bis zum Letzten hätte durchführen können, war beseitigt. Jetzt konnte und mußte das Unheil seinen Gang nehmen.

Der Sturz Ludendorffs wurde mit einem wahren Triumphgeheul der roten Massen begrüßt. Die Stunde der Revolte war nahe herbeigekommen.

In den soldatischen Kreisen wirkte die Nachricht erschütternd. Man erkannte, daß sich der Kaiser in die Hand seiner innerdeutschen Feinde begeben hatte.

Und schon trat der Staatssekretär Scheidemann öffentlich auf und forderte die Abdankung des Kaisers.

In Ruhe hatte er mit seiner Sozialdemokratischen Partei diesen Tag vorbereiten können. Zielbewußt, bezahlt von den

Feinden der deutschen Nation, geführt von den Totengräbern der Freiheit, hatten die roten Agenten mit Hilfe des Spartakusbundes und der Unabhängigen Sozialdemokraten die Vorbereitungen zum Generalstreik und die Gründung der Arbeiter- und Soldatenräte und damit die Aufstellung einer roten Armee vornehmen können. Das Haus der Sowjetrussen Unter den Linden lieferte alles: Agenten, Pläne und vor allem Geld, immer wieder Geld.

Wir zitterten vor Scham, als wir die Schreckenskunde erhielten.

Der Kommandant schüttelte den Kopf: „Ein Mann wie Gröner soll einen Ludendorff ersetzen! Warum wählt der Kaiser nicht eine bessere Art des Selbstmordes?"

Einen Tag nach der Entlassung Ludendorffs, die von dem Kabinett des Prinzen Max von Baden, das sich ohne jedes innere Recht „Kriegskabinett" nannte, mit dem Ausruf „Gott sei Dank" begrüßt wurde, erfolgte die regelrechte Kapitulation der deutschen Regierung vor Wilson. Die Note vom 27. Oktober unterstrich demütig winselnd die Tatsache, daß sich tiefgreifende Wandlungen im deutschen Verfassungsleben vollzogen hätten und noch vollzögen.

Wenige Stunden nach der Absendung dieser Note traf die Nachricht ein, daß Kaiser Karl von Österreich bei Wilson um einen Separatfrieden gebeten hätte!

Der Kaiser war inzwischen wieder nach Spa ins Große Hauptquartier gefahren und gab dort die Unterschriften zu den Verfassungsänderungen. Vor dem Reichstagsgebäude kam es immer wieder zu großen Ansammlungen. Agenten hetzten die Menschengruppen, die ihnen gierig zuhörten, zur Revolution auf. Hochrufe auf die Republik wurden laut, Verwünschungen gegen den Kaiser hörte man. Wenn einer der bekannten Parlamentarier, Erzberger, Bauer, Scheidemann, sichtbar wurde, raste die Menge vor Begeisterung. Ein Flugblatt wurde ver-

teilt, in dem der Satz des Juden Stampfer, des Hauptschriftleiters des „Vorwärts", besonders fett gedruckt war:

„Deutschland soll — das ist unser Wille als Sozialisten — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben."

Besondere Ehrungen wurden einigen Matrosen gebracht, die ohne Mützenbänder und Kokarden umherliefen. Man erzählte sich aufgeregt, daß es in Wilhelmshaven zu Meutereien auf einzelnen Schiffen gekommen wäre, weil die Flotte von den ehrgeizigen Admiralen in einem Großangriff auf England geopfert werden sollte.

Nun waren diese Matrosen hier sicherlich von ihren Schiffen desertiert und trieben sich in Berlin umher, ohne daß ein Polizist den Mut gehabt hätte, zuzufassen. Es kam jetzt oft vor, daß uns ein Weib oder ein Kerl eine rote Kokarde in die Hand drücken wollte: „Wenn's losgeht!".

Schlag auf Schlag kamen weitere Schreckensnachrichten.

In den ersten Novembertagen unterwarf sich Österreich-Ungarn bedingungslos. Die italienischen Truppen marschierten, ohne den geringsten Widerstand zu finden, vor und standen bereits in bedrohlicher Nähe der bayerischen Grenze. Allmählich wurden im Westen die deutschen Truppen zurückgenommen, um der Gefahr einer Umzingelung zu entgehen.

In Kiel sah es böse aus. Das dritte Geschwader meuterte, ging gegen seine Offiziere vor, und schon stiegen an den Masten die ersten roten Fetzen empor. Die Garnison verweigerte den Gehorsam und schloß sich dem Aufruhr der Matrosen an. In den Straßen der Stadt knatterten die Maschinengewehre. Die ersten Toten des Bruderkampfes lagen in ihrem Blut. Rote Arbeiter übernahmen die Diktatur in den Werken. Der Generalstreik war da. Unter den Meuterern wurden Abteilungen geworben, die nach Berlin marschieren sollten. Die Regierung war völlig ratlos, sie hoffte ohne jede Berechtigung, den Aufruhr auf friedlichem Wege durch Verhandlungen dämpfen zu

können und schickte den Sozialdemokraten Noske mit besonderen Vollmachten nach Kiel.

Sofort zuverlässige Truppen in Marsch zu setzen und die Revolte durch mehrere Salven zu ersticken, wagte sie nicht. Noch bevor Noske irgendwelche Verhandlungen aufnehmen konnte, war der Aufruhr auch auf Hamburg, Kiel, Lübeck ausgedehnt.

Inzwischen wurden Kisten auf Kisten mit geheimnisvollem Inhalt in jenes Haus Unter den Linden geschafft. Der deutsche Geheimdienst hatte immer wieder auf die offensichtlichen Umtriebe der Roten aufmerksam gemacht, und mehr als einmal hatte die Militärbehörde um Abstellung dieser unmöglichen Zustände ersucht. Vergeblich, die Regierung wollte die Sowjetrussen nicht „reizen" und sah lieber zu, wie das Gift der bolschewistischen Propaganda im Volk verteilt wurde. Endlich schickte der Geheimdienst einige „Bahnarbeiter" zum Ausladen der geheimnisvollen Ware, und schon fiel eine Kiste in einen Schacht, barst auseinander und schüttete staatsfeindliches Propagandamaterial aus. Der jüdische Botschafter Joffe mußte nun zwar am 5. November mit seinen Handlangern sofort Deutschland verlassen, aber das Gift hatte bereits seine zersetzende Wirkung gezeigt. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Oskar Cohn, die rechte Hand Joffes, und Dittmann, Ledebour, Haase und Barth blieben im Lande. Sie waren, soweit sie früher auf Drängen der Heeresführung verhaftet waren, durch Max von Baden auf freien Fuß gesetzt worden und ließen sich von den Meuterern als Helden feiern. Schon waren die aktivistischen Kreise der marxistischen Verbände durch Vermittlung Barths bewaffnet. Teile der Regierung standen offen mit den Meuterern im Bunde, und die Rolle des Kanzlers war mehr als zweideutig. Ihm schien die Abdankung des Kaisers das Allheilmittel zu sein, gegen die Wirklichkeit der bereits erfolgreichen Revolte, die nur durch raschen Zugriff einiger zuverlässiger Regimenter noch unterdrückt werden konnte, verschloß er, gleichgültig, ob aus Dummheit oder bösem Willen, die Augen.

Wir traten jetzt in Verhandlungen mit den Kadetten in Lichterfelde und Potsdam. Jede Stunde konnte den Befehl für unseren Einsatz bringen. Schon Ende Oktober hatten wir einen ständigen Kurierdienst eingerichtet und blieben so dauernd über den raschen Ablauf der Bolschewisierung Deutschlands unterrichtet. Einzeln gingen wir nicht mehr über die Straße. Die älteren von uns besaßen bereits Handfeuerwaffen und Eierhandgranaten. Noch wehte die Kriegsflagge auf unserem Schiff, wenn jetzt auch täglich Gruppen von Weibern und Kerlen drohend vorbeizogen.

Die Sozialdemokraten forderten nun den Rücktritt des Kaisers und den Thronverzicht des Kronprinzen innerhalb von drei Tagen.

Wilson schickte seine vierte Note. Jetzt hatte er Deutschland so weit wehrlos gemacht, so vollständig gelähmt, daß er schon von Wiedergutmachung der Kriegsschäden durch Deutschland und Beschränkungen im Hinblick auf die Freiheit der Meere reden konnte. Im übrigen aber gab er bekannt, daß der Marschall Foch die beglaubigten Vertreter der deutschen Regierung empfangen würde, um ihnen die Waffenstillstandsbedingungen zu diktieren.

Auch diesen Hieb nahm die Regierung demütig hin. Erzberger, der eine Woche früher geäußert hatte, daß man trotz eines faulen Waffenstillstands immer noch einen guten Frieden erlangen könne, fand sich mit seinem ihm größtenteils geistesverwandten Gefolge am 7. November im Hauptquartier in Compiègne ein.

Der Feind wußte, daß er Deutschland jeden, auch den faulsten Waffenstillstand zumuten durfte. Erzberger war nicht gekommen, um zu verhandeln, sondern um ein Diktat entgegenzunehmen.

Unaufhaltsam ergoß sich nun die rote Welle über das Reich. In München spülte sie den bayerischen König fort, in Braunschweig den Herzog, in Sachsen-Weimar-Eisenach den Großherzog. In den meisten großen Industriestädten ging die Macht

in die Hände der Arbeiter- und Soldatenräte über. Der rote Fetzen verdrängte die deutsche Fahne.

Noch aber rang der Kaiser mit seinem Kanzler, noch ragte das Heer mit seiner Pflicht über dem Taumel der Heimat. Gröner vertrat den der Etappe gemäßen Standpunkt, daß es unmöglich wäre, mit Hilfe des Heeres die Ordnung herzustellen. Die Mehrzahl der Offiziere wußte, daß zuviel Zeit versäumt war durch Verhandlungen mit Leuten und Gruppen, mit denen nicht verhandelt, gegen die nur gehandelt werden durfte. Selbst Hindenburg mußte erschüttert ein „Zuspät" aussprechen.

Jetzt erwies sich, wie sehr Ludendorff fehlte, wie unersetzlich seine Entschlußkraft war.

Die Generale waren ratlos und blickten auf den Kaiser. Der Kaiser war ratlos und blickte auf seine Generale.

Inzwischen spielte Max von Baden seine erbärmliche Rolle zu Ende.

Wohl hatte er schon einige Tage vorher, als die Lawine längst im Rollen und nicht mehr aufzuhalten war, den Kaiser um seine Entlassung gebeten, hatte aber auf seinem Posten bleiben müssen. Noch immer glaubte er, mit der Opferung des Kaisers alles wieder einrenken zu können und ließ die Ereignisse treiben.

Während in Berlin bereits die Schüsse durch die Straßen peitschten, Gefangene befreit und wichtige Gebäude besetzt wurden, verhandelte Max von Baden noch immer über die Form des Rücktritts des deutschen Kaisers. Der Kaiser hatte sich endlich entschlossen, abzudanken, aber König von Preußen zu bleiben. Hinter seinem Rücken hatte der Kanzler eine Erklärung herausgegeben, die schlagartig den letzten Widerstand, den letzten Damm gegen die rote Flut wegriß: der Kaiser und König habe sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bliebe noch solange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt seien. Er beabsichtige,

dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler vorzuschlagen! Diese erlogene Erklärung war der falsche Paß, der die Revolte zur Revolution ernannte.

Max von Baden hatte in einträchtiger Verrätergemeinschaft mit seinen Brüdern von der Freimaurerei, mit seinen Kumpanen vom Zentrum und seinen Genossen von der Sozialdemokratie dem Deutschen Kaiserreich am Rande des Abgrundes den schurkischen letzten Stoß versetzt.

Der Kaiser aber verstand es nicht, durch eine entschlossene Tat überlegenen und mitreißenden Willens diesem Stoße auszuweichen und den Gegenstoß zu führen. Die Regierung sprengte sich selber, um das Chaos vollständig zu machen. Sie legte die Geschäftsführung in die Hände des Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei, des Genossen Fritz Ebert.

Im Handumdrehen waren sogar die Gardeformationen in Berlin von der Revolte verschlungen. Es gab keinen, der jetzt in die Bresche springen wollte. Der Kommandant sah, daß die Stunde, die bewaffnete Jugend einzusetzen, versäumt war. Es hätte nach kurzer Schießerei nur den hoffnungslosen Untergang der schwachen Abteilungen gegeben. Wir erhielten Befehl, das Schulschiff nicht zu verlassen und nur im Falle, daß wir angegriffen würden, zu schießen, dann aber bis zur letzten Patrone.

Wohl kamen einige Demonstrationszüge mit roten Fahnen und Spruchbändern vorbeigezogen, wohl drohten sie, uns zusammenzuschießen, aber keiner betrat das Deck. Sie hielten uns für zu harmlos, zu ungefährlich.

Einige von unsern Mitverschworenen, den Kadetten, hatten es fertiggebracht, sich bis ins Schloß durchzuschlagen. Sie sollen auch einige Schüsse abgegeben haben. Andern konnten sie nichts mehr. Wir schämten uns und wagten kaum, miteinander zu sprechen, weil wir uns wortbrüchig vorkamen. Wir meinten, daß unser Platz jetzt im Schloß zu sein hätte.

Der Kommandant schüttelte den Kopf. „Ich denke nicht daran, jetzt nur noch einen von euch zu opfern, wo selbst der

Kaiser untätig ist. Gibt er den eindeutigen Befehl zum Widerstand, so führe ich euch in derselben Stunde zum Schloß. Darauf gebe ich euch mein Ehrenwort."

Wir gehorchten. Aber verstehen wollten wir unsern Kommandanten nicht. Wir glaubten vielmehr, daß auch er schwach geworden sei und haben ihn erst später um Verzeihung bitten können.

„Merkt euch die Verräter", sagte am Abend des 9. November der Kommandant, als wir, fiebernd vor Erwartung, die Gewehre in der Hand hielten und auf die Schüsse draußen lauschten, „es sind Freimaurer, Juden und Pfaffen!" Scheidemann aber hatte am Nachmittag von der Freitreppe des Reichstages den blinden Massen zugeschrieen: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!"

Zur Feier des Sieges wurde in der Geburtsstunde der deutschen Republik zunächst Jagd auf Offiziere gemacht. Kokarden wurden in den Schmutz getreten, Schulterstücke abgerissen, Orden gestohlen.

Der Kaiser aber war zur selben Zeit über die holländische Grenze gegangen!

Er wollte Blutvergießen vermeiden, hatte er gesagt. Uns schien ein kurzer, blutiger Bürgerkrieg noch immer besser zu sein, als ein wehrloser Verzicht. Wir sahen in Berlin die roten Horden und die entfesselten Massen hausen und meinten, daß es gar nicht so aussichtslos wäre, sie mit Schüssen auseinanderzutreiben.

Der 10. November war ein Sonntag. Mein Geburtstag. Ein schöner herbstlicher Tag. Diesmal stand keine Kerze auf meinem Platz. Mein Vater war fassungslos und sprach kaum ein Wort, und auch meine Mutter vergaß, mir zu gratulieren. Im Briefkasten lag eine Zeitung mit schreienden Überschriften, die die Republik feierten. „Die Rote Fahne." So hieß jetzt der „Berliner Lokal-Anzeiger", den mein Vater las. Die Roten hatten das Scherlgebäude besetzt und die Zeitung für sich in Beschlag genommen.

Von der Straße klangen Schreie und Hochrufe herauf. Mit besonderer Sorgfalt zog ich meine Uniform an, glättete die schwarzweißrote Binde und beschwichtigte meine Mutter, die mich heute nicht zum Schulschiff gehen lassen wollte, weil sie fürchtete, daß der Pöbel sich auf mich stürzen könnte.

Als ich auf der Straße stand, fuhren gerade Lastautos vorbei, besetzt von den Naumburger Jägern, die zu den Meuterern übergegangen waren. Durchweg prächtige Gestalten, deren Waffen und Uniformen in mustergültiger Verfassung waren. Einer von ihnen rief mir gutmütig zu, ich möge doch mitfahren, eine Matrosenuniform passe gut in das Bild.

An der Ecke stand eine Gruppe aufgeregter Leute und bewunderte einen Revolutionssoldaten, der seine freiheitliche Gesinnung damit unter Beweis stellen wollte, daß er das Gewehr mit der Mündung nach unten über die Schulter gehängt hatte. Statt der Kokarden trug er einen roten Lappen um die dreckige Feldmütze. Den Mantelkragen hatte er hochgeschlagen, und aus seinem Munde ragte eine Zigarre von erstaunlichen Ausmaßen. Um den Hals trug er einen Patronengurt, und im Koppel steckten vier Handgranaten. Er musterte mich feindselig. „Mach deine Kokarde ab, Mensch! Runter mit der Binde. Du hast wohl geschlafen? Wir haben keinen Wilhelm mehr, wir sind jetzt Republik!"

Die Menge johlte. Ein altes schlampiges Weib spuckte mir vor die Füße. „Du verdammtes Aas!"

Ein paar Kerle gingen auf mich los. Ich hatte Lust, davonzulaufen. Doch dann siegte mein Stolz. Nein, fortlaufen war feige, und ich wollte doch mal sehen, ob die da mit mir machen konnten, was sie wollten!

Ich biß die Zähne aufeinander und tat so, als ob ich gar keine Furcht kannte.

Ein alter Soldat, der, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben, dabeistand, sagte gutmütig: „Laßt ihn man laufen, er ist ja noch so jung, daß er gar nicht weiß, was los ist. Gegen Kinder führen wir keinen Krieg!"

Ich war doch sehr froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Meine Kameraden kamen nicht alle so glimpflich davon. Lubke war die Kokarde und das Mützenband abgerissen worden, die Armbinde hatte er erst gar nicht angelegt. Riedel blutete aus der Nase, und Wetzell war die Uniform fast vom Leibe gerissen worden.

Um 9 Uhr war Flaggenparade. Gerade als der Kommandant sein „Heißt Flagge und Wimpel" befahl, fuhren zwei Autos mit bewaffneten Meuterern vorüber, keine Soldaten, sondern Zivilisten, denen man schon von weitem ansah, daß sie vor nicht allzulanger Zeit noch hinter schwedischen Gardinen gesessen hatten. Die Autos hielten, als wir unbekümmert die Kriegsflagge hißten. Von der Straße hallten Drohungen und Flüche zu uns herüber. Die Meuterer machten Anstalt, unser Schiff zu stürmen.

Mit seiner hellen Kommandostimme rief Wellenberg unvermittelt: „An die Geschütze!"

Knallend flogen die Luken auf. Mit dem sooft geübten Griff schoben wir die Geschütze vor.

Wir wußten alle, daß es jetzt hart auf hart gehen konnte. Die Wut des Pöbels war groß und seine Grausamkeit bekannt.

Unwillkürlich mußte ich auflachen. Wir konnten ja gar nicht scharf schießen! Wenn die da drüben das wüßten!

Der Kommandant hatte schmale Augen bekommen. Seinen Browning hielt er entsichert in der Rechten, auch Wellenberg hatte seinen Revolver gezogen.

Durch die Luken spähten wir gespannt auf die Straße. Die Meuterer waren sich offensichtlich nicht schlüssig. Ein Matrose schwenkte eine rote Fahne hin und her, und ein älterer Soldat, der mit seinem schwarzen Spitzbart keinen ausgesprochen militärischen Eindruck machte, rief, wir sollten doch nicht dumm sein und die Knochen für die Reaktion hinhalten. Wir sollten lieber herauskommen und mitmachen!

Eine Totenstille kam auf und trat zwischen die da draußen und uns. Wir hatten uns, als sei es so befohlen worden, zum

Kommandanten gewendet und ließen keinen Blick von ihm. Breitbeinig stand er da, seine Brust hob und senkte sich hastig. Sein Mund war halb geöffnet, und in seinen Augen lag ein rötlicher Schimmer.

Wir hatten kein Gefühl mehr für die Zeit, die wir so schweigend standen und warteten. Waren es Sekunden, Minuten?

Wir ahnten nur, daß sich jetzt etwas Gewaltiges, etwas Gefährliches abspielen könnte.

Mir ging durch den Sinn, daß ich mir die Gefahr eigentlich ganz anders vorgestellt hatte, anspringender, lauter, offener, vielleicht auch irgendwie anständiger, ehrlicher, wenigstens nicht so lauernd, nicht so lähmend still.

Plötzlich kam in die Meuterer Bewegung. Der Mann mit dem Spitzbart drohte noch einmal mit dem Gewehrkolben herüber und rief einige Sätze, die wir nicht verstanden. Dann setzten sich die Autos in Bewegung. Wir hörten das helle, schrille Quieken ihrer Signale allmählich verklingen.

Die Spannung löste sich. Einige räusperten sich fast verlegen, andere murmelten Schimpfworte oder gaben sich krampfhafte Mühe, zu pfeifen. Andre wieder lachten gezwungen.

Umständlich steckte der Kommandant den Browning in die Tasche.

Klar und hell, wie immer, kam sein Kommando: „Antreten zur Flaggenparade!"

Mit schweren, müden Schritten gingen wir jetzt an Deck, so, als hätten wir den ganzen Tag gearbeitet. Als wir in der Divisionsaufstellung standen, gaben wir uns einen Ruck, preßten die Brust heraus, drückten die Knie durch, zogen das Kinn an, grade als ob wir auf den Besuch des Kaisers warteten.

Der Kommandant sprach nicht viel. „Ihr werdet es noch kaum ermessen können, meine jungen Kameraden, was es bedeutet, wenn wir jetzt zum letztenmal die Flagge niederholen. Vor euch steht die Pflicht, die geschändete deutsche Kriegsflagge

eines Tages wieder in Ehren zu hissen. Vergeßt keinen Tag eure Pflicht!"

Feierlich gemessen führte er die Hand an die Mütze. „Hol nieder Flagge und Wimpel!"

Der Trommelwirbel rollte, die Bootsmannspfeife trillerte. Langsam wurde die Flagge eingeholt.

Starr waren die Augen des Kommandanten auf den Mast gerichtet, und als die Flagge das Deck fast berührte, wandte er sich mit einer jähen Bewegung ab.

Ich schämte mich, als ich fühlte, wie mir die Tränen über das Gesicht liefen. Warum mir so elend war, wußte ich kaum zu sagen. Sicher bewegte mich das Leid, das der Kommandant trug. Als ich verstohlen zu meinen Kameraden sah, gewahrte ich, daß auch sie Spuren der Ergriffenheit zu verbergen suchten.

Langsam schritt der Kommandant die Reihen ab. Jedem sah er schweigend in die Augen, jedem preßte er die Hand, als wollte er ihn am Tage, da der Schulschiffverein aufhörte zu bestehen, noch einmal in Eid und Pflicht nehmen.

Auf der Straße wurde ein Leichenwagen vorbeigefahren. Nur wenige Leidtragende folgten. Der Kommandant wies hinüber. „Der Tote hat es gut, er braucht nicht in der Schande zu leben!"

Wellenberg räusperte sich. Es war das erstemal, daß wir erlebten, daß er in unserer Gegenwart dem Kommandanten widersprach. Zwei Finger legte er an die Mütze, und während sein Mund verdächtig bebte, versuchte er, möglichst schnoddrig zu sprechen. „Wer jetzt stirbt, ist ein Drückeberger!"

Der Kommandant sah ihn einen Augenblick an, und in seinem Gesicht standen Trauer, Verzweiflung und ein ganz klein wenig Hoffnung zu lesen. „Recht so, ja, recht so!"

Wir mußten aus den Spinden unsere paar Habseligkeiten nehmen und sie zu einem Bündel schnüren. In der Unteroffiziersmesse bekamen wir unsern Paß ausgehändigt. „Ordnungsgemäß entlassen. Grund: Auflösung. Berlin, den 10. November 1918."

Auf Befehl Wellenbergs nahmen wir Kokarden und Binden ab. Die Mützenbänder mußten umgekehrt werden.

Wetzell begleitete mich. Wir sprachen kein Wort. Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und ich wich jedem Menschen auf der Straße aus, weil ich mich ekelte. Ich hatte wohl auch Furcht, es möchte mich jemand fragen, ob nun alles vorbei sei.

Meine Mutter fuhr mir über die Stirn. „Du bist ja noch so jung. Dir steht die ganze Welt offen."

Ich riß mich los und schloß mich in mein Zimmer ein.

Mir sollte die Welt offenstehen? Die Welt? War sie nicht vor einer Stunde gerade untergegangen?

Tief wühlte ich den Kopf in das Kissen meines Bettes, damit niemand mein Schluchzen hörte.

Das Dienstmädchen klopfte und rief zum Mittagessen. Hastig kühlte ich meine Augen und meine heißen Schläfen. Es sollte keiner wissen, wie mir zumute war. Mein Platz am Tisch war mit Efeu und ein paar Tannenzweigen umkränzt, und ein kleines Alpenveilchen stand in der Mitte des Tisches. Ach ja, heute war doch mein Geburtstag. Irgendwo hatte Mutter ein Kaninchen aufgetrieben, das gab es nun als Festbraten. Sogar Apfelmus war aufgetragen. Kaum, daß ich ein paar Bissen hinunterwürgte. Vater sah mich mißbilligend an und schüttelte den Kopf.

Es war eine beengende Stimmung. Mutter meinte leichthin, nun würden sicher bald bessere Zeiten kommen, daß es wenigstens wieder genug zu essen gäbe und Kohlen und Kleider.

Vater trommelte nervös mit den Fingern auf den Tisch. „So schnell wird es wohl nicht gehen."

Grete mischte sich ins Gespräch. Sie hatte mancherlei Neues, wie sie meinte, sehr Interessantes vom Dienstmädchen erfahren. „Und dann sollen die Leute beim Kaiser im Schloß große Vorräte gefunden haben, eine ganze Badewanne voll Schmalz, viele Tonnen voll Butter, und Eier und Käse!"

Vater lachte gutmütig: „Der Kaiser hat auch einen großen Haushalt gehabt.“

Mit einmal kam mir wieder all das Schreckliche, Unfaßbare zum Bewußtsein. Der Kaiser war ja in Holland! Und weil er geflohen war, hatten wir jetzt kein Schulschiff mehr und keinen Kommandanten!

Ich mußte wohl unbewußt geseufzt haben, denn nun sahen sie mich alle mitleidig an, Vater, Mutter, Grete.

Vater wollte mich auf andre Gedanken bringen. „Heute ist eine große Kundgebung vor dem Reichstag, willst du mich begleiten?“

Ich nickte hastig. Auch Grete bettelte, mitgenommen zu werden.

Das trockene Laub im Tiergarten raschelte unter unsern Füßen. Die Sonne spielte auf den gelbroten Blättern, und der weite Park war sehr leer und verlassen. Nur in der Nähe des Großen Sterns sahen wir Menschen. Sie eilten alle zum Reichstagsgebäude. Selten hatte ich eine so große Menge Leute gesehen, allenfalls in den Tagen des Kriegsausbruchs. Aber wech ein abgründiger Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals brandeten die Wogen der Begeisterung, Lieder stiegen auf, und die Menschen waren von einer freudigen Erregung gepackt.

Jetzt sah einer mißtrauisch zum andern hin, und die Unruhe, die durch die Massen ging, war quälend, ängstigend.

Immer noch näherten sich Züge von Demonstranten, aber ihre Lieder klangen dürr und schrill. Und die roten und schwarzrotgoldenen Fahnen hingen matt an den Schäften. Die Schilder, die die Menschen dort mit sich trugen, hatten stolze Aufschriften wie „Freiheit“, „Frieden“, „Brot“. Aber niemand jubelte der Botschaft zu.

Wir drängten uns durch die Mauern der Neugierigen und kamen bis zum Bismarckdenkmal. Von dort hatten wir einen

ganz guten Ausblick auf die Freitreppe des Reichstagsgebäudes, dessen Türen und Fenster mit den neuen Fahnen behangen waren. Wir sahen, wie ein kleiner Mann auf das Dach eines Mietautos kletterte und mit seinem Hut winkte. Er sprach ein paar Sätze, die wir nicht verstanden. Dann schrieen ein paar Leute: „Hoch die Republik!"

Die Umstehenden stritten sich, ob es Scheidemann, Ebert oder Liebknecht war, der eben gesprochen hatte.

Plötzlich fuhr vom Bandenburger Tor her ein Auto in raschem Tempo heran. Ein paar Schüsse fielen, dann fing ein Maschinengewehr an zu hämmern. Wie ein Spuk zerrann das Bild des Massenaufmarsches. Die Leute rannten schreiend in den Tiergarten, um Schutz vor den Kugeln zu suchen, die keiner von uns pfeifen hörte.

Vater stellte verächtlich fest, daß sicherlich die Roten nur mit Platzpatronen geschossen hätten, um den Bürgern Angst einzujagen und für jeden Fall gefügig zu machen.

Es sah schlimm aus auf dem Platz vor dem Reichstag. Ein paar Frauen und Greise, die von der Flut der Flüchtenden umgerissen waren, erhoben sich mühsam. Wir halfen ihnen, so gut wir konnten. Zertreten und zerrissen lagen Fahnen und Schilder im Staub.

Ein junger Bursche, sicher nicht viel älter als ich, lief an uns vorbei, dorthin, wo die Schüsse gefallen waren. In seiner rechten Hand hielt er, in respektvoller Entfernung von seinem Leibe, eine Stielhandgranate.

Als er uns sah, grinste er verächtlich. „Laßt euch bloß keine blaue Bohne in den Hintern jagen, ihr dämlichen Bürger."

Vater hob drohend die Faust: „Lausejunge!"

Der Bursche blieb verdutzt einen Augenblick stehen und schien zu überlegen, wie er sich für die Beleidigung rächen sollte.

In mir stieg eine unbezähmbare Wut hoch. Mit einem Satz war ich dem Burschen an die Kehle gesprungen, hatte ihn zu Boden gerissen und bearbeitete ihn mit beiden Fäusten. Mein Blut tropfte ihm hell in die Augen. Er biß nach meinen

Händen. Jetzt konnte ich den Burschen bei den Schläfenhaaren packen. Mit aller Wucht schlug ich seinen Kopf auf die Steine der Straße.

Ich hörte, wie Grete aufschrie, wie Frauen kreischten.

Vater riß mich hoch. „Willst du denn zum Mörder werden?"

Mir war, als sähe ich durch einen hauchdünnen roten Schleier. Mit meinen genagelten Schuhen trat ich auf den Burschen ein, der sich stöhnend am Boden wälzte. Seine rote Armbinde lag zerrissen neben ihm. Und seine Handgranate.

Allmählich wurde ich ruhiger. Vater zerrte mich am Arm. „Los jetzt, sonst sind wir alle verloren!"

Eilig hob ich die Handgranate und die Armbinde auf. Dann folgte ich meinem Vater, der mit Grete auf einem kleinen Seitenwege in den Tiergarten lief.

Ich bekam kein Wort des Vorwurfs zu hören, als ich die beiden eingeholt hatte. Nur fiel mir auf, daß Vater sehr blaß war, und daß Grete leise weinte und mich hin und wieder scheu ansah.

Die Handgranate mußte ich in den Landwehrkanal werfen. Die rote Binde steckte ich in meine Tasche. Zur Erinnerung an den 10. November.

Von morgens bis abends trieb ich mich jetzt in den Straßen Berlins umher. Einmal stand ich in der Wilhelmstraße, dann wieder am Reichstagsgebäude oder vor dem Kriegsministerium, um die neuen Männer zu sehen, die jetzt Deutschland regierten, um ein paar Neuigkeiten aufzuschnappen.

Sehr spärlich sickerten die Nachrichten durch über die Waffenstillstandsverhandlungen. Man mußte Glück haben und einen der Volksvertreter treffen oder einen der wenigen Offiziere, die mit schwarzrotgoldenen Binden am Arm in die Regierungsgebäude eilten. Dann bildeten sich rasch Schwärme von Neugierigen, von Ängstlichen, die fragten, um eine Auskunft bettelten. Und wenn einer der Gefragten einen Satz hinwarf,

vielleicht nur, um den lästigen Bettler loszuwerden, dann stürzten sich von allen Seiten Erregte, Neugierige, Hoffende, Verzweifelte herzu, um etwas von der Neuigkeit zu erwischen. Jetzt kamen auch Frauen, um sich zu erkundigen, wann endlich die Soldaten zurückkämen und ob denn auch ja nicht mehr da draußen geschossen würde.

Jedes weitere Opfer erschien nun sinnlos. Einer meiner Verwandten, ein junger Fliegeroffizier, wurde am Vormittag des 9. November durch Granatvolltreffer in der Luft getötet. Seine Maschine wurde in tausend Fetzen gerissen, von ihm selber fand man keine Spur mehr. Seine Mutter erhielt die Nachricht am 10. November, nachdem sie gerade aus dem Dom gekommen war, um dem Himmel zu danken, daß der Sohn nun glücklich verschont geblieben.'

Eine merkwürdig uneinheitliche und unheimliche Stimmung lag über Berlin. Die einen taumelten von Fest zu Fest, von Feier zu Feier, die andern irrten verzweifelt durch die Straßen und wußten nicht, an wen sie sich in ihrer Not wenden sollten. Teilnahmlos standen Soldaten an den Ecken herum. Sie wußten mit dieser Zeit nichts anzufangen. Viele lungerten in den billigen Kneipen, dumpf vor sich hinstierend. Die Meuterer und Deserteure hatten sich mittlerweile im Schloß häuslich niedergelassen und stahlen wie die Raben. Das Geschäft der Hehler blühte, und es wurde besser und lohnender, als die ersten Warentransporte der Etappe eintrafen. Da war keiner mehr, der die Vorräte schützte. Ganze Wagenladungen wurden verschoben, und die Pferde dazu. Wer ein Lump war und Geld hatte, konnte in Wochen, ja, in Tagen ein reicher Mann sein. In den Weinstuben floß der Sekt in Strömen. Arme, ausgehungerte, abgehärmte Mädel wurden eine leichte Beute der Prasser. Für ein gutes Abendbrot warfen sich die Unglückseligen weg. Für eine lumpige Kette, für einen schäbigen Pelzkragen, für eine flüchtige Stunde, die sie Glück nannten, verkauften sie sich. Es ging ein Schlagwort umher, man müsse so sehr viel nachholen. Und dieses Schlagwort sprengte allen Anstand, alle

Ehrlichkeit. In dichten Scharen strömten die Ostjuden über die Grenzen. Die Gegend um den Schlesischen Bahnhof war ein einziges Getto. Da liefen sie umher, diese Schakale, in dreckigen, ausgefransten Kaftanen, den speckigen hohen Filzhut auf dem Kopf, demütig kriechend, um ein Geschäftchen winselnd, verlegen sich den breiten krausen Backenbart streichend. Und nach ein paar Tagen waren sie gar nicht mehr demütig, da traten sie schon frech und fordernd auf. Da hausten sie auch nicht mehr zu einem Dutzend in einem kleinen verwanzten Kämmerchen am Schlesischen Bahnhof, da zogen sie schon nach Charlottenburg in die Krumme Straße, und da hockten sie schon in dichten Rudeln in den Cafés um eine Tasse oder ein Glas vom Billigsten. Stundenlang saßen sie da, mauschelnd, gestikulierend, warfen den Frauen und Mädchen freche Blicke zu, schmierten die Mamortische mit Zahlen voll. In der Münzstraße am Alexanderplatz, in der Weinmeisterstraße, in allen dunklen Gassen Berlins standen sie in den Hausfluren und boten Ringe an, goldene Uhren, Anzüge, Fahrräder. Alles, was gerade in Berlin gestohlen wurde. Und die Polizei war machtlos, war zu schwach, dieses Verbrechertums Herr zu werden. Vielleicht aber waren die Verantwortlichen auch zu feige. Es kam schon vor, daß ein Beamter des Präsidiums einem Bestohlenen schulterzuckend riet, doch selbst einmal auf die Suche zu gehen und möglichst preiswert sein Eigentum von irgendeinem Juden zurückzukaufen.

Je unerträglicher die Lage wurde, um so sehnsüchtiger sahen die Augen derer, die das Chaos in Deutschland fürchteten, zu Erzberger. Man wußte nur, daß er ohne einflußreiche Offiziere zu den Waffenstillstandsverhandlungen gefahren war, um ja die Franzosen nicht zu reizen. Und es hatte sich schon herumgesprochen, daß er um Haaresbreite in den Tod gefahren wäre, weil sein Auto aus der Kurve geschleudert worden war.

Aber das war auch fast alles, was man wußte. Sonst mutmaßte man nur. Je mehr Stunden und Tage aber vergingen, ehe Gewißheit kam, desto tiefer sanken die Hoffnungen, desto

größer aber wurde auch der Taumel, in dem sich die Menschen zu betäuben suchten.

Mittlerweile hatte Marschall Foch die deutsche Delegation im Walde von Compiègne in seinem Salonwagen empfangen. Er hatte sie nicht für wert gehalten, sie in sein Hauptquartier zu bitten. Mit eisigem Hohn hatten die Feinde darauf hingewiesen, daß die Deutschen hier nichts weiter zu tun hätten, als die Bedingungen entgegenzunehmen. Und die Bedingungen waren keineswegs danach, daß sie eine Berechtigung für Siegesfeiern und Freudentaumel gegeben hätten. Innerhalb von zwei Wochen sollten Belgien, Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen geräumt sein, zehn Tage später mußten die deutschen Truppen hinter dem Rhein stehen. Der Feind forderte für sich das Recht, die Brückenköpfe von Koblenz, Mainz und Köln zu besetzen. Im Osten sollten sich die Deutschen bis hinter die Grenzen von 1914 zurückziehen. Der Frieden mit Rußland und Rumänien wurde für nichtig erklärt. Sofort sollten sämtliche U-Boote ausgeliefert werden, dazu sechs der neuesten Panzerkreuzer, zehn Linienschiffe, acht Kreuzer, fünfhundert Torpedoboote, fünftausend Geschütze, dreißigtausend Maschinengewehre, dreitausend Minenwerfer, zweitausend Flugzeuge. Und so ging es weiter: Forderung auf Forderung! Aber die Blockade sollte weiterbestehen bleiben!

Kalt und mit brutaler Verachtung stellte Foch den Deutschen eine Galgenfrist von zweiundsiebzig Stunden zur Annahme. Sonst würden sofort die Geschütze von neuem brüllen, die Maschinengewehre wieder hämmern, die Gasgranaten platzen. Am 11. November, um 11 Uhr vormittags, lief die Frist ab!

Herr Erzberger war nicht der Mann, mit einem Foch zu verhandeln. Hier hätte nur ein deutscher Soldat ein Wort der Ehre und der Pflicht sprechen können. Als was man Erzberger ansah und wie man ihn behandelte, konnte er am besten selber ersehen, als er den Wunsch äußerte, am 10. November zur Messe zu gehen, deren Besuch er als Zentrumsmann und gehorsamer Sohn seiner alles bewegenden katholischen Kirche

für dringend nötig hielt. Der französische Schlafwagendiener erwies sich als Gefangenaufseher, der höflich, aber bestimmt die allerdings auch sehr merkwürdige Bitte mit dem Hinweis abschlug, sie hätte einen Tag früher vorgebracht werden müssen!

Der Feind dachte nicht daran, auch nur ein Jota von seinen Bedingungen abzulassen. Die Engländer drohten, Helgoland zu besetzen. Ja, es schien, als ob man Deutschland endgültig in den Abgrund stoßen wollte und insgeheim hoffte, die deutsche Regierung würde soviel Ehre im Leibe haben, diese Bedingungen entrüstet zurückzuweisen.

Erzberger raffte sich nicht einmal zu einer großen Geste auf, als er demütig unter dem beleidigenden Spott Fochs die Bedingungen, die nichts weiter waren als Fußtritte und Ohrfeigen, unterzeichnete. Nur für sechsunddreißig Tage wurde der Waffenstillstand abgeschlossen. Dann also sollte es neue Vergewaltigungen, neuen Hohn, neue Gemeinheiten geben! Deutschland mußte die gefangenen Feinde in die Heimat zurückschicken. Wann aber die Deutschen, die in der Ferne hinter dem Stacheldraht schmachteten, ihr Land wiedersehen würden, stand in den Sternen.

Die Regierung hatte das Schwert zerbrochen und damit die Ehre verloren. Das Volk aber mußte es bitter erleben, daß, wer die Ehre verliert, in den Untergang taumelt. Und ein Taumel begann, so wild und so verzweifelt, wie ihn wohl kaum ein Volk der Geschichte jemals erlebt hat. Die letzten Dämme des Anstands barsten vor der steigenden Flut der Gier. Tonangebend waren die lüsternen, feisten Juden. Ihr Kaftan war dem Cutaway gewichen, und ihren Kopf bedeckte jetzt die „Melone", der Judenhelm. Nur ein bläulichschwarzer Schimmer am Kinn und an den dicken Backen erinnerte an den früher so stolz zur Schau getragenen krausen rituellen Bart. Nachtlokal wuchs neben Nachtlokal aus dem Asphalt, in schmutzigen Hinterhöfen, in notdürftig angepinselten Kellerlöchern wurden Spielhöllen gegründet, und wer ein paar Banknoten errafft hatte, der verjubelte sie mit den Nackttänzerinnen, die in

verwanzten Privatwohnungen für viel Geld ihre geringe, aber völlig eindeutige „Kunst" zeigten. Zwischen den geilen Schiebern und den elegant ausstaffierten Verbrechern stand dann zuweilen ein abgehärmter Mann, dem man die Not und Erschütterung der Schlacht noch vom Gesicht ablesen konnte. Er suchte das große Vergessen im Taumel, bis er, angewidert von der Verkommenheit, angeekelt von der Würdelosigkeit, hinausstürzte in die kalte, regnerische Nacht. Selbstmorde wurden zahlreich wie nie zuvor. Aus den Kanälen und Seen Berlins fischte man die Verzweifelten, von den Fensterkreuzen löste man den Strick, mit dem die Hoffnungslosen ihr Leben erwürgten, neben den Schienen fand man die blutigen, verstümmelten Leiber der Ratlosen, in kalten, öden Dachkammern fand man die abgezehrten Leichen der Verhungerten.

Aber die stumme Anklage der Selbstmörder wurde nicht gehört. Der Taumel der Gierigen ging über ihre Gräber hinweg. Theater entstanden, in denen vor Sadisten und Perversen die ekelhaftesten Szenen gespielt wurden.

Deutschland war fast ein Volk von Selbstmördern geworden, und fast alle schienen nur einen eignen Weg des Selbstmordes zu suchen.

Nur wenige kümmerten sich um die entsetzlichen politischen Nachrichten, die jetzt die Spalten der Zeitungen füllten. Die meisten ließen teilnahmlos die Wogen des Unheils heranbrausen. Vielleicht glaubten sie ernsthaft an jene Mär vom Strafgericht Gottes über Deutschland, die von den Kanzeln als fürchterlich drohende und demütigende Nachricht verkündet wurde. Die Soldaten, die auf Grenzwacht standen, taten verbissen und trotzig ihre Pflicht und lachten verächtlich über die kümmerliche republikanische Soldatenwehr, die halbe Sache mit den roten Verbrechern machte. Fritz Ebert, der sich längst aus einem Arbeiterführer in einen demokratischen Spießer verwandelt hatte, teilte sich mit dem alles Deutsche tödlich hassenden Juden Hugo Haase in die Macht.

Der Achtstundentag wurde als großer Sieg der Arbeiterklasse über das Bürgertum gefeiert. Jedes klassenbewußte Dienstmädchen besuchte die Versammlungen der Roten und ließ sich gegen die „Herrschaft“ aufhetzen. Nach acht Stunden Arbeit verließ die Köchin die Töpfe, denn die „Straße“ gehörte ihr und rief zur Demonstration.

Endlos schien der Marsch der müden, abgekämpften Truppen zu sein. Züge verkehrten nicht mehr, und wenn wirklich noch einer fuhr, mußte er die Kranken aufnehmen. Die Roten kümmerten sich nicht darum. Traurig war der Einzug des Heeres, und die Soldaten sahen kaum zu den träge flatternden Fahnen hin, kaum merkten sie, daß ihnen Girlanden hier und dort gewunden waren. Die wenigen in der Heimat, die ihre Ehre nicht verkauft hatten, schämten sich vor den gebeugten Gestalten der Soldaten, und die Roten hatten nur eine besorgte Eile, den Truppen schnell die Waffen abzunehmen und aus Kriegern arbeitslose Zivilisten zu machen.

Noch einmal wurde der Name Hindenburg genannt. Der alte Mann setzte sich mit aller Kraft dafür ein, das geschmähte Heer in einigermaßen geschlossenen Verbänden nach Hause zu führen. General Gröner hatte sich Fritz Ebert und seinen Helfershelfern willig zur Verfügung gestellt. Die Roten und Rosaroten konnten erleichtert aufatmen, die Armee würde ungefährlich bleiben, und mit den paar hart und fest gebliebenen Offizieren wollte man schon fertig werden!

Weihnachten stand vor der Tür.

Das Fest der Liebe?

Die frischen Grabhügel häuften sich in unübersehbaren Reihen, und die Zahl derer, die Hungers starben und erfroren, wuchs und wuchs.

Wer einen Weihnachtsbaum haben wollte, mußte sich ein Beil nehmen und mit den lebensgefährlich überfüllten Vorortzügen hinausfahren nach Woltersdorf oder Wildpark und sich irgendwo ein Stämmchen schlagen. Kerzen gab es nicht. Die waren aber auch schließlich nicht so wichtig.

Mit etwas Watte schmückten wir unsern Baum, den ich aus der Nähe Potsdams geholt hatte. Auf dem Bahnhof Charlottenburg mußte ich noch einen Kampf bestehen, als ein angetrunkener Kerl mir die kleine, reichlich kahle Fichte entreißen wollte.

Nun saßen wir um den Baum und wagten kaum, uns anzusehen. Mutter hatte erst am Klavier gesessen und die ersten Takte eines Weihnachtsliedes gespielt, dann aber ließ sie die Hände sinken. Weiß Gott, es war keine Zeit, weiche oder gar frohe Stimmungen aufkommen zu lassen. Vater hatte schon vor längerer Zeit den grauen Rock ausgezogen und war auf seinen Posten in der Großbank zurückgekehrt. Er hatte seine Abteilungen kaum wiedererkannt, fast alles neue Gesichter, und fast alles jüdische! Die Rückkehrer hatten es schwer, sich zu behaupten. Sie waren zu lange dem kaufmännischen Leben und Denken ferngeblieben. Und die jüdischen „Kollegen", die sie jetzt vorfanden, setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um den alten Soldaten kein Recht werden zu lassen. So kam es, daß Vater ernstliche Sorgen um seine und unsere Zukunft

hatte, um so schwerere Sorgen, als es kaum noch Wege für ehrliche Menschen gab, das für einen größeren Haushalt nötige Geld heranzuschaffen.

In den Straßen Berlins rotteten sich immer größere Menschenmassen zusammen, die sich von den Agenten Moskaus zum Aufstand, zur Plünderung, zum Bürgerkrieg aufhetzen ließen. Gerade in der Weihnachtszeit waren zahllose Geschäfte geplündert worden, nicht nur Lebensmittelläden, sondern ganz besonders Juweliergeschäfte. Ganz offen bewaffneten sich die Spartakisten und drohten höhnisch, demnächst Berlin in Flammen aufgehen zu lassen.

Liebknecht und Rosa Luxemburg fuhren von einer Massenversammlung zur andern und verkündeten unter dem jubelnden Gejohle der beutegierigen Massen die baldige Ankunft des ersehnten Tages, der die Diktatur des Proletariats heraufführen sollte. Die schwarzrotgoldenen Fahnen waren sehr schnell den roten Fetzen, die Hammer und Sichel trugen, gewichen. Und immer wieder wurde ein Name genannt: Radek! Ihm ging der Ruf eines unbarmherzigen, zynischen Bluthundes voraus. Radek, so erzählten sich die Spartakisten in ihren Kneipen, würde den Anschluß Deutschlands an die Sowjetunion durchführen, Liebknecht und die Rosa wären nur die Wegbereiter für ihn.

Von Radek sollte auch die Parole ausgegangen sein, den Weihnachtsbaum abzuschaffen, ja, überhaupt kein Weihnachtsfest zu feiern. Hier und da waren schon Fensterscheiben, hinter denen ein Tannenbaum sichtbar wurde, eingeworfen worden. In den Reihen der Hungerdemonstranten, die vor die Rathäuser zogen, wurden Verwünschungen und Drohungen laut, die durchaus danach waren, die ohnehin schon verängstigten Bürger in Schrecken und Verzweiflung zu setzen. Bezeichnend aber war, daß keinem der immer frecher und rücksichtsloser auftretenden Juden auch nur ein Haar gekrümmt wurde, kein einziger Judenladen wurde geplündert. Es hieß, Radek hätte das aufs strengste verboten. Keiner aber schien etwas dabei zu

finden, wenn jiddisch mauschelnde Dreckfinken vor Männern, die das Aussehen von Offizieren hatten, ausspuckten oder deutsche Frauen in gemeinster Weise belästigten.

Nein, die Zeit war nicht danach, ein frohes Weihnachtsfest zu feiern.

Meine Stimmung war sehr gedrückt. Im Gymnasium war es zu schweren Zusammenstößen gekommen. Wir hatten einen Schülerrat gründen müssen. Für die mittleren Klassen war ich als Vertrauensmann gewählt worden, der Vorsitzende des gesamten Schülerrats aber war ein Jude mit Namen Rothstein. Bei der ersten Vollversammlung, zu der alle Schüler von Quinta bis Oberprima geladen waren, hatte der Oberprimaner Rothstein eine Rede gehalten, die voller Beleidigungen der Armee, der Offiziere, überhaupt jeder deutschen Gesinnung war. Ich war dagegen aufgestanden und hatte mir deswegen von Rothstein drohen lassen müssen, man würde mit mir und allen gegenrevolutionären Elementen kurzen Prozeß machen. Darauf gab es einen großen Lärm, die zahlreichen Juden klatschten Rothstein Beifall, meine Freunde pfiffen. Ich selber war zum Rednerpult vorgesprungen und hatte Rothstein aufgefordert, sich sofort zu entschuldigen. Der hatte höhnisch lächelnd abgewinkt. „Ich werde die Sache bei den in Frage kommenden Stellen vortragen."

Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf stieg. Mit einem Satz sprang ich Rothstein an und schlug blindlings auf ihn ein.

Die erste Schülervollversammlung nahm ein unrühmliches Ende. Ich bekam als „Friedensstörer" eine Stunde Arrest und die dringende Ermahnung, mich mit den gegebenen Tatsachen abzufinden. Außerdem wurde mir bedeutet, daß man keineswegs mit meinen wissenschaftlichen Leistungen zufrieden sei, auch würde mein Verhalten von Tag zu Tag auffässiger.

Zähneknirschend hatte ich das Urteil aufgenommen. Es stimmte schon, daß meine Leistungen, überhaupt mein ganzes Interesse an der Schule nachließen. Ich schwänzte zu häufig den Unterricht, allerdings war nicht eine plötzliche Faulheit

schuld daran, sondern mein Hang, durch die Straßen zu gehen und zu beobachten. Es stimmte auch gewiß, daß ich auffässig wurde. Wir hatten für Griechisch einen Assessor Dr. Levy bekommen, einen elegant gekleideten, parfümierten Juden, der die Odyssee benutzte, um sich über Krieger und Helden lustig zu machen. Es tat mir wohl, ihm freche Antworten zu geben und meine Klassenkameraden gegen ihn aufzuhetzen. Mein Führungszeugnis wurde sehr schlecht. Es verging auch kein Tag, an dem ich mich in der Schule sehen ließ, der nicht die Eintragung meines Namens und irgendeines Vergehens gegen die Schulordnung in das Klassenbuch brachte.

Ich wollte auch gar kein Musterschüler sein. Ich legte es darauf an, als Meuterer und Rebell angesehen zu werden. Wenn Dr. Levy mit überschnappender Stimme mich auszankte, fühlte ich eine ehrliche Befriedigung.

Zu Beginn der Weihnachtsferien hatte Vater einen Brief der Schulleitung bekommen. „Es erscheint sehr fraglich, ob Ihr Sohn unter den geschilderten Umständen das Klassenziel erreichen wird!"

Vater hatte mich in sein Zimmer genommen und versucht, mir den Kopf zurechtzusetzen. „Nimm doch Vernunft an. Wenn du erst mal dein Abitur gemacht hast, kannst du anfangen, was du willst. Das ist der Schlüssel zum Leben!"

Ich schüttelte trotzig den Kopf. Ich wollte ja gar keine Vernunft im Sinne der Schule und meines Vaters annehmen. Das bedeutete ja doch letztlich nichts anderes, als daß ich mich zu beugen und ja und amen zu sagen hätte. Das aber verbot mir mein Stolz und, wie ich glaubte, auch meine Pflicht, denn meine gleichgesinnten Kameraden sahen in mir ihren Sprecher und vertrauten mir. Ich konnte dieses Vertrauen doch nicht enttäuschen.

Vater wurde ärgerlich. „Wenn du nicht hören willst, mußt du eben fühlen. Bleibst du Ostern sitzen, nehme ich dich aus der Schule und stecke dich in eine Kaufmannslehre, dann kannst du sehen, wie die Welt wirklich ist."

Der Gedanke erschien mir gar nicht so schrecklich. „Melde mich dann bitte auf dem Segelschulschiff der Reederei Visser an. Ich habe gelesen, daß zum Sommer Schiffsjungen eingestellt werden."

Vater war sprachlos. „Du willst ...?" Ich nickte nachdrücklich. „Was soll ich denn schon hier? Vielleicht warten, bis sie mich aus der Schule werfen?"

Teufel auch, es war kein rechtes Weihnachtsfest.

Der dürftige Baum ohne Lichter ärgerte mich. Mit mir selber war ich unzufrieden, mit Vater, Mutter, Grete, mit der Schule, mit Deutschland, mit der ganzen Welt. Und mit dem lieben Gott erst recht, denn wenn er wirklich vorhanden war, wie er sich in der Schule erklären ließ, dann mußte er sicher sehr deutschfeindlich sein.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag besuchte ich den Kommandanten. Er sah älter aus und verbissener. Das Lächeln, das bei meinem Eintritt in seine Augen kam, wich sehr schnell dem Ausdruck eines abgründigen Hasses, als er von den Machthabern und den Zuständen sprach.

Seine Tochter, eine sehr zarte, sehr empfindliche Frau, brachte Tee und etwas Honiggebäck. Einen Augenblick wurde er fast heiter. „Langen Sie zu, Eggers, solchen anständigen Honigkuchen, wie ihn meine Tochter backt, bekommen Sie nicht zum zweitenmal in Deutschland."

Mit einem dankbaren Blick verließ sie das Zimmer.

Der Kommandant zündete sich eine dicke schwarze Brasil an und paffte aufgeregt. Mit großen Schritten ging er auf und ab und überließ mir das Gebäck, das tatsächlich ganz ausgezeichnet schmeckte.

Dann stellte er sich plötzlich vor mich hin und sah mich durchdringend an. „Es bereitet sich allerlei vor."

Ich nickte. „Jawohl, Herr Kommandant. Radek bereitet den Bürgerkrieg vor."

Der Kommandant schüttelte den Kopf. Seine Stimme wurde leiser, aufgeregter. „Das auch. Aber noch etwas. Der Widerstand wächst. Glauben Sie denn, wir ließen uns wehrlos alles gefallen, was die Roten mit uns machen?"

Ich sprang auf. „Herr Kommandant! Gegenrevolution?"

„So weit sind wir noch nicht. Zunächst handelt es sich um Abwehrmaßnahmen."

Unbewußt hatte ich den Arm des Kommandanten gepackt. „Wann geht es los? Darf ich dabei sein?"

„Ich werde Sie benachrichtigen, Eggers. Vielleicht können Sie als Ordonnanz bei mir eintreten."

Ich jubelte auf. Doch ein Wink des Kommandanten ließ mich verstummen. „Kein Wort, Eggers!"

Ich knallte die Hacken zusammen. „Verlassen Sie sich darauf!"

Die Tochter steckte den Kopf zur Tür herein. „Vater, ich habe den Weihnachtsbaum noch einmal fertiggemacht!"

Der Kommandant legte seinen Arm auf meine Schulter. „Kommen Sie, Eggers. Wir wollen noch etwas vom Leben sprechen und Ihrer Zukunft!"

Eine wundervolle Stimmung umfing mich. Die Kerzen leuchteten so hell und innig, die Tannenzweige knisterten, und es roch nach Weihnachten. Die Tochter setzte sich an den Flügel und spielte Weihnachtslieder, deutsche, träumerische Weihnachtslieder.

Mein Herz strömte über vor Freude.

Himmel, wie schön war doch das Leben. Und Kampf sollte es geben!

Die Turnhalle meines Gymnasiums war beschlagnahmt worden für eine Heimkehrerkompanie. In einer Ecke lagen Waffen und Munition, Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände. Ich freundete mich mit einem jungen Gefreiten an. Walter Hebel hieß er und stammte aus Erfurt. Meine Eltern waren damit einverstanden, daß Hebel in unserm Haus ein Quartier

bekam. Aus Dankbarkeit ließ er es zu, daß ich mir ein gutes Gewehr aussuchte. Er selber besorgte mir fünfhundert Schuß Munition. In ein paar Tagen glich mein Zimmer einem kleinen Waffenlager. Ich hatte Handgranaten, ein Seitengewehr mit Säge, einen allerdings viel zu großen und vielmals geflickten Waffenrock, Stiefelhosen, Stiefel, einen neuen Stahlhelm, einen bis auf die Fußspitzen reichenden Mantel, Koppel, Brotbeutel, Feldflasche, Gasmaske, Tornister. Es fehlte nichts. Selbst Verbandpäckchen hatte ich in Hülle und Fülle.

Nachrichten kamen aus dem Osten, die in ihrer Schrecklichkeit selbst die Sorgen um die innere Sicherheit Deutschlands übertönten. Polnische Freiwillige waren zum Angriff gegen die Reste der deutschen Truppen übergegangen. Am 28. Dezember fiel die Stadt Posen in ihre Hand. Stück für Stück wurde deutsches Land der Heimat entrissen.

Zum 19. Januar 1919 waren die Wahlen zur Nationalversammlung in Weimar ausgeschrieben worden.

Immer neue Fieberschauer schüttelten das deutsche Volk. Parteien erhoben sich und warben. Die Eltern waren der Deutschnationalen Volkspartei beigetreten, die unter der Führung Hergts versprach, den Zustand der Ehre und der Sicherheit wiederherzustellen. Ich war dem D.N.J., dem Deutschnationalen Jugendbund, beigetreten, der mit der Partei zwar offiziell nichts zu tun hatte, aber doch lebhafte Wahlpropaganda für sie unternahm. Zu Tausenden warfen wir Zettel auf die Straßen, in Briefkästen, in Läden, Hunderte von Plakaten klebten wir.

Als es bekannt wurde, daß die Feinde die Auslieferung des Kaisers verlangten, um ihn in einem öffentlichen Gericht als Kriegsschuldigen zu verurteilen, wurde meine ganze Familie Mitglied des „Vereins zum Schutze des Lebens und der persönlichen Sicherheit Kaiser Wilhelms II."

Auf Veranlassung des Kommandanten war ich in den „Deutschen Schutz- und Trutzbund" eingetreten, der eindeutige judenfeindliche Tendenzen hatte. Voller Stolz trug ich das

Hakenkreuz. Zuweilen mußte ich lächeln, wenn ich die vielen Mitgliedsausweise ansah, die ich in meiner Brieftasche trug, aber es war doch eine Lust, zu leben, selbst in diesem verkommenen Deutschland zu leben, als endlich der Widerstand begann.

Anfang Januar war es so weit. Der Kommandant hatte sich der Garde-Kavallerie-Schützendivision zur Verfügung gestellt und hielt sein Wort. Ich durfte seine Ordonnanz werden. Es hatte einen nicht leichten Kampf gekostet, bis ich die Erlaubnis erhielt, bei ihm zu bleiben. Die Division „wollte keine Kinder in ihren Reihen haben". Aber schließlich hatte niemand mehr etwas dagegen einzuwenden, als der Kommandant die Versicherung gab, daß ich nicht aktiv an den Kampfhandlungen beteiligt werden sollte. Im stillen hoffte ich, doch eine Gelegenheit erwischen zu können, nach vorn auszureißen.

In der Division kämpften alte Frontsoldaten aus allen möglichen Berufen. Der Geist war ausgezeichnet. Fast alle Kameraden atmeten befreit auf, nach der chaotischen Fassungslosigkeit wieder die Waffen führen zu können. Der Parademarsch wurde zum Bekenntnis, die Griffe klappten, die Haltung wurde straff: wer jetzt Soldat war, war es aus Protest, und wer heute zum Gewehr griff, tat es im heiligen Trotz des Rebellen. Im Zentrum Berlins hatten sich die Roten eingenistet, im Zeitungsviertel hatten sie sich verschanzt, im Polizeipräsidium saßen sie, die Straßen um den Alexanderplatz hatten sie verbarrikadiert, am Schlesischen Bahnhof ballten sie sich zu Bataillonen, in Adlershof und Köpenick befestigten sie ihre Quartiere.

Berlin glich bis in seinen größeren Umkreis einem Heerlager. Freikorps Reinhard war aufgestellt, die Brigade Ehrhardt stand bereit, die Freikorps Döberitz und Wünsdorf erhoben die Waffen.

Und hätte man nur einen der Soldaten gefragt, ob er für die Republik kämpfte, so hätte er verächtlich ausgespuckt.

Republik? Das war Ebert, das hieß Scheidemann, und schließlich waren ja auch die Kanaillen Haase und Liebknecht, Rosa Luxemburg und Radek Kinder der Republik! Donnerwetter nein! Für die Republik setzte keiner das Leben ein, wenn auch die Freikorps gerufen wurden, um den Bestand der Republik gegen Spartakus zu sichern.

Es ging gegen die Roten, gegen die Pazifisten, gegen die Deserteure und Verräter von 1918. Basta! Und wenn die erst mal davongefegt waren, konnte es weitergehen. Dann kamen sie alle an die Reihe! Warum nicht auch Fritze Ebert?

Noske war zwar auch ein Roter, einer von denen, die wir verachteten. Er galt aber für einen Grad besser als Ebert und die andern. Schon deshalb, weil er seinen Namen unter die Aufrufe setzte, die sich an die Soldaten richteten. Es dauerte auch gar nicht lange, bis die Roten Noske haßten, als ob er ein Offizier wäre. Er schien ihnen gefährlicher zu sein als ein Mann wie Gröner. Und wer ein Gewehr trug, ohne eine rote Kokarde an der Mütze zu haben, wurde sehr schnell zum „Noskehund" ernannt.

Uns war dieses Schimpfwort gleichgültig. Wir marschierten.

Es war nicht ganz einfach, nach Potsdam zu kommen. Man mußte damit rechnen, daß Spartakus die Zufahrtsstraßen beobachtete. Der Kommandant mietete eine Autodroschke und verstaute eigenhändig unsere Waffen unter den Sitzen. Der Fahrer war alter Soldat und half mit grimmigem Lachen. „Hoffentlich bringt ihr bald Ordnung in den Saustall! Das ist ja kein Leben mehr!" Der Kommandant nickte. „Wir werden es schon schaffen!"

Vorsichtig fuhren wir über Charlottenburg nach Spandau. In Spandau sahen wir viel rotes Gesindel. Hier und da wurden Geschäfte geplündert. Eine rote Wehr sorgte dafür, daß nur größere Geschäfte und vor allem keine Judenläden ausgenommen wurden. Um der Räuberei einen kriegerischen Anstrich zu geben, schoß hin und wieder einer der Roten in die Luft. Wir kamen unbehelligt davon, und als Spandau hinter

unserm Rücken lag, steckte der Kommandant, erleichtert aufatmend, den Browning in die Tasche. „Es ist nicht gerade erhebend, auf der Straße totgeschlagen zu werden."

Der Fahrer hatte gelauscht. Über die Schulter sah er uns vergnügt schmunzelnd an. „So leicht hätten wir es den Roten nicht gemacht. Ich habe eine Parabellum bei mir." Damit wies er auf einen Kasten an seiner Seite, aus dem der Kolben dieser Waffe ragte.

Über Kladow und Gatow fuhren wir auf einer holprigen Straße nach Potsdam. Aus manchen Häusern wehten schwarzweißrote Fahnen. Sicher glaubten die Leute, jetzt würde es einen Aufstand geben und der Kaiser wiederkommen. Merkwürdig, die Soldaten sprachen kaum vom Kaiser, und es gab nicht viele, die ihn unbedingt wiederholen wollten. Monarchie? Ja, die wollten wir. Schon um dieser verfluchten Republik ein Ende zu machen. Nur wußten wir nicht recht, wer Kaiser werden sollte. Der Kronprinz hatte kein sehr großes Ansehen, und mit den andern Hohenzollernprinzen wußten wir erst recht nichts anzufangen. Vielleicht würden sich diese Fragen aber schon von selber regeln, wenn erst mal die Roten weggefegt worden waren. Wir wollten uns wenigstens jetzt nicht damit den Kopf und das Herz beschweren.

Am Berliner Schloß flackerten schon seit Tagen immer wieder Schießereien auf. Die Matrosen dort, die Spartakisten, wehrten sich nicht schlecht. Sie zeigten auch weniger Furcht, als wir erwartet hatten. Die Zahl der Toten wuchs, und häufig genug fielen Leute, die vielleicht noch nie in ihrem Leben ein Gewehr angerührt hatten. Frauen, Kinder und Greise waren unter den Erschossenen. Überall flackerten wilde Schießereien auf, und man konnte unmöglich immer den Grund dazu sagen. Wenn die Spannung unerträglich wurde, drückte man ab. Das beruhigte und hielt die Neugierigen, denen man nicht trauen durfte, vom Leibe. Eine verfluchte Angelegenheit, wenn man sie recht überdachte. Ein paar Schüsse trieben sie in die Hauseingänge, wahllos Harmlose, Neugierige und Rote. Und nach

der unnützen Ballerei waren sie wieder alle auf der Straße, die Roten mitten unter den andern. Auf den Dächern hatten die Spartakisten gut versteckte Maschinengewehrnester, und wenn dann ein solches Haus nach kurzem Feuer durchsucht wurde, war es unmöglich, unter den Harmlosen und Verängstigten die roten Schützen herauszufinden. Und weil man sie ja nicht alle erschießen konnte, die da, an die Wand gedrückt, in den Treppenhäusern standen, mußte man sie schon wohl oder übel alle laufen lassen. Nur denen, die verdächtig aussahen oder ängstlich die Augen wegdrehten, konnte man bestenfalls den Kolben ins Kreuz stoßen.

Wir hatten uns in den Zelten eingerichtet, nicht weit vom Reichstag entfernt. Und warteten auf den Befehl. Die Roten wußten auch nicht recht, was sie beginnen sollten. Sie hatten die Macht, hatten die Massen, hatten Waffen. Aber beide Parteien fühlten sich unsicher, gefährdet. Fast hoffnungslos, weil keine Befehle kamen. Die Umzüge der Roten ließen wir aufmarschieren und sich wieder zerstreuen. Die Massen waren ungefährlich, die liefen beim ersten Schuß durcheinander. Gefährlich konnten uns nur entschlossene Stoßtrupps werden. Die aber hatten sich in den Gebäuden verschanzt und warteten. Zwischen uns aber und den Roten wickelte sich der Alltag ab mit seinen aber tausenden Menschen, die zur Arbeit gingen in die Fabriken und Banken, in die Werkstätten und Kontore. Der Alltag hatte sich sehr schnell daran gewöhnt, daß die Entscheidung noch immer nicht fiel. Wir hörten, daß jetzt Liebknecht wieder obenan war. Radek war etwas in den Hintergrund getreten. Vielleicht hatte der Name Liebknecht einen etwas besseren Klang bei den Proletariern, ein deutscheren.

Es wurde viel gemunkelt in diesen Tagen, und es hörte sich so an, als ob unsere Lage verteufelt wäre. In Hamburg, in München, im Industriegebiet und in Sachsen sollten die Roten Herren der Lage sein. Man sprach von einer gewaltigen Roten Armee, deren Aufstellung nunmehr beendet wäre.

Die Macht des Proletariats bekamen wir weniger durch die Kugeln als durch eine weit gefährlichere Waffe zu spüren: durch den Streik. In den Stadtvierteln, in denen gestreikt wurde, in denen es kein Gas, kein Wasser, keine Elektrizität gab, herrschte sehr bald das Chaos, das Grauen, jener Zustand, der das Bürgertum in kürzester Zeit auf die Knie zwang. Wir hatten darum die erste Sorge, den Ausbruch von Streiks zu verhindern oder durch verschärften Druck den Streik zu beenden. Eine andere Sorge galt der Freihaltung der Eisenbahnstrecken. Die Roten versuchten, das Chaos durch die Aushungerung Berlins zu vergrößern.

„Alle Räder stehen still,
wenn dein starker Arm es will."

Tausendmal haben wir dieses proletarische Lied gehört, und tausendmal haben wir die verflucht, die die gewaltige und wunderbare Kraft der Arbeit und des Arbeiters mißbrauchen wollten zur Zerstörung.

Wenn die Massen der Roten mit ihren Liedern, ihren Fahnen, ihren Transparenten, ihren Rufen an uns vorüberzogen, haben wir manchmal davon gesprochen, daß die Drahtzieher Liebknecht, Rosa Luxemburg, Haase, Radek, Scheidemann und wie sie alle hießen, erschossen werden müßten.

Oft mußten wir Schimpfworte hören: „Bluthunde", „Kapitalistenknechte", „Arbeitermörder". Wir haben schließlich nicht mehr hingehört. Waren wir Kapitalistenknechte? Wir wußten nicht, wer das Geld für unsere Löhnung aufbrachte. Sicher gab Noske die Mittel, denn er ließ sich gelegentlich bei den Truppen sehen, ohne daß man ihn allerdings sonderlich beachtete, höchstens, daß ihn ein herablassend neugieriger Blick traf.

Waren wir Bluthunde? Wir liebten die Gewehre, das ist wahr. Und es war ein fast prickelndes Lustgefühl, den Patronenrahmen in die Kammer des Gewehres zu schieben, durchzuladen und zu schießen. Aber daß es Freude machte, auf deutsche Arbeiter zu schießen, wird keiner von uns je empfunden haben. Weil wir kriegerisch empfanden, hatten wir Freude an den

Waffen. Am Töten hatte niemand von uns Freude. Als ich Unter den Linden den ersten Erschossenen sah, habe ich mich übergeben müssen. Und wochenlang habe ich gegen eine würgende Übelkeit kämpfen müssen, wenn ich an ihn dachte. Wir waren Soldaten und lehnten es ab, darüber zu streiten, worin sich der Krieger vom Mörder unterscheidet.

Und welchen Grund sollten wir gehabt haben, gerade Arbeiter zu morden? Die meisten von uns waren Arbeiter und Handwerker oder hatten doch Väter und Brüder, die Arbeiter und Handwerker waren. Irrsinn, zu glauben, wir wären Arbeiterfeinde gewesen. Ja, wir haßten die Verführer der Arbeiter bis auf den Tod. Und wir haben auch manchen von ihnen getötet! Die Stimmung wurde auf beiden Seiten von Tag zu Tag gereizter. Unser Zorn wuchs, als wir erfahren mußten, daß Kameraden, die in die Hand der Roten kamen, auf das grausamste gequält und verstümmelt worden waren. Die Gewehre schossen jetzt früher, wir warteten nicht mehr, bis die Roten zehn Schritt von uns entfernt waren. Wer bei „Halt! Stehenbleiben!" nicht stand, wurde angeschossen. Vielleicht grausam! Aber doch besser, als im nächsten Augenblick selber blutend am Boden zu liegen.

Nachdem ich einigemal durch meine Unerfahrenheit und wohl auch durch meinen abenteuersuchenden Leichtsinn in große Gefahr geraten war, durfte ich nicht mehr von der Seite des Kommandanten weichen. Murrend gab ich mein Ehrenwort, ohne ausdrücklichen Befehl an keiner Erkundung mehr teilzunehmen. Ich wußte, daß der Kommandant Ernst machen würde, daß er mich ohne Erbarmen nach Hause geschickt hätte.

Die Soldaten begannen allmählich unzufrieden zu werden, als noch immer kein Befehl kam. Sie wollten sich nicht jede Stunde aufs neue beschimpfen und bespeien lassen. Die Regierung wußte nicht, was sie tun sollte. Einmal wollte sie die Proletarier vor der Wahl nicht „reizen", dann aber hatte sie Furcht, ob unter diesen Umständen überhaupt eine Wahl zustande kommen könnte. Schließlich überwog aber die Angst,

daß die spartakistischen Arbeiter- und Soldatenräte, kurz A.- und S.-Räte genannt, zuviel Macht gewinnen würden. So ließ sie durch Noske einige sehr pflaumenweiche Anordnungen ergehen, daß die Ruhe und Sicherheit wiederhergestellt werden sollten. Natürlich möglichst unter Vermeidung jeden Blutvergießens. Die Säuberung Berlins geschah schlagartig. Das Zeitungsviertel wurde in ein paar Stunden genommen. Lediglich um das Polizeipräsidium und den Alexanderplatz wurde länger gekämpft. Als erst die Minenwerfer in den Straßen krachten, als die Minen ganze Häuser zerrissen, war der Spartakistenspuk rasch verflogen. Der Mob brüllte auf, und die Juden zeterten über die angebliche Grausamkeit, mit der die Freikorps vorgingen. Was warf man nicht alles den Soldaten vor! Wir mußten herzlich lachen, als wir hörten, daß Schloß und Marstall mit Gasgranaten beschossen worden seien! Schaudernd kamen nach den Kämpfen die Bürger aus den Kellerlöchern und sahen sich die Verwüstungen an. Der Schloßbalkon, auf dem sooft der Kaiser gestanden hatte, hing zerschossen herunter, die großen Fenster waren völlig zertrümmert, eine große Portalsäule lag mitten auf dem Schloßplatz, der Marstall brannte. Es sah schlimm aus! Und erst das Polizeipräsidium! Da war kaum noch ein ganzer Dachziegel vorhanden. Sprengstücke lagen im ganzen Viertel verstreut. In der Münzstraße, in der Grenadierstraße starrten rauchgeschwärzte Hausruinen in den Winterhimmel.

Und wir sollten die Schuld tragen an dem Unheil! Wir waren stolz genug, kein Wort der Verteidigung zu sagen. Nur daß der eine oder andre einmal herzhaft in das Maul eines der Schreier schlug, wenn es ihm zu bunt wurde.

Und als gar in der Zeit um den 15. Januar 1919 herum einige Soldaten das Versteck Liebknechts und Rosa Luxemburgs in einer kleinen Nebenstraße des Fehrbelliner Platzes in Wilmersdorf ausgekundschaftet hatten und Liebknecht und Rosa Luxemburg kurzerhand töteten, rangen sogar rührselige Bürger entsetzt die Hände über solche Grausamkeit.

Diese Bürger konnten es nicht verstehen, warum die beiden sterben mußten. Kein deutsches Gericht hätte damals gewagt, sie rechtskräftig zu verurteilen, und die Regierung wäre niemals auf den Gedanken gekommen, sie festzusetzen und unschädlich zu machen. Es war schon gut, ja, es war sogar bitter nötig, daß ein paar Freischärler die Schuld freiwillig trugen. Weder dem Husar Runge noch dem Leutnant Vogel hat es Freude gemacht, zwei Menschen, die sich nicht zur Wehr setzten, zu töten. Und auch die soldatischen Zeugen dieser Tat hatten schönere und freundlichere Bilder gesehen als jenes Ende zweier politischer Verbrecher. Liebknecht wurde im Tiergarten „auf der Flucht erschossen". Die Kugeln trafen ihn in den Rücken. Rosa Luxemburg wurde, nachdem sie in der Droschke mißhandelt worden war und die Besinnung verloren hatte, in den Landwehrkanal im Tiergarten geworfen. Erst nach Tagen fand man ihre Leiche.

Und doch war keiner der Männer, die diese Verbrecher töteten, ein Mörder. Man warf ihnen vor, sie hätten ohne Auftrag gehandelt. Sie hatten aber einen Auftrag, einen heiligeren, als er auf Papier geschrieben werden kann, den Auftrag ihres Herzens. Sie wußten, daß Liebknecht und Rosa Luxemburg ungezählte Tausende deutscher Soldaten auf dem Gewissen hatten, als sie damals im Kriege zum Munitionsarbeiterstreik hetzten. Sie wußten, daß die Opfer des Bürgerkrieges, der eben erst ein vorläufiges Ende gefunden hatte, das Schuldkonto dieser beiden belasteten. So waren die, die sie aus dem Leben auslöschten, keine Henker, sondern Vollstrecker eines geheimen Befehls der Ehre und der Pflicht.

Der Schreck über den jähen Untergang ihrer beiden angebeteten Führer lähmte die Entschlußkraft der Spartakisten, und die Angst, ein ebensolches Ende zu finden, machte das Herz der jüdischen Hetzer noch feiger. Sicher, es war nicht taktvoll, als wir in jenen Tagen, wenn wir durch die Straßen marschierten, höhnend sangen

„Es schwimmt eine Leiche im Landwehrkanal",

aber wir waren Soldaten und hatten keine Veranlassung, die Gefühle derer zu schonen, die uns noch grausamer umgebracht hätten, wenn sie unserer Herr geworden wären.

Die Wogen der Erregung gingen so hoch, daß kaum einer davon Notiz nahm, daß am 16. Januar 1919 der Waffenstillstand in Trier verlängert wurde. Als Kaufpreis mußte die gesamte deutsche Handelsflotte ausgeliefert werden.

Die Wahl zur Nationalversammlung kam am 19. Januar tatsächlich zustande. Viele hatten nicht mehr mit der Möglichkeit gerechnet.

Sicher wäre es in Weimar zum Aufstand gekommen, wenn nicht gerade dorthin das zuverlässige Freikorps Maercker geschickt worden wäre.

Es entbehrte nicht einer gewissen Komik, daß die Republik mit innerem Widerstreben immer wieder die Freikorps zum Schutz herbeirufen mußte, obwohl sie ihnen abgründig mißtraute. Und daß die Freikorps, die am liebsten jeden der Roten massakriert hätten, tatsächlich in einer sehr großherzigen soldatischen Disziplin die junge Republik fast von der Stunde ihrer Geburt an schützten und damit überhaupt am Leben erhielten, ist tragikomisch.

Noch aber war das rote Feuer in Deutschland nicht gelöscht, überall schwelte es unter der Oberfläche, überall knisterte und knackte es im Gebälk. Und weil die feindliche Welt hoffte, das Reich würde endgültig unter seinen Trümmern begraben, machte sie sich immer frecher an die Zerstückelung Deutschlands.

Am 22. Januar 1919 kehrte ich in mein Elternhaus zurück. Meine Mutter war vor Aufregung über mein Fernbleiben krank geworden. Die Postkarte, auf der ich mitgeteilt hatte, daß es mir gut ginge, hatte sie nicht zu beruhigen vermocht. Mein Vater machte mir erbitterte Vorwürfe, weil ich durch mein Verhalten noch Schuld am Tode meiner Mutter haben würde. Mir tat es sehr leid, daß Mutter so litt, aber

doch wäre ich jeden Tag wieder zu den Waffen geeilt. In der Schule machte man mir zu meinem Erstaunen keine Vorwürfe. Sicher hatte das seinen Grund darin, daß die Wahl für die bürgerlichen Parteien sehr günstig ausgefallen war, immerhin hatten sie insgesamt 236 Sitze, während die Roten es nur auf 185 gebracht hatten.

Der Oberprimaner Rothstein ging mir aus dem Wege, es fand auch keine Schülerversammlung mehr statt. Dr. Levy vermied in seinem Unterricht jede politische Anzüglichkeit, und ein Jude meiner Klasse fragte mich eines Tages scheu, ob es wahr sei, daß ich eine geladene Pistole in der Tasche trüge. Ich nickte ernsthaft. „Auch noch eine Handgranate, Cohn. Willst du sie mal sehen?" Cohn schüttelte entsetzt den Kopf und lief fort.

Überall prangten jetzt an Mauern und Zäunen riesige Plakate, die für den Eintritt in die Freikorps warben. Im Osten wurde gekämpft! Tief im Baltikum kämpften deutsche Abteilungen mit den Bolschewiken. Polnische Freischärler beunruhigten noch immer die blutende deutsche Grenze.

Am 24. Januar verlegte Hindenburg sein Hauptquartier nach Kolberg. Fast schien es so, als ob, zumindest im Osten, der Krieg von neuem entbrennen würde.

Mit heißen Augen und glühendem Herzen las ich die Zeitungsmeldungen von den Kämpfen und Nöten der deutschen Truppen. Mehr als einmal hatte ich den Entschluß gefaßt, davonzulaufen und mich bei irgendeinem Freikorps anwerben zu lassen. Immer wieder hatte ich den Entschluß aufgegeben, weil mein Vater mich jeden Morgen an mein Wort erinnerte, das ich ihm am Bett meiner Mutter gegeben hatte, vorerst auf der Schule zu bleiben. Auch der Kommandant, der meine Eltern aufgesucht hatte, wollte nichts von meinem Fluchtplan hören. „Ihre Zeit kommt noch, Eggers. Glauben Sie mir, es wird noch Jahre dauern, bis es in Deutschland wieder erträglich wird. Bis dahin wird es noch viele Kämpfe geben, zu denen Sie gerufen werden."

Das war kein Trost für mich. Einmal war ich heimlich zur Werbestelle des Freikorps Reinhard gegangen. Man hatte mich mit freundlichen, aber eindeutigen Worten nach Hause geschickt. Meinen Ausweis von den Berliner Kämpfen wies man zurück. „Berlin war ein Kinderspiel. Draußen sieht es anders aus. Da brechen so junge Leute nach acht Tagen zusammen."

Beleidigt und traurig schlich ich in mein Zimmer. Die Fürsprache des Kommandanten fehlte.

Seit dem 18. Januar 1919 hatte sich in Paris und Versailles die Friedenskonferenz versammelt. Deutschland war zu den Verhandlungen nicht geladen worden. Dafür aber war Wilson höchst persönlich erschienen, um sich von seinem Werke zu überzeugen. Über tausend Delegierte waren anwesend, und keiner von ihnen liebte Deutschland. Dazu kamen noch siebzig Sondersachverständige und Bevollmächtigte aller Herren Länder, und auch unter ihnen sah man keinen Freund des blutenden deutschen Landes.

Deutschland schien andere Sorgen zu haben, als an seine Zukunft, an seine Ehre zu denken. Die Republik wollte erst einmal einen richtigen Namen haben. Und die Lohngänger des Novemberstaates verlangten zunächst nach einer gesetzlichen Bestätigung ihrer neuen Ämter und Würden.

Spalte für Spalte waren die Zeitungen erfüllt mit Betrachtungen und Verherrlichungen, mit Mutmaßungen und Prophezeiungen über alle Geschehnisse und Pläne von Weimar. Da traten die Anschläge, die in Paris und in Versailles vorbereitet wurden, in den Hintergrund. Sicher war es den Drahtziehern in der Welt nur lieb.

Am 6. Februar trat in Weimar die Nationalversammlung zusammen. Keine würdige und ehrenwerte Gesellschaft hatte sich dort eingefunden, und man war auch nicht mit der Absicht dorthin gefahren, in männlicher Entschlossenheit zu handeln, man begnügte sich von vornherein, zu verhandeln.

Das war weniger undankbar, weniger anstrengend und trug weniger Feindschaft ein. Zur selben Stunde, da in abgrundtiefem Haß zu Paris die Deutschenfeinde Clemenceau, Lloyd George und Wilson berieten, in welcher Form und mit welchen Mitteln sie Deutschland aus dem Buche der Geschichte löschen sollten, saß der gottbegnadete Papist und Verräter Erzberger in Weimar in einer gemütlichen Weinschenke und schrieb den tiefsinnigen Spruch ins Gästebuch:

Erst mach dein Sach',
Dann trink und lach!

Clemenceau lachte damals nicht, er trank auch nicht. Er sann über das Ende der Deutschen nach und geriet mit Lloyd George ins Handgemenge, weil ihm der Engländer nicht fanatisch genug hassen konnte. Und alles, was törichte und ehrvergessene Männer deutscher Staatsangehörigkeit je aus Dummheit oder Verräterei gegen Deutschland gesagt hatten, wurde eifrig von den Henkern herbeigeschleppt und zuungunsten des Reiches in die Waagschale geworfen. Da marschierten sie auf, die Belastungszeugen: der Kanzler Bethmann-Hollweg neben dem Juden Rathenau, der Marxist Scheidemann neben dem Juden Ballin, der demokratische Prinz Max von Baden neben dem Juden Haase, der Marxist Ebert neben dem gottesfürchtigen Jesuitenknecht Erzberger.

In Weimar aber tranken und lachten sie und ihre Brüder im Geiste.

Der Geist Bethmanns, der feige Geist der Liebedienerei, der Nachgiebigkeit, des Verzichtes stand über all den Tagen und Nächten. Die Gemeinheit eines Rathenau, dem es, wie er selbst ausgesprochen hatte, gelungen war, im letzten Augenblick noch alle Schuld auf Ludendorff zu werfen, der Volksverrat dieses Weisen von Zion, der da gesagt hatte, die Weltgeschichte würde ihren Sinn verlieren, wenn der deutsche Kaiser als Sieger einzöge, hatten der Nationalversammlung ihren Segen gegeben.

Die Brüder im Geiste eines Ballin wußten, daß ein goldenes Zeitalter, eines des hemmungslosen, uneingeschränkten Verdienens der Stunde folgen würde, da ein verirrtes Volk sich seiner Ehre begab.

Und die Dunkelmänner aus der Unterwelt, die einen Erzberger geboren hatte, konnten sich zufrieden die Hände reiben, denn wenn die Sonne der Treue und der Tapferkeit ihren Schein verlor, war die Stunde gekommen, da die ewige Tranlampe der Scheinheiligkeit ihr trübes Licht verbreiten konnte. Sie fühlten sich ganz wohl in ihrer Haut, die Männer von Weimar.

Ehrliche Soldaten wachten über ihrer Sicherheit und bürgten mit ihrer Ehre dafür, daß sie in Ruhe trinken und lachen durften. Panzerwagen und Kanonen, Maschinengewehre und Stacheldrahtverhaue sorgten dafür, daß Spartakus der Freude kein Ende bereitete.

An den eisernen Gesichtern der Krieger, die in grauenerfüllten Stunden die Furcht zu überwinden gelernt hatten, schlichen die neuen Volksvertreter vorüber, kümmerliche Männer, die dem Tod aus dem Wege gegangen waren und die Lehre vom Genuß um jeden Preis als lebenskluges neues Evangelium priesen.

Es bestand Feindschaft zwischen den Soldaten und den aufgeregten Spießbürgern, die sich ungeheuer wichtig vorkamen, dem deutschen Volk eine Verfassung zu geben. Die Soldaten achteten die Wichtigtuer keines Grußes für wert, sie standen Gewehr bei Fuß und hofften auf ein besseres Deutschland, dessen erste Streiter sich in den Freikorps zusammenfanden.

Sie nahmen wenig Anteil daran, daß am 11. Februar Fritz Ebert zum Reichspräsidenten gewählt wurde. Sie gaben sich nicht einmal Mühe, zu fragen, wer unter den zahllosen Zivilisten eigentlich dieser Mann war. Und wenn sie ihn wirklich kannten, wußten sie nicht, ob sie lachen oder sich ekeln sollten, so unmännlich, so kleinbürgerlich, so unaussprechlich unsoldatisch, unrevolutionär und komisch kam ihnen der kleine

feiste Mann mit dem Spitzbart und der unvermeidlichen Melone vor. Ihretwegen hätte auch einer der vielen geschäftigen fetten Juden, die in Weimar umherwimmelten, Präsident werden können. Sie nahmen die Republik zu wenig ernst und trauten ihr kein langes Leben zu, als daß es sich für sie verlohnt hätte, längere Zeit darüber nachzusinnen. Der Mann des Tages war der Jude Preuß, der die Vereinssatzung der Republik, wie man ganz offen die ersten Gesetze zur Verfassung nannte, entworfen und zusammengeleimt hatte. In schwülstigen Reden pries man die Menschenrechte, die Demokratie, die Humanität, das aufsteigende goldene Zeitalter von Schönheit und Würde, und doch wäre in der nächsten Stunde schon der ganze verlogene Zauber verflogen, wenn die Soldaten nach Hause gegangen wären und Weimar dem Chaos der Spartakisten überlassen hätten. Die Regenschirme der Volksvertreter hätte der erste Sturm geknickt.

Da saßen sie nun, die sich stolz die rechtmäßige Regierung des deutschen Volkes nannten, die sieben Roten der Sozialdemokraten, die drei gierigen Goldsucher der Demokraten und die drei Schwarzen des heiligen und gottwohlgefälligen Zentrums, dem die Gnadensonne des Vatikans leuchtete. Da saßen sie und waren recht verlegen, weil sie nicht wußten, wohin sie mit der vielen schönen neuen Würde sollten.

Der einzige Anständige unter dieser erlauchten Versammlung von Narren und Verbrechern war der Graf Brockdorff-Rantzau, ein stiller, hintergründiger Mann, der bereit war, ein letztes, sehr gewagtes Spiel um die deutsche Freiheit zu wagen. Um die Freiheit, die kaum noch einen Pifferling wert war, nachdem die atheistischen Roten mit den gottbesessenen Schwarzen und den beschnittenen jahwehörigen Weltverderbern ein vom Weltgewissen gepriesenes und vom Statthalter des lieben Gottes gesegnetes Bündnis eingegangen waren.

Die Geschäftigkeit der Regierung war so groß, daß die Fragen der Freiheit und der Ehre sich gedulden mußten. Zuerst kam der Handel um die Rechte, um die Sitze, um die Geltung.

Und das Verdienen war so wichtig, daß man die Stimme der Pflicht, die vom Dienen sprach, mit dem marktschreierischen Lärm der Händler übertönte. Und der Lärm war so betäubend, daß man überhörte, wie Österreich an das Tor des deutschen Staates pochte und um Einlaß in das Deutsche Reich bat.

„Bitte nicht zu stören", stand am Eingang des Weimarer Konferenzzimmers, und so ließ man auch die Gedanken nicht eintreten, die die Aufhebung der Kleinstaaterei zugunsten eines großen deutschen Staates forderten. Man hatte ja Parteien und Parlamente genug, warum sollte sich die Regierung auch eine Verantwortung aufbürden? Die Verantwortung konnte gefährlich werden, und wer Verantwortung trug, den konnte man auch eines Tages zur Verantwortung ziehen. Das aber lag durchaus nicht im Sinne dieser Pazifisten.

Das goldene Zeitalter der Verantwortungslosigkeit brach an. Schon am 6. Februar, gerade an dem Tage, an dem die so erlauchte Nationalversammlung zusammentrat, verriet der Schuft Helmut von Gerlach, diese Blüte aller Pazifisten, dieser Hort aller volkserhabenen Menschheitsliebe, die Provinz Posen an die gar nicht pazifistischen, keineswegs mit Menschheitsidealen und Weltbeglückungsplänen beschwerten Polen. Je mehr Deutschland Republik wurde, um so schneller schrumpfte es zur Kümmerlichkeit zusammen. Träge und schlapp hing die neue schwarzrotgoldene Fahne aus den Bodenluken.

Keines der Bataillone aber, die diese Republik stillschweigend zustande kommen ließen, führte jene Fahne. Kein wirklicher Soldat, der für mehr als einen noch so gut bemessenen Lohn in neue Gefahren marschierte, wäre diesem so merkwürdig schmutzig anmutenden Fahnentuch gefolgt.

Ungeheuer präzise in ihrem Vernichtungswillen arbeiteten die Konferenzen der Feinde Deutschlands.

In den Gassen Berlins und Hamburgs, Münchens und Dortmunds gröhlte der Pöbel seinen neuen Schlager

„Ich bin kein Jud, kein Christ,
Ich bin ein Spartakist",

in Paris aber und Versailles, in London, in Neuyork sprach man mit Ehrfurcht von der Vergeltung, von der Rache, von der Wiedergutmachung, und wenn man dort überhaupt zu einem Gott betete, so war es der Gott der Vernichtung, der durch den Mund seiner Priester sprach. Diese Priester, an der Spitze Clemenceau und Lloyd George, waren fanatisch in ihrem Eifer, unermüdlich in der Auslegung der heiligen Worte des großen Propheten des neuen Gottes der Vernichtung: des Propheten Wilson. Zwar hatte auch dieser Prophet, wie ausnahmslos alle Propheten der Geschichte, angeblich und anfänglich andere Absichten, würdigere, schönere, edlere Absichten gehabt, als die Priester es später auslegten, unterschoben, verdrehten, fälschten. Aber auch dieser Prophet, wie alle diese unmännlichen, schwatzenden Propheten der Weltgeschichte, beugte sich schnell dem Eifer seiner Priester. Eine heilige Botschaft von vierzehn Punkten hatte der Prophet Wilson der ehrfürchtig staunenden Welt verkündet, und eine gewaltige Bibel von Kommentaren entstand durch das Wort seiner Priester. Fast zweitausend Priesterkonferenzen waren nötig, um diese Bibel herzustellen.

Weiß der Teufel, es wurde gearbeitet in Paris und Versailles! Triumphierend knatterte die Trikolore auf den Türmen.

Woche auf Woche verging in Tatenlosigkeit und Verzicht. Die Regierung des deutschen Volkes hatte viel damit zu tun, sich zu verwalten.

Die vor wenigen Tagen noch harmlos an den Ecken lungernden Gruppen, die sich damit begnügten, Spottlieder zu singen, wie

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
der Kaiser hat in den Sack gehau'n.
Auguste muß Kartoffeln schäl'n,
der Kronprinz muß Granaten dreh'n"

waren mittlerweile bei Nacht und Nebel nach Süddeutschland und ins Industriegebiet abgewandert. Die Rote Armee wuchs!

Die Diktatur des Proletariats stand vor der Tür.

Die Roten wußten, daß die Freikorps in den Osten zogen, darum hofften sie, im Innern Deutschlands leichtes Spiel zu haben. Sie hinderten keinen Transportzug nach Osten an der Ausfahrt. Sie lauerten aber jedem Soldaten auf, den sie in deutschen Städten trafen.

Die Regierung hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Sie wußte ja, daß zur rechten Zeit doch wieder die gehaßten und verleumdeten deutschen Soldaten da sein würden.

Sie regierte auf ihre Art, das heißt, sie verneigte sich nach Osten und Westen und beteuerte völlig unverlangt unaufhörlich ihren guten Willen, ihre Unschuld und ihre Bereitschaft, notfalls im Interesse des lieben Friedens der andern ja zu sagen.

Erschüttert sahen die wenigen Männer, deren Herz fest geblieben war, auf das unwürdige und undeutsche Treiben. Verbissen sannen sie, wie eine Änderung, notfalls mit den härtesten Mitteln, herbeigeführt werden könnte. Völkische Klubs und nationale Verbände, fast romantische Verschwörerbünde und radikale Geheimorganisationen entstanden. Aber immer nur waren es einzelne, die mit ihrer Tatkraft hervorragten. Es gab keine große nationale, entschlossene Erneuerungsbewegung, und erst recht gab es keine Partei, die gewagt hätte, den bedingungslosen Umsturz im Sinne der Nation auf ihre Fahnen zu schreiben. Es gab nur Regierungshörige und eine kleine harmlose bürgerliche Opposition, die höchstens mit erhobenem Zeigefinger drohte, wenn der Verrat gar zu unverschämt wurde. Die wirkliche Entscheidungsschlacht bereitete sich auf einem anderen Spannungsfeld vor. Da stand auf der einen Seite Spartakus, entschlossen, auf den Barrikaden die Diktatur des Proletariats zu erkämpfen. Und auf der andern Seite stand das deutsche Kriegertum, noch taumelnd, noch nicht zu einer unerhörten Sprengladung des Willens geballt, sondern in zahllose Gruppen und Grüppchen zerstreut.

Zwischen bolschewistischem Chaos und neuer soldatischer Ordnung lag die letzte Entscheidung. Das wußten nur die Aktivisten dieser beiden Lager. Die Spießbürger aller Parteien von der Gnade Weimars hatten keine Ahnung von dieser geheimen, wachsenden Wirklichkeit. Sie wähnten sich in ihrer Instinktlosigkeit sehr fortschrittlich, sehr gebildet, sehr human und wandten sich voller Empörung ab, als nun auch die Aktivisten aus dem Lager der soldatischen Ordnung zum Angriff übergingen. Man fand das roh, unfein, barbarisch!

Die immer stärker brandenden Wogen des Antisemitismus, der sich gelegentlich sehr handgreiflich äußerte, wenn die Juden zu aufdringlich wurden, beunruhigten die ahnungslosen Bürger fast mehr noch als die Juden, die sehr wohl wußten, warum die Judenfeindschaft wuchs. Am 21. Februar erschoß Graf Arco den Juden Eisner in München!

Im Deutschen Schutz- und Trutzbund feierten wir diese Tat als spontane Äußerung des deutschen Widerstandswillens. Wir wiesen auch nicht den Vorwurf, Parteigänger dieses Fememörders zu sein, zurück, sondern waren stolz darauf, daß ein Mann unserer Haltung und unserer Idee das Urteil vollstreckt hatte. Die Spießbürger beeilten sich, zu erklären, daß sie eine solche Tat verdammten, die nur aus der überhitzten Phantasie politisch unreifer Außenseiter geboren sein konnte. Zwar hatten sie mit dem lebenden Eisner nicht gerade Brüderschaft getrunken, der tote Jude aber war ihnen „als Märtyrer seiner Idee" zumindest ehrwürdig.

Was wußten auch die Lauen von der Gefahr, die Deutschland durch diesen fanatischen Juden drohte, was wußten sie in ihrer Blödheit von der Schurkerei, die dieser Wissende Israels schon an Deutschland begangen hatte. Sie wußten es nicht und wollten es auch nicht wissen, daß Eisner einer der Väter des Spartakismus war, daß er sich als einer der übelsten Hetzer zu dem großen Munitionsarbeiterstreik im Jahre 1918, der ungezählten deutschen Soldaten das Leben kostete, betätigt hatte. Sie wußten nichts mehr davon, daß Eisner, kaum

daß er sich am 8. November 1918 zum bayerischen Minister-präsidenten aufgeschwungen hatte, den Feinden ein Angebot für einen Sonderfrieden, der Deutschland völlig zerstückeln und vernichten sollte, gemacht hatte, und daß er nicht davor zurückgeschreckt war, Gesandtschaftsberichte über die Gründe des Kriegsausbruchs zu fälschen, nur um Deutschland der Kriegsschuld zu zeihen und unter dem Schein des Ehrenmannes die Ablösung Bayerns und möglichst noch anderer süddeutscher Länder von dem verruchten, mordlüsternen Preußen zu erreichen. Die Spießbürger verschlossen die Augen vor der Tatsache, daß Eisner bereits eine bayerische Gesandtschaft in Bern errichtet hatte und keinen anderen Mann dort einsetzte, als den üblen Landesverräter Förster. Sie wollten es auch nicht sehen, daß der bayerische Gesandte in Berlin ein übler Jude war. Sie waren ja so human, so aufgeklärt, so — verkommen, daß sie das größte Unrecht für natürlich und verständlich ansahen.

Als Graf Arco schoß, richtete er im Namen des geschmähten und geschändeten, des verratenen und betrogenen wirklichen Deutschlands die Waffe gegen einen der Beauftragten Israels, dessen Gott die Unterwerfung aller Völker unter seinen Thron gefordert hat und noch heute fordert.

Wir verteilten damals Flugblätter und kleine Handzettel, die das Volk über die wahren Hintergründe der Münchener Tat aufklären sollten. Es war fast belustigend anzusehen, wie die Bürger die Blätter rasch zusammenknüllten und fortwarfen, als hätten sie Angst, mit dem Grafen Arco in einen belastenden und nicht ungefährlichen Zusammenhang gebracht zu werden.

Die Opfer unserer Reihen, der Reihen der soldatischen Aktivisten, mehrten sich fast täglich, nur daß die feige Öffentlichkeit kaum davon Kenntnis nahm. In den Gassen der großen Städte verbluteten sie, die Offiziere und Freiwilligen, gejagt, zertreten, verstümmelt. Nur sprach keiner davon.

Spartakus ging zum Angriff über. In Berlin kam es im März zu schweren Unruhen, viel Blut floß im Bürgerkrieg.

Wieder lagen Greise, Frauen und Kinder unter den Erschossenen. Tage und Nächte hindurch kläfften die Maschinengewehre, bellten die Handgranaten in den Straßen. Jetzt packten die Soldaten fester zu als vor Monaten, die Fronten waren klarer geworden. Pardon gab es nicht mehr. Wer mit der Waffe in der Hand angetroffen wurde, den stellte man an die Wand. Auch die Roten ließen keinen lebend laufen, den sie fingen. Nur daß sie ihre Gefangenen quälten und verstümmelten, haben wir ihnen nicht verzeihen können. Jede Nacht unternahmen wir überraschende Vorstöße in die östlichen und nördlichen Vororte Berlins, sprengten rote Abteilungen auseinander, versuchten, bekannte Führer der Bolschewisten zu schnappen und zu beseitigen, beschlagnahmten Waffen und Munition und waren bereits über alle Berge, wenn die Roten Unterstützung bekamen. Berlin war in kurzer Zeit frei. In andern Städten Deutschlands dauerte das bolschewistische Schreckensregiment länger. In München wurde am 7. April die Rätediktatur verkündet. Grausam ermordeten die von Juden angestifteten Horden schuldlose Männer und Frauen, die irgendwelchen kleinen völkischen Gruppen und Zirkeln angehörten. Fürchterlich knechteten ein paar Wahnsinnige, eine Handvoll Verbrecher die fassungslose Bevölkerung. Geraubt, geplündert und gebrandschatzt wurde, bis kaum noch ein Geschäft, kaum noch ein reiches Landhaus heil war. Hals über Kopf lief die sozialdemokratische Regierung davon und wartete darauf, bis die beargwöhnten und geschmähten Soldaten das Land befreiten. Kaum einen Monat dauerte es auch hier, bis der rote Aufruhr unterdrückt war. Freikorps Epp und einige Formationen der jungen Reichswehr leisteten gründliche Arbeit. Im Industriegebiet und in den Großstädten dauerten die Kämpfe länger, nirgends aber, wohin die Soldaten das Gesetz der Ordnung trugen, konnte sich das Chaos behaupten, selbst dort nicht, wo nur geringe Abteilungen der Soldaten einer großen Übermacht gegenüberstanden. Da aber die Soldaten stillschweigend ihre harte Pflicht taten, da sie keine Rechte anmeldeten und auch

keinen Lohn verlangten, kam es, daß die Regierung an Einfluß gewann, ja, daß sie sogar in den Augen der Bürger ein gewisses Ansehen erlangen konnte. Denn es hieß ja nicht, die Soldaten hätten die Ordnung wiederhergestellt, sondern es wurde allgemein behauptet, durch die Kaltblütigkeit der Regierung und durch ihre Entschlossenheit sei das Schlimmste verhütet und Deutschland vor dem Untergang bewahrt worden.

Und die Schachzüge, mit denen die Regierung versuchte, die Soldaten abzuschütteln, ehe sie gefährlich wurden, waren schlau, gewissenlos und keineswegs erfolglos. Und wiederum zogen viele Krieger ins Baltikum, angeekelt vom Undank, vom Verrat, und hofften, dort oben im Osten eine neue Heimat, eine anständige Erde oder einen ehrlichen Tod zu finden. Sie fanden aber eher und sicherer den Tod als das andere.

Nach den kurzen, zuweilen recht gefährlichen Abenteuern der Märzkämpfe war ich rechtzeitig genug zur Schule zurückgekehrt, um zu erfahren, daß ich trotz großer Bedenken seitens der Schulleitung doch noch das Klassenziel erreicht hatte. Meine Eltern verziehen mir daraufhin den erneuten Ausflug in das Abenteuer, vor allem, weil der Kommandant diesmal persönlich sich an die Aufgabe gemacht hatte, sie davon zu überzeugen, daß nicht verbrecherischer Leichtsinn, sondern eine ehrliche Liebe zum Volk mich immer wieder zur Flucht trieb.

Vater schüttelte den Kopf. Er glaubte nicht mehr recht an die innere Widerstandskraft des Volkes, weil er zuviel Niederträchtiges und Gemeines jeden Tag sehen und erleben mußte. Er wollte mir auch gern die Enttäuschung und die ekelbringende Ernüchterung ersparen. Er hatte nur den einen Willen, sich in einigermaßen erträglicher Weise mit der Welt in Einklang zu bringen und seiner Arbeit zu leben. Daß ich aus der Reihe tanzte, schmerzte ihn tief, weil er glaubte, daß ich mir dadurch auf die Dauer jede Aufstiegsmöglichkeit verbauen und schließlich Schiffbruch erleiden müßte.

Traurig genug sah es auch wieder mit der Zukunft Deutschlands aus. Anfang Mai waren die Beauftragten der deutschen Regierung nach Frankreich gefahren, um, wie sie glaubten, die letzten Verhandlungen über den Frieden durchzuführen. In ungezogener, beleidigender Weise ließ man sie warten. Tagelang! Während daheim ein Volk ängstlich über die Grenzen starrte, immer noch eine leise Hoffnung im Herzen, im letzten Augenblick würde noch vieles anders, besser werden. Einer unter den Beauftragten, der einzige wirkliche Mann unter ihnen, Graf Brockdorff-Rantzau, war auf das Schlimmste gefaßt. Er kannte die abgründige Tiefe des Rachegedankens der Franzosen, er kannte die Scheinheiligkeit Wilsons, er kannte die kalte, berechnende Schlauheit Englands, und er kannte auch die bodenlose Feigheit seiner Regierung, deren Außenminister er aus tiefer innerer Verantwortungstreue geworden war.

Endlich, am 7. Mai, öffneten sich den Deutschen die Flügeltüren des Versailler Schlosses. Der alte Hasser Clemenceau ließ es sich nicht nehmen, eine Ansprache an die deutsche Abordnung zu richten. Eine Ansprache, die erfüllt war von Hohn und Spott und Beleidigung. Lächelnd hörten die Feinde Deutschlands zu, lächelnd saß Wilson an seinem Platz und ließ sich kein Wort der Rede entgehen.

Aufrecht stand Brockdorff-Rantzau. Sein Gesicht war eisern beherrscht. Keinen Blick ließ er von dem grausamen Sprecher der Feinde.

Als dann das dicke Schreckensbuch des Friedensdiktates übergeben war, hielt Brockdorff seine Rede. Leidenschaftlich, kurz, klar, drohend, deutsch!

Wie ein Soldat sich vor seine zerschossene Fahne wirft, so warf er sich vor die Ehre der todwunden deutschen Nation. Vor den kalten Blicken seiner Feinde hob er die Stimme gegen alle Entehrungen, alle Entrechtungen, alle Sklaverei, alle Vergewaltigung. Mit ehernen Sätzen prangerte er den Versailler Mord an der Zukunft eines ganzen Volkes an, das nie und

nimmer Schuld am Ausbruch des Weltkrieges trug. Schneidend wurde seine Stimme, als er von den vierzehn Wilsonschen Punkten sprach, denen ein gutgläubiges Volk vertraut hatte.

Wilson schlug, noch immer lächelnd, die Augen nieder und schwieg. Es schwiegen die Feinde, es schwieg das so oft gepriesene und berufene Weltgewissen. 14 Tage gab man Deutschland Zeit, auf das umfangreichste und ausgeklügeltste Friedensdiktat der Weltgeschichte einzugehen und Stellung zu nehmen.

Eine unerhörte Zumutung! Aber ebenso unerhört war die Zähigkeit, war der entschlossene Wille Brockdorffs, als er ungesäumt an die gigantische Arbeit ging, das unendlich feine, teuflisch schlaue und gemeine Netzwerk des Diktats zu entwirren und kenntlich zu machen.

Das also war die Gerechtigkeit, für die Wilson, der große Freimaurer, kämpfte! Das war der Frieden der Freiheit und der Würde, für den Soldaten ihre Fahne verlassen, ihre Offiziere abgesetzt und ihren Eid gebrochen hatten!

Das also war die Welt, und das war Europa! Das neue Europa, das auf dem Schutt des Weltkrieges erbaut werden sollte. Das neue Europa der Menschenwürde, der Güte, der Barmherzigkeit!

Was für Hoffnungen hatten träumerische Herzen auf diese neue Welt, auf das neue Europa gesetzt! Schwärmer verkündeten das Menschenreich ohne Grenzen, ohne Soldaten, ohne Rassen, ohne Feindschaft. Weise Männer und kluge Frauen sollten die wahren und gerechten Könige sein, die alles Unrecht tilgten und darüber wachten, daß die Sonne der Gerechtigkeit nicht ihren Schein verlor. Schiedshöfe sollten einmal eingesetzt werden, die mit Maß und Gelassenheit jeden Streit schlichteten. Ein ewiger Sonntag sollte über der Welt strahlen, ein Sonntag des Friedens und der Glückseligkeit. Pazifisten und Beter aller Schattierungen sahen ihre große Stunde kommen, die Stunde, da der Himmel auf die Erde niedersteigen und die Menschen

in Engel verwandeln würde. Und neben den Schwärmern standen die Sendboten Moskaus, schlossen sich den überwältigenden Ansprachen ihrer geschätzten Herren Vorredner voll und ganz an und wiesen grinsend auf Rußland, wo das Paradies bereits Gestalt angenommen hätte, und sprachen von Lenin, dem Herrn des Paradieses und dem wahren König der Ehren und Erden. Und ein hoher evangelischer Geistlicher tat ein übriges: er schrieb in einer der übelsten Judenzeitungen einen flammenden Aufruf und gab ihm die Überschrift „Selig sind die Pazifisten!"

Erstaunt ob so viel Torheit, Weltfremdheit, Gerissenheit, Treulosigkeit schüttelten die Soldaten den Kopf und umklammerten das Gewehr fester in ihrer Hand. Voller Ekel dachten sie daran, daß keine fünf Jahre um waren, als noch die Waffen von denen gesegnet wurden, die sie heute verfluchten.

Und während in der Heimat von Narren der Frieden um des Friedens willen gepriesen wurde, arbeitete Brockdorff-Rantzau Tag und Nacht, um dem Volk einen Einblick in den Abgrund eines Friedens ohne Ehre zu geben.

Als die erste Kunde von den Plänen, die man in Versailles in aller Heimlichkeit ausgearbeitet hatte, nach Deutschland drang, ging ein Schrei des Entsetzens durch das gequälte Reich. Eine lähmende Beklemmung legte sich auf die Herzen der Gutgläubigen, die noch eben den einschläfernden Weisen der Friedensschalmeien gelauscht hatten.

So also sah der ersehnte Frieden in Wirklichkeit aus?

Die Weltbeglücker hatten die Maske fallen lassen und zeigten ihr Gesicht, das Gesicht brutalster Ausbeuter und zu jedem Morde bereiter Sklavenhalter. Die Boten Moskaus versicherten höhnisch, es gäbe nunmehr nur noch einen Ausweg, das Chaos des Bolschewismus.

Schlag auf Schlag kamen die ersten Grüße der „neuen" Welt, des gerechten Europa: Deutschland trägt die Schuld am Kriege! Deutschland muß zahlen! Deutschland muß Elsaß-Lothringen an Frankreich abtreten, Eupen-Malmedy an Belgien geben.

Das Hultschiner Ländchen geht verloren, das neutrale Gebiet Moresnet, Posen, Westpreußen, der Korridor, Teile von Pommern und Oberschlesien! Deutschland wird an allen Gliedern verstümmelt. Memel, Danzig, Nordschleswig, das Saargebiet sollen seiner Oberhoheit entzogen werden! Fast einundsiebzigtausend Quadratkilometer mit rund sechseinhalb Millionen deutscher Menschen gehen verloren! Deutschland ist nicht würdig, fernerhin Kolonialmacht zu sein, darum nimmt man ihm die vorbildlich verwalteten Kolonien und macht sie zu Mandaten! Unzählige Milliarden Geldes will der Feind, bis in ferne Geschlechter soll Deutschland Tribut leisten! Der Rhein, die Elbe, die Memel, die Donau sollen „internationalisiert" werden, das heißt, sie sollen keine deutschen Ströme mehr sein! Und alle bisher bestehenden internationalen Verträge Deutschlands sollen null und nichtig sein, Deutschland soll aufhören, eine Großmacht zu heißen! Überall dort aber an den Grenzen, wo wertvolle Erze, wo Kohlen und Kali im Boden ruhen, setzt sich der Feind fest, und was er selber nicht mit Gewalt nehmen will, das hofft er mit Hilfe seiner Söldlinge, der Separatisten und Insurgenten, zu gewinnen.

Frieden auf Erden?

Deutschland muß seine Soldaten nach Hause schicken, ganze hunderttausend Mann darf es behalten! Die allgemeine Wehrpflicht entspricht nicht mehr dem neuen pazifistischen Denken, darum fort mit ihr! Kriegsgeeignete Flugzeuge, Tanks, Kampfgas, schwere Artillerie, alles, was eine schlagkräftige Armee überhaupt nötig hat, um ernst genommen zu werden, darf Deutschland nicht mehr haben. Und die Bestände aus dem Kriege sollen sofort vernichtet werden, alle Maschinen, die geeignet sind, Kriegsmaterial herzustellen, müssen verschwinden. Die Festungen, besonders die im Westen, sollen geschleift werden. Und damit auch ja gründliche Arbeit geleistet werde, sollen interalliierte Militärkommissionen Überwachungsdienste leisten!

Gerechtigkeit auf Erden?

Die Welt wurde aufgeteilt in die Klasse der Sieger und die der Besiegten. Die Sieger haben alle Rechte, die Besiegten keine. Die Sieger haben alle Ehre, die Besiegten sind Sklaven. Die Sieger haben nur eine sehr persönliche und verständliche Pflicht, den Sklaven nicht ganz totzuschlagen, weil bekanntlich ein toter Sklave nicht mehr arbeiten kann.

Anstand auf Erden?

Deutschland darf sich nicht einmal mehr gegen dreiste Übergriffe wehren. Kein U-Boot darf es halten, kein Luftschutzgerät ausbauen. Offen sollen die Grenzen daliegen, jedem gierigen Feind, jedem heranwachsenden jungen Staat eine ständige Verlockung. Deutschland soll die Furcht lernen und damit das blinde Gehorchen, das weder Pflicht, noch Ehre, noch Treue kennt. Fünfzehntausend Matrosen darf Deutschland halten und eine Handvoll Schiffe dazu. Zwölf Jahre soll die Dienstzeit für Mannschaften sein, fünfundzwanzig Jahre für Offiziere. Sehr klug sind die Mächte von Versailles: die Zahl der Soldaten, die vor Ablauf der zwölf Jahre entlassen werden, wird auf fünf vom Hundert begrenzt. Man will verhindern, daß junge Männer freiwillig eine kürzere Zeit dienen und so eine Reservearmee bilden. O, man weiß, wo die verfluchten Deutschen gefährlich sind! Sie müssen zum Pazifismus erzogen werden, die Jungen dürfen keine Soldaten mehr sehen, keine Kanonen, keine Festungen! — Ja, man verbietet ihnen sogar, Soldat zu werden.

Höflichkeit auf Erden?

Deutschland soll die Kosten für die fremden Besatzungen auf deutscher Erde bezahlen! Und nicht nur das: alle Schäden, die das Eisen der Granaten verursacht hat, soll Deutschland wiedergutmachen, gleichgültig, ob die Granaten von den Deutschen oder ihren Feinden verschossen wurden. Dörfer und Städte hat Deutschland jenseits der Grenzen aufzubauen, Pferde und Kühe, Schafe, Schweine abzuliefern, Kohle und Erz, Holz, Farbstoffe, Benzol, Kunstgegenstände, eroberte Feldzeichen, wertvolle Beutestücke sollen den Feinden übereignet

werden. Deutsche Patente sollen in die Hand der ausländischen Wirtschaft gegeben werden! Die „neue" Welt beweist wieder einmal, daß sie eine gute Nase für wirtschaftliche Vorteile hat.

Sauberkeit auf Erden?

Noch immer besteht die Hungerblockade! Noch immer werden die Kriegsgefangenen in Feindesland zurückgehalten! Das gesamte deutsche Vermögen im Ausland wird beschlagnahmt. Die Feinde behalten sich vor, die endgültigen Tribute Deutschlands später festzulegen. Zunächst hat Deutschland zu zahlen: auf der Stelle die runde Summe von vierzig Milliarden, nach einem Jahre zwanzig Milliarden, im Zeitraum von fünf weiteren Jahren wieder vierzig Milliarden. Und fünf Jahre hindurch soll Deutschland alljährlich zweihunderttausend Tonnen Schiffsraum für die Feinde bauen.

Nie sah die Welt einen grausameren, nie einen vernichtenderen Frieden als dieses Diktat, das den Hirnen von Männern entsprungen war, die die neue Gerechtigkeit auf Erden verkündeten.

Fünf Jahre hindurch soll Deutschland alljährlich fünfundvierzig Millionen Tonnen Kohle an die Feinde liefern. Die Feinde aber fordern außerdem das Handelsrecht der Meistbegünstigung, das heißt, daß sie aus Deutschland einführen dürfen, was ihr Herz begehrt, ohne auch nur einen Pfennig Zoll zahlen zu müssen!

Ehre auf Erden?

Ach, du lieber Himmel, so viel Gemeinheit war noch nie zusammengetragen worden in den Jahrtausenden der Weltgeschichte wie in den Seiten des Buches vom Versailler Diktat! Aber eins war klar zutage getreten, die Männer von Versailles kamen nicht von irgendwoher. Sie waren Abgesandte dunkler Mächte, die schon seit vielen Jahren sich den Kopf darüber zerbrochen haben mußten, wie man Deutschland allmählich zum Ausbluten bringen könnte. Der Plan der Zerstörung der deutschen Nation war zu fein und viel zu gründlich, als daß er mit all seinen Einzelheiten in den wenigen Wochen,

da die Friedenskonferenz zu Versailles tagte, hätte ausgearbeitet werden können. Und die da in Versailles zusammengekommen waren, erkannten sich am Blick und viel mehr noch am Händedruck. Die Völker aber, in deren Namen die Abgesandten kamen, verhandelten und diktierten, hatten wenig Ahnung von dem Haß, der dort gesät wurde, sonst hätten sie erschreckt und erzürnt die Handlanger der Anonymen in die Wüste geschickt. Die Siegervölker sonnten sich in dem eitlen Ruhm, Herren der Welt zu sein und jetzt über unermeßliche Reichtümer verfügen zu können. Das Huhn im Topf war nicht mehr gut genug, jetzt verlangten sie die Gans in der Pfanne! Deutschland war das große Portemonnaie der Welt, man brauchte nur hineinzufassen! Es war ja so schön, reich zu sein! Und es hätte nicht viel gefehlt, daß sich jeder Franzose eine deutsche Sklavin und jede Engländerin einen deutschen Sklaven gefordert hätte. Man brauchte ja nur zu befehlen, der dumme Deutsche gehorchte schon!

In Deutschland aber ballte man die Fäuste, drückte man die Zähne in die Lippen, ölte man die alten ausgeschossenen Gewehre. „Man" waren die ewigen Soldaten, die keine Ruhe fanden, die sich nicht in den ehrlosen, knechtischen bürgerlichen Alltag zurückfanden!

Zum erstenmal wurden Umzüge durchgeführt, die nicht mehr rote Fahnen zeigten, zum erstenmal marschierten in unübersehbaren Reihen Studenten, junge Arbeiter, alte Soldaten, Schüler, Bürger durch die Straßen Berlins und aller großen Städte Deutschlands und sangen deutsche Lieder, Lieder des Kampfes und des Trotzes. Und die Schilder und Transparente sprachen eine andere Sprache, als man sie im letzten Jahr gewohnt war. Da war wieder die Rede von Deutschland, von Freiheit und vor allem von der Ehre! Das Gift von Versailles schien noch einmal alle Abwehrkräfte im Körper des deutschen Volkes zu sammeln. Riesige Versammlungen unter freiem Himmel

vereinten Menschen aller politischen Richtungen zum Protest gegen die aus dem Westen aufsteigende blutsaugerische Unterdrückung.

Der Name Brockdorff-Rantzau wurde fast zum Programm eines beginnenden nationalen Widerstandes gegen die Willkür der „neuen" Welt. Hin und wieder sprachen jetzt auch Anhänger des Sowjetgedankens in öffentlichen Versammlungen von der Versailler Gefahr und boten ihr Bündnis für den Kampf gegen die Unterdrückung an. Ein zunächst bestechender Gedanke: von Moskau bis Berlin eine einzige Front gegen den imperialistischen und kapitalistischen Westen! An einer solchen Front mußten doch alle heimtückischen Angriffe zerschellen! So schön die Aussicht auch war, bei näherem Zusehen zeigte sich ein gefährlicher Angelhaken. Moskau wollte natürlich in diesem Kampf gegen den Westen die Führung übernehmen. Das aber bedeutete nichts anderes, als daß Deutschland erst einmal bolschewistisch werden sollte! Was das aber in Wahrheit hieß, hatten wir bereits in den Straßenkämpfen mit Spartakus erfahren! Wir wußten, daß wir sehr auf der Hut zu bleiben hatten, damit nicht plötzlich Moskau das Gesetz des Handelns an sich riß. Radek hatte über Nacht in seinem bolschewistischen Herzen ein nationales Kämmerchen entdeckt, das er gern bereit war, gegen entsprechende Bindungen an Deutschland zu vermieten.

Zunächst aber waren wir froh, daß fast alle Kreise des Volkes von einem Abwehrwillen gegen Versailles erfüllt wurden. Tag und Nacht waren wir unterwegs, klebten Plakate, verteilten Handzettel, bildeten Sprechchöre, verkauften Broschüren für den Schutz- und Trutzbund, besuchten Versammlungen und beteiligten uns an Umzügen. Besonders eindrucksvoll verlief die Kundgebung im Zirkus Busch. Militärmusik brachte die plötzlich wieder patriotisch fühlenden Bürger fast aus dem Häuschen. Etwas voreilige Händler verkauften bereits wieder schwarzweißrote Papierfähnchen und Postkarten mit dem Bilde Kaiser Wilhelms. Eine unerhörte Spannung lag in

der Luft, doch keiner stellte sich recht vor, wie die Entladung sein würde. Neue Revolution, diesmal mit nationalem Vorzeichen? Abdankung der Weimarer Regierung? Einmarsch der Feinde? Krieg!?

Scheidemann, der Ministerpräsident und Kanzler der über die unerwartete Welle nationaler Besinnung und Empörung erheblich aus der Fassung geratenen Regierung, schwang sich zu einer wohlklingenden Rede auf. Philipp der Schöne, wie dieser eitle Mann hieß, der wie der dem deutschen Märchenbuch entstiegene ewige Schneider aussah, stand in wundervoller Pose da, sein Ziegenbart sträubte sich vor Erregung, als er die ungewohnt männlichen Worte aussprach, daß die Hand verdorren müßte, die einen solchen Schandvertrag unterschriebe! Ein schönes, ein edles Wort in dieser Zeit, die einen Überfluß an tönenden Worten und gar keinen Vorrat an guten Taten hatte! Es wurde üblich, sich an stolzen Worten zu berauschen, die kosteten nicht viel und machten doch immer noch hier und dort einigen Eindruck.

Bei anderer Gelegenheit wurde später einmal das nicht minder aufrechte Wort „Nur über meine Leiche" gesprochen. Aber auch diese Leiche lebt heute noch, wenn sie nicht gestorben ist, wie es im Märchen heißt.

Die verdorrte Hand machte immerhin einigen Eindruck, und ganz verwegene Optimisten glaubten ernsthaft, die Regierung von Weimar würde mutig in den letzten Entscheidungskampf ziehen.

Die Soldaten waren gegenüber solchen Äußerungen etwas mißtrauisch. Als bekannt wurde, daß die Versailler Mächte die Auslieferung der im Kriege eroberten Fahnen verlangten, machte sich eine Gruppe junger entschlossener Männer auf den Weg, zog zum Zeughaus, stürmte hinein, riß die zur Auslieferung vorgesehenen Fahnen an sich und verbrannte sie vor den zusammenströmenden jubelnden Volksmassen. Durch einen Zufall, ich hatte Plakate gegen Versailles an bestimmte Ge-

schäfte Unter den Linden und in der Friedrichstraße zu liefern, wurde ich Zeuge dieser mutigen Tat und sang mit den Männern und Frauen das Lied „O Deutschland hoch in Ehren . . .“

Sogar im Gymnasium regte sich in diesen Wochen etwas wie ein Widerstandsgeist. Der Schülerrat trat nicht zusammen, dafür sorgte ich schon, und Rothstein ließ sich ein paar Tage nicht sehen. Aber einige jüngere Lehrer, Kriegsteilnehmer, besannen sich darauf, daß es Pflichten und Ideen gab, die über die sogenannte Bürgerpflicht der Ruhe hinweg verbindlich waren. Sie beschränkten sich nicht darauf, in den üblichen Andachten ein paar patriotische Worte zu stammeln, sondern gingen drauf und dran, auch im Unterricht, gleich ob es im griechischen, lateinischen oder deutschen war, ob es sich um eine Erdkundestunde, um eine Stunde Geschichte oder Naturwissenschaft handelte, auf das deutsche Schicksal hinzuweisen und von den allgemein gehaltenen Lebenslehren des Humanismus auf die Pflicht zum Freiheitskampf in dieser Zeit hinzuweisen. Ich habe selten so schöne Stunden im Gymnasium verlebt wie damals, als wir leuchtende Augen bekamen, wenn der eine oder andere Lehrer ordengeschmückt an sein Pult humpelte, die Lehrbücher verächtlich beiseiteschob und mit leuchtenden Augen vom wahren Leben lehrte. Jetzt wurden die Geschichtszahlen lebendiger, und der Kampf um Troja, die Kriegszüge der römischen Feldherrn nach Germanien wurden sehr nahe an unsere Zeit gerückt.

Leider paßte der Schulaufsichtsbehörde dieser Unterricht ganz und gar nicht, die Lehrer wurden zurückgepfiffen, und allmählich wurden die Schulstunden wieder gleichgültig, ledern und verflucht nebensächlich, am Leben vorbeischreitend. Selten, daß später ein Lehrer noch ein deutliches deutsches Wort sagte, die meisten hatten Furcht, in das Elend der Straße gestoßen zu werden.

Es war in einem Saal Berlins, in einem großen Konzertsaal, als in einer Versammlung gegen Versailles ein Pfarrer

eine Ansprache hielt. Mir gefiel der Pfarrer, er war groß, vierschrötig, trug das Eiserne erster und hatte eine derbe Kommandostimme. Bevor er sprach, wurde das Lied „Wir treten zum Beten" gesungen. Ich war nicht der einzige, der erstaunt war, als der Pfarrer mit einer abwehrenden Geste sagte, man sollte ja nicht auf den Gedanken kommen, der Herr mache jemanden frei, ohne daß der Betreffende selber zur Freiheitswaffe griffe, das Gebet wäre nur ein Begleitumstand zur Tat. Und er als evangelischer Pfarrer scheue sich keineswegs, unauslöschlichen Haß gegen die Feinde zu predigen! Ich erfuhr, daß dieser Pfarrer einer deutschkirchlichen Richtung angehörte und daß ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Amtsenthebung gegen ihn lief. Nach dem Pfarrer sprach ein putziges, aufgeregtes Männlein, das teutsch sagte, wenn es deutsch meinte und vom Hundertsten ins Tausendste kam. Wir sahen uns an und hatten Mühe, das Lachen zu verkneifen. Das war wieder solch ein Kerl, der sich gern reden hörte und dem es schließlich gleichgültig war, worüber er sprach. Mein Nebenmann, ein oft verwundeter Stoßtruppführer, den ich im Schutz- und Trutzbund kennengelernt hatte, schmunzelte vergnügt vor sich hin und rief ein über das andre Mal „Bravo! Da capo!" Das Männlein geriet sichtbar aus der Fassung und sah mißbilligend — wir saßen in der ersten Reihe — zu uns hinunter. Nach einem erneuten „Bravo! Da capo!" unterbrach es seine Rede, holte tief Luft und schleuderte uns verächtlich entgegen: „Schämen Sie sich doch, so etwas zu sagen. Es heißt auf teutsch wacker!"

Ich war so begeistert, daß ich so laut ich konnte „Bravo" rief. Das gab dem Männlein den Rest, es schüttelte nur noch den Kopf und ging unter dem Gelächter der Versammlung betrübt von dannen.

Der Stoßtruppführer schlug mir kräftig auf die Schulter. „Das war fein. Ich kenne diesen üblen Knaben schon seit einiger Zeit, er quatscht überall, wo sich ihm eine Möglichkeit bietet. Irgendwo draußen bei Oranienburg wohnt er, bei

Leuten, die die Pflanzenkost zur Weltanschauung gemacht haben und meinen, die Erlösung der Menschheit komme durch Blumenkohl. Eitles Pack, das nicht weiß, ob es nicht doch nach Moskau schielen soll und durch sein dämliches Gebaren die völkische Idee lächerlich macht!"

Alle möglichen Kreise wurden damals aufgebracht. Es war schon lohnend, in die Versammlungen zu gehen. Wäre jetzt einer aufgestanden und hätte für die Annahme des Versailler Diktates gesprochen, er wäre in Stücke gerissen worden. Selten war trotz innerer Gegensätze das enttäuschte Volk so einig im Zorn gegen den übermütigen Feind, selten war es so bereit, aus einem letzten Rest von Ehrgefühl heraus noch einmal die schwersten Opfer auf sich zu nehmen. In kleineren Versammlungen wiesen frühere Offiziere darauf hin, daß das französische Volk keine Neigung verspüre, eine Besetzung Deutschlands durchzuführen. Die französische Armee sei zwar zur Zeit wesentlich kampfkräftiger als die Überreste unseres durch die eigene Regierung verstümmelten Heeres, aber wenn wir es zu einem Franktireurkrieg kommen ließen, würde auch der französische Soldat keine Lust mehr verspüren, den Krieg zu verewigen. Wir müßten jetzt nur die Nerven behalten und gefaßt einem vermeintlichen Chaos entgegensehen. Für uns junge Burschen war das eine verlockende, abenteuerliche Idee! Teufel auch, Brücken sprengen, Überfälle durchführen. An uns sollte es nicht liegen, wir waren bereit!

Der Kommandant machte eine verächtliche Handbewegung, als ich ihm mit leuchtenden Augen von dieser Möglichkeit berichtete. „Ich achte Ihren Glauben, Eggers, aber ich kenne auch die Unterwelt, die jetzt zur Macht gekommen ist. Wenn es wirklich zum Widerstand kommen sollte, wird die Regierung warten, bis der Vortrupp der Soldaten weggeschossen ist, und dann wird sie wieder auf den Knieen liegen und sich noch schlimmere, noch entehrendere Bedingungen aufzwingen lassen!"

Die Ernüchterung war so groß, daß ich ein paar Wochen nicht zum Kommandanten ging. Irgendwie fühlte ich mich be-

schämt, ja sogar entehrt. Vielleicht hoffte ich auch, mich eines nahen Tages triumphierend von ihm verabschieden zu können. An dem Tage, an dem es hieß „Freiwillige vor! Freischärler an die Front!"

Der Tag kam nicht!

Aber ein Gerücht kam ins Volk. Zuerst sehr zögernd, tastend, vorsichtig. Dann dreister, drohender, brutaler. Die Regierung, so hieß es, würde dem Druck der Feinde nachgeben.

Wir jungen Freiwilligen waren starr. Übten nicht auch wir einen Druck auf die Regierung aus? So stand doch die Regierung zwischen zwei drückenden Polen. Dann mußte sie also den Feind ernster nehmen als uns?

Ein ekelhaftes, ein erniedrigendes Bewußtsein!

Damals wurde zum erstenmal in unsern kleinen völkischen Zirkeln offen der Plan ausgesprochen, die verantwortlichen Männer dieser Regierung zu erschießen. Samt und sonders zu erschießen. Ich weiß nicht, wer zuerst den Gedanken, der uns schon tagelang beschäftigte, in Worte kleidete. Die Wirklichkeit des Gedankens hatte etwas Eisiges, das uns im ersten Augenblick schweigen machte. Dann aber nickten wir. Ja, es mußte sein. Verräter sollten sterben!

In den Nächten fand ich keinen Schlaf mehr. Ich dachte über mein junges Leben nach. Meine Schulkameraden spielten alle noch sorglos und ziemlich unbeteiligt, wenigstens zuinnerst unbeteiligt, die Spiele ihres Alters. Ich war irgendwie aus der Bahn geworfen worden. Durch das Schulschiff, durch den Kommandanten, durch die ersten Kugeln, die ich pfeifen hörte. Irgendwie war ich um die spielerische Jugend gekommen, betrogen worden, wie meine bürgerlichen Verwandten sagten. Mir tat es nicht leid, daß ich sehr bald das Spielzeug der Kindheit mit der Waffe des Jünglings vertauscht hatte. Gewiß nicht, ich war stolz darauf, wenn mir auch zuweilen das Herz pochte angesichts einer Gefahr, die ich auf mich lauern fühlte.

Aber jetzt, als das Wort Erschießen vor meiner Seele stand, bangte ich mich, und ich fühlte mit Angst, daß ich noch sehr jung,

daß ich ja noch ein Kind war, daß meine Hand zittern müßte, wenn ich die Pistole auf einen Menschen anlegte. Aber ich konnte nicht zurück, ich wollte auch nicht zurück, ich hätte mich zu sehr meiner Schwachheit geschämt.

Ich hoffte nur im stillen, erst dann zu einer raschen Tat schreiten zu müssen, wenn der Aufruhr in meinem Innern einer klaren soldatischen Härte gewichen war. Und ich erlebte den ganzen tiefen Schmerz eines jungen Herzens, das aus dem schwärmerischen Traum erwacht und erkennt, daß die Wirklichkeit des Lebens Schwert und Eisen ist, und daß der Traum mit seiner Betäubung nichts anderes ist als eine fromme Lüge, die sich dem Menschen wie eine Binde um die Augen legt, damit er das grelle Licht der Wahrheit nicht erblickt. Dieser erste jähe Taumel zwischen Traum und Wirklichkeit enthält alle Gefahren der Ernüchterung, des Ekels. Mehr als einmal bewegte ich ernsthaft den Gedanken, mich rechtzeitig aus dem Abenteuer zurückzuziehen und mich auf die Bank der Wartenden zu setzen. Aber dann siegte doch wieder der stolze Trotz, von einer angefangenen Unternehmung nicht zu lassen, bis sie, gleichgültig ob siegend oder untergehend, beendet sein würde. In jenen Wochen lief ich oft stundenlang im Grunewald umher, unruhig, ohne Ziel. Vielleicht hoffte ich auf irgendeine bestimmende Begegnung, vielleicht auch auf Zeichen und Wunder. Wer weiß es zu sagen. Zuweilen auch überraschte ich mich, wie mir die Tränen über die Wangen liefen. Dann hätte ich mich vor Wut über mich selber ohrfeigen mögen.

Je mehr Tage ins Land gingen, um so stiller und einsamer wurde es in den Straßen. Die Meinung verbreitete sich rasch, es hätte doch letzten Endes alles keinen Zweck, und es wäre immerhin noch besser, unter Entbehrungen zu leben als überhaupt nicht. Die Zeitungen der Roten warfen ein Wort hin wie einen Angelhaken. Das Wort hieß Realpolitik. Und es bedeutete nichts anderes, als leben wollen um jeden Preis. Besonders eine Zeitschrift setzte ihre etwas anrüchige Ehre

darein, diese neue Realpolitik zu preisen als das Allheilmittel der kranken Zeit und als die wahre moderne Weltanschauung. Diese Zeitschrift hieß „Die Zukunft", ihre Seele war der geschmeidige, mit allen Wassern gewaschene, intrigante Jude Witkowski, der sich den ebenso klangvollen wie unauffälligen Namen Maximilian Harden zugelegt hatte. In den Salons der Gebildeten gehörte es zum guten Ton, „Die Zukunft" zu lesen und über ihren Inhalt zumindest zu diskutieren. Daß der Witkowski, der sich nach dem Sturz Bismarcks zunächst an die Rockschöße des Kanzlers gehängt hatte, um das nötige Material zu seinem Klatsch und dem pikanten politischen Kulissenschieberspiel zu erhalten, gerade von Bismarck persönlich auf das eindeutigste gebrandmarkt worden war und vor der Welt nun als ehrloser Lump dastand, wollte niemand mehr wissen. Jetzt zitierte Witkowski auch nicht mehr Bismarck, jetzt berief er sich laut und aufdringlich auf seinen gerissenen Rassegenossen Rathenau.

In unseren Kreisen war Harden als übelster und zugleich gefährlichster Schmierfink verhaßt. Wir hielten ihn in seiner Auswirkung, die sich besonders in den intellektuellen Kreisen der Feinde Deutschlands, die sich immer wieder in der Frage der Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Krieges nachdrücklichst auf ihn beriefen, bemerkbar machte, für ebenso schädlich wie die Führer von Spartakus.

Wohin wir auch sahen, wir sahen Feinde, Feiglinge und Verräter. Und wenn wir uns nach Gefährten des Abenteuers, nach Kameraden der entschlossenen Tat, der Gefahr, umsahen, gewahrten wir, daß wir allein waren. Allein mit der ehrlichen Waffe.

Wir hatten uns zu kleinen Gruppen zusammengefunden, ganz zufällig. Wir hatten niemanden, der uns beriet, als unsern Trotz.

Ich hatte mich einem Trupp angeschlossen, den ein früherer Hauptmann gesammelt hatte, als es galt, eine Versammlung des Deutschen Schutz- und Trutzbundes vor einem Überfall

der Spartakisten zu schützen. Im Laufe der Wochen waren wir fünf Mann, die antraten, wenn der Hauptmann rief. Er rief uns zu den unmöglichsten Stunden, immer aber nur dann, wenn irgendwo in Potsdam, Adlershof, in Spandau, Friedrichshagen oder Köpenick Not an Mann war. Infolge meiner Jugend wurde ich von den wesentlich älteren Männern, von denen einer Feldwebel, zwei Unteroffiziere und zwei Kriegsfreiwillige ohne Rang waren, ziemlich verwöhnt und verhätschelt, und weil ich mich nicht ungeschickt anstellte, wenn es galt, unauffällig irgend etwas auszuspionieren, bekam ich sehr bald den Spitznamen „Jagdhund".

Der Kommandant sah es nicht gern, daß ich zu dem Verschwörerzirkel ging. Er befürchtete wohl, ich würde infolge meiner Unerfahrenheit eines Tages in eine der vielen Fallen, die uns die Sicherheitsorgane der Weimarer Regierung stellten, geraten und vielleicht den letzten Grund unter den Füßen verlieren. Zuweilen hatte ich selber das schwindelerregende Gefühl, auf einem Seil über einem Abgrund zu schwanken und mich zu weit auf eine trügerische Eisdecke vorgewagt zu haben. Außer meinem Stolz aber hielt mich auch jenes eigentümlich reizvolle Prickeln, das eine nahe Gefahr in den Sinnen eines waghalsigen Abenteurers erweckt, bei den Kameraden, die mir vertrauten. Ich verstand nicht alles, bei weitem nicht alles, was sie dort an Unternehmen gegen diese oder jene Persönlichkeit des Weimarer Staates oder des öffentlichen Lebens besprachen, ich begriff nur, daß wir überall den Eindruck zu erwecken hatten, daß Rächer am Werke seien. Die Aufträge, die ich erhielt, waren anfangs sehr einfach. Es galt, mit waschfester Farbe Hakenkreuze an öffentlichen Gebäuden, an Synagogen oder an den Türen der Häuser, die einflußreichen Juden gehörten, anzumalen. Später hatte ich Briefe zu besorgen oder Beobachtungen zu machen. Allmählich gewann ich die Erkenntnis, daß ganz Berlin und sicher auch wohl das Reich von ganz feinen Stollen und Kanälen der Verschwörung unterwühlt waren, nur daß

eben kein Haupt der Verschwörung vorhanden war. Es waren viele Gruppen und Grüppchen am Werke, und längst nicht alle kannten sich gegenseitig. Was später kommen sollte, wußte kaum einer zu sagen. Alle waren nur einig in der Forderung, den unwürdigen Zustand zu ändern. Manches Mal mußte ich die Zähne zusammenbeißen, um in der Schule nicht einzuschlafen. Es war gewünscht worden, daß ich möglichst regelmäßig das Gymnasium besuchte, der Hauptmann meinte, daß ich dann kaum Verdacht erregen könnte. Ich kam mir damals mit meinem jungen Doppelleben reichlich interessant vor.

Was die Soldaten in Deutschland befürchteten, trat ein. Die Regierung fiel um! All die schönen Phrasen von der zum Verdorren verurteilten Hand, von der Wahrung der deutschen Ehre, von der Unantastbarkeit der Freiheit verflogen wie Nebel in der Sonne. Der erste, der aus der Front des allgemeinen Widerstandes ausbrach, war der Jude Hugo Haase, der auf einer gemeinsamen Kundgebung von Nationalversammlung und Regierung offen erklärte, es wäre sinnlos, gegen Versailles aufzubegehren, und die staatserhaltende Klugheit, eben die Realpolitik, geböte die umgehende Unterzeichnung.

Wenn jetzt die Verschwörerzirkel so arbeiteten, wie sie es sich vorgenommen hatten, hätte Haase noch in derselben Nacht sein Leben verlieren müssen. Ich war enttäuscht, daß nichts geschah und suchte jeden Morgen aufgeregt in der Zeitung die Todesnachricht.

Erst im Oktober dieses Jahres wurde Haase niedergeschossen; er starb bald darauf. Der die Waffe gegen ihn richtete, war aber keiner aus unsern politischen Kreisen, sondern ein revolutionärer Arbeiter marxistischer Richtung.

Mein Glauben an das unentrinnbare Gericht der heimlichen Rächer kam stark ins Schwanken. Der Kommandant versuchte mich damit zu trösten, daß er darauf hinwies, wie wenig dem Deutschen das politische Attentat liege. Ich hielt dagegen, daß Graf Arco bestimmt ein Ehrenmann sei.

Eines Nachmittags ging ich auf den Wilmersdorfer Friedhof und dachte ernsthaft an Selbstmord. Der Kommandant, dem ich einige Tage darauf meine Not und meine seelische Verzweiflung klagte, wusch mir gehörig den Kopf. „Sie sind eben noch ein Junge, Eggers, ein richtiger Schwärmer, der bei der ersten Ernüchterung aus seinem Traum zur Pistole greifen will. Ein Mann läßt sich durch nichts erschüttern, im Gegenteil, er wird durch jede Enttäuschung trotziger und rücksichtsloser. Man muß das Schicksal zwingen, aber man darf ihm nicht aus dem Wege gehen! Werden Sie ein Mann!"

Immer sichtbarer traten jetzt die Totengräber Deutschlands zutage. Rathenau verkündete, daß es überhaupt kein absolutes Unannehmbar gäbe.

Am 16. Juni waren die Friedensbedingungen überreicht worden, Deutschland hatte eine Galgenfrist von fünf Tagen erhalten.

Die Truppen der Feinde standen marschbereit, am 21. Juni wollten sie einrücken.

Unauffällig fuhren deutsche Krieger auf eigene Faust nach Westen. War das der Grund, warum noch keine Kugeln für Haase und Rathenau gegossen waren?

Um zwei Tage wurde die Galgenfrist verlängert.

Hysterisch kreischend liefen die Ängstlichen umher und verkündeten den nahen Weltuntergang, der doch so einfach durch das kleine Wörtchen Ja abgewendet werden könnte. Kalt und berechnend gingen die Verräter zu Werke. Erzberger stand wieder auf dem Plan, um sein Werk zu vollenden.

Und es gelang ihm meisterhaft! Zentrum und Sozialdemokraten führten eine Probeabstimmung durch, und siehe da, eine Mehrheit war plötzlich für die Annahme! Die Frommen und die Feigen hatten sich zum Bündnis gefunden, die Heiligen und die Schurken bestimmten den Untergang des Deutschen Reiches!

Aber auch für Erzberger war die Kugel noch nicht gegossen.

Am 21. Juni trat die erste Regierung von Weimar zum Schein zurück und machte einer zweiten, aus dem gleichen Geiste geborenen, Platz.

Am selben Tage aber kam eine Kunde nach Deutschland, die wie ein Sonnenstrahl im Wolkendunkel glänzte: in der Bucht von Scapa Flow versenkten unter dem Befehl des Admirals von Reuter deutsche Matrosen vor den Augen der Engländer die Kriegsschiffe, die der Feind auszuliefern befohlen hatte! Mit wehender Kriegsflagge sanken die stolzen, unbesieg- ten Schiffe auf den Grund des freien Meeres, das so viele tapfere Männer birgt. Deutsche Matrosen wuschen die Ehre der deutschen Kriegsmarine, die mit dem Makel der Meuterei bedeckt war, rein. Und während die todbringenden Schüsse der Engländer krachten, sangen Deutsche, die die Sprache der Ehre wiedergefunden hatten, ihre Kriegsgesänge.

Am Abend, an dem ich die Kunde vernahm, holte ich eine der alten, zerschlissenen Kriegsflaggen, die einmal am Mast unseres Schulschiffes geweht hatten, hervor, malte mit Tusche ein Hakenkreuz in die eine Ecke und ließ diese Flagge aus meinem Fenster flattern.

Die Bevölkerung nahm keinen sehr großen Anteil an der Tat von Scapa Flow. Man sah in ihr eine heldische, aber schließlich nutzlose Geste, mehr nicht. Blätter vom Schlage der „Zukunft" wiesen tadelnd darauf hin, daß es falsch wäre, die früheren Feinde durch solche unbedachten Streiche zu reizen. Sicherlich müßte Deutschland nun auch noch die gesunkenen Schiffe mit Gold bezahlen. Die ewig nur vernünftigen Bürger schämten sich nicht, hierzu andächtig zu nicken.

Am 21. Juni nahm die Nationalversammlung mit 237 gegen 138 Stimmen das Friedensdiktat an. Fünf Stimmen ent- hielten sich in vornehmer, republikanischer Zurückhaltung der Meinung und harrten in Demut der Dinge, die da kommen sollten.

Zaghaft versuchte die Nationalversammlung nur noch, gegen die Forderung, daß Deutschland vor aller Welt und vor der

Geschichte die Alleinschuld am Kriege auf sich nähme, zu protestieren. Der große Hasser Clemenceau warf nur einen drohenden Blick nach Deutschland, und schon unterschrieb die Regierung auch diese ausgeklügelte Gemeinheit.

Beschimpft, gekränkt, bespien, verließ der mutige Brockdorff-Rantzau mit seinen Streitern Versailles. Hündisch und gehorsam krochen die Beauftragten der zweiten Weimarer Regierung zu Kreuze.

Am 28. Juni des Jahres des Unheils 1919 unterzeichneten der Handlanger der Sozialdemokratie, Hermann Müller, und der Abgesandte des gottwohlgefälligen Zentrums, Bell, das Versailler Diktat.

In den Tagen nach der Unterzeichnung lud auf meine Bitte der Kommandant den Hauptmann und uns fünf zu sich ein.

Es wurde nicht viel gesprochen. Irgendein Druck lastete auf uns allen. Es war, als ob sich der eine vor dem andern schämte, daß er noch lebte. Zum Abschied sagte der Kommandant nachdenklich: „Ich sehe jetzt immer deutlicher das große Netz über Deutschland, über der Welt. Juden wie Rathenau, Freimaurer wie Wilson, Dunkelmänner wie Erzberger sind es, die den Strick in den Händen halten, der die Freiheit bindet."

Die so sehr Gebildeten in Deutschland aber lachten überlegen und beifällig, als „Die Zukunft" hämisch bemerkte, irgendwelche Narren unter dem Hakenkreuz faselten heute etwas von drei Internationalen, der schwarzen, der roten und der goldenen, und machten es sich leicht, die Pfaffen, die Freimaurer und die Juden als die Sündenböcke hinzustellen. Diese Narren hätten nur noch eine Gruppe vergessen, nämlich die Radfahrer! Dieser jüdische Witz gab seinem Erzähler in den Salons die Gloriole des freien Weltbürgers, der aus den Kinderkrankheiten völkischen Denkens und überlebten Nationalismus' längst herausgewachsen war. Und sehr bald schon fanden sich

die Kostgänger des Judentums ein, die den ulkig sein sollenden Spruch

> Von der Ostsee bis an die Grenzen der Schweiz
> Erkennt man das Rindvieh am Hakenkreuz!

aus der „Zukunft" abschrieben und im „Vorwärts" und allen den Juden und den ihnen Hörigen zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten, als Handzettel zu Tausenden und aber Tausenden verbreiteten und an Mauern, Zäune und Schaufenster klebten. Die talmudische Weisheit, daß ein lebendiger Hund immer noch mehr wert sein soll als ein toter Löwe, wurde als modernes Lebensprinzip von manchen bürgerlichen Kreisen, die schnell erkannten, daß man auch ohne Ehre ein ganz angenehmes und genußreiches Dasein führen kann, gern anerkannt.

Am 9. Juli wurde das Friedensdiktat „ratifiziert" und drei Tage später endlich wurde die Hungerblockade gegen Deutschland aufgehoben!

Noch immer aber hielten die Feinde die deutschen Kriegsgefangenen zurück.

Das Leben in Deutschland wurde gleichmäßiger. Kaum, daß sich noch öffentlich jemand über das große Unrecht aufregte.

In den Schaufenstern mancher Bilderläden erschienen rührselige Bilder von Kaiser Wilhelm mit Unterschriften wie „Verlassen", „Einsam", „Fern der Heimat", „Sehnsucht ins Vaterland". Daneben hingen Postkarten, schwarzweißrot umrändert, patriotischen Inhalts. Ältere Leute blieben hin und wieder vor diesen Bilderläden stehen und wischten sich heimlich manche Träne fort. Wenn dann aber irgendein Gassenjunge das damals auf den Straßen sehr beliebte Lied „Wem haben se die Krone geklaut?" sang, dann machten die Wehmütigen, daß sie davonkamen. Nach den kurzen Tagen des allgemeinen Widerstandes gegen Versailles kam die Herrschaft über die Straße wieder völlig in die Hand der Roten. Der Bürger hielt es für unwürdig, sich in gewaltsame Auseinandersetzungen einzulassen. Er litt lieber Unrecht und Schande, als daß er auch nur einen Fingerbreit von seinem Standpunkt angeblicher Würde, die ihn zu vornehmer Zurückhaltung verpflichtete, gewichen wäre.

Die Roten wußten das und richteten ihr Benehmen danach. Im Osten und Norden Berlins kam es schon so weit, daß einer wegen seines besseren Anzugs angepöbelt und geschlagen wurde. Diebstähle, Raubüberfälle wurden am hellichten Tage durchgeführt. Und wenn ein Bandit wirklich einmal gefaßt wurde, nahm mit Sicherheit die sogenannte Straße seine Partei, ja, griff sogar die Polizeibeamten an und verhinderte die Verhaftung. Die Kreise der völkischen Revolution wurden kleiner, aber auch entschlossener, je mehr sich das Bürgertum in die nationalen und farblosen Parteien zurückzog, um dort mit Abstimmungen einen harmlosen, aber zeitvertrei-

benden und die Überreste eines deutschen Verantwortungsbewußtseins betäubenden Parlamentskrieg zu führen.

Dieses Bürgertum nahm auch kaum irgendwelche Notiz davon, als der Heilige Vater in Rom den Mächten von Versailles seinen Glückwunsch für diesen wahren Frieden der Gerechtigkeit aussprach. Daß ich wußte, was Rom für eine Macht darstellte, verdankte ich den Belehrungen durch den Kommandanten. Sonst spürte man in Berlin kaum etwas vom Katholizismus. Im Gegenteil, wir waren gewohnt, bei jeder Reformationsfeier zu vernehmen, daß durch die Tat Luthers Rom vor allem im Norden des Deutschen Reiches ein für allemal besiegt worden war. Wir hatten dann erlebt, daß nach Aufhebung des Bismarckschen Jesuitenverbotes die erste Jesuitenniederlassung bezeichnenderweise als Canisiusgymnasium und Canisiuskapelle im Berliner Westen gegründet wurde und daß im Umkreis von Berlin immer mehr klösterliche Niederlassungen auftauchten, so daß sehr bald ersichtlich wurde, wie diesen Gründungen und Niederlassungen ein kluger, strategisch hervorragend ausgearbeiteter Plan zugrunde liegen mußte.

Hin und wieder erschienen jetzt im Straßenbild katholische Schwestern und Priester, ein ungewohntes Bild, das die mehr als harmlosen Bürger mit Interesse betrachteten. Bezeichnenderweise unternahmen die Roten, die sonst sogar Beerdigungen auf evangelischen Kirchhöfen störten, wenn es ihnen in den Sinn kam, einen Talarträger zu hänseln, nichts gegen diese Boten einer andern Welt, die keiner gerufen hatte. Die unter den Salonbürgern, die das Gras wachsen hörten, meinten sogar überlegen, es würde sich auf die Dauer nur segensreich auswirken, wenn die Sendboten der römischen Kirche erst richtig zur Arbeit kämen. Und die Optimisten in den bürgerlich-nationalen Parteien rechneten ernsthaft das Zentrum unter die volkserhaltenden Gruppen, weil in irgendeinem Zentrumsprogramm ein Absatz enthalten war, der von Thron und Altar sprach.

Unter uns fünfen war ein Katholik, ein Unteroffizier, dessen Familie aus dem Rheinland stammte. Dieser Unteroffizier kam eines Abends zu einer völkischen Versammlung in Schramms Festsälen in Wilmersdorf, zu der wir den Saalschutz zu stellen hatten. In der letzten Zeit häuften sich die Überfälle auf die Büchertische, darum mußten wir fast jeden Abend unterwegs sein. Der Unteroffizier nahm, nachdem sich die Besucher allmählich entfernt hatten, das Buch von Theodor Fritsch, „Der falsche Gott", das in unsern Kreisen eine starke Verbreitung hatte, in die Hand und blätterte nachdenklich in ihm. Dann warf er es auf den Tisch. „Ich bin heute aus der Kirche ausgetreten!" Wir sprachen vor Staunen kein Wort. Uns schien es frevelhaft zu sein, aus der Kirche auszutreten. Es kam sehr häufig vor, daß der eine oder der andere sich über die Kirche und die Pfarrer lustig machte und bei einer passenden Gelegenheit mit Pathos einen Bibelvers hersagte, aber schließlich sahen wir doch in unserer evangelischen Kirche ein starkes Bollwerk gegen die Roten. Ich selber war in dem Alter, in dem der junge evangelische Deutsche konfirmiert wird. Aus der Kirche traten doch grundsätzlich nur die Freidenker aus, die, wie wir wußten, fast ausnahmslos rot waren. Der Unteroffizier lachte ärgerlich. „Da steht ihr und staunt! Ihr seid evangelisch, geht überhaupt nicht in die Kirche und wißt auch gar nicht, was überhaupt in der Bibel steht. Die katholische Kirche ist konsequenter. Die nimmt den Geist der Bibel ernst und zwingt auch die Katholiken, die christliche Lehre ernst zu nehmen. Was das bedeutet, könnt ihr in Norddeutschland gar nicht verstehen. Ihr schimpft auf den Papst, weil er den Versailler Vertrag begrüßt hat. Was der Papst aber will, das merkt ihr kaum. Oder wenn ihr es schon merkt, wißt ihr mit eurer Erkenntnis nichts anzufangen."

Der Buchverkäufer wollte beschwichtigen. „Deswegen braucht man doch aus der Kirche nicht auszutreten. Im Gegenteil, wir müßten die Kirche durchdringen und dafür sorgen, daß sie mit

einem besseren Geist erfüllt wird!" Der Unteroffizier tippte sich an die Stirn. „Mann, du redest, wie du es verstehst, überrede mal einen alten Kater, sich von Pflanzen zu ernähren. Und lerne erst mal den Katholizismus kennen, bevor du einen solchen Unsinn verzapfst, daß die Kirche mit einem andern Geist erfüllt werden kann. Die Kirche ist der Papst, und der Papst ist die Kirche. Da gibt es nur einen Willen."

Der Buchverkäufer schüttelte ungläubig den Kopf. „Na ja, vielleicht bei den Katholiken!"

Der Unteroffizier wurde ärgerlich. „Himmeldonnerwetter ja, die evangelische Kirche ist ein harmloses Gebilde, das sich selber nicht ernst nimmt. Oder läufst du etwa sonntags in die Kirche?"

„Das nicht gerade," gab der Buchverkäufer zu, „aber ich möchte auch die evangelische Kirche nicht ganz aufgeben, sonst würde doch nur der Katholizismus erben."

Der Unteroffizier wandte sich zum Gehen. „An deiner Stelle würde ich erst mal die Bücher lesen, die ich verkaufe. Wenn man nicht auf allen Gebieten Ernst macht, kommt man auf keinem Gebiet zu einer Entscheidung."

Es dauerte eine ganze Zeit, bis ich das heimliche Grauen vor dem Unteroffizier überwand. Er war der erste Mensch aus meinem Bekanntenkreis, der sich von der Kirche getrennt hatte, und ich sah in diesem Schritt so etwas wie eine Sünde. Bei unsern Zusammenkünften las der Unteroffizier jetzt häufig Stellen aus Nietzsche vor. Ich verstand nur wenig davon und konnte nur immer wieder entnehmen, daß sehr scharfe Wendungen gegen das ganze Christentum darin enthalten waren.

Der Religionslehrer meines Gymnasiums hatte Religion nur als Nebenfach, sein Hauptfach war Deutsch. Ein paarmal stellte ich Fragen, er sah mich erstaunt an und sagte dann lächelnd, man dürfte auf keinen Fall die Bibel zu ernst nehmen, es gäbe eine evangelische Freiheit, die uns schon gestatte, hin und wieder ein Auge kräftig zuzudrücken. Mit solchen Antworten war mir wenig gedient, und mit gemischten Gefühlen

dachte ich daran, daß ich mit sechzehn Jahren eingesegnet werden sollte.

Im Gymnasium gab es jetzt mancherlei Neues. Nach der Aufhebung der Blockade kamen aus Amerika Liebesgaben herüber, und in allen Schulen Berlins wurden jetzt die sogenannten Quäkerspeisungen durchgeführt. Die Sekte der Quäker in Amerika hielt es plötzlich für ihre Christenpflicht, den halbverhungerten Kindern zu helfen. Es gab nun auf einmal Kakaosuppen und Mondaminspeisen. Die Schulärzte hatten jeden Schüler zu untersuchen und den Grad seiner Unterernährung festzustellen. Ich war bereits über das Alter hinaus, für das grundsätzlich Quäkerspeisung vorgesehen war, das Ergebnis meiner Untersuchung war jedoch überaus ungünstig, ich war stark nervös und sehr unterernährt, so daß der Schularzt mich ausnahmsweise auf die Liste setzen wollte. Es gab eine erhebliche Aufregung in der Schule, als ich erklärte, daß ich keinen Wert auf die Speisung legte und nichts von den Amerikanern geschenkt haben wollte, die ja kein Mensch gezwungen hätte, gegen uns in den Krieg zu ziehen und noch zu unserm Untergang beizutragen. Meine Weigerung wurde bekannt, und selbst Sextaner fanden plötzlich einen Riesenspaß daran, die Annahme der Speisung zu verweigern. Mit der Zeit breitete sich eine kleine Boykottbewegung aus, und ich wurde als Urheber mehrmals verhört und verwarnt.

Die Verwarnungen ließen mich kalt, ich fühlte mich im Recht und hätte lieber tagaus, tagein weiter die Kriegskohlrüben gegessen als diese neue Friedensspeise. Meine Eltern waren mit meinem Verhalten keineswegs einverstanden, sie warfen mir vor, daß ich mich selber schädigte. Von meinen Kameraden war nur der aus der Kirche ausgetretene Unteroffizier, den wir jetzt den Heiden nannten, meiner Ansicht. „Du hast ganz recht, man soll sich von seinem Feind nichts schenken lassen. Wenn die Quäker es ernst gemeint hätten mit ihrer christlichen Liebe, hätten sie ja schon gegen Wilson im Kriege Sturm laufen können."

Die andern standen auf dem Standpunkt, man sollte seinen Feind nach Kräften schädigen.

Mein Gymnasium hatte erheblichen Zuwachs erhalten. Ein Berliner Gymnasium hatte sich aufgelöst und dabei einen großen Teil seiner Schüler zu uns geschickt. Unter den Neuen fielen zwei Brüder auf, deren Name in Deutschland bekannt war. Es waren die Söhne des Begründers der Deutschen Volkspartei, Gustav Stresemann. Die Deutsche Volkspartei war bekannt als Organ der Industrie, und man munkelte mancherlei über ihre zahlreichen Verbindungen und Hintergründe. Die Brüder Stresemann waren sehr zurückhaltend, man merkte es ihnen an, daß ihnen zu Hause eingeschärft worden war, sich nicht ausfragen zu lassen.

Der Hauptmann gab mir den Rat, die Jungen einmal nach ihrer Mutter zu fragen. Einige Tage darauf verwickelte ich die beiden neuen Schulkameraden in der Pause in ein Gespräch und fragte sie, woher ihre Mutter stammte. Die beiden gaben mir zu verstehen, daß mich das nichts anginge. „Ist eure Mutter Christin?" forschte ich.

Der ältere der beiden nickte hastig. „Selbstverständlich!"

Ich ließ nicht locker. „Wie heißt sie denn mit ihrem Mädchennamen?" Die beiden sahen mich mißtrauisch an. Der jüngere wurde wütend. „Warum fragst du überhaupt? Wir fragen ja auch nicht nach deiner Mutter."

Der ältere faßte seinen Bruder an den Arm. „Komm, wir wollen gehen!" Dann warf er mir einen giftigen Blick zu. „Wir wissen überhaupt gar nicht, wie unsere Mutter früher geheißen hat. Heute heißt sie Frau Stresemann, das kann dir genügen!"

Seit diesem Tage gingen mir die Brüder Stresemann aus dem Wege und vermieden es peinlich, mit mir in ein Gespräch zu kommen.

Frau Stresemann war Jüdin, eine gutgewachsene, fast zierliche Jüdin. Wenn sie zu irgendwelchen Schulveranstaltungen ins Gymnasium kam und neben ihren langaufgeschossenen

Söhnen stand, wollte man kaum glauben, daß sie tatsächlich die Mutter war. Auch Gustav Stresemann kam öfter ins Gymnasium. Er war ein großer, stattlicher Mann, der gar nicht wie ein Politiker aussah. Man konnte es ihm ansehen, daß er in einer Berliner Gastwirtschaft groß geworden war, und es wunderte mich auch nicht, als ich später hörte, daß er seine Doktorarbeit über den Flaschenbiergroßhandel gemacht hatte. Die Stresemanns wurden in der Schule von den meisten Lehrern sehr zuvorkommend behandelt, daran sahen wir, wie hoch die Bedeutung Stresemanns eingeschätzt wurde. Der ältere war musikalisch, und man stellte ihn bei jedem Schülerkonzert besonders heraus. Später wurde sogar sein erstes musikalisches Werk, eine Sinfonie, in der Berliner Staatsoper aufgeführt. Das Werk war völlig unbedeutend, ich hörte es mir an. Aber der Name Stresemann war mächtig und öffnete manche Tür. Der Jude Leo Blech dirigierte!

Meine Stellung in der Schule wurde von Tag zu Tag schwieriger. Ich hieß nun einmal Eggers, der Judentöter, und wurde von den jüdischen und demokratischen Lehrern nach Kräften schikaniert. Selbst die Lehrer, die es gut mit mir meinten, hatten es schwer, mir die Stange zu halten. Daß ich trotzdem meinen Klassenplatz behauptete — ich war der Dritte geworden und behielt diesen Platz, bis ich eines Tages die Schule verlassen mußte —, hatte ich bestimmt nicht der Großzügigkeit der Lehrerkonferenz zu verdanken.

Es stellte sich heraus, daß ich eine bestimmte Begabung für alte Sprachen, Geschichte und Deutsch hatte, in Mathematik zeichnete ich mich durch eine katastrophale Ahnungslosigkeit aus. In den Fächern meiner Begabung schrieb ich keine Arbeit unter „Gut", die meisten waren mit „Sehr gut" zensiert. In der Mathematik leuchtete mir nur der dritte Kongruenzsatz wirklich ein, weil er sehr anschaulich besagt, daß Dreiecke kongruent sind, wenn sie in den drei Seiten übereinstimmen. Aber auch diese Tatsache erschien mir überaus belanglos. So galt ich denn als einseitig begabt, allerdings in einem Maße,

daß der völlige Ausfall in Mathematik nicht sonderlich ins Gewicht fiel. Sonst wäre ich wohl auch nicht auf den dritten Platz gekommen. Immerhin waren wir in den Mittelklassen dreißig bis vierzig Schüler. Daß ich für die Schularbeiten keine Zeit erübrigen konnte, war naheliegend. Zum Arbeiten blieben mir höchstens die kurzen Minuten vor dem Frühstück und vor dem Klingeln der Schulglocke. Im übrigen merkte ich sehr bald, daß man bei einigermaßen guter Aufmerksamkeit und gutem Willen schon sehr viel erreichen konnte.

Mein Zeugnis im Betragen schwankte zwischen den Noten „Nicht ohne Tadel" und „Tadelnswert". Ich galt als aufsässig, schwer in die Schulordnung einzufügen. Die wenigen Lehrer, die eine bessere Meinung von mir hatten, sahen in mir einen jungen Menschen, den die politische Not frühzeitig zu eigenwilligem Nachdenken gebracht hatte und prophezeiten mir einen sehr frühzeitigen, gewaltsamen Tod. Mein Vater hatte seit der Revolution einen Briefwechsel von erheblichem Umfange mit Schulbehörden und allen möglichen Regierungsstellen meinetwegen gehabt. Meine Schulakten wurden nicht besser, als die Polizeistellen regelmäßig dem Schuldirektor Meldung über irgendwelche Zusammenstöße, an denen ich beteiligt war, machten. Der Direktor gab diese Meldungen nach „oben" weiter, an den zuständigen Stadtschulrat und das Provinzialschulkollegium, um für alle Fälle gesichert zu sein. Zuweilen bereitete mir der Gedanke, die würdigen Schulräte in ständige Beunruhigung zu versetzen, eine nicht geringe Freude. Vielleicht wäre ich gar nicht so rebellisch geworden, wenn nicht der Schulbetrieb fast durchweg an den Fragen des Lebens und der Nation scheu vorübergegangen wäre. Meine Eltern hatten es gewiß nicht leicht mit mir, ich habe ihnen manche schlaflose Nacht bereitet. Besonders meine Mutter war oft sehr traurig, daß ich den aufregenden Kampf dem Familienleben vorzog. Sie bat mich zuweilen, doch erst einmal mit der Schule fertig zu werden, älter zu werden, ich könnte dann ja immer noch in den Kampf ziehen. Für meinen Hinweis, daß doch gerade heute der Kampf beson-

ders wichtig wäre und daß ich darum nicht warten dürfte, hatte sie als richtige Mutter kein Verständnis. Die Verwandten taten ihr übriges, meinen Eltern das Herz schwer zu machen. Mit grellen Farben malten sie Bilder von meinem wahrscheinlich bald eintretenden völligen Untergang, ich würde geradewegs in einen Abgrund laufen, müßte zwangsläufig auf der Landstraße verenden. Besonders die kinderlosen Tanten erfanden immer neue Variationen dieses so aufregenden und schier unerschöpflichen Themas. Da ich keine Lust zeigte, diesen Moralpredigten zuzuhören, sondern nach Kräften und mit zumeist nicht gerade vorsichtig für Tantenohren ausgewählten Redewendungen wider den Stachel leckte, galt ich in den Kreisen meiner Verwandten auch noch als verstockter, frecher Flegel.

Längst schon hatte ich keine Klavierstunde mehr, besuchte keine Geburtstagskaffees meiner zahlreichen Kusinen, erkundigte mich nicht nach dem Wohlbefinden der Onkel und Tanten.

Im stillen war ich froh, vor dieser ganzen Verwandtschaft Ruhe zu haben. In meinen wenigen ruhigen Stunden, meist am frühen Nachmittag, las ich Bücher, die ich allerdings nicht aus der Schulbücherei entliehen hatte. Vom Kommandanten hatte ich die meisten geschenkt bekommen, es waren Schriften über die Judenfrage, über Religion und Wirtschaft. Die Wirtschaftsfragen verstand ich zumeist nicht, es handelte sich hauptsächlich um Arbeiten von Sombart. Dafür aber fesselten mich Bücher über Geschichte und Erdkunde. Und einen besonders tiefen Eindruck machte das gerade erschienene Buch „Treue" von Werner Jansen, ein Nibelungenroman.

Weil ich mich durch keinerlei Rücksicht aus meiner Welt vertreiben ließ, haftete mir zu allem noch der Makel eines frühzeitigen Sonderlings an. Aus dem DNJ, dem Deutschnationalen Jugendbund, trat ich wieder aus, weil er mir zu albern erschien. Ich bin dann später auch nie wieder in irgendeine Gliederung der zumeist romantisch schwärmerischen bündischen Jugend eingetreten. Vielleicht fühlte ich mich zu sehr als junger Soldat.

Die Aufgaben, die mein Kameradenkreis sich jetzt stellte, waren nicht mehr allein verschwörerischer Natur. Unter dem Einfluß des Kommandanten, der sich immer mehr unseres Kreises annahm und fast unmerklich und auch ungewollt unser geistiger Anführer wurde, wandten wir uns Vorgängen zu, die Ärgernis erregten und dringend der Abhilfe bedurften. In kleinen Theatern Berlins wurden hundsgemeine erotische Stücke vor einem ebenso hundsgemeinen, zum großen Teil aus Juden bestehenden Publikum aufgeführt. Besonders das „Intime Theater" in der Nähe des Nollendorfplatzes zeichnete sich darin aus. Eines Abends kauften wir uns die sehr teuren Eintrittskarten und setzten uns mitten ins Parkett. Kaum war der Vorhang aufgegangen, zeigten sich halbnackte Mädchen und Männer in Unterhosen und unterhielten sich in Witzen, die ich zum größten Teil nicht verstand. Ich war überhaupt noch zu jung, um zu verstehen, daß es Menschen gibt, die Lust an solchen Schweinereien haben. In der Mitte der Bühne stand ein großes Himmelbett, in das sich abwechselnd die Pärchen legten. Es waren vielleicht fünfzehn Minuten vergangen, als der Hauptmann das Zeichen gab. Im selben Augenblick brachten wir die Knallkörper zur Entzündung und warfen die Stinkbomben, die wir sorgfältig in unsern Taschen verborgen hatten. Es gab eine unbeschreibliche Aufregung. Die Mädchen auf der Bühne kreischten und verließen mit ihren Kavalieren fluchtartig Bett und Szene. Der Vorhang schloß sich, das Licht ging an, das Publikum schrie entsetzt und drängte sich zu den Ausgängen. Im Gedränge konnten wir unerkannt entkommen. In den Berliner Zeitungen standen haarsträubende Berichte und, ganz wie die Zeitungen eingestellt waren, schrieben sie von einem frechen Überfall durch völkische Rowdys oder von einer Protestkundgebung empörter bürgerlicher Kreise. Wir lachten über beide Arten der Berichterstattung und wiederholten die Störung noch einigemal, bis wir doch endlich gefaßt wurden. Zunächst brachte uns die Polizei auf ein Revier in der Nähe. Dort sperrte man uns in ein Zimmer. Gegen Mitternacht wurden

wir in einen Sammelwagen, der Huren, Zuhälter und Glücksspieler barg, die man auf Razzien eingefangen hatte, verladen und zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz geschafft. Die Fahrt dorthin war überaus interessant, weil wir beobachten konnten, wie die Gefangenen versuchten, belastendes Material fortzuwerfen und sich über die Aussagen im Verhör zu verständigen. Der die Untersuchung führende Beamte behandelte uns, nachdem er festgestellt hatte, daß wir nicht gerade zur Unterwelt Berlins gehörten, verhältnismäßig anständig. Nur, daß wir Völkische waren, paßte ihm ganz und gar nicht. Er nahm uns die Mitgliedsausweise ab und verwarnte uns in grober Weise, zukünftig die Finger aus jeder Privatpolitik zu lassen. Es könnte uns doch sonst einmal sehr schlecht bekommen. Am Morgen wurden wir entlassen.

Bevor wir jedoch wieder dazu kamen, das „Intime Theater" zu besuchen, schloß es freiwillig seine Pforten. Beim Publikum hatte es sich inzwischen herumgesprochen, daß es nicht ganz ungefährlich war, die Vorstellungen zu besuchen. Wir bekamen jeder ein Strafmandat über fünfzig Mark wegen „groben Unfugs". Mir trug dieser „grobe Unfug" allerdings noch das „Consilium abeundi" ein, da ich, wie es hieß, durch meine unzeitgemäßen Auffassungen und Taten die Disziplin der Schule auf das empfindlichste störte. Meine Eltern waren außer sich vor Zorn und hätten mich am liebsten einer Erziehungsanstalt übergeben, wenn sie nicht gefürchtet hätten, daß ich dann völlig meiner Wege gehen würde. Trotz des Rates, die Schule zu verlassen, blieb ich dort, weil ich hartnäckig genug war, darauf zu warten, endgültig hinausgeworfen zu werden.

Durch einen Schulkameraden erfuhr ich, daß in den Bedürfnisanstalten des Westens sich ein Kerl an junge Menschen heranmachte und ihnen Geld für irgendwelche Gemeinheiten anböte. Der Kerl hatte den Spitznamen „Willi mit dem Silberblick". Der Hauptmann nickte grimmig, als ich ihm davon Meldung machte. „Diese Burschen werden von Tag zu Tag frecher, und unser lieber Staat denkt gar nicht daran, etwas

gegen diese Pest zu tun. Es gehört schon zum guten Ton, ‚diese armen, triebverirrten Männer' zu bedauern. Na, vielleicht können wir etwas gegen diese Triebe tun." Kurze Zeit darauf bekamen wir Artilleriefahrerpeitschen ausgehändigt und machten auf eigene Faust eine Razzia gegen diese Sorte von Männern. Da wir eine genaue Personalbeschreibung jenes „Willi" nicht hatten, glaubten wir anfangs, es würde schwerhalten, ihn zu finden. Sehr bald aber stellte es sich heraus, daß es weit mehr als einen „Willi" gab. Meine Kameraden schlugen die Burschen an Ort und Stelle windelweich, ich selber hatte, wohl mit Rücksicht auf meine bereits gefährdete Gymnasiastenlaufbahn, den Befehl bekommen, mich von jeder Schlägerei fernzuhalten und nur zuzuschlagen, wenn einer der Kerle Unterstützung durch die in solchen Fällen immer sehr hilfsbereite Bevölkerung bekommen sollte.

Eines Nachmittags bekam auch der Jude Magnus Hirschfeld, der sich zu einem beredten Anwalt der Homosexuellen gemacht hatte und im Tiergarten ein eigenes „Forschungsinstitut" unterhielt, fürchterliche Schläge, als er seine Wohnung aufsuchen wollte.

Wir mußten herzhaft lachen, als wir die „Zukunft" in die Hand bekamen und lasen, daß völkische Terrorbanden Berlin unsicher machten! Wir paar Mann, von denen ich grundsätzlich an Zusammenstößen nicht teilnahm, waren zu „Banden" befördert worden!

Damals kamen wir zum erstenmal mit „Knüppelkunze" in Berührung. Er gab „Das Deutsche Wochenblatt" heraus, eine antisemitische Zeitschrift, die überaus derb, aber auch ebenso erfolgreich Aufklärungsarbeit trieb. Der Zeitungsstand in der Tauentzienstraße im Westen Berlins war ständig belagert von Gruppen, die sich leidenschaftlich über die Frage der Berechtigung des Antisemitismus stritten. Und als gerade ein paar Juden und Judenschützer riefen, der Knüppelkunze sollte doch einmal erscheinen, trat ein mittelgroßer, untersetzter Mann vor, schwang einen derben Eichenstock und rief so laut, daß er den

Straßenlärm übertönte: „Ich bin Knüppelkunze, was wollt ihr von mir?" Wir drängten uns näher und hofften, jetzt eine große Auseinandersetzung erleben zu können. Dazu kam es aber nicht, weil die Helden Fersengeld gaben. Knüppelkunze lud uns ein, an einem der nächsten Abende zu seiner Versammlung im Restaurant Viktoriagarten in der Wilhelmsaue zu kommen. Wir lernten dort einen Kreis von Antisemiten kennen. Vor allem war der Besitzer einer kleinen Druckerei darunter, der uns für unsere Streifzüge eine wunderbare Mischung von Druckerschwärze und Öl zusammenstellte. Bald prangten von allen Synagogen und Freimaurertempeln leuchtend schwarze Hakenkreuze, die selbst mit chemischen Mitteln nicht entfernt werden konnten.

Der Kreis um Knüppelkunze bestand zu einem Teil aus Männern, die ihre ersten antisemitischen Lehren von Stöcker, dem Grafen Pückler, Ahlwardt und Eugen Dühring bekommen hatten und zum Teil einen sehr verknöcherten Eindruck machten. Es waren durchweg biedere Leute, Lehrer, Handwerker, kleine Angestellte und Gewerbetreibende, die den Antisemitismus als Stammtischangelegenheit betrachteten. Immerhin erreichten wir es, daß wir uns am nächsten Sonntag zum erstenmal zu einem gemeinsamen „Spaziergang" auf der Tauentzienstraße trafen. Im Laufe der Zeit entwickelte sich hieraus eine regelmäßige antisemitische Kundgebung, zu der aus allen Vierteln der Stadt die deutschbewußten Kreise zusammenströmten. Als dann hin und wieder einmal ein Jude, der frech grinsend sich in den Weg stellte, etwas unsanft beiseitegestoßen wurde, schrieen die allzu zart Besaiteten empört über unsern „Radauantisemitismus" und ermahnten uns, doch ja von solchen Mitteln Abstand zu nehmen und lieber mit „geistigen Waffen" zu kämpfen. Das hörte sich sehr gebildet an und machte sicherlich auch auf viele Kreise einen tiefen Eindruck, die nun vermeinten, mit geistigen Waffen zu kämpfen, wenn sie gar nichts taten! Aber mit geistigen Waffen hatten wir weder das „Intime Theater" gesprengt noch die zahlreichen „Willis" vertrieben. Wir meinten, Verbrecher überhaupt

nur mit Gewalt unterdrücken zu können und hatten zudem die Erfahrung gemacht, daß gerade die Verbrecher, die wir verfolgten, nur darauf warteten, ernst genommen zu werden, das heißt würdig befunden zu werden, daß man sich geistig mit ihnen auseinandersetzte. Für diesen Fall waren sie mit vielen tausend Entschuldigungen, Gegenanklagen, Theorien und Beweisen gewappnet. Und wir selber handelten viel zu sehr aus einem Gefühl der Empörung gegen das Verkommene, als daß wir das Verkommene durch eine Diskussion mit geistigen Waffen für gleichberechtigt mit unseren Ideen hätten halten können. Wir waren stolz darauf, gerade dort zuzuschlagen, wo jedes Wort Vergeudung der Zeit bedeutet hätte. Wir glaubten eben nicht an das Menschenrecht eines Schurken, eines Verkommenen, eines Verbrechers, eines Perversen. Die „Intelligenz", die alles verzeiht, weil sie alles „versteht", stand ganz und gar nicht auf unserer Seite, auf der überhaupt nur der gesunde Instinkt stand. Und gerade der wurde von der „Intelligenz" als barbarisch verketzert. Nun, so waren wir eben Barbaren und schlugen eines schönen Sommerabends das berüchtigte Kleist-Kasino am Wittenbergplatz, den ekelhaften Treffpunkt der homosexuellen Halbwelt Berlins, in tausend Trümmer. Mit „geistigen" Waffen hätten wir nichts erreicht. Denn die „Intelligenz" Berlins sah sich mit offensichtlicher Rührung bereits den ersten Homosexuellenfilm „Anders als die andern" an, der in den Oswald-Lichtspielen in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gezeigt wurde.

Im Spätsommer ging ich aufs Land, zu unsern Bauern in der Nähe von Schöneiche und half bei der Ernte. Es gab wenige Arbeiter damals, weil die Landwirtschaft schlecht zahlte. Und doch mußte das Heu gewendet und eingefahren werden, die Getreidehocken warteten, daß sie in die Scheunen gebracht wurden. Die Kartoffelernte stand vor der Tür. Ich glaubte, selten so schöne Ferien verlebt zu haben. Das kam wohl daher,

daß man mich als Arbeitskraft ernst nahm, daß ich genau so eingeteilt wurde wie die Knechte, und daß die Bauern sich wunderten, wie schnell ich in den letzten Jahren vom kleinen Bubi zu einem jungen Kerl herangewachsen war.

Und dann war es ein stolzes Gefühl, sich selbst sein Brot zu verdienen, ohne Danke schön sagen zu müssen.

Allmählich überwand ich die Folgen des Hungers während der letzten Kriegsjahre. Langaufgeschossen war ich schon immer, jetzt wurde ich breiter, kräftiger. Ich konnte es schon mit einem Achtzehnjährigen zur Not aufnehmen.

Und dabei war ich noch immer nicht konfirmiert. Den letzten Termin hatte ich absichtlich verstreichen lassen. Der Gedanke, in die Konfirmandenstunde zu gehen und Bibelsprüche, Gesangbuchverse, den Katechismus zu lernen, erschien mir abwegig. Ich war doch Soldat! Was würden denn nur meine Kameraden sagen? Sollte ich sie vielleicht zu meiner Konfirmation einladen? Den Heiden etwa? Worauf auch hätte ich konfirmiert werden sollen? Was glaubten wir jungen Kerle denn schon von der Kirchenlehre? Wir machten doch um jede Kirche einen weiten Bogen!

Zu Hause hatte ich ernste Zusammenstöße. Vater verlangte entschieden, daß ich konfirmiert würde. Es gehörte für ihn nun einmal als Schlußstrich unter die Kindheit. Tatsächlich war das die landläufige Auffassung von der Konfirmation. Wenn man einen grünen Jungen beim Rauchen ertappte, fragte man ihn, ob er konfirmiert wäre. Konnte er die Frage bejahen, geschah ihm nichts. Mußte er sie verneinen, durfte er geohrfeigt werden. Wer konfirmiert war, durfte lange Hosen und einen Filzhut tragen, der durfte auch schon einmal zu Schramm auf den Tanzboden gehen.

Überhaupt eine absonderliche Idee für einen jungen evangelischen Burschen aus einem bürgerlichen Hause Norddeutschlands, nicht konfirmiert werden zu wollen!

Meine Schwester Grete zeigte auch keine sonderliche Lust, der Kirche ewige Treue zu geloben. Sie war schon eine junge

Dame, sah gut aus, kleidete sich elegant und strahlte vor Seligkeit, wenn ihr von jungen Männern der Hof gemacht wurde. Wir waren uns keineswegs immer in unsern Anschauungen einig, aber hierin hielten wir doch zusammen, daß es besser wäre, auf die Konfirmation und die mit ihr nun einmal verbundenen Geschenke zu verzichten. Die Eltern zeigten kein Verständnis für unsere Einwendungen, schon darum nicht, weil unsere streng lutherischen Großeltern schon mehrmals erstaunt angefragt hatten, was eigentlich in Berlin vor sich gehe, ob gar die Kirche abgeschafft worden sei!

Grete gab zuerst nach. Die „besseren" Bürgerstöchter ließen sich in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche konfirmieren, und wer ein übriges tun wollte, der besuchte die Konfirmandenstunde des Pfarrers Konrad, der in den wohlhabenden und reaktionären Kreisen Berlins überaus beliebt war. Ich wußte, daß sehr viele getaufte Juden zu dem Konrad-Kreis gehörten und zog es vor, wenn schon überhaupt, dann zu dem für unseren Bezirk der Uhlandstraße zuständigen Gemeindepfarrer Kögel zu gehen. Bei Schulbeginn im Herbst meldete ich mich dort. Pfarrer Kögel, sein Vater war der bekannte Oberhofprediger, der den Kaiser getraut hatte, ein baumlanger, bärtiger und humorvoller Mann, der nur gutmütig lachte, als ich ihm meine Bedenken vortrug. Er liebte die Wortspiele. „Ich glaube, daß die meisten Konfirmanden keinen Glauben haben. Aber die Konfirmation ist ein Brauch, darum braucht man sie für das Leben!"

Ich wies auf mein Hakenkreuz. „Wie verträgt sich das mit der Bibel, Herr Pfarrer?"

Der klopfte mir derb auf die Schulter. „Ich kann auch keine Juden leiden, und schließlich bin ich Protestant und kein Rabbiner!"

Die erste Konfirmationsstunde verging unter ziemlichem Hallo. Überhaupt wurde diese ganze Einrichtung nicht sonderlich ernst genommen, die meisten sahen in ihr eine Gelegenheit, fern dem Schulzwang fröhliche Streiche verüben zu können. Die Drohung, schlimmstenfalls von der Konfirmation aus-

geschlossen zu werden, nahm niemand ernst, weil bisher noch keiner wirklich ausgeschlossen worden war. Die Stunden wurden im Gemeindehaus abgehalten, das hatte den Vorteil, daß ich eine halbe Stunde früher als gewöhnlich von der Schule aufbrechen konnte, um pünktlich zu sein. Außerdem brauchte ich nun als Konfirmand an dem üblichen Religionsunterricht nicht mehr teilzunehmen. Die Konfirmandenstunden bei Pfarrer Kögel waren weder sonderlich langweilig noch sonderlich anregend, sie waren eine Mischung von Unterhaltung und Unterweisung. So oft ich Gelegenheit hatte, stellte ich etwas peinliche Fragen nach diesem und jenem Vorgang innerhalb des Judentums und brachte dadurch den Unterricht aus dem gewohnten Gleise. Daß mich Pfarrer Kögel nicht aus dem Gemeindehaus jagte, rechnete ich ihm hoch an. Als ich merkte, daß ich bei ihm nicht allzuviel lernen konnte, schwänzte ich, so oft es ging. Und Pfarrer Kögel war scheinbar nicht sonderlich böse darüber. Ältere Konfirmanden wurden auf Wunsch schon nach einem halbjährigen Unterricht eingesegnet. Auch ich hatte den Wunsch, gegen dessen Erfüllung Pfarrer Kögel nichts einzuwenden hatte.

Grete war mit ihrer Konfirmandenstunde recht zufrieden. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, neben hochadligen jungen Damen und schwerreichen, allerdings nicht sonderlich blonden Bankierstöchtern, die im Auto zum Unterricht gefahren wurden, zu sitzen.

Um die Osterzeit des Jahres 1920 gab es jedoch bei uns beiden einen Rückschlag. Ich konnte nicht konfirmiert werden, weil ich nicht erreichbar und auch nirgends zu finden war. Inzwischen war ich nämlich wieder einmal für kurze Zeit Soldat geworden.

Grete hatte zwar an der Konfirmationsfeier teilgenommen, weigerte sich aber plötzlich, den Sonntag darauf zum Abendmahl zu gehen, weil sie mit einmal eine unüberwindliche Scheu vor diesem Sakrament empfand. Ich selber erfuhr von diesem Zwischenfall erst, als ich eines Morgens todmüde aus Döberitz nach Hause kam.

Da Grete nun am Abendmahl nicht teilgenommen hatte, als einzige unter den Hunderten von Konfirmanden, die sich in die Hand des Pfarrers Konrad begeben hatten, und auch später kein Abendmahl zu sich nahm, wußte sie nicht, ob sie überhaupt als konfirmiert galt.

Ich selber hatte über den stürmischen Ereignissen, die plötzlich Deutschland wie Fieberschauer überfielen, völlig vergessen, daß ich konfirmiert werden sollte. Ich war nicht etwa absichtlich hinter die Kirche gegangen!

Im Januar 1920 hatte es wieder einmal angefangen, unheimlich im Gebälk des Deutschen Reiches zu knistern. Der Reichskanzler Bauer steckte zwar wie jener bekannte Vogel den Kopf in den Sand, um nichts zu sehen und darum auch nichts unternehmen zu müssen. Dabei aber konnte es auf die Dauer auch dem harmlosesten Bürger nicht entgehen, daß im Hintergrund der Politik sich mancherlei vorbereitete. Die heimliche Rote Armee hatte vor nun bald Jahresfrist zwar vorübergehend die Waffen niedergelegt, ohne aber auch nur im entferntesten daran zu denken, den Kampf um die Macht aufzugeben. Männer vom Schlage eines Max Hoelz, die geborenen Räuberhauptleute und Schinderhannesse, machten sich geradezu einen Sport daraus, die „Reichen" zu beunruhigen. Für sie war der proletarische Aufstand keine Angelegenheit großer politischer Erwägungen oder gar Erkenntnisse, sondern ausschließlich ihres abenteuerlustigen Herzens. Weil sie ideenlos und ohne jeden seelischen Halt waren, ging es ihnen um Zerstörung, um Chaos. Die „Zukunft" und ihr geistesverwandte Blätter verglichen uns in ihren öden Witzeleien mehr als einmal mit jenen fast romantisch tollkühnen proletarischen Abenteurern, um abschließend festzustellen, daß eigentlich gar kein so großer Unterschied zwischen uns und jenen bestand! Gewiß, irgendwie imponierten uns schon die verwegenen Burschen. Hoelz, der heute in Sachsen, morgen in Bayern, übermorgen im Industriegebiet auftauchte

und seine frechen Streiche verübte, daß sogar die geschädigten Bürger nicht immer recht wußten, ob sie nicht unter Tränen lächeln sollten, hatte schon etwas von einem mittelalterlichen Landsknecht an sich, was ein Soldatenherz nicht gerade kränken mußte. Aber welche Abgründe taten sich auf zwischen unserer soldatischen Idee der Freiheit und den kommunistischen Utopien! Wir wußten, daß nicht die Tollkühnheit oder der persönliche Schneid den Soldaten ausmachten, sondern ausschließlich die Idee der Freiheit, der er sich verschwor. Tapferkeit war eine selbstverständliche Forderung, die zur Verwirklichung der Idee gehörte. Schließlich konnte ja auch ein Mörder persönlich tapfer sein. Aber deswegen hatte er noch keinen Anspruch auf unsere Achtung.

Es war bezeichnend, daß die jüdischen Blätter jedem Mörder Verständnis entgegenbrachten und geradezu darauf ausgingen, zu zeigen, daß doch noch ein edles Herz in seiner Brust schlug. Uns gegenüber zeigten jene Kreise nur Haß und Hohn. Wir wußten, daß Rathenau, der mit Harden-Witkowski eng zusammenarbeitete und ihm die Anweisungen gab, wo und wie er seine Vorstöße anbringen sollte, ein Feind aller Soldaten war und das bolschewistische Chaos der soldatischen Herrschaft vorzog. Darum wunderte es uns auch nicht, als wir erfuhren, daß von jüdischen, rein kapitalistischen Kreisen Spartakus erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt wurden, um durch eine möglichst umfangreiche Bewaffnung der Roten Armee im proletarischen Aufstand die Reste des Soldatentums auszurotten. Immer wieder stießen wir bei unseren Wahrnehmungen des beginnenden Chaos auf den Namen Rathenau. Wir ahnten, daß dieser Jude weit gefährlicher war, als die meisten bürgerlichen Kreise glauben konnten. Im Bürgertum wurde Rathenau als Typ des „edlen" Juden zuweilen sogar nicht nur geschätzt, sondern sogar verehrt. Man bedauerte bestenfalls, daß dieser „edle Mensch" zufällig als Jude auf die Welt gekommen war. Selbst bekannte Männer aus dem patriotischen Lager waren stolz, zu dem Freundeskreis Rathenaus zu zählen und säumten

nicht, das Loblied dieses Juden zu singen! Rathenau war überall mit seinem Einfluß, wo es galt, das Chaos zu fördern. Er unterstützte Sozialisten, Plutokraten, Börsenjobber, Spartakisten, Pazifisten, Edelkommunisten, Sektierer, absurde Philosophen, geistig und seelisch verkommene Weltverbesserer. Und vor allem nahm er sich, selber pervers veranlagt, der Homosexuellen an, deren Fürsprecher er wurde.

Rathenau mußte sterben!

Er gehörte auch zu jenen Kreisen, die der Forderung der Feinde, deutsche Offiziere, fast neunhundert an der Zahl, als Kriegsverbrecher auszuliefern, nachgeben wollten, um dem deutschen Volk „weitere Schwierigkeiten zu ersparen".

Es war ein Gebot der Selbsterhaltung, daß die Soldaten in Deutschland aus ihrer Vereinsamung schritten und sich zu kleinen Kampfzirkeln zusammenschlossen, sonst wären sie im Laufe der Zeit einer nach dem andern umgebracht worden. Die Regierung nannte die Vernichtung des deutschen Volkes „Erfüllungspolitik". Und die Totengräber, von Erzberger über Ebert, von Scheidemann bis Rathenau, nannten sich voller Stolz „Erfüllungspolitiker".

Wir wollten uns nicht unterwerfen. Und aus diesem zunächst gefühlsmäßigen Widerstand erwuchs immer klarer der Wille zur Freiheit und die Erkenntnis, daß nur durch die soldatische Tat das Schlimmste abgewendet werden konnte. Das Fragen nach den Gründen des Untergangs machte uns zu politischen Fanatikern.

Damals wurde zum erstenmal ein neuer Vers des Deutschlandliedes gesungen:

Deutschland, Deutschland über alles!
Und im Unglück nun erst recht.
Nur im Unglück kann sich's zeigen,
Ob die Liebe wahr und echt.
Und so soll es weiterklingen
Von Geschlechte zu Geschlecht:
Deutschland, Deutschland über alles!
Und im Unglück nun erst recht!

Wir träumten davon, dem proletarischen Chaos eines Tages durch einen soldatischen Aufstand zuvorzukommen. Noch aber wußten wir nichts von Tag und Stunde.

Nur, daß das Chaos näher und näher kam, sahen wir mit offenen Augen. Deutschland sollte wirtschaftlich völlig versklavt werden. Es hieß, den ganzen Kohlenvorrat sollte der Feind erhalten und monatlich Millionen von Tonnen neugewonnener Kohle dazu. Wir hatten keine rechte Vorstellung von dem Ausmaß solcher Sklaverei, wir waren samt und sonders keine Kaufleute. Wir wollten nur nicht, daß widerstandslos deutsche Güter gestohlen wurden.

Am 13. März wurde, uns selber zur größten Überraschung, ein Aufstandsversuch von der bürgerlichen Seite her unternommen. Der ostpreußische Generallandschaftsdirektor Kapp, der Berliner Reichswehrgeneral von Lüttwitz und der Führer der Marinebrigade Ehrhardt waren die Häupter dieses „Kapp-Putsches". Der Kommandant hatte seit einiger Zeit im Rahmen der überall im Reiche gegründeten bürgerlichen Einwohnerwehren sich eine mit allen Nahkampfwaffen ausgerüstete Abteilung aufgestellt, die nun sofort, als die Nachricht des Aufstandes bekannt wurde, zusammengezogen wurde. Es waren meist junge, verwegene Soldaten, Maschinengewehrschützen, Flammenwerfer, Stoßtruppler, die sich einfanden. Wir fünf lagen wieder zusammen. Ich selber durfte Ordonnanz des Kommandanten sein.

Aufregende Tage und Nächte kamen jetzt. Am 13. März klebten plötzlich schwarzweißrote Plakate an Mauern und Häusern und verkündeten die Machtübernahme der Nationalen. Ein Flugzeug warf Aufrufe ab, die Vertrauen für die neue Regierung forderten. Baldige Wahlen wurden in Aussicht gestellt. Die Regierung floh kampflos zuerst nach Dresden, dann nach Stuttgart und forderte die Arbeiter zum Generalstreik auf.

Die Berliner Arbeiter waren von dem Putsch genau so überrascht wie wir und warteten zunächst die Entwicklung der

Dinge ab. Im Vogtland nahm die Rote Armee unter Max Hoelz sofort den Kampf auf, sengte und plünderte und verübte einen unglaublichen Terror. Im Industriegebiet, in Sachsen, in Hamburg kam es ebenfalls sofort zu Kämpfen mit den Roten. Da der Putsch in keiner Weise vorbereitet war, kamen die wenigen Soldaten sehr bald in erhebliche Bedrängnis, vor allem, weil sich der feige Teil der Bevölkerung „regierungstreu" verhielt, das aber hieß, daß er die Hände in den Schoß legte und aufmerksam zusah, nach welcher Seite sich wohl die Waagschale neigen würde, um im entscheidenden Augenblick auf diese Seite zu springen und damit den so beliebten „Anschluß" zu gewinnen.

Unser erstes Quartier war die „Zahnwohl"-Fabrik in der Babelsberger Straße zu Wilmersdorf. Neben die großen, offenen Bottiche mit der duftenden blaßroten Schlemmkreide legten wir unsere Strohbündel und warteten, bis die Abteilung ungefähr vollzählig versammelt war. Das mochte gegen 3 Uhr nachmittags geschehen sein. Von den fünfzig Mann der Abteilung fehlten nur zwei, und die hatten sich, wie sich später herausstellte, der Marinebrigade angeschlossen. Der Kommandant war stolz darauf, daß die Abteilung in so starker Zahl freiwillig dem Befehl gefolgt war und teilte die Abteilung in Trupps ein. Wir verfügten über ein schweres Maschinengewehr, zwei leichte, vier Maschinenpistolen, einen Granatwerfer, einen Flammenwerfer und ausreichende Mengen Handgranaten und Munition.

Wir hatten die Babelsberger Straße mit Stacheldrahtverhauen abgesperrt und das schwere Maschinengewehr so in Stellung gebracht, daß es die Straße sowohl zum Schöneberger Stadtpark als auch zur Berliner Straße hin beherrschte. Die Bürger holten die längst verstaubten schwarzweißroten Fahnen aus der Gerümpelkammer und benahmen sich äußerst wohlwollend. Von allen Seiten brachte man uns Liebesgaben, Braten, Wein, Zigarren, Bücher. Die nicht gerade sonderlich rühmlich bekannte Operettendiva Lily Flohr, die in den damals

üblichen sehr eindeutigen Revuen mit großem Erfolg auftrat, ließ es sich nicht nehmen, sogar persönlich nach unserm Wohlbefinden zu fragen. Wir winkten dankend ab. Der Heide stellte geringschätzig fest, daß die Bürger sicherlich uns nicht viel anders behandeln würden, wenn wir Rote wären.

In der ersten Nacht geschah nicht viel. Ein paar Kommunisten versuchten auf eigene Faust wichtige Anlagen zu überfallen. Nach ein paar Schüssen liefen sie davon. Postämter, Gaswerke, Elektrizitätsstellen, Telegraphenämter, Lebensmitteldepots und Wasserwerke im Westen wurden durch einfache Posten gesichert. Am nächsten Vormittag kam es in der Berliner Straße, an der Ecke der Uhlandstraße, zu Zusammenrottungen spartakistischer Elemente. Als sie einen drohenden Charakter annahmen, eröffneten die Wachtposten im Hauptpostamt in der Uhlandstraße ein kurzes, abschreckendes Maschinengewehrfeuer, das niemanden treffen sollte und auch niemanden traf. Nur als einer der Freiwilligen eine Handgranate warf, geschah ein Unglück. Gerade, als die Granate auf die völlig menschenleer gewordene Straße fiel, lief eine Frau aus einem Hause, um einen Brief in den Postkasten zu werfen. Die warnenden Zurufe hörte sie nicht. Im nächsten Augenblick lag sie schreiend am Boden. Die Handgranate hatte ihr das linke Bein völlig zerschmettert. Das große Lebensmitteldepot in der Wilhelmsaue sicherten wir durch Stacheldraht.

Als die Erkundigungen ergaben, daß es zu ernsthaften Unruhen in Wilmersdorf voraussichtlich nicht kommen würde, da die Roten ihre Hauptmacht in den östlichen Vororten Berlins zusammengezogen hatten, konnte der Kommandant unsere Abteilung für andere Aufgaben frei machen.

Ein Panzerauto sorgte für die Ruhe in den Straßen und für die Sicherheit der Technischen Nothilfe, die ganz ausgezeichnet in den bestreikten lebenswichtigen Betrieben arbeitete und zum großen Teil dazu beitrug, daß die Folgen des Generalstreiks sich nicht zu grausam auswirkten.

Am Abend des 14. März wurden wir zusammengezogen. Der Kommandant berichtete, was er über Kapp, den er von der Vaterlandspartei her kannte, wußte. Gegen Mitternacht bekamen wir Marschbefehl. Von unseren Stahlhelmen leuchteten jetzt die großen weißen Hakenkreuze, die uns von nun an auch äußerlich von der Einwohnerwehr unterschieden.

Zum erstenmal sangen wir das Baltikumerlied, das uns in Zukunft auf unseren Zügen für die Freiheit Deutschlands begleiten sollte:

Kam'rad, reich mir die Hände,
Fest woll'n zusammen wir steh'n.
Hat man uns auch verraten,
Der Geist darf nicht vergeh'n.
Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarzweißrotes Band,
Sturmabteilung Westen
werden wir genannt.

Ursprünglich lautete der Kehrreim

Die Brigade Ehrhardt
Werden wir genannt.

Es wurde aber Brauch, daß sich jedes Freikorps, jede Sturmabteilung mit ihrem eigenen Namen in das Lied, das mit der Zeit zum Marschlied aller Kampfverbände wurde, einschaltete.

Der Schritt unserer achtundvierzig Mann dröhnte durch die Nacht, und die leeren Straßen gaben ein wuchtiges Echo.

Wie ausgestorben lag das große, ängstliche Berlin da. Keine Lampe brannte, und auch die Wohnungen waren abgedunkelt. Kein Fenster war geöffnet. Der alte Ruf des Straßenkampfes

„Straße frei! Fenster zu!"

brauchte nicht mehr zu erklingen. Er hallte noch vom vorigen Jahre her den gehorsamen Bürgern in den erschreckten Ohren!

Links, rechts! Wir machten uns eine fröhliche Unterhaltung damit, unsere Nagelstiefel mit Nachdruck auf den Asphalt zu schmettern. Mochten die Bürger und die Roten doch denken,

ein ganzes Bataillon marschiere heran. Im Osten Berlins sollte es zu Schießereien gekommen sein, hatten wir gehört. Wo wir wohl eingesetzt würden? Der Kommandant schüttelte nur den Kopf, als ich vorsichtig nach dem Ziel unseres Marsches fragte.

Am Potsdamer Platz schwenkten wir in die Leipziger Straße ein.

Also doch! Es ging in den Osten!

Vom Potsdamer Bahnhof her tönte der Lärm von Lokomotiven; es rollten demnach Truppentransporte, denn der Personenverkehr ruhte ja infolge des Generalstreiks.

In der Leipziger Straße wimmelte es von Soldaten, die das ganze Regierungsviertel dicht besetzt hatten. Spanische Reiter und Sandsäcke waren am Straßendamm aufgestellt, um, wenn es zu Straßenkämpfen kommen sollte, im Handumdrehen das Viertel zu verbarrikadieren. Die Kolonnen, die uns begegneten, führten die Marineflagge. Wir grüßten uns mit derben Scherzworten, die von den zahlreichen Frauenzimmern, die die Angst schnell überwunden hatten und nun versuchten, mit den Soldaten anzubändeln, mit Kreischen aufgenommen wurden.

Das Zeitungsviertel war stark befestigt. Auch hier herrschte reges Treiben. Als wir uns dem Alexanderplatz näherten, waren die Straßen schon wieder leer und verlassen. Allzu viele Soldaten schienen im großen Berlin doch noch nicht zu sein.

Einige Schüsse knallten von Nebenstraßen her. Wir gaben nicht viel darauf. Sicher führten Patrouillen irgendwo Haussuchungen durch. Der Alexanderplatz sah fast komisch aus. An der Berolina waren zwei Geschütze aufgefahren. Soldaten biwakierten und machten sich einen Spaß daraus, das Feuer mit sozialdemokratischen Zeitungen zu füttern. Eine Feldküche dampfte verführerisch. Der Kommandant hatte Verständnis. Wir durften jeder unsere Feldflasche mit warmem Kaffee auffüllen. Es war doch sehr kalt und stürmisch, und der Märzwind pustete unbarmherzig durch die Litewka. Mäntel hatten die

wenigsten. Der Kaffee machte übermütig. Wir sangen den Kameraden vom Alexanderplatz zum Abschied unser Spottlied

Heil dir im Chapeau claque,
Bäuchlein im Heldenfrack,
Heil Präsident!
Ne rote Badebüx
Und weiter hast du nix,
Heil Fritze Ebert dir,
Heil Präsident!

Wir lachten noch und machten unsere Witze, als wir in die Landsberger Allee einbogen. Ach du lieber Gott, ja, was mochte wohl Fritze Ebert machen? Es war ja nun aus mit seinem schönen Posten. Aus und vorbei! Und all die schönen Männer, die Juden und Pfaffen um ihn herum, die mußten jetzt auch nach Hause gehen. Ob es der Kapp wohl schaffen würde? Wir zweifelten nicht daran und machten uns auch keine Gedanken darüber. Wir hatten Gewehre, und das war vorerst genug. Höchste Zeit, daß der Spuk verflogen war. Wie hatten wir damals gelacht, als wir die Postkarte bekamen mit dem schönen Bild, das Ebert mit seinen Freunden im Badeanzug darstellte. Alles Heldengestalten mit O-Beinen und fetten Wänsten! Zu Hunderten hatten wir die Karten verschickt, verschenkt, verkauft. Das war nun aus! Ob der Kaiser wiederkommen würde? Die Roten behaupteten es und machten mit dieser Parole die Leute wild. Kapp bestritt, daß er die Absicht hätte, die Monarchie von neuem aufzurichten. Das Volk sollte in einer neuen Wahl seine Staatsform bestimmen. Was gab es aber schließlich außer der Republik anderes als eine Monarchie. Höchstens noch die Militärdiktatur. War nur die Frage, wie man mit dem Generalstreik fertig wurde. Wir marschierten jetzt ohne Tritt und warfen uns unsere Gedanken zu wie buntschillernde Bälle. Zwischen ein paar Witzen kamen ein paar ernste Fragen, dann lachten wir wieder über irgendeine Albernheit.

Bei einer marschierenden Truppe ist das nun einmal nicht anders.

Mitten in unser Lachen knallte plötzlich Gewehrfeuer. Wir spritzten, ohne ein Kommando abzuwarten, auseinander, preßten uns an Häusermauern und Rinnsteine und hoben vorsichtig den Kopf, um ein Ziel zu erspähen. Die Fenster waren dunkel, meist hingen die typischen grünen Berliner Rolljalousien davor. Aber von den Dächern hinter den Schornsteinen zuckte der helle Schein des Mündungsfeuers.

Verdammte Schweinerei! Niemand hatte damit gerechnet, daß schon so nah hinter dem Alexanderplatz die Schießerei losginge. Wir waren doch noch nicht in Köpenick oder Adlershof!

Der Kommandant stand in einem Hausflur und hielt das Fernglas vor die Augen. „Anscheinend sind es nur ein paar Kerle da oben!"

Wir riegelten den Häuserblock ab, drangen vom Boden eines Eckhauses aus auf die Dächer und gingen in zwei Abteilungen, die eine links, die andere rechts, tastend vor. Es war eine verteufelte Sache. Die Schornsteine, Brandmauern und Dachluken boten den Roten eine ausgezeichnete Deckung, wir dagegen konnten sehr gut gesehen werden. Ein paar Meter links und rechts neben uns gähnten die Abgründe der Schächte. Wenn wir wenigstens die Gegner gesehen hätten, die Stimmung wäre dann nicht so herzbeklemmend unheimlich gewesen. So aber sahen wir plötzlich in wenigen Metern Entfernung das bekannte Mündungsfeuer herausschießen, hörten den Knall, das Peitschen der Kugel, alles auf einen Schlag, der den Bruchteil einer Sekunde dauerte, und dann war es wieder unheimlich still. Unten von den Straßen riefen die Kameraden unverständliche Worte und wiesen mit den Gewehren in die Richtung, die auch uns ja nicht unbekannt war. Wir halfen uns, indem wir blindlings in die Richtung feuerten, aus der der feindliche Schuß kam. Der Heide machte sich einen Spaß daraus, die Handgranaten in die engen Schächte zu werfen. Es gab einen heillosen Spektakel, der aber angenehm beruhigend auf unsere Nerven wirkte.

Eine gute halbe Stunde dauerte diese Dachwanderung. Wir haben aber keinen Gegner gefangennehmen können, wahrscheinlich haben wir auch keinen verwundet. Auf unserer Seite hatten wir ebenfalls keine Verluste, ein paar Schrammen durch umherspritzende Steinsplitter rechneten natürlich nicht. Wir waren froh, ungefähr in der Mitte des Blocks die andere Abteilung zu treffen und festzustellen, daß es ihr fast genau so ergangen war wie uns. Nur ein Kamerad hatte einen leichten Fleischschuß in den rechten Oberarm bekommen. Die Roten waren höchstwahrscheinlich durch eine der vielen Luken auf den Boden und von dort entweder in die Wohnungen irgendwelcher Genossen oder über die Höfe in ein sicheres Versteck entkommen. Mochten die Abteilungen nach uns hier Haussuchungen durchführen. Wir hatten keine Zeit dazu. Wir mußten weitermarschieren.

Ein paarmal noch erhielten wir Feuer von roten Dachschützen. Wir beschränkten uns darauf, Deckung zu nehmen und das Feuer, so gut es ging, zu erwidern. Wenn sich während der Schießerei ein Fenster öffnete, schossen wir ohne Warnung hinein. Zuweilen mußten wir fast lachen, wenn irgendein empörter Bürger drohend auf uns herabschrie oder wenn ein keifendes Weib ihren gefüllten Nachttopf über uns entleerte.

Weiß Gott, wir waren nicht beliebt in Berlin, und eine Volkserhebung konnte man diesen Putsch nun wirklich nicht nennen! Wie sollte dies Abenteuer nur enden?

Die naßkalte Morgendämmerung war nicht dazu angetan, unsere Stimmung zu heben.

Am Schlesischen Bahnhof machten wir halt. Hier sollten wir eingesetzt werden. Nach längerem Suchen fanden wir eine erschreckend kleine Abteilung, die zumeist aus Offizieren bestand und dringend auf Verstärkung wartete. Die Begrüßung war sehr herzlich. Wir erfuhren, daß hier am Schlesischen Bahnhof eine besonders gefährliche Ecke war, weil die Roten immer wieder versuchten, sich in den Besitz des für Berlin sehr wichtigen Ausfalltors nach Osten zu setzen. Am vergangenen Tage

war es schon zu einer regelrechten Straßenschlacht gekommen, in der die Roten, als der Gegend kundige Angreifer, sicher die Oberhand gewonnen hätten, wenn sie mit etwas mehr Besonnenheit und größerem Nachdruck vorgegangen wären.

Auf dem Bahnhof waren sehr geschickt einige Maschinengewehrnester eingebaut, deren Besatzung ausschließlich aus Offizieren bestand. Wir besetzten so viel Straßenzüge, wie es strategisch nötig war, ohne unsere Abteilung allzusehr zu zersplittern. Die Straßenecken wurden durch spanische Reiter gesichert, und an besonders wichtigen Punkten bauten wir Sandsackbarrikaden, die wir notfalls als Maschinengewehrnester benutzen konnten. Die Bewohner dieses Viertels waren fast ausnahmslos rot bis auf die Knochen und machten aus ihrem Haß gegen uns kein Hehl. Besonders die Bewohner der Koppenstraße, in die der Kommandant sein Hauptquartier verlegt hatte, schimpften wie die Rohrspatzen und gebrauchten dabei Ausdrücke, die selbst unsere ältesten Krieger zu ehrlichem Staunen zwangen. Wären wir nun wirklich so blutdürstig gewesen, wie man es uns unfreiwilligen Putschisten nachsagte, hätte es fürchterliche Blutbäder geben müssen. So aber beschränkten wir uns darauf, ergriffen den Kopf zu schütteln oder schlimmstenfalls die Faust zu gebrauchen. Die Plakate, die wir überall anklebten, besagten, daß jeder, der nach einbrechender Dunkelheit sich unberechtigt auf der Straße blicken ließe, Gefahr liefe, ohne Anruf erschossen zu werden. Um die Drohung etwas nachdrücklicher zu gestalten, malten wir mit Lackfarbe entsetzliche Totenköpfe über die Plakate.

Da uns die Einstellung der Bevölkerung bekannt war, rechneten wir von vornherein nicht mit größeren Erfolgen unserer Drohungen. Das beste wäre schon gewesen, wenn wir die wichtigen Straßenzüge einfach von der Bevölkerung geräumt hätten. Wohin aber sollten wir die zahllosen Familien schaffen? Die uns verdächtig erscheinenden Männer konnten wir auch nicht vorbeugend über den Haufen knallen. So blieb

uns schon nichts anderes übrig, als uns einzurichten, so gut es eben ging, und auf der Hut zu sein.

Besonders unheimliche Häuser durchsuchten wir. Eine unangenehme Aufgabe, weil der geifernde Haß der Weiber viel schwieriger abzuwehren war als die offene Auflehnung der Männer. Auch der Härteste von uns hätte es nicht über sich gebracht, einem dieser unflätigen, fanatischen Weiber den Kolben in die Seite zu stoßen, wenn es sich, kratzend, spuckend, beißend vor die Haustür stellte und uns den Eintritt versperrte. Um so mehr schämten wir uns der Risse und Kratzwunden, die wir erhielten.

Ekelhafte Bilder von Schmutz und Verkommenheit boten sich uns, unbeschreibliche Szenen völliger Verwahrlosung erlebten wir. Und doch mußten wir Schränke und Betten, Küchen und Kammern durchstöbern. Kaum, daß wir etwas fanden. So schlau waren die Roten auch, daß sie die Waffen nicht gerade in den Wohnungen versteckten. Und um alle Schlupfwinkel in Kellern, auf Böden, in Öfen, Kaminen, Abflußröhren zu durchforschen, hätte es Wochen anstrengendster Arbeit bedurft.

Wir mußten es uns schon gefallen lassen, daß uns die jungen Kerle, denen man an der Nasenspitze ablesen konnte, daß sie nur darauf warteten, uns bei nächster Gelegenheit einen Schuß in den Rücken zu jagen, grinsend, die Hände in den Hosentaschen vergrabend, bei unserm aussichtslosen Unterfangen zusahen. Wenn wir einmal eine Spartakus-Hetzschrift in die Hand bekamen, forderten sie uns zynisch auf, die Schrift in Ruhe durchzulesen, vielleicht würden wir dann davon ablassen, im Auftrage der Kapitalisten Arbeiter zu morden. Wir standen solchen Redensarten ebenso fassungslos gegenüber wie uns die Roten, wenn wir ihnen klarzumachen versuchten, daß sie ja doch nichts weiter täten, als im Auftrage der Juden dem letzten deutschen Soldaten nach dem Leben zu trachten. Wenn wir kopfschüttelnd diese Stätten größten Elends verließen, wußten wir, daß die Proletarier ebenfalls hinter uns den Kopf schüttel-

ten. Es schien unmöglich zu sein, eine Verständigung zwischen unserer soldatischen und jener proletarischen Welt herzustellen. Vielleicht mußten erst noch viel größere Erschütterungen über Deutschland kommen, bis die Deutschen zueinander finden würden. Wir wußten, daß wir nicht reaktionär waren. Wir wollten vorwärtsmarschieren und sahen nicht zurück. Für das Gestern starb kein einziger deutscher Soldat freiwillig. Für die Zukunft waren wir jede Stunde zum Tode bereit. Das Hakenkreuz, das wir am Stahlhelm trugen, sollte das Symbol für morgen, für die Freiheit sein, nicht für die Unterdrückung und Ausbeutung der Arbeiter, die zum selben deutschen Volke gehörten wie wir. Wir fühlten uns als Vollstrecker des soldatischen Willens von Männern wie Ludendorff und Oberst Bauer, die wir mit heißem Herzen verehrten. Kapp kannten wir nicht, er war uns auch gleichgültig neben den soldatischen Führern. Aber sollten wir darüber vielleicht während der Haussuchungen mit den feindseligen Bewohnern aussichtslose Dispute beginnen?

Die Nachrichten, die über die Entwicklung des Kapp-Unternehmens aus dem Reich zu uns durchsickerten, waren beunruhigend. In Hamburg sollten die Putschisten von den Roten auf grausamste Weise niedergemetzelt worden sein, und die Reichswehr, so erzählte man, hätte Gewehr bei Fuß dabeigestanden. In Mitteldeutschland sollte der Räuberhauptmann Max Hoelz das Heft bereits fest in der Hand halten, und in Westdeutschland sähe es fast hoffnungslos aus.

Wir merkten es an den immer zahlreicher und verwegener werdenden Überfällen, daß die Roten an ihren nahen Sieg glaubten. Die Kämpfe wurden erbitterter, grausamer. Bald hatten wir die ersten Toten und Verwundeten. Eine Patrouille war, gar nicht weit von der Koppenstraße, abgedrängt und umzingelt worden. Noch ehe wir auf die Schüsse und Schreie hin in eine der dunklen Seitenstraßen vorrücken konnten, waren die sechs Mann überrumpelt und buchstäblich zertrampelt worden. Wir gaben ein paar scharfe Schüsse dicht über die Köpfe der sich tierisch gebärdenden Menge ab, pflanzten das

Seitengewehr auf und trieben den grölenden Mob vor uns her, bis wir die zu blutigen Klumpen entstellten Leiber unserer Kameraden fanden.

Von diesem Augenblick an gingen wir rücksichtsloser vor. Jede Menschenansammlung war verboten, mehr als drei durften nicht zusammen auf der Straße herumstehen. Also schossen wir scharf, wenn auch nur vier fragwürdige Gestalten an einer Ecke lungerten. In Adlershof war eine Offizierskompanie, die sich auf Verhandlungen mit den Roten eingelassen und freien Abzug zugesichert bekommen hatte, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Vor dem Rathaus in Köpenick standen die Blutlachen erstochener deutscher Soldaten. In Friedrichshagen hatten die Freiwilligen starke Verluste erlitten.

Wir nahmen uns fest vor, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Eine große Erleichterung bedeutete für uns ein Panzerwagen, der sich eines Morgens eingefunden hatte und bei uns blieb. Jetzt konnten wir Streifzüge in Straßenviertel unternehmen, die infolge ihrer Entfernung für uns bisher unerreichbar gewesen waren und in denen sich die Roten mit Barrikaden und Maschinengewehrnestern geradezu häuslich eingerichtet hatten. Der schneidige junge Leutnant, der mit zwei Unteroffizieren den Panzerwagen führte, zerstörte die Hindernisse mit einem geradezu sportlichen Eifer.

Wir hatten ein Lastauto beschlagnahmt und dazu einige Fässer Benzol. Auf dem Vorbau über dem Führersitz brachten wir ein leichtes Maschinengewehr zwischen zwei Sandsäcken an, ebenso verstärkten wir die Seitenwände durch Sandsäcke. So konnten wir unter dem Schutze des Panzerautos immer weitere Vorstöße unternehmen. In Lichtenberg, in Rummelsburg, in Niederschöneweide, in Treptow kämpfende Abteilungen bekamen durch uns Unterstützung, ja, wir fuhren sogar bis in das rote Rüdersdorf hinein.

Längst waren die schwarzweißroten Fahnen von den Bürgerhäusern verschwunden. Die Bevölkerung glaubte nicht mehr an den Sieg der Putschisten. Selten, daß ein biederer älterer

Herr uns freundschaftlich zunickte. Wir fühlten die Ablehnung der ängstlich Gewordenen, wir empfanden, wie unangenehm und lästig wir ihnen jetzt waren. Die Lebensmittel wurden immer knapper. Frauen standen zu Hunderten mit Eimern in der Hand, um aus einem der wenigen Brunnen Wasser zu pumpen, zu vielen Hunderten standen sie Schlange vor Lebensmittelgeschäften. Und Schuld trugen wir!

Wir hatten uns damit abgefunden, daß wir auf verlorenem Posten kämpften. Wohl hätten wir uns am hellichten Tage, ohne daß uns ein Haar gekrümmt worden wäre, verkrümeln können, wie man in Berlin sagt, wir waren aber stolz genug, auch dann noch auszuhalten, als wir erlebten, wie in anderen bedrohten Gegenden Berlins Abteilungen sich zurückzogen und auflösten. Unsere Munitionsvorräte hatten wir so weit aufgefüllt, daß wir es noch getrost drei Wochen hätten aushalten können.

Unsere Lage wurde von Tag zu Tag bedrohter. Wenn wir nicht den Panzerwagen gehabt hätten, wären wir durch den immer dichter werdenden Ring der Roten einfach erdrückt worden. So konnten wir uns gewaltsam Luft machen. Auch auf unsere Stimmung wirkte es belebend, daß wir trotz der Umklammerung das Gesetz des Handelns bestimmen durften und nicht auf den Tag zu warten brauchten, an dem sich unser Schicksal erfüllte.

Am 17. März brach der Kapp-Putsch ebenso überraschend zusammen, wie er begonnen hatte.

Am 18. März, früh am Morgen, rückten wir ab. Aus fast allen Fenstern der Gegend um den Schlesischen Bahnhof flatterten rote und schwarzrotgoldene Fahnen. Die Bevölkerung warf uns alle Gegenstände nach, die sie irgendwie entbehren konnte: Töpfe, Näpfe, Geschirr, ja, sogar Einrichtungsgegenstände! Der Kommandant befahl mit besonders lauter Stimme „Laden und

sichern!", so daß die übermütig gewordenen Männer und Frauen, die blitzschnell von allen Seiten zusammenströmten, betroffen zurückwichen.

Das Herz war überschwer und der Kopf dröhnte uns, als wir durch Berlin marschierten. Wohin sollten wir uns jetzt wenden? Was sollten wir nun anfangen? Lieber die tollste Schießerei, den verwegensten Dachkampf, als diese verfluchte Stimmung und die quälenden Fragen, auf die uns keiner eine Antwort geben konnte. Der Alexanderplatz und die Straßen in seiner Umgebung sahen wieder toll aus, da mußten ganz beachtliche Krawalle gewesen sein! An den Mauern klebten bereits die Aufrufe der Ebert-Regierung. Stolze Worte von Liebe und Treue und Verzeihung. Wir spuckten verächtlich aus. Hoffentlich klappte es das nächstemal besser, ihr Herren! Nur nicht wieder solch unüberlegten Putsch, alles schön in Ruhe vorbereiten und dann aber eisern und schnell zupacken, daß man alle Burschen fest in der Hand hatte, den Ebert, den Noske, den Scheidemann und alle Führer der Roten dazu. Da würde dann schon keiner mehr vom Generalstreik reden. Und wenn dann immer noch Max Hoelz spukte, dann könnte die verehrte Reichswehr, die so sehr neutral war, ein wenig Jagd auf ihn machen, und die Polizei, die sich selbst nicht ganz klar darüber werden konnte, wie rot sie eigentlich war, könnte ihr gefälligst dabei helfen. Je näher wir den Linden kamen, um so kräftiger brach der Galgenhumor bei uns durch. Wir sprachen nur noch vom nächsten Putsch und wie alles werden würde, wenn Deutschland erst einmal uns gehörte! Verflucht noch mal!

Als wir an der Wilhelmstraße vorbeimarschierten, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, schnell und besonders lärmend das schöne Spottlied

„Heil dir im Chapeau claque"

anzustimmen. Wir wußten, daß Ebert noch nicht wieder in Berlin war, mochten aber die vielen Spitzel, die sicher hier umherliefen, ihm von unserer fröhlichen Schandtat berichten.

Und dann sangen wir den Kehrreim, den wir an alle Marschlieder anhängten:

„Und wer,
Und wer,
Und wer ist schuld daran?
Ja, das ist die böse Judenrepublik,
Pfui, Judenrepublik,
Pfui, Judenrepublik,
Und die ist schuld daran!"

Lustig, wie die braven Bürger sich schamhaft abwandten!

Ja, ja, der Putsch war verloren! Wir gingen ja schon, ihr Herrschaften! In der Nähe des Brandenburger Tores stießen wir auf Reichswehr. Ihr Führer grüßte mit nachdrücklicher Hochachtung unsern Kommandanten. Der legte lässig zwei Finger an den Helm.

Wir sangen das Lied, mit dem uns so oft die Roten empfangen hatten:

„... Straße frei, Fenster zu,
Runter vom Balkon.
Noske zieht die Straße entlang,
Und alle mit Gewehr,
Ach Gott, ich fürcht' mich sehr!"

Weiß der Teufel, wir waren nicht gut zu sprechen auf die Reichswehr. Wir fühlten uns von ihr verlassen, verraten und verkauft. Am liebsten hätten wir eine kleine Schießerei mit ihr angefangen.

Der Heide drehte sich halb um und schüttelte, erstaunt über die Erkenntnis, den Kopf: „Merkwürdig, mit den Roten schießen wir uns, mit der Reichswehr reiben wir uns. Was sind wir denn eigentlich?"

Der Hauptmann lächelte: „Politische Soldaten sind wir, Mann. Es wird langsam Zeit, daß du das merkst!"

Der Heide nickte gläubig: „Politische Soldaten, ja, das ist das richtige Wort. Gestern noch war es unmöglich, beides zu vereinen, Politik und Soldatentum!"

Im Fort Hahneberg bei Spandau legten wir die Waffen nieder und warteten, bis wir nach Hause gehen sollten. Die Entlassung erfolgte reibungslos. Die Reichswehr benahm sich höflich und taktvoll. Man tat uns nichts. Die Zusicherung, daß die Putschsoldaten ohne Strafe ausgehen würden, wurde gehalten. Einmal kam eine Abordnung der Interalliierten Kontrollkommission, kurz Schnüffelkommission genannt, in unsere Nähe, zog es aber vor, umzukehren, als sie unsere drohende Haltung bemerkte. Wir waren entschlossen, den Franzosen und Engländern den Hals umzudrehen, wenn wir ihrer habhaft würden.

Ich zog meinen Taschenkalender heraus und stellte fest, daß ich eigentlich den Tag zuvor hätte konfirmiert werden sollen. Es gab ein höllisches Gelächter, daß das Fort in seinen Grundfesten erzitterte.

Die Tage und Nächte im Fort Hahneberg benutzten wir, das Gespräch fortzusetzen, das wir auf unserm Rückmarsch in der Nähe des Brandenburger Tores begonnen hatten. Und nicht wenige von uns meinten später, gerade diese Tage wären für unsere politische Entwicklung wesentlicher gewesen als alle Kapp-Putsche.

Abgerissen, sehr müde und sehr ausgehungert, kehrte ich in mein Elternhaus zurück.

Der Deutsche Schutz- und Trutzbund hatte sich inzwischen erheblich vergrößert und hieß jetzt Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund.

Wir trugen eine dunkelblaue kleine Kornblume auf silbernem Grunde mit einem silbernen Hakenkreuz in der Mitte als Abzeichen und fühlten uns überaus staatsgefährlich. Der Kapp-Putsch zeigte, daß nach vorübergehender Bestürzung die völkische Bewegung revolutionärer geworden war.

Nach langen Kämpfen wurden Max Hoelz und seine Kumpane in alle Winde zersprengt. Die Verhältnisse waren wieder stabiler, wie der Bürger sagte. Und die jüdischen Zeitungen

taten das ihre, die Meinung im Volke zu verbreiten, daß die Regierung einen gewaltigen Sieg über die Putschisten aller Schattierungen errungen hätte.

Wir ließen sie bei dem Glauben und bereiteten uns vor, das nächstemal einen härteren Schlag zu tun.

Die Reichswehr kämpfte noch viele Wochen in allen Teilen Deutschlands, unterstützt von der Polizei und einigen Freiwilligen Verbänden, bis die Ruhe wiederhergestellt war. Viele Hunderte deutscher Männer fielen auf beiden Seiten, selten nur, daß ein Rädelsführer der Roten gefangen wurde. Fast immer geschah es, daß die roten Abteilungen, in denen eine große Anzahl alter Feldsoldaten kämpfte, sich tapfer wehrten, zuweilen sogar bis auf den letzten Mann. Die Drahtzieher drückten sich in letzter Minute und brauchten das Röcheln der Sterbenden nicht anzuhören. Sie brauchten auch nicht den letzten verzweifelten Blick der Untergehenden zu sehen.

„Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will!"

Der fürchterliche zerstörerische Aufruhr, den dieser Vers verherrlicht, fraß wie eine gewaltige Feuersbrunst am Gefüge des Reiches. Die Regierung selber hatte das Feuer geweckt, hatte es geschürt, es angeblasen, bis die Flammen züngelten und hell aufloderten. Nun aber, da die ersten Balken krachend herniederstürzten, rief sie die Soldaten der jungen Reichswehr, deren beste junge Männer mit dem Herzen auf seiten der rebellierenden Freikorps standen, befahl sie den tüchtigsten Wachtmeistern der Polizei, vorzumarschieren. Und auch von der feigen Regierung war kein Mann Zeuge des tapferen Sterbens der Reichswehrsoldaten, der Polizisten.

Unglaublich schwer wurde es, die ruhenden Räder zu neuem Lauf zu veranlassen. Geld, Versprechungen, Zugeständnisse kostete das und Blut, unersetzlich wertvolles deutsches Blut!

Unerbittlich benutzte der Feind die Gelegenheit und schickte seinen besten Bundesgenossen, die Feigheit der deutschen Regierung, vor, um Deutschland immer fester zu knebeln und zu fesseln. In San Remo und Boulogne wurde diktiert, wieweit Deutschland überhaupt zahlungsfähig zu sein hatte. Die Grenze, die dort festgesetzt wurde, war jener Grad zwischen letzter Schwäche und Tod, der das Bewußtsein und damit überhaupt jede Gefühlsregung, jede Sehnsucht nach Freiheit unmöglich machen sollte.

Deutschland mußte sich verpflichten, innerhalb von 42 Jahren die unerhörte Summe von 269 Goldmilliarden zu zahlen. Das hieß nichts anderes, als daß ein ganzes deutsches Geschlecht zu Sklaverei und Fron verurteilt wurde.

Den Sozialdemokraten Bauer löste der Sozialdemokrat Müller in der Kanzlerschaft ab. Aber schon nach genau drei Monaten mußte Müller seinen Platz dem Zentrumsmann Fehrenbach räumen. Was sich aber nicht änderte, war die Feigheit der Regierung, deren Geist in Weimar vom Pazifismus, von der knieweichen, demütigen Nachgiebigkeit geimpft worden war und diesen Geist weder loswerden wollte noch konnte. In Spa unterschrieb die Regierung den Vertrag, der Deutschland verpflichtete, monatlich zwei Millionen Tonnen bester Kohle abzuliefern.

Was nutzte es da schon, daß der deutschnationale Politiker Helfferich, der nach dem Kriege einen sichereren Blick bewies als in den Jahren des Krieges selber, so lange die schwersten Anschuldigungen gegen Erzberger erhob, bis dieser lumpenhafte Römling endlich die Beleidigungsklage erhob, um allerdings in dem Prozeß bescheinigt zu bekommen, seinen Regierungsposten zu hundsgemeinem persönlichem Vorteil benutzt zu haben. Außerdem wurde Erzberger auch noch überführt, Steuerhinterziehungen begangen zu haben.

Eine gewaltige Welle der Entrüstung erhob sich, und Erzberger wurde fortgespült. Am System der Regierung aber änderte sich nicht das geringste. Eingeweihte rechneten sogar den Tag aus, an dem Erzberger wieder, strahlend und gut-

gelaunt wie immer, aus der sicher inzwischen sehr gut möblierten Versenkung auftauchen würde, um, da inzwischen Gras über die Verfehlungen gewachsen war, nämlich das Gras der Gleichgültigkeit des Bürgertums, aufs neue einträgliche Posten und Ämter zu übernehmen.

Erzberger war für eine Zeit verschwunden, mehr nicht. Einen moralischen Tod gab es in Deutschland nicht, sonst wäre die ganze Regierung schon seit langem verwest.

Erzberger war in „Erholungsurlaub", sicherlich im Schwarzwald, den er sehr schätzte. Aber die andern Politiker der Weimarer Republik waren alle noch im Amte. Sie schielten nach wie vor angstschlotternd nach Frankreich, um die Befehle, die dorther kamen, unverzüglich auszuführen.

Und über Frankreich leuchtete die Gnadensonne des Papstes Benedikt XV., der ja damals, als in Versailles die Todesart für Deutschland so raffiniert ausgesucht wurde, die bezeichnenden Sätze an Herrn Amette, seines Zeichens Kardinalerzbischof von Paris, geschrieben hatte:

> Von Frankreich möge sich Gottes Gnade über die ganze Welt ergießen. Was menschliche Klugheit auf der Versailler Konferenz begonnen hat, möge die göttliche Liebe veredeln und vollenden!

Im Ruhrgebiet brodelte und gärte es noch immer. Dort gab es keine Soldaten, denn das Versailler Diktat hatte auch diese Zone entmilitarisiert. Und die von Frankreich ausgehende Sonne der göttlichen Gnade leuchtete über Gerechte und Ungerechte, wobei die Ungerechten, da sie ja als Werkzeug der Vorsehung gehörig an der Bestrafung und damit am Untergang Deutschlands mitwirkten, ein paar besonders wärmende Strahlen zur Belohnung bekamen. Das wirkte sich im Alltag so aus, daß Frankreich gar nicht daran dachte, das immer gefährlicher werdende bolschewistische Chaos, das die Rote Armee im Westen Deutschlands heraufführte, zu beenden. Im Gegenteil, Frankreich freute sich über jede Schwächung, die Deutschland erhielt. Die großen Hasser lebten noch und sorgten

mit Eifer dafür, daß sich keine der Wunden schloß. Vielleicht auch hofften die Feinde, daß beim völligen Untergang Deutschlands gerade die besonders wertvollen Rohstoffgebiete, in denen jetzt die rote Flamme des Aufruhrs brannte, abfallen würden.

Es waren schwere Stunden des Wartens, als damals deutsche Soldaten an den Grenzen standen, die doch nie die Grenzen Deutschlands waren, sondern nichts anderes sein wollten als Linien der Vernichtung, als sie mit Gewehr bei Fuß standen und hinüberblickten auf deutsches Land, dessen Bevölkerung sich in Schmerzen wand und hoffnungslos den Terror der Bolschewisten erdulden mußte. Und als endlich die Regierung nicht anders konnte, als Anfang April den Marschbefehl an die Reichswehr zu erteilen, da besetzte Frankreich kurzerhand als Vergeltungsmaßnahme deutsche Städte, Frankfurt, Hanau, Homburg. Und diese Besetzung wiederum hatte zur Folge, daß die gesamte deutsche Wirtschaftspolitik über den Haufen geworfen wurde!

Immer tiefer sank das Volk in Elend und Verzweiflung, die Regierung aber brüstete sich, daß ihr Pazifismus der Anbeginn einer neuen Zeit der Schönheit und Menschenwürde sei. Die Ärmsten der Armen aber, die glaubten, daß ihr Hundeleben, ihr Hungerdasein keinen Sinn hätte und zu dem letzten Mittel der Verzweifelten, zum Selbstmord, schritten, wurden in Pappsärgen, die weder schön noch würdig waren, unauffällig verscharrt.

Nein, es war keine Lust mehr, in Deutschland zu leben. Und wer nicht bald lernte, das Leben unter dem harten Gebot der Pflicht zu meistern, der versank früher oder später im Schlamm der Gemeinheit oder in der Flut der Hoffnungslosigkeit.

Viele Offiziere gingen in den Dienst auswärtiger Staaten. Sie wurden mit Ehren in Persien, in China, in Brasilien und Chile aufgenommen. Überall dort in der Welt, wo ehrgeizige Regierungen oder abenteuernde Politiker entschlossene Männer zur Verwirklichung zuweilen sehr selbstsüchtiger Pläne brauchten, kämpften Deutsche, die einen Ersatz für ihr verlorenes Vaterland in den mutigen Taten eines ehrlichen Soldaten-

lebens suchten und zuweilen auch fanden. In Deutschland war es schwer, fast aussichtlos schwer, als anständiger Mensch zu leben und sich zu behaupten. Nicht mehr Charakter und Leistung bestimmten den Erfolgsweg eines Menschen, sondern seine Beziehungen, über die er verfügen mußte. Der Repräsentant der guten Beziehungen war der Bonze, dessen einzige Begabung die Anpassungsfähigkeit war, dessen einzige Leistung darin bestand, infolge völliger Charakterlosigkeit niemandem unbequem zu sein. Die Anständigen lernten, zugunsten der inneren Treue, des Charakters, auf Vorteile zu verzichten und genügsam bis zur Armut zu werden. Bonze und Reichsein verschmolzen zu einem Begriff. Der Anständige scheute sich nicht, als Kellner dem Bonzen zu servieren oder als Müllkutscher den Dreck vor des Bonzen Türe zu kehren. Es gab kaum einen dienenden Beruf, in dem nicht abgedankte Offiziere und stolze, in der Meinung der Bonzen zu stolze, hochmütige Männer ihr karges Brot verdienten. Sie hatten nur ein verächtliches Lächeln auf den Lippen, wenn sie den unehrlichen Prunk der Bonzen sahen und waren stolz auf ihre ehrliche Armut. Sie trugen mit Würde den schäbigsten Anzug, weil ihr Herz fest geworden war.

Sie waren Bürger des heimlichen Reiches geworden, das nur in den Herzen der Freien wohnt, und sie hofften mit aller Leidenschaft ihrer Seele, daß einmal der Tag kommen würde, an dem das heimliche Reich wieder das Vaterland, die Heimat aller Deutschen sein sollte.

Die Bonzen beneideten die Anständigen um ihre Haltung, ihre Würde, ihre Gelassenheit, und suchten mit Geld alle diese Werte zu erkaufen. Hunderttausende boten sie für einen Adelstitel, Tausende zahlten sie für die Unterweisung in der schwerer als eine exotische Sprache zu erlernenden würdigen Haltung. Doch die Anständigen schütteten Hohn und Spott auf die Bonzen, die Raffkes, die Schieber. Sie verachteten die ganze Regierung der Bonzen, die ihre Charakterlosigkeit mit dem liebenswürdigen Schlagwort der Erfüllungspolitik zu umkleiden trachteten.

Einer unserer jungen Kameraden, der im Jahre 1918 als Kriegsfreiwilliger ins Feld gerückt war, das silberne Verwundetenabzeichen und das Eiserne Kreuz I. Klasse erworben hatte, der später im Baltikum und für das Kapp-Unternehmen kämpfte, war eines Tages in tiefer Verzweiflung auf und davon gegangen und den Werbern der Fremdenlegion in die Hände gefallen. Wir strichen seinen Namen aus unsern Herzen und gaben uns das Ehrenwort, lieber in Asien oder in der Wüste zu verrecken, als Fremdenlegionär in Frankreichs Diensten zu werden. Solange man uns aber nicht aus Deutschland vertrieb, wollten wir treu zur heimlichen Fahne stehen. Und diese Fahne sahen wir immer im Geiste, als wir beschlossen, die wehe Wanderschaft zur deutschen Freiheit fortzusetzen.

Unser Leben wurde unterirdischer, zäher, härter, gefährlicher.

Die Schnüffelkommissionen der Entente wurden in ihrer Arbeit, die nichts anderes war, als eine zuweilen nicht einmal verhüllte Spionagetätigkeit bis in die kleinste Privatwirtschaft hinein, empfindlich gestört. Waffen wurden aufgekauft. Schiebungen, die ganze Eisenbahnladungen voller wichtiger Waffen und Geräte ins Ausland, besonders nach Polen und in die Tschechei bringen sollten, unterbunden. Die Pistole sprach zuweilen bei diesen Unternehmungen, öfter noch der Schlagring, die Peitsche, der Totschläger.

Verbindungen wurden zu allen möglichen aktivistischen Kreisen aufgenommen. Monarchisten, Völkische, Fanatiker, Phantasten, Putschisten, alle, die die Absicht äußerten, die Bonzen zu stürzen, wurden einer Prüfung unterzogen, um ihnen die zuverlässigsten Männer abzujagen. Versprechungen konnten wir nicht machen, Programme hatten wir nicht vorzuzeigen, wir flüsterten, was unser Herz sprach und freuten uns, wenn unter Hunderten einer zu uns stieß.

Längst hatten wir aufgehört, uns auf den Schutz der Versammlungen der Völkischen zu beschränken. Es gab bald keine Zusammenkunft der Roten und der Demokraten mehr, in der wir nicht die jüdischen Redner am Sprechen hinderten. Mit der Zeit bekamen wir eine gewisse Technik, einzelne Zwischenrufer im Saal zu verteilen und zunächst zu erproben, wie stark der Abwehrwillen der Versammlung war. Erkannten wir, daß auch die Gegner einen Saalschutz organisiert hatten, schickten wir Verstärkungen zu den Zwischenrufern, damit sie nicht einzeln überwältigt werden konnten. Dann sorgten wir dafür, daß der Tumult so groß wurde, daß die Versammlungsteilnehmer schleunigst das Weite suchten und ihren Redner allein auf weitem Plan zurückließen. Manch einer dieser Volksverhetzer bekam dann eine solche Tracht Prügel, daß ihm für längere Zeit die Lust verging, in öffentlichen Versammlungen aufzutreten. Dieses Sprengen von Versammlungen wurde uns zu einer willkommenen Gelegenheit, den ganzen Groll, den wir gegen den Staat von Weimar und seine Würdenträger hegten, abzuladen. Wir fühlten uns als die Rächer, als die Beauftragten der heimlichen Nation, ohne darüber überhaupt ein Wort zu verlieren. Wir sahen uns nur in die Augen und drückten uns die Hand, wenn wir in ein neues Abenteuer marschierten.

Es war nicht immer leicht, der Polizei, die vor allem immer dann die Versammlungen schützte, wenn ein Reichstagsabgeordneter oder gar ein Minister sprach, zu entgehen. Häufig kam es vor, daß der eine oder andere von uns von einem Kriminalbeamten am Saaleingang schon auf Grund seines verdächtigen Äußeren gefaßt und nach kurzem Wortwechsel verhaftet wurde. Vor allem aber, wenn es zu einer Schlägerei gekommen war,

versuchte die Polizei, die Rädelsführer zu verhaften. Dann besetzte sie kurzerhand die Bahnhöfe, wenn wir gerade in Adlershof, in Spandau oder in Köpenick „gearbeitet" hatten und untersuchte jeden, der durch die Bahnsperre wollte. Wir haben manches Mal viele Kilometer laufen müssen, um zu einem anderen Vorortbahnhof zu kommen. Einmal blieb uns nichts weiter übrig, als von Oranienburg bis nach Berlin zu laufen, weil die Polizei alle Bahnhöfe beobachtete.

Einem Scherz hatten wir unsern Namen zu verdanken. Eines Sonntagabends fuhren wir nach Mahlsdorf, um eine Versammlung der Unabhängigen Sozialdemokraten zu sprengen. Wir waren zwanzig Mann und nicht grade salonmäßig angezogen. Alte Militärhosen, Wickelgamaschen, ein zerschlissener Militärrock, ein verbeulter, weicher Hut, ein derber Stock, das war unser Aufzug. In der Tasche hatte jeder seine Lieblingswaffe, eine Pistole, einen Totschläger, ein Dolchmesser, einen Schlagring oder irgendein Hiebinstrument, das er sich selber zusammengebastelt hatte. Wir fuhren mit der Vorortbahn. Der Heide konnte herrlich Mundharmonika spielen, und wir sangen die alten Lieder von der Liebe und der Schlacht. Am Bahnhof Börse stieg ein biederer Bürger ins Abteil, grüßte höflich und hörte mit sichtlicher Freude unsern Gesang an. Nach kurzer Zeit nickte er verständnisinnig. „Ja, ja, ich sehe schon, ihr seid Wandervögel." Der Heide vergaß vor Staunen sein Spiel, starrte den Bürger fassungslos an und tippte sich schließlich mit den tiefgründigen Worten an die Stirn: „Einer von uns beiden muß einen Vogel haben!" Der Bürger stieg unter unserm herzlichen Gelächter am Schlesischen Bahnhof aus, schlug die Tür zu, wartete, bis der Zug wieder fuhr und rief dann „Flegel!" hinter uns her. Der Hauptmann lächelte vor sich hin: „Der Mann hat gar nicht so unrecht. Wanderer sind wir schon, wenn auch keine romantischen." Da entstand unser Namen „Deutschvölkische Wanderer".

Wir haben uns dann später auch ein Abzeichen zugelegt. Es sah dem allerdings sehr verkleinerten Pour le mérite ähnlich und trug auf dem blau emaillierten Grund die Femrunenzeichen in Gold. Es war verboten, das Abzeichen offen zu tragen.

Als ein Bäckermeister zu uns stieß, brauchten wir nicht mehr in kleinen Kellerkneipen zusammenzukommen, sondern waren nun in der beneidenswerten Lage, ein regelrechtes Vereinszimmer zu besitzen, in dem wir nicht bespitzelt werden konnten.

Die Bäckerei befand sich in der Herderstraße, ganz in der Nähe des Steinplatzes in Charlottenburg.

Die junge Frau des Meisters, eine hübsche, nie bekümmerte Ostpreußin, nahm sich in einer aufopfernden Weise unser an. Sie hatte ihre helle Freude an unserm wilden Treiben und setzte sich auch selber an das erheblich verstimmte Klavier, um uns zu veranlassen, unsere frechen Landsknechtslieder zu singen. Selten haben wir unsere Zeche bezahlen müssen, die Bäckerei ging gut, und die reiche Kundschaft drückte auch schon einmal ein Auge zu, wenn die Brötchen etwas kleiner geraten waren. Ich hatte als Sekundaner reichlich Zeit und war bereits jeden Nachmittag dort, um Nachrichten und Befehle für den Abend entgegenzunehmen. Die meisten von uns hatten Berufe gewählt, die nicht viel Zeit in Anspruch nahmen und dafür ihren Mann auch nur sehr kümmerlich ernährten. Da aber jeder die freie Zeit nur als Vorbereitung für den großen Augenblick des entscheidenden Abenteuers benutzte, spielte der Beruf eine sehr geringe Rolle. Nur zwei von uns hatten die etwas ernstere und regelmäßigere Beschäftigung des Bankangestellten. Die andern verkauften Zeitungen, vermittelten Wohnungen, trugen Koffer, waren Versicherungsagenten, Werkstudenten, Aushilfskellner, Angestellte von Auskunfteien und Detektivbüros, handelten heute mit Schuhen, morgen mit Thermometern und kannten selber nur eine heilige Sorge, ja nicht den rechten Augenblick zu verpassen. Es gab nichts Entscheidendes in der Politik, wovon wir nicht rechtzeitig und eher als die Zeitungen

Kunde hatten. Der eine von uns hatte einen Bekannten, der ihm den Gefallen getan hatte, ihn in das Haus eines sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten einzuführen, der andere hatte eine Liebschaft mit dem Hausmädchen einer einflußreichen Fabrikantenfamilie, der dritte verkaufte Zeitungen im Regierungsviertel und hielt die Augen und die Ohren offen. Der Hauptmann wiederum hatte zahlreiche Beziehungen zu führenden Aktivisten im ganzen Reich.

Eine einzigartige Kameradschaft herrschte in der Herderstraße. Ein Zusammenhalten durch dick und dünn. Als uns einmal der Kommandant besuchte, meinte er anerkennend, das sei der richtige Unterstand.

Und wir waren stolz auf unsern Unterstand, den wir uns mit der Zeit ganz nach unserm Geschmack einrichteten. Das Klavier blieb an seinem Ort, aber alles andre, was an das bürgerliche Leben erinnerte, flog hinaus. Statt der kleinen Marmortischchen mit den zerbrechlichen goldbronzierten Stühlen nahmen wir uns einen großen weißgescheuerten Holztisch und derbe eichene Stühle. Jeder brachte etwas zur Verschönerung des Raumes mit, woran sein Herz hing. Jetzt standen auf den breiten Wandbrettern verblichene Photos aus dem Weltkrieg, aus dem Baltikum, Granatsplitter, französische und englische Stahlhelme, Blindgänger, Regimentsabzeichen amerikanischer und australischer Formationen, Mützenbänder der Kriegsmarine. Auch das alte wacklige, speckige Sofa mußte Platz machen. Einer von uns, der vor dem Kriege das Tischlerhandwerk erlernt hatte, baute ein breites Lager, auf dem notfalls drei Mann ruhen konnten. Es kam schon öfter vor, daß der eine oder andre im Unterstand übernachten mußte. Das Lager wurde, wenn wir es nicht gerade als Bett benutzten, mit Decken und Kissen gepolstert und war das Glanzmöbel, das von gelegentlichen Besuchern gebührend bestaunt wurde. Der Hauptmann reiste viel im Land umher, er erzählte uns nicht alles von dem, was er draußen unternahm. Er wollte uns nicht unnötig belasten, denn die politische Polizei sah uns

bereits auf die Finger. Wir hatten zwar ein übriges getan und uns ins Vereinsregister eingetragen. Das Polizeipräsidium aber war grundsätzlich mißtrauisch, weil wir zu oft in Protokollen erwähnt wurden. Der Heide war Wachtmeister geworden und verstand es ausgezeichnet, immer im richtigen Augenblick aufzutauchen und uns auch zu warnen, wenn das zuständige Polizeirevier, das im Bahnhof Zoologischer Garten untergebracht war, irgendwelche Aufträge bekam, die uns betrafen. Die Herrlichkeit dauerte aber nur einige Wochen, dann hatte man den Wachtmeister doch geschnappt und ihn sang- und klanglos an die frische Luft gesetzt. Wir wußten nur, daß der Hauptmann Waffenlager errichtete und mit nationalrevolutionären Kreisen Besprechungen führte, die der Vorbereitung eines bewaffneten Aufstands dienten. Ein paarmal fuhr er nach Bayern, das eine Sonderstellung im Reich einnahm, weil dort die Bevölkerung allgemein national eingestellt war. München wurde mit der Zeit die Hochburg des völkischen Widerstandes. Von Bayern aber streckten auch obskure monarchistische Kreise ihre Fühler nach Norddeutschland aus. Wir hatten einmal einen schweren Zusammenstoß mit einigen Offizieren, die in Begleitung zweier feister katholischer Pfaffen nach Berlin gekommen waren, um Fühlung mit den Kreisen des völkischen Widerstands aufzunehmen. Es wurde an Aktivisten zusammengetrommelt, was nur vorhanden war. Wir brannten alle vor Neugier, was uns die Bayern zu sagen hatten. Es kamen aber nur ein paar vorsichtige Redewendungen von Thron und Altar, von der Rettung der Monarchie um jeden Preis und von der Bedeutung der katholischen Kirche für Deutschland heraus. Wir sahen uns mißtrauisch an, denn was das Zentrum als Repräsentantin der katholischen Kirche für eine Rolle spielte, wußten wir sehr genau. Unsere ersten schüchternen Einwürfe wurden mit dem Hinweis auf die völlig andere Lage im sonstigen Reichsgebiet abgetan. Die Bayrische Volkspartei wäre etwas anderes als das Zentrum!

Wir sprachen schon etwas erregter vom Papst und der Rolle des Herrn Erzberger, gegen den bisher unseres Wissens kein Bischof vorgegangen wäre. Daraufhin erhielten wir wegen unserer ungezügelten Ausdrucksweise von den Herren aus Bayern eine Rüge. Wir wollten nun wissen, wer denn eigentlich Kaiser in Deutschland werden sollte. An die Möglichkeit einer Rückkehr Wilhelms II. glaubten wir nicht. Wir hatten auch nicht die geringste Lust, ihm einen Thron zurückzuerobern, den er so rasch und kampflos verlassen hatte. Den Kronprinzen hielten wir zwar für begabter, sogar für wesentlich begabter als seinen Vater, ohne jedoch ernsthaft daran zu denken, ihm als Kaiser Wilhelm III. zu huldigen. Wir wurden nun belehrt, daß ein Hohenzoller allerdings außerhalb der Diskussion stände, daß man vielmehr für den Wittelsbacher Rupprecht kämpfen müßte. Diesem Programm standen wir feindlich gegenüber, und die so sorgsam aufgezogene Versammlung endete mit einem sehr unschönen Geschimpfe, weil wir nicht umhin konnten, die so vornehm aussehenden und so gepflegt sprechenden Herren mit dem Lied „Wem haben sie die Krone geklaut" zu ärgern. Wie wir eigentlich darauf gekommen waren, gerade dieses Lied, das uns durchaus fernlag, anzustimmen, konnten wir auch nicht sagen. Vielleicht wußten wir als einfältige soldatische Aktivisten uns gegen die Aalglätte der merkwürdigen Herren auch gar nicht anders zu helfen als durch betonte Rüpelhaftigkeit.

Nach der Versammlung zogen wir mit einigen neugewonnenen Kameraden in unseren Unterstand und stellten fest, daß das Gewehr noch immer die anständigste Waffe wäre, und daß wir sehr auf der Hut sein müßten, uns nicht vor einen Wagen spannen zu lassen, um etwas ganz anderem zur Macht zu verhelfen, als wir selber wollten.

Im Herbst und im Winter wanderten wir in die Wälder vor Berlin und sorgten dafür, daß unsere Fertigkeit im Schießen keine Einbuße erlitt. Mehr als einen anständigen Förster lernten wir dabei kennen, der uns auf seinem Heuboden schlafen

ließ, der uns beköstigte und auch nichts dagegen hatte, daß wir größere und kleinere Kisten verstauten, deren Inhalt ihn nichts anzugehen brauchte. Wir hätten auch bei Bauern freundliches Verstehen finden können, aber es schien uns doch nicht ratsam, in die Dörfer zu gehen, weil wir fürchten mußten, dort wesentlich schneller aufzufallen und durch unzuverlässige Elemente verraten werden zu können. Und so manchen Abend saßen wir im Unterstand und lasen Zeitungen, Zeitschriften, Reden irgendwelcher Parlamentarier, Kommentare zum Friedensdiktat, alles, was uns interessieren konnte. Wir fühlten immer wieder, wie wenig wir eigentlich von den Hintergründen der Weltgeschichte und der wirklichen Politik wußten. Darum begrüßten wir es dankbar, daß der Kommandant nicht nur selber häufig zu uns kam, sondern uns auch Männer schickte, die Wesentliches zu sagen hatten. Junge Privatdozenten, alte Stabsoffiziere, Wirtschaftler brachten so manchen Abend im Unterstand zu und fühlten sich noch obendrein uns zu Dank verpflichtet, wenn wir ihnen nach den Stunden des Lernens unsere Lieder sangen.

Der Bäckermeister war zuweilen recht sonderbar. Wir merkten es schon, wenn er unruhig wurde, wirre Reden führte, Drohungen ausstieß. Dann dauerte es nicht lange, bis er hinausging in seine Backstube und eine Reihe von Pistolenschüssen in die Decke jagte. Über seinem Laden war die Wohnung eines Juden, und wir lachten, wenn wir die Angstrufe hörten, aber irgendwie waren wir hinterher doch beklommen, wenn der Bäckermeister, als sei nichts geschehen, wieder in den Unterstand trat und sich zu uns setzte. Wir wußten von seiner Frau, daß er im Felde eine schwere Verschüttung erlebt hatte und schon einige Male im Sanatorium gewesen war.

Ein Schimmer von fernem, uns unwirklich erscheinendem Glück war eines Tages in den Unterstand gekommen. Wir wußten, daß einer der Kameraden, ein Wachtmeister, eine große Liebe hatte, von der er nur selten sprach und die noch niemand von uns zu Gesicht bekommen hatte. Da unsere

Gespräche sich selten um Frauen drehten und da vor allem nicht gezotet wurde, wurde auch gar nicht der Versuch gemacht, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Einmal sangen wir das wehmütige Lied:

„Im Feldquartier auf hartem Stein,
Streck ich die müden Glieder."

Klavier und Mundharmonika taten das ihre, die Stimmung dieses Liedes noch erschütternder, noch rührseliger zu gestalten. Der Wachtmeister, ein schmaler, junger Mensch mit einem offenen Kindergesicht, wischte mit der Hand über die Augen und seufzte. Der Hauptmann schlug ihm derb auf die Schulter: „Mensch, hast du Kummer? Sollen wir ein andres Lied singen?"

Der Wachtmeister wehrte wehmütig lächelnd ab. „Nee, Kummer ist das nicht. Aber ich habe doch eine Braut, und ich möchte sie heiraten, aber ich fürchte, daß sie das alles hier nicht verstehen wird, und ich weiß dann auch nicht, wie ich mein Herz teilen soll."

Wir schwiegen betroffen. Bisher war es uns noch nie in den Sinn gekommen, daß einer von uns aus irgendeinem Grunde aus unserm Kreise gehen könnte. Sicher hatten die meisten ihre Freundin. Verheiratet war niemand von uns. Nur einer war geschieden. Wir bereiteten uns auf den großen entscheidenden Kampf vor, da dachte keiner viel an Mädchen. Nur der Wachtmeister, der hatte eine richtige Braut und wußte nicht, ob er sein Herz teilen könnte. Ich war so jung, daß ich es nicht einzusehen vermochte, daß es etwas Stärkeres geben konnte als die Pflicht zur heimlichen Fahne. Aber da die Kameraden dem Wachtmeister keine Vorwürfe machten, wie ich es erwartete, sondern sehr still und ernst waren, mußte es doch schon etwas sehr Großes sein, eine richtige Braut zu haben. Der Hauptmann sah lächelnd dem Wachtmeister in die Augen. Dann legte er ihm die Hände auf die Schultern. „Bring doch deine Braut einmal her, sie gehört doch durch dich auch zu uns."

Die Frau des Bäckermeisters floß fast über vor Rührung. „Fein, daß du deine Braut mitbringst, sie soll es gut bei uns haben. Was?"

Wir stimmten freudig zu. Ja, wir wollten gut und freundlich zu ihr sein, denn wir mochten den kleinen Wachtmeister alle von Herzen gern.

Der Wachtmeister machte erst ein etwas ungläubiges Gesicht, er hatte wohl Vorwürfe oder Spott erwartet, dann drückte er jedem von uns die Hand.

„Ich hole sie sofort. Sie wohnt ja ganz in der Nähe."

Ein paar Minuten später trat sie zaghaft ein. Der Wachtmeister mußte sie schon bei der Hand nehmen und in den Unterstand zerren.

Jetzt stand sie da, die kleine Flämin. Ein zierliches, blondes, bildschönes Mädel, das dem Wachtmeister nach Deutschland gefolgt war. Ihr Deutsch hatte einen sehr aparten Klang, als sie ein schüchternes „Guten Abend" sagte.

Eine rührende Geschichte war es mit der kleinen Flämin. Ihr Vater war im belgischen Heer gefallen, ihr Bruder blieb vermißt. Die Mutter hatte sie nicht gekannt, sie war bei der Geburt dieser ersten Tochter gestorben. Ich mußte sie immer wieder ansehen, weil sie mir, als sie sich scheu im Unterstand umsah und zögernd auf die Fragen Antwort gab, wie eine Erscheinung aus der Märchenwelt vorkam. Als sie mir die Hand gab, lächelte sie.

„Sie sind ja so jung!" Die Kameraden erzählten ihr, fröhlich übertreibend, was ich schon alles für Abenteuer erlebt hätte.

Die kleine Flämin! Ich wäre für sie in jede Gefahr gegangen, ich verehrte sie mit einer scheuen Innigkeit und war stolz, daß ich zu ihrem Bruder ernannt wurde. Wir konnten sie später in unserer Reihe kaum entbehren. Sie schmückte unsern Tisch mit Tannenzweigen und verstand es, selbst dem Unterstand etwas Wohnliches, Heimatliches zu geben. Dabei war sie eine tapfere Kameradin, die uns bei den nun immer öfter durchgeführten Haussuchungen aus der Patsche zu helfen wußte.

Sie nahm Bestellungen und Briefe entgegen und galt der Polizei gegenüber als Verkäuferin in der Bäckerei. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich in einem Tagescafé in der Nähe des Wittenbergplatzes. Es war schwer, ihr klarzumachen, daß wir sie auf unseren Wanderungen nicht brauchen konnten. Sie war beleidigt, daß wir ihr nicht so viel zutrauten. Der Hauptmann hatte es aber kategorisch abgelehnt. Später, als wir, um größere Waffenbeschaffungen durchzuführen, unter dem Namen des Hauptmanns eine Scheinfirma gründeten, arbeitete sie mit sehr großem Geschick als Kontoristin in dieser Firma.

Weihnachten 1920! Ich hatte es durchgesetzt, daß zu Hause um 7 Uhr abends gefeiert wurde, denn kurz nach 8 Uhr war die Feier im Unterstand. Die kleine Flämin hatte den Baum mit Kerzen, Lametta und großen roten Herzen geputzt. Jeder bekam einen großen Teller mit Pfefferkuchen, Nüssen und Äpfeln. Auf mein Bitten hin hatte mir Vater eine Kiste Zigarren, hundert Zigaretten und eine Flasche Rum geschenkt, und Mutter steckte mir noch die Taschen voll mit selbstbereitetem, echt ostpreußischem Marzipan.

Nun saßen wir unter dem Baum, die Kerzen brannten, der Grog dampfte, und wir schämten uns gar nicht, das Lied vom Tannenbaum zu singen.

Der Wachtmeister saß neben seiner Braut, der Bäckermeister neben seiner Frau, und wir ließen die Gedanken wandern in ein fernes Reich, das wir erobern wollten, um Heimat zu finden.

Der Hauptmann sah dem Rauch der Zigarre nach. „Wenn wir die letzte Schlacht gewonnen haben, müßten wir irgendwohin marschieren in den Osten. Zwischen Wälder und Seen, und jeder müßte seinen Hof haben, seine Frau und seine Kinder. Aber jeden Weihnachten müßten wir dann zusammenkommen in einem Unterstand und unser stilles Fest der Sehnsucht feiern."

Nach einer Weile, während der wir nachdenklich vor uns hinsannen, räusperte er sich. „Ich meine, wenn wir dann noch leben!"

Zu Beginn des Jahres 1921 vergrub ich mich in meine Schulbücher und verkapselte mich für eine Zeit in die griechische und lateinische Welt. Im Sommer und im Herbst hatte ich so gut wie nichts mehr für die Schule getan, und trotz allen Aufgebotes an Willen und Aufmerksamkeit drückte sich das in unangenehmer Weise auf dem Weihnachtszeugnis aus. Nachhilfestunden waren für Dumme! Ich hätte mich vor mir selber geschämt, wenn ich mit solchem Ansinnen vor meinen Vater getreten wäre.

Zwischen den mir wohlgesinnten Lehrern und mir bestand eine stille Übereinkunft, daß ich mir im letzten Augenblick doch noch einen gehörigen Ruck geben würde. Die Lehrer kannten mich zur Genüge, daß ich nicht gerade auf den Kopf gefallen war und lernen konnte. Sie waren darum auch anständig genug, meinen ohnehin geplagten Vater nicht auch noch mit Beschwerdebriefen zu überhäufen. Die andern, mir nicht wohlgesinnten Lehrer hatten mich längst aufgegeben und warteten scheinbar nur darauf, in der Zeitung von meiner Verhaftung zu lesen, um dann mit stolzgeschwellter Brust sagen zu können, sie hätten es ja schon immer gewußt, was der Eggers für ein gefährlicher Kerl wäre. Der Direktor sah mich mit augenscheinlichem Mißfallen. Ihm war es schon lieber, wenn ich schwänzte, dann konnte ich doch wenigstens kein Unheil stiften! Meine Schulkameraden freuten sich, wenn ich für längere Zeit da war. Ich mußte dann in den Pausen von den Erlebnissen draußen berichten. Nur die Juden waren nicht sehr glücklich, daß der „Judentöter" wieder da war. Mir selber war die Schule völlig gleichgültig geworden, innere Beziehungen zu ihr hatte ich gar nicht.

Ich lernte mein Pensum, um das Klassenziel zu erreichen und hatte nur an den altsprachlichen Fächern und der Geschichte etwas Freude. Das lag zum Teil auch an den Lehrern, die es verstanden, den Unterrichtsstoff lebendiger, anschaulicher und zeitbezogener zu geben. Den Deutschunterricht gab jetzt ein typischer Pauker, der die Klassiker zerhackte, um ein reichlich dämliches Aufsatzthema herauszuschälen. Besonders Schiller wurde

mir auf diese Art für Jahre verekelt. Es gab keinen unter meinen Klassenkameraden, der den Tell nicht als besonders fruchtbaren Erzeuger von aufsatzgeeigneten Zitaten von ganzer Seele haßte. Und das „Seid einig, einig, einig!" war mir von den patriotischen Kundgebungen, die wir als lächerliche Gesten längst zu verachten gelernt hatten, völlig verleidet. Es dauerte lange Zeit, bis ich wieder den Weg zu diesem wunderbaren deutschen Revolutionär Schiller fand.

In Mathematik gab ich das Rennen völlig auf. Bei einer Klassenarbeit schrieb ich zu meiner eigenen großen Ueberraschung eine Vier, weil es mir immerhin gelungen war, von fünf Aufgaben eine zu lösen, und zwar handelte es sich um die Berechnung einer Geschoßkurve. Mich interessierte die Aufgabe, darum löste ich sie nach einigen Versuchen. Die andern Aufgaben erschienen mir sinnlos. Gerade diese Klassenarbeit war besonders schlecht ausgefallen, und der Mathematikprofessor öffnete den Mund zu einer Rede, die mich ehren sollte: „Ich weiß gar nicht, warum die Arbeit so schlecht ausfallen konnte. Die Aufgaben waren doch so leicht. Und ein Beweis dafür, daß die Arbeit wirklich nicht schwer war, ist, daß der Eggers, der doch weiß Gott keine Ahnung von der Mathematik hat, diesmal sogar eine glatte Vier geschrieben hat." Wenn mir der Schulbetrieb nicht so sehr gleichgültig gewesen wäre, hätte ich jetzt stolz sein müssen. Dieser Mathematikprofessor, der der Nachfolger des Mannes war, der mich als unmathematischen Menschen mit einem fast perversen Haß verfolgte, war menschlich von ausgezeichneten Qualitäten. Er verzieh mir sogar meine Erbfeindschaft gegen die Mathematik, weil es ihm gefiel, daß ich aus meiner Unwissenheit in seinem Fach kein Hehl machte und auch gar nicht versuchte, mir durch Abschreiben oder Mogeln eine bessere Note zu verschaffen. Wenn ich einmal von selbst eine Frage beantworten konnte, quittierte er das mit wohlwollendem Lächeln. Im übrigen aber vermied er es, Fragen an mich zu richten, um sich die Mühe und mir das erstaunte Kopfschütteln zu ersparen.

Zu Pfarrer Kögel ging ich eines Nachmittags. Ich mußte die Frage meiner Konfirmation klären. Zu meiner großen Überraschung wurde ich sehr liebenswürdig aufgenommen. Eine seiner auffallend hübschen Töchter brachte mir eine Tasse Tee. Sein nicht gerade mit körperlichen Vorzügen ausgestatteter Sohn wurde mir als Mitkonfirmand vorgestellt. Pfarrer Kögel lachte einige Male erstaunt, als ich ihm einige Erlebnisse von meiner Wanderschaft berichtete und versicherte mir, er würde mich auf jeden Fall konfirmieren, wenn ich diesmal den Tag einhielte. Meine Bedenken, die ich offen über meinen Unglauben in kirchlichen Dingen äußerte, zerstreute er mit dem Hinweis, daß kaum einer der Konfirmanden ernstlich das hätte, was man einen Glauben nennt. Die Konfirmation sollte, wie er sich ausdrückte, einen gewissen Lernstoff vermitteln, der im späteren Leben die Grundlage für einen eigenen Glauben, eine Weltanschauung abzugeben hätte.

Ich erzählte ihm auch von meinem Kameraden, dem Heiden. Pfarrer Kögel erwiderte, er wäre durchaus bereit, sich mit ihm zu unterhalten und wüßte, daß er sich ganz gewiß sehr gut mit ihm vertragen würde.

Ende März 1921 sollte die Konfirmation sein. Ich versprach, zu kommen, wenn es mir irgend möglich wäre und ging erleichtert und mit guten Gefühlen für Pfarrer Kögel an die Arbeit.

Um Haaresbreite wäre es auch diesmal, das letztemal, nichts mit meiner Einsegnung geworden. Das „Klassenziel" erreichte ich, wie es so schön in der Schulsprache heißt. Ich wurde versetzt, und mit einem sehr anständigen Zeugnis dazu. Mathematik, wie immer, nicht genügend. Die Versetzung, so erfreulich sie an sich auch war, erregte mich nicht sonderlich. Etwas ganz anderes, eine unerhörte Nachricht bewegte mein Herz. Der Hauptmann kehrte sichtlich nervös von einer Reise zurück und ließ uns noch in derselben Nacht im Unterstand zusammen-

kommen. „Alle Anzeichen sprechen dafür, daß es in Oberschlesien wieder losgehen soll. Vielleicht noch vor der großen Abstimmung. Auf jeden Fall wird es einen härteren Kampf geben als im Verlauf der ersten beiden Aufstände."

Ich konnte einen Jubelruf nicht unterdrücken, bekam aber sofort einen wohlwollenden Dämpfer. „Sie haben es gut, Sie junger Jagdhund. Sie sehen in jedem Kampf noch das Abenteuer, weil sie bisher noch nie eine richtige Schlacht erlebt haben."

Trotzdem fieberte ich vor Aufregung. Herrgott, wenn es jetzt einmal richtig losginge, jetzt war ich doch alt genug! Bis in den frühen Morgen hörte ich den Erzählungen der Kameraden zu, die von den Aufständen in den Augusttagen der Jahre 1919 und 1920 berichteten. Polen war ein aufsteigender, junger und darum rücksichtsloser Staat. Er wollte seine Westgrenze erweitern, um sich in den Besitz der so wichtigen Kohlengruben und möglichst großer Teile Schlesiens zu setzen. Daß Deutschlands Leben aufs schwerste dadurch bedroht wurde, brauchte Polen nicht zu beeindrucken. Nur dem Starken ist es vergönnt, Geschichte zu machen. Deutschland aber war schwach geworden, darum mußte es sich eben damit abfinden, daß der Stärkere Riemen aus der Haut des Schwachen schnitt. Trotz aller schönen Theorien der Pazifisten änderte sich die Taktik der Weltpolitik nicht im geringsten. Für den 20. März war die Abstimmung in Oberschlesien angesetzt. Jetzt sollte sich dieses umkämpfte Stückchen Erde, dieses Land unter dem Kreuz, vor den Augen der Welt entscheiden, ob es deutsch oder polnisch sein wollte. Der Welt war das an sich gleichgültig. Die wußte nicht einmal, wo Oberschlesien überhaupt lag, selbst die gebildeten Staatsmänner mächtiger Völker hatten keine Ahnung davon. Die Welt sah bestenfalls darauf, mit welchem Nachdruck sich Deutschland vor sein Recht stellte. Eine unerhörte Erregung bemächtigte sich selbst der so beängstigend ruhig gewordenen Bürger. Oberschlesien war deutsch, war immer deutsch und mußte für immer deutsch bleiben.

Eine Welle der Begeisterung ging über Deutschland hin und riß auch die Gleichgültigen mit. Keiner sollte wagen, Schindluder mit Deutschland zu treiben. Sogar die sonst zurückhaltenden bürgerlichen Blätter sprachen von der Pflicht, die nationale Ehre zu verteidigen und wiesen darauf hin, daß der polnische Staat doch überhaupt allein Deutschland sein Leben zu verdanken hätte, nicht nur bei der Gründung, sondern vor allem damals, als Polen durch die sowjetrussischen Heere in arge Bedrängnis gekommen wäre. Damals hätte Deutschland nur einmal kurz zuzupacken brauchen, und von Polen wäre nichts mehr übriggeblieben.

Ja, wenn!

Die polnische Propaganda nahm keine Notiz davon, was gestern einmal war. Gibt es überhaupt in der Machtpolitik der Völker ein Gefühl von Dankbarkeit und Verpflichtung, wenn es um wichtige staatliche Interessen geht?

Der draufgängerische Korfanty, der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete, kümmerte sich einen Dreck darum, was die Deutschen oder gar, was die Welt sagte. Sein Vaterland hieß Polen, und Polen wollte leben!

Und Korfanty war schon der Mann, dem Lebenswillen eines Volkes Ausdruck zu geben. Die Aufständischenabteilungen, die er zusammenrief, denen er Weisungen gab, denen er große Ziele in die Seele brannte, waren durch keinerlei pazifistische Gedankengänge verweichlicht. Ganz im Gegenteil, sie bestanden aus unkomplizierten, nationalstolzen Burschen, von denen ein großer Teil im deutschen Heer das Waffenhandwerk erlernt hatte. Und die Aufständischen hatten in den Jahren ihres Kampfes auch noch etwas gelernt, nämlich, daß nicht nur dem Mutigen die Welt gehört, sondern daß der lauteste Schreier auch am ehesten gehört wird! Die Korfantyleute hatten ein solches Geschrei erhoben, daß die Welt ernsthaft meinte, Oberschlesien müßte ein kernpolnisches Land sein und etwa zehn Kilometer von Warschau entfernt beginnen, so daß es eine Schurkerei der Deutschen wäre, den um ihre völkische

Ehre ringenden Polen dieses Land vorzuenthalten. Das polnische Geld und die polnische Presse arbeiteten keineswegs ungeschickt, und Oberschlesien war im Nu von einem dichten Netz von Spitzeln und Provokateuren durchzogen.

Ein Teil der Bevölkerung Oberschlesiens spricht „wasserpolnisch", ein nicht uninteressanter, sehr harter, begreiflicherweise mit polnischen Brocken durchsetzter Dialekt, der aber alles andre ist als eine Abart der polnischen Sprache oder etwa ein polnisches Platt. Den Korfantyleuten war das keineswegs unbekannt, dennoch aber wurden diese Leute kurzweg zu Stockpolen ernannt, die unbedingt erlöst werden müßten. In Wirklichkeit war der Teil der polnischen Wanderarbeiter, der auf Gütern und unter Tage arbeitet, verschwindend gering, und außerdem fühlten sich gerade diese Arbeiter in Deutschland besonders wohl, ebenso wohl wie ihre Landsleute in den Kohlengruben des westfälischen Industriegebietes oder des Saarlandes.

Die deutschen Arbeiter wollten sich durch das Versprechen der Polen, im Falle der Annexion Oberschlesiens weit höhere Löhne zu zahlen, nicht fangen lassen, sie beantworteten den Terror der Aufständischen mit Fausthieben.

Ein ganz geringer Teil der Bevölkerung, nicht gerade der klügste und rassisch wertvollste, ließ sich erzählen, daß die Abkehr von dem ketzerischen Preußen zum katholischen Mütterchen Polen ein gottwohlgefälliges Werk wäre, und schwankte zwischen Pflicht und Religion.

Die Interalliierte Kommission hatte dafür gesorgt, daß die Deutschen im Lande nicht zu viele Waffen hatten. Bei den Aufständischen sah sie zu gern durch die Finger. Die deutsche Polizei war nach dem letzten Aufstand, den sie kurz entschlossen schon in einer Woche unterdrückt hatte, abgelöst worden. An ihre Stelle trat das Zwittergebilde der Apo, der Abstimmungspolizei, die zur Hälfte aus Polen, zur Hälfte aus Deutschen bestand. Man hoffte dadurch, daß man neben die politisch wahrscheinlich ziemlich gleichgültigen deutschen Polizisten

fanatische Polen stellte, im entscheidenden Augenblick ein wenn auch nicht gerade ausgesprochen polnisches Instrument, so doch wenigstens keine Truppe zu haben, die sich herbeilassen konnte, für das wirkliche Recht und damit für das Deutschtum der Oberschlesier zu kämpfen.

Das andere, so hoffte man, würden schon die Korfantyleute, die Sokoln, die Insurgenten und die kampferprobten Teile der Hallerarmee besorgen.

Die deutsche Regierung hatte Korfanty und seinen Agenten nichts entgegenzusetzen. Überall dort, wo einem Insurgentenhandstreich zuvorgekommen wurde, handelten deutsche Soldaten, deutsche Freikorpsführer, deutsche Rebellen auf eigene Faust. Es war zunächst ein Kampf im Dunkeln, der sich vor dem 20. März abspielte, ein Kampf, der manchen Toten und manch einen Vermißten kostete. Der Hauptmann glaubte bestimmt, daß es zu erbitterten Kämpfen kommen würde. Er wußte, daß selbst der glänzendste deutsche Wahlsieg Korfanty nicht von seinen Plänen abbringen konnte. Die polnischen Patrioten hatten in den langen Jahren ihrer Sehnsucht nach Freiheit gelernt, was es heißt, die Erreichung eines Zieles zu ertrotzen. Sie sahen sich die deutschen Vorbereitungen zur Abstimmung ruhig an und bewaffneten ihre Freiwilligen für die entscheidenden Wochen nach der Abstimmung!

Einige meiner Kameraden fuhren umgehend nach Schlesien, „um sich an die Luft zu gewöhnen". Der Hauptmann gab mir den Befehl, zu warten. Murrend fügte ich mich. Die Abende im Unterstand wurden jetzt lang. Nur wenn kurze Briefe oder Postkarten des Hauptmanns eintrafen, wurden wir von einer unerhörten Erregung gepackt. Es war nicht immer leicht, den mit gleichgültigen Worten getarnten Inhalt zu verstehen. Aber soviel konnten wir herauslesen, daß die Insurgenten mit allem Nachdruck Vorbereitungen trafen. Die Interalliierte Kommission sympathisierte offen mit ihnen und unterstützte sie, wo sie nur konnte. So mancher der Deutschen, die auf eigene Faust dort arbeiteten, fiel in die Klauen der

Fallensteller und bekam in irgendeinem verdreckten Gefängnis ausreichend Gelegenheit, darüber nachzudenken, daß Recht ohne Macht noch weniger ist als ein Fetzen Papier. Das offizielle Deutschland aber erfreute sich bereits des Vorgeschmacks des kommenden Abstimmungssieges. Fähnchen wurden ausgegeben, Bahnhöfe, Lokomotiven, Waggons erhielten Girlandenschmuck, Städte und Dörfer wetteiferten, in Spruchbändern und Aufrufen ihre deutsche Gesinnung unter Beweis zu stellen. Die Abstimmung vom 20. März brachte den Deutschen mit 707 000 Stimmen einen gewaltigen Sieg, die Polen wurden mit ihren 479 000 Stimmen empfindlich geschlagen.

Während aber die deutsche Regierung überall im Reiche große Feiern veranstaltete, rüstete Korfanty zum bewaffneten Einfall.

Die deutsche Regierung wollte nichts von seinen Vorbereitungen sehen und wissen. Nur die Soldaten standen auf ihrer einsamen Wacht.

Am 21. März wurde ich in der Auenkirche zu Wilmersdorf nach evangelisch-landeskirchlichem Brauch konfirmiert. Vater nahm an der Feier nicht teil. Ihm waren alle kirchlichen Angelegenheiten nicht genehm. Nur Mutter war gekommen. Und der Heide.

Bei der Konfirmandenprüfung, die mehr ein Brauch um der christlichen Gemeinde willen als ein Examen, bei dem man durchfallen konnte, war, gab es einen kleinen Zwischenfall, als ich gegen den Lobpreis des irdischen und himmlischen Jerusalem Einspruch erhob. Pfarrer Kögel ging lächelnd darüber hinweg. Er wollte sich auch zu guter Letzt nicht noch die Feier verderben lassen. In der Sakristei erklärte ich ihm noch einmal, daß ich nicht an die leibliche Gegenwart des Jesus Christus im Abendmahl zu glauben vermöchte und darum lieber auf das Sakrament verzichten wollte. Pfarrer Kögel

schlug mir beruhigend auf die Schulter. „Calvin hat auch seine eigene Meinung darüber gehabt, und außerdem glaube ich auch nicht, daß sich andere Konfirmanden darüber den Kopf zerbrechen. Zur Konfirmation gehört aber bei mir nun einmal das Abendmahl, gestorben ist noch keiner daran!"

Auf meine Entgegnung, daß man dann doch endlich mit diesem Brauch aufhören sollte, zuckte der Pfarrer die Schultern und sagte, daß stünde nicht in seiner Macht.

Am Morgen des 21. März stand ich früh auf, zog mir den neuen dunkelblauen Anzug an, steckte das Gesangbuch, das mir meine kirchentreuen Großeltern aus Göttingen geschickt hatten, in die Tasche und ging hinaus, ohne mich noch bei meinen Eltern sehen zu lassen. Nachdenklich ging ich zum nahen Fenn und ließ mir manche Fragen durch den Kopf gehen. Zum Beispiel, ob ich nicht doch jetzt schon einen Beruf ergreifen sollte, für die meisten jungen Menschen bedeutete ja die Konfirmation, äußerlich gesehen, einen neuen Lebensabschnitt. Würde ich überhaupt die paar Jahre bis zum Abitur noch auf der Schule durchhalten?

Als die Glocken zu läuten begannen, ging ich zur Kirche. Ein paar hundert Meter vor ihr traf ich den Heiden. Er drückte mir kameradschaftlich die Hand. „Mach's gut, Eggers!"

Mutter winkte mir aus der Entfernung zu. Dann stellte ich mich in die Reihen der übrigen Konfirmanden, um, geführt vom Pfarrer, in die festlich geschmückte Kirche einzuziehen. Die Konfirmation war überaus feierlich. Von der Predigt verstand ich nicht viel, weil meine Gedanken anderswo waren, bei den Kameraden und den Kämpfen der Zukunft. Das Abendmahl ging sehr schnell vorüber, weil die große Zahl der Konfirmanden den Pfarrer zwang, sich bei jedem möglichst nur Sekunden aufzuhalten. Die Oblate klebte mir am Gaumen und verursachte ein würgendes Gefühl, das erst besser wurde, als ich einen Schluck aus dem Kelch bekam. Der Gedanke, daß Menschen glaubten, sie nähmen im Abendmahl richtiges Fleisch und Blut zu sich, machte mich unruhig.

Ich war noch immer verwirrt, als ich nach Beendigung der Feier in der Sakristei den Konfirmationsschein in die Hand gedrückt bekam und der Pfarrer mich mit den Worten beglückwünschte: „Na ja, in Wirklichkeit ist doch alles halb so schlimm!"

Am Nachmittag erschienen einige Verwandte und brachten die üblichen Geschenke, Bücher, meist erbaulichen Inhalts, Schlipse in Farben, die ich nicht schätzte, Näschereien, Zigaretten.

Am Abend saß ich im Unterstand und führte lange Gespräche mit dem Heiden, der mir eine wunderschöne Ausgabe der Edda schenkte. Die kleine Flämin hatte mir beim Eintritt einen Kuß auf die Stirn gegeben, der mich völlig verwirrte, um so mehr, als der Wachtmeister lächelnd mit dem Finger drohte. Der Bäckermeister erzählte einige witzige Begebenheiten aus seiner Lehre, in die er als kleiner Konfirmandenputz gesteckt wurde. „Wir waren noch richtige Kinder bei unserer Konfirmation, du bist ja schon ein junger Mann. Da weißt du gar nicht, was das für ein erhebendes Gefühl ist, zum erstenmal in der Öffentlichkeit eine Zigarette rauchen zu dürfen, ohne ein paar Ohrfeigen zu bekommen. Und wie stolz waren wir, daß wir ein Recht darauf hatten, gesiezt zu werden. Aber solche Kadetten wie du verstehen das gar nicht, die sind schon so alt, daß sie am Tage ihrer Konfirmation weise Reden führen, die wir alten Landsknechte gar nicht mehr verstehen."

Dann hielt er mir eine Schachtel hin: „Hier, Mensch, rauch wenigstens eine Konfirmationszigarette, ich hau dich auch nicht."

Bei dem jetzt einsetzenden Gelächter vergaß ich alle quälenden Gedanken. Es hatte ja wohl auch keinen Zweck, sich jetzt noch den Kopf heiß zu machen.

Die kleine Flämin hatte noch eine Überraschung für uns. Aus einer langen schmalen Rolle wickelte sie ein grünes, großes, viereckiges Seidentuch. Wir sprangen auf vor Freude. „Das ist ja eine Fahne!"

Es war tatsächlich eine Fahne. Unsere Fahne! Der Hauptmann hatte sie einmal flüchtig auf eine Zigarettenschachtel

gezeichnet. Und nun hatte sie die Flämin in sorgfältiger Arbeit gestickt. Gold auf Grün. Ein riesiges goldnes Hakenkreuz leuchtete hervor, und es schien uns, als ob der Unterstand von diesem Leuchten erfüllt würde.

Der Wachtmeister umarmte seine Braut immer wieder. „Mädel, damit hast du mir die größte Freude gemacht. Wie soll ich dir das nur danken."

Die kleine Flämin hatte feuchte Augen. „Daß ihr euch so freuen könnt! Und ich wollte doch nur etwas danken für eure Liebe."

Ich mußte immer wieder zum Fahnentuch sehen. Ob es uns wohl einmal voranflattern würde, wenn es jetzt losginge? Wie würde die Fahne nach den ersten Gefechten aussehen? Wer würde sie tragen, und wer würde unter ihr fallen?

Die nächsten Wochen waren mit Spannungen geladen, die das Leben unerträglich machten. Die Kartengrüße aus Oberschlesien wurden spärlicher. Der Hauptmann kam einige Male, wenn er auf der Durchreise zum Ruhrgebiet war, auf einen Sprung in den Unterstand, er machte einen überanstrengten, gereizten Eindruck und sprach auch nicht viel. Wir entnahmen seinen hingeworfenen Sätzen nur, daß ein großer Verrat dort unten vorbereitet würde, daß die Regierungsstellen völlig versagten und die Polizei ungeahnte Schwierigkeiten mache. Das Auftreten der Interalliierten Kommission würde von Tag zu Tag herausfordernder, der französische General le Rond mache aus seinem Deutschenhaß nicht das geringste Hehl. Wir saßen bis in die tiefe Nacht über den Landkarten von Oberschlesien, lasen Zeitungen, suchten in Zeitschriften nach Material und horchten freudestrahlende Bürger aus dem Verein heimattreuer Oberschlesier aus. Wenn Korfanty zuschlug, sollte Deutschland antworten, das war unser fester Wille. Wir konnten uns noch keine Vorstellung machen, wie dieser dritte Vorstoß der Insurgenten aussehen würde. Wir hatten nur eins in Erfahrung

gebracht, daß es diesmal Korfanty darauf ankam, unter Einsatz auch der letzten Reserven Oberschlesien zu einem polnischen Land zu machen. Grenze sollte die Oder sein. Die polnischen Zeitschriften, die wir in die Hand bekamen, sprachen offen davon und zeigten den weißen Adler, die Flügel über dem Land jenseits der Oder haltend.

Es war nicht abzusehen, ob es zu einem regulären Kriege kommen würde. Bei der pazifistischen Haltung der deutschen Regierung war zu befürchten, daß sie zwar unter Protesten, aber ohne jede ernsthafte Gegenwehr auch diese Zerstückelung des Reiches dulden würde.

Schön, dann würden wir also wieder einmal ohne den Segen der Regierung marschieren.

Am 11. April starb die frühere deutsche Kaiserin Auguste Viktoria in Doorn. Die Nachricht wurde allgemein mit großer Bewegung aufgenommen, denn die Kaiserin war beliebt, sie hatte sich, im Gegensatz zu der Frau des alten Kaisers, die Bismarck das Leben äußerst schwer gemacht hatte, kaum um Politik, um so mehr aber um soziale Einrichtungen und vor allem später um die Verwundeten gekümmert. Selbst die Zeitungen der Roten enthielten sich jeder Pöbelei.

Die Beerdigung sollte in Potsdam stattfinden. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch das Land. Würde der Kaiser auch erscheinen?

Die Patrioten hofften in diesem Falle auf eine Stärkung des monarchistischen Gedankens. Der Westen Berlins flaggte schwarz-weiß-rot. Kaum ein Haus, das keine Fahne führte. Männer und Frauen trugen am linken Oberarm Trauerflor. Jedes Blumengeschäft hatte gewaltige Kränze mit Schleifen irgendwelcher nationaler Vereinigungen ausgestellt. Die Papiergeschäfte hatten gute Tage, selbst auf den Straßen wurden Postkarten mit den Bildern des Kaisers und der Kaiserin verkauft.

Am Abend des 15. April kam der Hauptmann mit drei Kameraden. Er hatte sich von Ratibor aus telegraphisch angemeldet. Um nicht den wachsamen Augen der Kriminalpolizei aufzufallen, war ich allein zum Bahnhof Zoologischer Garten geschickt worden. Wir bereiteten den Kameraden einen herzlichen Empfang. Der Bäckermeister hatte eine Riesentorte gebacken, und seine Frau kochte dazu einen Kaffee, den es in Oberschlesien gewiß nicht gab.

Zunächst mußten die Kameraden von Schlesien erzählen, wir brannten auf jede Neuigkeit. Mit klopfendem Herzen hörte ich die meist trockenen Schilderungen, aus denen klar hervorging, wie sicher mit dem Kampf zu rechnen war. Viel ereignete sich dort jetzt schon jeden Tag und jede Nacht, was unter gewöhnlichen Umständen todsicher längst zum Kriege geführt hätte. Aber die deutsche Regierung? Der Reichskanzler Fehrenbach hielt sich Augen und Ohren zu, um nichts wissen zu müssen.

Endlich winkte der Hauptmann ab. „Genug jetzt. Alles andere wird sich schon finden. Die Hauptsache ist, daß ihr auf dem Posten seid, wenn ich rufe. Zunächst werden wir am 19. April an der Beerdigung teilnehmen."

In der Nacht des 18. April traten wir in der Herderstraße an. Unsere Stahlhelme trugen noch das Hakenkreuz vom Kapp-Putsch her. Trotz des polizeilichen Verbotes hatten wir Seitengewehre umgeschnallt. Der Wachtmeister trug die grüne Fahne. Drei Schritt vor uns ging der Hauptmann. Er hatte alle seine Orden angelegt.

Singend marschierten wir durch die Kaiserallee, durch Steglitz. Männer und Frauen, die um diese Zeit noch auf der Straße waren, blieben erstaunt stehen. Polizisten legten grüßend die Hand an den Helm und sahen uns überrascht nach. Keinem von ihnen fiel es ein, unsern Zug anzuhalten.

Der Heide marschierte neben mir. Wir sahen uns an und empfanden eine tiefe Freude. Der Nachtwind rauschte in der

schweren Fahnenseide. Die Wipfel der Bäume bewegten sich, und am Himmel jagten Wolkenfetzen. Hier und da leuchtete wie verloren in der Unendlichkeit des Himmels ein Stern.

Der Wannsee glänzte in einem tiefen Schwarz. Ich mußte an die Schulschiffzeit denken. Hier wurden wir so manches Mal in unsern Booten geschliffen. Immer wieder klangen unsere Lieder auf. Der Wald gab ein fernes Echo.

Der Heide stieß mich an. „Du, in Potsdam ist Generalappell für die nationale Revolution. Ludendorff kommt auch."

Ich nickte. Wie hätte es auch anders sein können, endlich mußte es doch losgehen. Am liebsten wäre es mir schon gewesen, wenn wir gleich einen wirklichen Aufstand machten.

An der Glienicker Brücke trafen wir andere Abteilungen, die hier Rast machten, um am frühen Morgen nach Wildpark zu marschieren.

Der Hauptmann hatte für uns Quartier in einer Potsdamer Kaserne besorgt. Er wollte, daß wir beim Vorbeimarsch einen frischen Eindruck machten.

Gegen drei Uhr rückten wir in die Kaserne ein und waren aufrichtig dankbar, daß uns die Reichswehrsoldaten noch mit Kaffee und Kommißbrot bewirteten. Wir hatten einen ehrlichen Hunger mitgebracht. Eine Viertelstunde später lagen wir schon im Stroh.

Um sieben Uhr wurden wir geweckt. Mit besonderer Liebe wichsten wir das Lederzeug. Den Kaffee tranken wir im Stehen. Um sieben Uhr dreißig marschierten wir ab.

Die Straßen waren schon verstopft. Kriegervereine, Regimentsabordnungen, Offiziersvereine, Schulklassen, Bürger, Kinder drängten sich, um etwas von dem großen Aufmarsch zu sehen. Potsdam war ein einziges Flaggenmeer. Über die Straßen hingen Girlanden, jedes Haus war mit Tannengrün geschmückt.

Der Heide lachte vor sich hin: „Ich möchte nur mal wissen, was jetzt der schwarze Herr Fehrenbach sagen würde, dieser Kanzler von Gottes Gnaden, wenn er dieses Potsdam sähe!"

Man sah mehr Friedensuniformen als andere, und fast mehr Offiziere als Mannschaften. Unser Zug fiel auf, einmal schon das ungewohnte Zeichen am Stahlhelm, dann aber vor allem die grüne Fahne mit dem Hakenkreuz weckten die Neugier der Bevölkerung. Keiner aber wagte, an unsern Zug zu treten und nach unserem Namen zu fragen. Im bunten Bild des feiertäglichen Potsdam wirkten wir zu ernst.

Unsern Platz bekamen wir in der Nähe des Neuen Palais angewiesen. Da wir in zwei Gliedern standen, konnten wir ausgezeichnet sehen. Es wimmelte von Photographen, aufgeregten Ordnern, Polizisten. Das Spalier wurde von Minute zu Minute dichter. Hinter uns drängten sich Mädchenpensionate, Frauen, Männer. Neben uns und gegenüber standen soldatische Verbände, zumeist wie wir in Feldgrau und im Stahlhelm, dann schlossen sich Abordnungen in malerischen Friedensuniformen und Kriegervereine im Bratenrock und Zylinder an.

Obwohl es noch früher Morgen war, begann die Sonne sehr kräftig zu scheinen. Eine riesige Staubwolke lag über dem ganzen Aufmarschgelände, und die zahlreichen Sanitäter, die diensteifrig umherwanderten, hatten bald genug zu tun. Wir mußten lange Zeit warten und vertrieben uns die Langeweile damit, daß wir die höheren Offiziere, die auf den breiten Treppenstufen standen, zu erkennen oder die Herkunft der zuweilen sehr fremdartigen ausländischen Orden festzustellen suchten.

Langsam und feierlich nahte sich endlich der Trauerzug. Unübersehbar lang war er. Offiziere, Johanniterritter, Fürstlichkeiten, ein unverhältnismäßig großes Aufgebot von Geistlichen, dann die Angehörigen, der Kronprinz, die Kronprinzessin, die Prinzen mit ihren Frauen und Söhnen, dann hohe und höchste Offiziere, unter ihnen Hindenburg und Ludendorff. Eine Heerschau des nationalen Deutschland. Über allem lag außer der Trauer um die tote Kaiserin eine eigentümlich wehmütige Stimmung, als ob mit dem Sarg, der dort kranzgeschmückt vorüberzog, auch die Monarchie endgültig zu Grabe

getragen würde. Und die Männer, die in den kostbaren Vorkriegsuniformen dabeistanden, taten nichts dagegen, konnten es nicht und wollten es wohl auch nicht einmal ernsthaft. Potsdam war nicht Deutschland, und die Pracht des kaiserlichen Deutschland, die sich hier zum letzten Male in den leuchtendsten Farben zeigte, paßte nicht mehr in die Zeit, ebensowenig wie wir mit unserm ernsten Feldgrau zu den kaiserlichen Paradeuniformen paßten. Es kam mir so vor, als stünden wir nur deshalb so feierlich und unbeweglich vor dem Neuen Palais, damit die Monarchie würdig und mit allen Ehren in die Gruft der Geschichte eingehen konnte.

Später erfolgte ein Vorbeimarsch der soldatischen Verbände vor Ludendorff. Wir rissen uns zusammen, und unser Parademarsch trug dem Hauptmann ein besonderes Lob ein. Am Nachmittag, kurz bevor wir aus Potsdam abmarschierten, zogen wir an Hindenburgs Hotel vorbei. Als der Generalfeldmarschall auf den Balkon trat, kommandierte der Hauptmann „Achtung!", und wieder warfen wir die Beine und reckten den Körper im Parademarsch.

Als wir abends wieder im Unterstand saßen, ließen wir noch einmal die Eindrücke dieses Tages an uns vorüberziehen. Der Kronprinz war gealtert. Der Aufenthalt in Holland hatte ihn ernst gemacht. Und auch die Prinzen hatten etwas von ihrer steifen Würde verloren, sie unterschieden sich höchstens durch ihre Jugend von den anderen höheren Offizieren.

Der Kaiser hatte nicht kommen dürfen, die Regierung hatte Zwischenfälle befürchtet. Als ob wir unbedingt auf die Anwesenheit des Kaisers angewiesen gewesen wären, wenn es uns nach einem monarchistischen Putsch gelüstet hätte!

Der Hauptmann fuhr mit den Kameraden, mit denen er gekommen war, noch in derselben Nacht wieder nach Schlesien.

Wir bekamen den Auftrag, die Absperrung an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche durchzuführen, in der einige Tage darauf ein Gedenkgottesdienst für die Kaiserin stattfinden sollte.

Ausdrücklich war befohlen worden, in Friedensuniform anzutreten. Ich holte meine Schulschiffuniform aus dem Schrank und stellte fest, daß sie mir sehr klein und eng geworden war. Mein Platz vor der Kirche war an einem kleinen Portal, vor dem der Wagen der Kronprinzessin halten sollte. Noch bevor die Kronprinzessin kam, wandte sich mein Lateinlehrer, der sich bis vor das Portal durchgedrängt hatte, mit der Bitte an mich, doch ja in die Kirche hineingelassen zu werden oder doch wenigstens die Erlaubnis zu erhalten, ganz nahe am Portal stehenzubleiben. Ich fühlte mich dem Pauker unsagbar überlegen und ließ ihm großmütig einen Platz in den ersten Reihen des Kirchenschiffs anweisen.

Die Kronprinzessin fuhr in einer Kutsche vor. Ich öffnete, bevor der Kutscher noch herunterspringen konnte, den Schlag und war der tiefverschleierten Frau behilflich. So behutsam ich es konnte, geleitete ich sie durch die stumm grüßende Menge in die Kirche. Sie dankte mir und ließ sich meinen Namen nennen.

Merkwürdig, jetzt, da es keine Monarchie mehr gab, wirkten die Fürstlichkeiten, die man uns einmal als höhere Wesen zu verehren gelehrt hatte, sehr menschlich. Fast noch verlassener und hilfsbedürftiger als gewöhnliche Sterbliche, die es schon in früher Jugend gelernt hatten, sich selber durchzusetzen, ohne Vorrechte, ohne Nimbus, allein durch die Kraft ihres Willens und die Standhaftigkeit ihres Charakters!

Am 3. Mai des Jahres 1921 unternahmen die Polen den dritten Einfall in Oberschlesien. Die deutsche Regierung rang verzweifelt die Hände und bat die Interalliierte Kommission dringend, den Korfantytruppen zu steuern. Die Interalliierte Kommission verneigte sich verbindlich und trat dann etwas zur Seite, um zu sehen, wie sich die Lage wohl entwickeln würde.

Sie hätte sich ganz den Wünschen des energischen Insurgentenführers und seiner Warschauer Hintermänner gemäß entwickelt, wenn es in Deutschland nur nach der Regierung gegangen wäre. Die Oder wäre gewiß und wahrhaftig die Grenze zwischen Deutschland und Polen geworden, wenn nicht wiederum deutsche Soldaten auf eigene Faust gehandelt hätten und um der Ehre der Nation willen zu Rebellen geworden wären!

Die Franzosen unterstützten Korfanty und seine Truppen in aller Öffentlichkeit, es waren genug Beweise vorhanden, daß in den Reihen der Insurgenten oft genug Franzosen kämpften. Die Engländer sympathisierten allerdings nicht offen mit den Polen, hier und dort gaben sie sogar den Deutschen ermunternde Worte. Wie aber die endgültige Haltung Englands sein würde, war noch nicht abzusehen. Die italienischen Abteilungen, besonders in Ratibor, taten ihre Pflicht und schossen auf die Insurgenten. Die Apo lief, wie erwartet, fast überall auseinander. In einzelnen Städten hielt sie sich besser. Entscheidende Vorstöße gegen die Friedensbrecher unternahm sie aber nicht.

Am Abend des 3. Mai bekamen wir telegraphischen Befehl, am 6. früh in Breslau in der Nähe des Hauptbahnhofes in einem bestimmten Lokal zu sein. Kleidung: Rollkluft! Besondere Vorsicht vor Kriminalpolizei! Jedes auffällige Benehmen vermeiden! Auf keinen Fall Waffen mitführen! Diese Befehle waren, geschickt getarnt, im Telegramm enthalten.

Wir kannten längst alle Züge, die nach Schlesien fuhren. Wie oft hatten wir doch in den letzten vierzehn Tagen das Kursbuch studiert!

Der Morgen dämmerte, als wir den Unterstand verließen. Auf Wiedersehen am 5. Mai, abends! Den 4. wollten wir benutzen, die persönlichen Angelegenheiten zu regeln, wenn sie nicht schon in den letzten Tagen grundsätzlich geordnet waren.

Bei mir war das nicht so einfach. Schule und Elternhaus würden sicher nicht von meinen Plänen erbaut sein, das wußte ich.

Am 4. Mai, gegen Mittag, besuchte ich zunächst den Kommandanten. Ich hatte mich vorher telephonisch bei ihm angemeldet.

Ich traf einen kranken Mann. Wochen schon lag er an einer heimtückischen Grippe fest. Herrgott ja, ich hatte mich ja die ganze Zeit nicht um den Kommandanten gekümmert. Es war aber zuviel inzwischen geschehen.

Der Kommandant wehrte meinen gestammelten Entschuldigungen gütig ab. „Ich weiß, Eggers. Sprechen Sie nicht davon, ich habe ja genügend Zeit gehabt, die Zeitungen zu lesen."

Dann fragte er nach Potsdam. Ich berichtete eingehend. Und was der Hauptmann mache? Der wäre schon in Oberschlesien, sagte ich.

Der Kommandant richtete sich auf. „Und Sie?"

Unwillkürlich nahm ich Haltung an, als hätte ich eine Meldung zu machen. „Ich bin gekommen, Abschied zu nehmen, Herr Kommandant!"

Der Kommandant sah mir fest in die Augen und griff dann nach meiner Hand. „Ich habe es auch nicht anders erwartet." Und nach einer Weile: „Was sagen Ihre Eltern?"

Ich konnte nur die Schultern zucken.

Eine ganze Zeit schwiegen wir. Dann begann der Kommandant schwer atmend: „Sie können es sich nicht ausmalen, Eggers, wie schwer es mir wird, Sie allein ziehen zu lassen. Aber ich kann nicht mitgehen. Für einen Straßenkampf würde

es noch langen, für den Krieg bin ich unbrauchbar, ich würde euch jungen Kerlen nur im Wege sein."

Ich wollte etwas sagen. Vielleicht, daß wir doch wüßten, was für ein schneidiger Soldat er sei.

Doch er winkte mir, zu schweigen. „Ich habe es wieder einmal beim Kapp-Putsch erleben dürfen, was es heißt, eine Abteilung Freiwilliger zu führen. Und nun, wenn ich mir vorstelle, was es für einen Soldaten bedeutet, im Freikorps kämpfen zu können, blutet mir das Herz, daß ich verurteilt bin, hierzubleiben und jeden Morgen in der Zeitung zu lesen, wo ihr stürmt und dann auf die Nachricht zu warten, daß der und der gefallen ist." Wieder drückte er meine Hand. „Ich glaube, Sie werden ohne Abschied von Haus gehen müssen. Sobald ich aufstehen kann, werde ich zu Ihren Eltern gehen und versuchen, ihnen Ihren Schritt zu erklären. Leben Sie wohl, Eggers, ich freue mich, etwas für Ihren soldatischen Werdegang getan zu haben, und ich weiß, daß Sie tapfer sein werden. Ich hoffe, daß Sie heimkehren werden. Wenn nicht, dann haben Sie wenigstens in Freiheit fallen dürfen."

Als ich das Zimmer verließ, sah ich noch, daß er sich mit der Hand über die Augen fuhr, und auch mir war das Herz sehr schwer, denn ich verehrte den Kommandanten wie kaum einen Menschen.

Am Nachmittag schlenderte ich noch einmal durch die Straßen, sprach mit Bekannten, die ich hier und dort traf, und schlich mich dann auf mein Zimmer. Vorsichtig verbarg ich meine Schulbücher und pfropfte meine Mappe mit den Gegenständen voll, die ich für unentbehrlich hielt. Taschentücher, Strümpfe, Wäsche, Waschzeug, und vor allem den kleinen Nietzsche-Band, den mir der Heide kurz nach meiner Konfirmation geschenkt hatte.

Am Abendbrottisch versuchte ich, einen möglichst unbefangenen Eindruck zu machen. So ganz schien mir das nicht zu gelingen, denn Mutter und Grete warfen mir öfter fragende Blicke zu. Vater sprach von den letzten politischen Ereignissen.

„Furchtbar, daß Deutschland nicht zur Ruhe kommen soll. Jetzt scheint es in Oberschlesien wieder loszugehen."

Ich nickte, während mir das Herz fast zum Hals herausschlug. „Man wird die Insurgenten eben heraustreiben müssen."

Vater lachte geringschätzig. „Richtig, richtig! Aber wer? Ich sehe schon, daß wir Schlesien sehr bald verlieren."

„Nein", begehrte ich auf, „schließlich sind wir ja auch noch da!"

Vater musterte mich mißtrauisch. „Wir ist gut! Du hast jetzt doch wohl selber eingesehen, daß die Zeiten des Abenteuerns vorüber sind, nicht wahr? Du machst jetzt erst einmal dein Abitur, dann magst du meinetwegen Offizier werden, wenn du dazu heute noch Lust hast."

„Nein!" sagte ich hintergründig und lenkte das Gespräch von dieser heiklen Frage fort.

Um elf Uhr bat ich, ins Bett gehen zu dürfen. Der Gute-Nacht-Kuß für meine Mutter fiel etwas feierlicher aus.

Am 5. Mai stand ich, wie immer, um sieben Uhr morgens auf, zog mich eilends an und trat ans Fenster, um Abschied zu nehmen von den Straßen und kleinen Plätzen, die ich von meinem Zimmer aus sehen konnte und die mir im Laufe der Zeit etwas wie Heimat geworden waren. Am Kaffeetisch berichtete Vater, daß die ersten Spalten der Zeitung mit Berichten aus Oberschlesien gefüllt wären. „Dörfer brennen schon, Einwohner werden verschleppt, und die Männer, die Widerstand leisten, werden erbarmungslos niedergeknallt."

„Dann wird es Zeit, daß diese Zustände aufhören", sagte ich und verabschiedete mich kurz, wie ich es jeden Morgen tat. Ich nahm meine Mappe, ließ mir für alle Fälle in der Küche noch ein paar Butterbrote geben und steckte mir einige Äpfel in die Tasche.

Den Vormittag verbrachte ich im Grunewald. Der Maientag war warm, und die Birken zwischen den Kiefern leuchteten weit. Ich ging am Grunewaldsee entlang, am Jagdschloß vorbei und legte mich unter eine Kastanie, die inmitten einer kleinen Wiese stand. Die großen weißen Wolken standen ganz ruhig

an dem blaßblauen Himmel, und über mir in den Zweigen zwitscherten Vögel. Es war unsagbar schön, frei zu sein, nur auf sich selber zu stehen. Vor mir tat sich die unendliche Weite des großen Abenteuers auf. Einsatz, Kampf, Angriffe, Schlachten, vielleicht auch Wunden, oder sogar der Tod irgendwo auf dem Felde. Was war schon mein ganzes junges Leben mit seinem Auf und Ab, mit seinen kleinen Sorgen und den großen Sehnsüchten gegen die eine Tat, davonzulaufen ins Unbekannte. Morgen würden sie mich vielleicht noch suchen, übermorgen würden sie sicher wissen, wohin ich gegangen war. Und am dritten Tage würde wohl schon der Kommandant bei ihnen sein. Und das Gymnasium! Ach Gott, ja, das Gymnasium hatte ich ganz vergessen. Aus meiner Brieftasche kramte ich eine von den Visitenkarten hervor, die mir eine liebevolle Tante zur Konfirmation — wie lange war das doch schon her! — geschenkt hatte, und schrieb mit Bleistift auf die Rückseite:

Sehr geehrter Herr Direktor!

Ich nehme hiermit Urlaub vom Gymnasium, da ich mit meinen Kameraden nach Oberschlesien ins Freikorps gehe. Kurt Eggers.

Diese Karte, beschloß ich, wollte ich in den Briefkasten des Gymnasiums werfen. Es genügte, wenn der Direktor morgen Bescheid hatte.

Dann ließ ich mich ins Gras zurücksinken und träumte mit offenen Augen in die Wolken.

Von fern klangen Mädchenstimmen. Schülerinnen machten einen Klassenausflug. Ich mußte an Grete denken. Die würde sicher erstaunte Augen machen. Morgen oder übermorgen.

Reiter trabten vorüber. Die Tattersallpferde waren magere, harmlose Biester, gerade gut genug, die ängstlichen Juden zu schleppen. Es gehörte zum guten Ton der Neureichen, im Grunewald zu reiten. Sollten sie reiten, bis sie herunterfielen. Heute war mir das alles gleichgültig. Der kleine Ärger, den ich sonst in solchen Augenblicken empfand, berührte mich nicht

mehr. Gegen Mittag erhob ich mich, reckte mich aus und wanderte am jenseitigen Ufer entlang zum Forsthaus, ließ mich auf einer gefällten Kiefer nieder und verzehrte mit Heißhunger meine Brote. Dann schlenderte ich die Königsallee entlang, blieb eine Zeitlang vor der unauffälligen, aber kostbaren Villa Rathenaus stehen und richtete es so ein, daß ich gegen drei Uhr vor dem Gymnasium stand. Um diese Zeit war der Direktor bestimmt nicht in seinem Arbeitszimmer. Als ich die Karte in den Kasten warf, entdeckte mich der Schuldiener. Ein ordentlicher Mann, der im Kriege schwer verwundet worden war. Er musterte mich mit fröhlichem Mißtrauen. „Sie haben heute doch bestimmt wieder geschwänzt."

Warum sollte ich dem Manne nicht eine Mitteilung machen, die morgen doch das ganze Gymnasium in Aufregung versetzen würde. Ich trat nah an ihn heran und faßte ihn vertraulich an den obersten Knopf seines Arbeitskittels. „Wenn Sie mir versprechen, bis morgen nicht zu quatschen, will ich Ihnen etwas verraten!"

Er spitzte die Ohren. „Ehrenwort, ich sage nichts!"

„Gut", erwiderte ich und ließ ihn los, „ich gehe jetzt auf und davon, ich werde Soldat!"

Der Schuldiener riß Mund und Augen auf, dann klatschte er in die Hände. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet, in Deutschland ist auch nichts mehr los." Er blinzelte listig. „Fremdenlegion?"

Ich tippte ärgerlich an die Stirn. „Wo denken Sie hin, Mann! Freikorps!"

Da schüttelte er ungläubig lächelnd den Kopf. „Also doch!"

Lachend ging ich fort. Einmal drehte ich mich noch um. „Und grüßen Sie Friedchen!" Friedchen war seine niedliche sechzehnjährige Tochter, die wir alle gern mochten. Es hieß sogar, daß einige Primaner reichlich mehr an Liebe bei ihr geerntet hätten als ein paar Küsse.

Der Schuldiener drohte mir lachend mit dem Finger: „Hüten werde ich mich!"

Um sieben Uhr abends betrat ich den Unterstand. Die meisten Kameraden waren schon da. Die kleine Flämin war in Tränen aufgelöst. Immer wieder umarmte sie schluchzend ihren Wachtmeister. „Was soll ich nur ohne dich anfangen. Sie schießen dich noch tot, und dann bin ich ganz allein auf der Welt, ganz allein in Deutschland, das ist doch nur mein Vaterland, wenn du da bist."

Dem Wachtmeister standen die dicken Tränen im Gesicht. Der Auftritt war ihm ersichtlich peinlich, obwohl jeder von uns so tat, als sähe er die beiden gar nicht. „Voriges Mal hat der Polenkrieg acht Tage gedauert, paß mal auf, diesmal dauert er nur vierundzwanzig Stunden, und dann bringe ich dir etwas ganz Feines mit, Mädel. Und nun sei ruhig, es ist doch nicht unsere Art, anderen etwas vorzuheulen!"

Verdammt, uns ging es nahe, daß die Flämin sich nicht beruhigen konnte. Wir hatten sie alle aufrichtig gern. Aber wie hätten wir sie trösten sollen. Sie hatte es schwerer, viel schwerer als die Frau des Bäckermeisters, die sich verzweifelt bemühte, einen gefaßten Eindruck zu machen. Der Heide setzte sich ans Klavier, spielte ein paar Akkorde und gab uns einen Wink. So frech und fröhlich wir nur konnten, sangen wir das Lied vom Polenstädtchen. Und wirklich, die Bäckersfrau lachte: „Das könnte euch so passen!"

Die kleine Flämin setzte sich jetzt still in eine Ecke und ließ ihren Wachtmeister nicht aus den Augen, tapfer unterdrückte sie das Schluchzen, wenn auch noch die Tränen rannen. Wir sangen noch ein paar Lieder, dann setzten wir uns um den großen Tisch und aßen die „Henkersmahlzeit", die uns die Bäckersfrau mit großer Liebe zubereitet hatte.

Wir mußten immer wieder lachen, wenn wir uns betrachteten. Der eine sah aus wie ein Landarbeiter, der andere wie ein Förster, der dritte wie ein Handlungsreisender, und doch hätte ein geübter Kriminalist auf den ersten Blick merken müssen, daß wir verkappte Soldaten waren.

Um zehn Uhr mußten wir aufbrechen, weil wir in einer kleinen Kneipe am Bahnhof Charlottenburg durch einen Verbindungsmann aus Schlesien die Fahrkarten ausgehändigt bekommen sollten. Die Bäckersfrau und die kleine Flämin hielten sich tapfer. Sie durften uns nicht zum Bahnhof begleiten, weil ihr Weinen uns noch verdächtiger gemacht hätte.

Die Kneipe sah alles andere als vertrauenerweckend aus, hier verkehrten Spartakisten, Zuhälter, Dirnen, nur keine Soldaten. Aber gerade darum war es nicht anzunehmen, daß hierher die Polizei kommen würde, um Razzien gegen Freikorpssoldaten vorzunehmen. Wir verteilten uns an die wenigen Tische, unterhielten uns mit den äußerst uninteressanten Gästen und hoben nur den Kopf, als ein Mann eintrat, dem man den Offizier auf zehn Schritt Entfernung ansah. Der Heide nahm kurze Zeit darauf von dem Fremden, mit dem er sich durch ein paar anscheinend belanglose Worte verständigt hatte, einen Briefumschlag in Empfang. Der Fremde trank sein Bier, zahlte und ging mit höflichem Gruß.

Wir wurden in mehrere Gruppen eingeteilt, die unauffällig auf den Bahnhöfen Charlottenburg, Zoologischer Garten, Friedrichstraße, Alexanderplatz und auf dem Schlesischen Bahnhof in den D-Zug steigen sollten.

Auf dem Bahnhof Charlottenburg war schon eine Stunde vor Abgang des Zuges ein ungewohnter Betrieb. Viele junge Kerle, die in ihrer Aufmachung uns aufs Haar glichen, standen umher und musterten wie wir mißtrauisch und neugierig jeden Reisenden, der hinzukam. Ältere Männer mit lauernden Blicken, die Hände in den Taschen oder auf dem Rücken, gingen umher und richteten Fragen an einzelne, Fragen, die meist mit Kopfschütteln oder Achselzucken beantwortet wurden. Uns war streng befohlen worden, uns keineswegs in Gespräche einzulassen. Wenn wir von Kriminalbeamten, die sich auswiesen, gefragt würden, so sollten wir sagen, daß wir Land-

arbeiter, Förster, Gutsbeamte wären, die nach Breslau führen, um Stellen in Schlesien anzutreten. Es zeigte sich bald, wie gut es war, daß wir keine Waffen mitgenommen hatten, denn fast alle der jungen Kerle, die größere Koffer schleppten, wurden von den umherpatrouillierenden Beamten angehalten und in das Stationsvorsteherhaus geführt. Um nicht Mißtrauen zu erregen, mischten wir uns in die Untersuchungen nicht ein, sondern überließen es der Findigkeit der Geschnappten, sich aus der Patsche zu ziehen. Immerhin mußten einige zurückbleiben, als der Zug endlich abfuhr. Wir sahen noch ihre wehmütigen Blicke, als wir am Stationsvorsteherhaus vorbeifuhren. Am liebsten hätten wir sie herausgehauen, aber dann wären wir schon am Zoo aus dem Zuge geholt worden. Bevor wir Sitzplätze belegten, musterten wir erst die Mitreisenden. Sie schienen nichts Böses im Schilde zu führen, Spitzel waren wohl kaum unter ihnen. Die zwei Juden, die die Eckplätze belegt hatten, unterhielten sich angeregt und sehr laut über die Geschäftslage. Wir waren viel zu aufgeregt, als daß wir uns gesetzt hätten. So standen wir denn auf den Gängen des D-Zuges und schauten auf das nächtliche Berlin, auf die Straßen und Plätze, die wir alle kannten, die uns die Erinnerung an irgendwelche Märsche, Versammlungen, Zusammenstöße weckten. Am Schlesischen Bahnhof stiegen die übrigen Kameraden ein. Wir atmeten erleichtert auf, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte und die Lichter Berlins allmählich verschwanden.

Im Abteil zogen wir die Mitreisenden in Gespräche, um auf gleichgültige Gedanken zu kommen. Wir sprachen vom Wetter, von der Wirtschaft, von den Aussichten in unsern angeblichen Berufen. Es war uns gar nicht recht, als die Rede auf die Politik kam. Der eine der Juden tat so, als wären ihm die Hintergründe des Weltgeschehens genauestens bekannt. Ob wir überhaupt wüßten, wer der Pressechef des Kapp-Putsches gewesen wäre? Trebitsch-Lincoln, ein Jude natürlich, und niemand anders! Wir schwiegen dazu. Was hätten wir auch sagen können? Wir wußten nichts davon.

Hinter Frankfurt an der Oder wurde der Zug etwas leerer, und wir konnten es jetzt wagen, einige benachbarte Abteile zu belegen. In einem saß ein reichlich verwegen aussehender Mann in den dreißiger Jahren, der gar kein Hehl daraus machte, daß er ins Freikorps gehen wollte. Der Entschluß dazu schien ihm erst nach langen Kämpfen gekommen zu sein.

Der Heide stieß ihn unauffällig an und legte zum Zeichen, daß er lieber schweigen sollte, den Finger auf den Mund. Da kam er bei dem andern schlecht an. „Meinetwegen soll es jeder hören, Mann. Ich möchte mal den sehen, der mich jetzt aus dem Zug holen will. Ich haue jedem in die Fresse, und wenn es Fritz Ebert ist!"

Im Handumdrehen war der Mann von Gruppen Neugieriger umringt, die ihn mit fröhlichen Worten aufforderten, seinem bedrängten Herzen Luft zu machen. Der Mann sah sich schwer atmend um und wußte wohl, daß er zu Gleichgesinnten sprach. „Warum ich ins Freikorps gehe? Kerls, weil ich die Schnauze voll habe von diesem Staat, für den ich mit aller Leidenschaft gekämpft habe."

Die teils erstaunten, teils empörten Zwischenrufe tat er mit einer Handbewegung ab. „Ihr habt es besser als ich, ihr seid nichts als Soldaten gewesen, aber ich war Sozialist. Ihr wißt es nicht, was es heißt, kein Vaterland zu haben. Darum wißt ihr auch nicht, was es bedeutet, wieder eins zu finden."

Eine Weile schwieg er, und auch von uns sprach niemand. Nur das rhythmische Pochen der Räder verhinderte es, daß das Schweigen lastend wurde.

Dann lehnte er sich zurück und schloß die Augen. Seine Stimme wurde leise und farblos, als spräche er zu sich selber. „An die ehrliche Macht des internationalen Proletariats haben wir geglaubt, und für die Befreiung der Arbeiterklasse aus den brutalen Klauen des Kapitalismus haben wir gekämpft. Und unser Kampf war ein einziges Opfern. Für uns selber wollten wir ja nichts, wenn wir die Pfennige sammelten, die wir uns abgehungert hatten. Aber für unsere Kinder wollten wir eine

bessere Zeit, eine glücklichere Welt. Die sollten einmal wieder lachen können und Sonne haben. Dafür sind wir auf die Straße gegangen und haben uns von der Polizei niederreiten lassen, darum haben wir auf Deutschland verzichtet und es den Bürgern, die doch nur dem Kapitalismus Vorspanndienste leisteten, überlassen. Das glaubt ja keiner, was wir durchlitten haben all die Jahre. Was wißt ihr denn davon, was es heißt, aus Überzeugung zum Verräter werden. 1916 fing es an, gerade an dem Tag, an dem ihr irgendwo Kaisers Geburtstag feiertet, gaben wir zum erstenmal die Spartakusbriefe heraus. Ich trug Feldgrau wie ihr! Aber ich hatte andere Gedanken im Herzen als ihr, und mußte diese Gedanken verbergen wie die Flugschriften, die ich heimlich an zuverlässige Genossen zu verteilen hatte. Ihr hattet nur einen Tod zu sterben, vor mir standen zwei Tode, ein Tod im Schützengraben als Soldat, ein Tod von Henkershand als Verräter."

Der Mann hielt einen Augenblick inne und wischte sich mit der Hand über die Stirn, auf der dicke Schweißtropfen standen.

Dann fuhr er fort. „Wenn ich einmal auf Urlaub in die Heimat kam, ging es von Versammlung zu Versammlung, heimlich, immer wie auf der Flucht. Genossen waren nach Bern zur Konferenz der Internationale gefahren. Da gab es viel zu hören. Liebknecht sprach zu uns. Flugblätter mußten entworfen, gedruckt und verteilt werden. Dann galt es, Hungerdemonstrationen durchzuführen, Streiks vorzubereiten. Das mußte alles schnell gehen, denn im nächsten Augenblick konnte uns die Polizei schnappen. Und dann warteten wir auf den Erfolg unserer Arbeit, angespannt, überreizt, so wie die Pioniere auf die Wirkung ihrer Sprengladung im vorgeschobenen Stollen warten."

Wieder machte der Mann eine Pause. In das Schweigen fiel peitschend ein Wort: „Schweine!"

Wir drehten uns zu dem Rufer um und sahen den Heiden, bleich, mit einem bösen Glanz in den Augen.

Der Mann nickte. „Du hast ganz recht, es war eine Schweinerei. Heute sehe ich es, damals dachten wir, ein gewaltiges Werk für die Menschheit zu tun."

Der Heide trat mit einem Schritt dicht an den Mann, rüttelte ihn, daß er mit dem Kopf gegen die Holzwand schlug und schrie: „Fein habt ihr das alles angefangen, ihr Schweine. Und jetzt fährst du wohl nach Schlesien, um aufs neue anzufangen, he, du?"

Der Mann schien zu lächeln. „Dann würde ich es wohl anders angefangen haben."

Einer der Kameraden schob sich zwischen die beiden und drängte den Heiden zurück. „Siehst du denn nicht, daß der hier anders geworden ist? Laß ihn doch ausreden."

Der Heide murmelte etwas, was wie eine Entschuldigung klang, dann schlug er dem Mann auf die Schulter. „Na ja, mir steigt es hoch, wenn ich an den Ausgang des Krieges denke. Letzten Endes sind wir alle verraten worden, und daß auch du verraten worden bist, ist nur gerecht."

Der Mann sprach weiter. Wir fühlten, daß es ihm wohl tat, sein Herz zu öffnen, und niemand unterbrach ihn mehr.

„Als Adler in Wien den Grafen Stürghk erschoß, feierten wir ihn wie einen Tell und dachten, daß dieser Schuß das Fanal zum Aufstand der Arbeiterschaft in der ganzen Welt sein würde. Es kam aber kein Echo von drüben. Da dachten wir, daß die Stunde noch nicht gekommen wäre und arbeiteten weiter. Im Frühjahr 1917 erfolgte in allen großen Städten, in den wichtigsten Werken der Zusammenschluß der Linksradikalen, und im April konnte in Gotha schon der Spartakusbund gegründet werden. Die Entente gab uns die Mittel, so daß wir in der Schweiz eine Revolutionszentrale einrichten konnten. Von da an konnten wir ganz planmäßig arbeiten. Die besten Kuriere waren die Agenten der Engländer und Franzosen, die unsere Vertrauensmänner wiederum in den Dienst ihres Spionagesystems stellten. Die nächsten Streiks in Deutschland brachten den Beweis, daß die Zusammenarbeit

erfolgreich war. Und im Sommer schon kam es zur ersten Meuterei in der Marine. Ihr kennt ja sicher den Prozeß, den die deutsche Regierung gegen die Marineangehörigen Reichpietsch und Genossen führte. Damals hagelte es Todesstrafen und Zuchthausurteile, aber um so nachhaltiger wurde die Wirkung unserer Propaganda. Im Winter 1917 bekamen wir neue Bundesgenossen in den Bolschewisten Rußlands. Jetzt konnten wir ein neues Zentralbüro Unter den Linden in Berlin errichten. Das Jahr 1918 fing verheißungsvoll an. Unsere Propaganda wirkte im Volk, es sprach unsere Schlagworte nach. In der Etappe, in den Häfen wuchs die Zahl der Revolutionäre, auch an der Front hatten wir Erfolg. In Bulgarien kam es zu großen Aufständen, so daß Bulgarien den Krieg aufgeben mußte. Immer offener konnten wir auftreten, bis auch Deutschland die Waffen strecken mußte. Ihr kennt das Ende des Krieges, wir hofften, daß jetzt endlich die Macht auf das Volk übergehen würde, daß jetzt die Freiheitsstunde geschlagen hätte. Wir wurden betrogen in unserer Hoffnung, das ganze Volk wurde betrogen und verkauft."

Erschöpft schwieg der Mann und stützte den Kopf in die Hände. Wir sahen uns schweigend an und wußten nichts zu sagen.

Nach einer Weile trat der Heide zu ihm und legte die Hand auf seinen Kopf. „Mann, du hast schwer gefehlt, aber auch schwer gelitten. An uns soll es nicht liegen, wir wollen dich als Kameraden achten, wenn du dir draußen Mühe gibst, als Soldat das etwas gutzumachen, was du als Verführter verbrochen hast."

Der Mann sah dankbar zu ihm auf. „Auf mich könnt ihr euch verlassen. Ich weiß, wieviel ich gutzumachen habe und bin euch dankbar, daß ihr mich nicht zurückstoßt."

Wir gaben ihm nacheinander die Hand und nahmen ihn so in unsere Kameradschaft auf. Wir hatten Achtung vor ihm, weil wir fühlten, daß er ehrlich war. Immer weiter in den Osten hinein fuhren wir, in das Unbekannte, in das Aben-

teuer, und je näher wir Breslau kamen, um so erregter sprachen wir von unserer Pflicht zur Rache. Immer neue Forderungen stellten wir uns für den Fall, daß wir siegreich aus Schlesien zurückkehren sollten. Liebknecht war tot, aber die anderen Verräter lebten noch. Noch lebte auch die Regierung, der Staat von Weimar. Sie sollten alle sterben. Vorausgesetzt, daß wir am Leben blieben. Einer von uns, ein ehemaliger Kadett, zwei Jahre älter als ich, schwor Stein und Bein, er würde eigenhändig den Juden niederschießen, den die Regierung aus Hohn zum Direktor der Lichterfelder Kadettenanstalt gemacht hätte, um den Kadettengeist gründlich zu vernichten. Wir alle nahmen uns für die große Abrechnung einen ganz besonderen Feind vor.

Als es endlich dämmerte und wir die Lampen im Abteil zum Verlöschen brachten, waren wir eine aufs neue verschworene Mannschaft, verschworen auf den Geist der Rache.

In Neiße marschierten wir zu einer unmittelbar an der gelbglänzenden Neiße liegenden Feldscheune. Dort lagerten Waffen und alte Uniformen aus dem Kriege. Die Gewehre waren gut eingefettet und hätten getrost noch Jahre hindurch auf den Tag der Schlacht warten dürfen. Ich suchte mir eins heraus, das den Stempel des Jahres 1916 trug, es hatte einen fast schwarzen Schaft und einen breiten Lederriemen. Der Uniformrock paßte mir wie angegossen, er hatte einen hohen Kragen und am Ärmel das Abzeichen der Maschinengewehrschützen. Im Bogen warf ich meinen Zivilrock fort. Stahlhelme und Feldmützen gab es ebenfalls in genügenden Mengen, nur Seitengewehre und Koppel waren knapp. Ich hatte aber Glück und fand ein Seitengewehr mit Säge. Während wir noch bei der Einkleidung waren, erfolgte überraschend Alarm. Ein Auto mit Angehörigen der Interalliierten Kommission näherte sich. Durch eine Unvorsichtigkeit des Postens wurden die Insassen des Autos auf uns aufmerksam und wendeten in aller Eile, bevor wir noch zupacken konnten. Wir hätten zu gern einmal eine

gründliche Durchsuchung vorgenommen! Gegen Mittag marschierten wir zum Bahnhof und nahmen aus einem Güterzug Munition in Empfang. Dann rückten wir, nachdem wir noch ausgiebig in der Neiße gebadet hatten, am Abend ab.

Der Hauptmann hatte uns dem Freikorps „Schwarze Schar" zugeteilt. Wir bildeten einen besonderen Zug und bedauerten nur, unsere grüne Fahne nicht mitgebracht zu haben, denn wir hatten nicht übel Lust, den Krieg auf eigene Faust zu führen.

Wir kamen nicht sofort in den Kampf, wie wir gehofft hatten, sondern landeten nach einigem an Zwischenfällen reichen Hin und Her in einem Sammellager in Twardawa. Mit Hochdruck wurde hier die Aufstellung und Kampfausbildung des Freikorps durchgeführt. Wir mußten exerzieren wie auf dem Kasernenhof, sogar der langsame Schritt und das Grüßen wurde nicht vergessen, und beim Gewehrappell gab es manchen kräftigen Anpfiff. Wir sahen reichlich verwegen aus, am linken Ärmel trugen wir einen Totenkopf mit roten Augen, unter ihm als Winkel das Band des Eisernen Kreuzes. Auf den Stahlhelm malten wir mit weißer Ölfarbe ein Fragezeichen, und auf die Brust hefteten wir den Kampfschild der Formationen. Jeder Mann erhielt nach einigen Tagen zwei Handgranaten mit der Weisung, recht sparsam mit ihnen umzugehen.

Die Bevölkerung war durchweg sehr herzlich zu uns. Ein paar unsichere Kantonisten, darunter ein Gemeindevorsteher aus der Nachbarschaft, hatten gelegentlich der Haussuchungen, die wir auf Grund von Abstimmungslisten, die uns in die Hand gefallen waren, durchführen mußten, sehr erhebliche Schläge bekommen, so daß alle, die ein schlechtes Gewissen hatten, peinlichst jede Berührung mit uns vermieden.

Mit einigen Kameraden erhielt ich die Erlaubnis, bei Kleinbauern zu wohnen. Die Leute waren rührend in ihrer Sorge um mich. Sie hatten einen Sohn, der in einer Selbstschutzformation bei Gogolin stand und seit längerer Zeit schon nichts mehr von sich hatte hören lassen.

Der Selbstschutz bestand aus Angehörigen der Bevölkerung, die in der Regel in der Art der Einwohnerwehren nur ihre engste Heimat zu schützen hatten. Ihre Bewaffnung war sehr unzureichend, die wenigsten hatten eine Uniform, und als Angriffstruppe war der Selbstschutz nicht vorgesehen. General Höfer, der Führer des Selbstschutzes, hatte beschlossen, seine Formationen Gewehr bei Fuß stehen zu lassen und nur dann den Befehl zum Feuern zu geben, wenn der Feind angriffe. So war es gekommen, daß nach dem Einbruch der polnischen Kampfabteilungen die Front sehr bald erstarrt war, nur hier und da kam es noch zu kleinen Kampfhandlungen, zu Feuerüberfällen und örtlichen, zuweilen sehr schneidigen Patrouillengängen. Wenn wir das Echo der Schüsse hörten, fuhren wir erregt auf und wären am liebsten dorthin geeilt, wo gekämpft wurde. Als endlich die Kunde durchsickerte, daß wir bald zu einem entscheidenden Unternehmen angesetzt werden würden, atmeten wir erleichtert auf, wir hatten schon gefürchtet, überhaupt nicht mehr zum Kampf zu kommen.

Nachrichten aus der Heimat erhielten wir nicht mehr. Wir hatten auch kein Interesse daran, zu wissen, was die Juden in Berlin machten, wir würden schon Ordnung schaffen, wenn erst die oberschlesische Frage gelöst war. Daß inzwischen der Zentrumsmann Fehrenbach seinem schwarzen Gesinnungsbruder Wirth gewichen war, hatten wir zur Kenntnis genommen. Es war also wieder einmal die gute alte Weimarer Koalition von Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten an der Futterkrippe. Wir würden ihnen schon noch aufs Maul schlagen! Wenn nur Höfer nicht so zurückhaltend gewesen wäre!

Wir hatten gelegentlich Äußerungen unserer Offiziere aufgeschnappt und wußten, daß es Spannungen zwischen Höfer und seinem Selbstschutz auf der einen und unseren Freikorps auf der anderen Seite gegeben hatte. Daß wir wie die Rohrspatzen auf den zahmen Selbstschutz schimpften, war begreiflich. Warum schlossen sich die andern auch nicht mit uns zusammen, um in einem gewaltigen Sturmlauf die polnischen Eindring-

linge aus Deutschland hinauszufegen? Wir wären mit Freuden noch ein Stück nach Polen hineinmarschiert, um einen gründlichen Gegenbesuch zu machen, bevor wir uns der deutschen Republik erbarmt hätten.

Wenn wir unsere leichten Maschinengewehre auf Pappscheiben einschossen, schrieben wir Namen auf die Ziele, die uns besonders am Herzen lagen, und mit Jubelgeschrei wurden die Scheiben daraufhin betrachtet, welche die meisten Treffer bekommen hatten. Wir sahen das als eine Art Orakel an. „Erzberger" und „Rathenau" bekamen fast immer die meisten Schüsse, aber auch „Wirth" und „Korfanty", „Ebert" und „General le Rond" konnten sich sehen lassen.

Einmal bekamen wir eine Nummer der „Welt am Montag" in die Hand. Ihr pazifistischer Herausgeber Hello von Gerlach hatte sich höchstpersönlich der Mühe unterzogen, einen schreienden Bericht über die Freikorpsgefahr in Oberschlesien zu schreiben. Er wollte es ganz genau wissen, daß dort hinten am oberen Lauf der Oder ebenso kriegslüsterne wie verantwortungslose Jünglinge unter Waffen stünden, die nichts weiter täten, als nach Mord und Blut zu gieren. Sie sängen fürchterliche Lieder, diese Burschen, die dort handtellergroße Hakenkreuze auf der Brust trügen, und eines dieser Lieder enthielte die grauenhafte Stelle:

„Auch Rathenau, der Walther,
Erreicht kein hohes Alter.
Haut immer feste Wirth,
Haut seinen Schädel, bis er klirrt.
Knallt ab den Walther Rathenau,
Die gottverfluchte Judensau!"

Wir hielten uns den Bauch vor Lachen, als uns der Heide den Aufsatz vorlas. Und dann stellten wir fest, daß das Lied sehr schön wäre. Nur bedauerten wir, daß nicht alle Verse abgedruckt waren. Immerhin taten wir Herrn von Gerlach den Gefallen, diesen Vers in den Vorrat unserer Lieder aufzunehmen, er eignete sich ganz vorzüglich als Anhängsel an unsere Marschlieder.

Ein wilder, abenteuerlicher Geist herrschte im Freikorps. Der Ton war rauh und voller saftiger Ausdrücke, aber es war niemand unter uns, der nicht gerade die Härte dieses Lebens geliebt hätte. Vor uns lag der Feind, hinter uns stand eine verräterische Regierung, von der wir wußten, daß sie uns gern für jeden annehmbaren Preis verkauft hätte. Aber das Bewußtsein, niemanden auf der weiten Welt zu haben als die gleichgesinnten Kameraden, schweißte uns unzertrennlich zusammen. Wir fühlten uns stark, viel stärker als die feige Welt des Bürgertums, die wir aus ganzem Herzen verachteten. Die ungewöhnlich heiße Maisonne bräunte unsere Gesichter, und der anstrengende Dienst stählte unsere Körper, der kämpferische Geist ließ unsere Augen leuchten, und wir nahmen mit stolzem Gleichmut das Lob der Offiziere entgegen, die zustimmend nickten, wenn wir eine Gefechtsübung vorführten. Wir wußten, was es hieß, wenn sie sagten: „Ganz ordentlich, was aus euch geworden ist."

Die Nächte waren mild und sternenklar. Ein unbeschreiblich glückliches Gefühl ließ mich schneller atmen, wenn ich, das Gewehr unter dem Arm, am Dorfausgang Wache stand. Die fernen Schüsse waren mir Grüße aus einem ersehnten Land, das ich bald betreten würde. Die tiefe Stille der schlafenden Natur wurde durch diese Grüße meines Sehnsuchtslandes belebt, erhellt, gefährlich gemacht. Das Abenteuerliche der Stimmung wurde noch verstärkt durch das Jaulen der Hunde, denen die Schüsse ungewohnt, unheimlich waren. In einem fast erregenden Gegensatz zu dieser Stimmung stand das unterdrückte Kichern der Dorfschönen, die sich der stürmischen Zärtlichkeit meiner Kameraden bedenkenlos hingaben. Ein ungeschriebenes Gesetz der Freikorpsleute lautet, daß alles erlaubt ist, was schön ist und der Truppe nicht schadet. Wie hätte ich da auch als Posten darauf bestehen sollen, daß die Kameraden ins Lager gingen, wenn sie hier draußen ein liebes Mädel erwartete?

Die Mädchen hierzulande waren schön, kräftig und gesund, sie mochten die frechen, fröhlichen, unbekümmerten Kerle des Freikorps gern. Vielleicht ahnte auch manches Mädel, daß es mit seiner Liebe einem jungen Burschen das bittere Sterben etwas versüßte.

Mein Quartierwirt hatte eine nette junge Tochter, ein munteres Ding von siebzehn Jahren, das mir schöne Augen machte und mir noch rasch irgendeine Erfrischung ins Zimmer brachte, wenn ich mich schlafen legen wollte. Ich war aber noch zu jung, um ein Mädel in den Arm zu nehmen, und es war mir irgendwie peinlich, in die lockenden Augen zu sehen.

Des Nachmittags, als endlich der ersehnte Marschbefehl kam, hatte ich gerade wieder Wache. Ich hörte vom Lager her den lauten Jubel und wußte, was die Glocke geschlagen hatte. Alte Feldsoldaten, die es für unschicklich ansahen, auch nur eine patriotische Redensart zu gebrauchen und es vorzogen, bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Zeichen ihrer Überlegenheit über rührselige Stimmungen und lauernde Gefahren das beliebte, immer passende, längere Ausführungen ersetzende Wort „Scheiße" hinzuwerfen, brüllten mit den jüngsten Freiwilligen ihr Hurra.

In zehn Minuten stand das Freikorps. Eine gelbweiße Fahne — die Farben Schlesiens —, von Frauen und Mädchen der uns wohlgesinnten Stadt Brieg in rührendem Eifer während weniger Tage gestickt, flatterte uns voran. Die Pferde der Meldereiter tänzelten, sie freuten sich offensichtlich wie wir, marschieren zu können. Das Auto des Freikorpsführers ratterte, und die Sielen der Pferde vor den Bagagewagen knirschten. Von den Einwohnern des Dorfes fehlte niemand, Männer, Frauen, die jungen Mädchen, die Kinder standen Spalier.

Und viele hundert Meter noch marschierten sie neben uns her, und die Mädchen nahmen das Taschentuch vor die Augen, als wir ihnen zu Ehren das Lied vom Polenstädtchen sangen.

Es war der 19. Mai, als wir von Twardawa nach Pietna marschierten. Abends kamen wir in dem kleinen Dörf-

chen an. Inzwischen hatten wir erfahren, daß jetzt der entscheidende Schlag geführt werden würde. In Oberglogau, so erzählte man sich, hatte es eine erregte Auseinandersetzung zwischen General Höfer und den Freikorpsführern gegeben. Der verdiente, einarmige General war ein Ehrenmann durch und durch. Er fühlte sich durch eine Zusicherung an die Regierung gebunden, nur Widerstand zu leisten und auf keinen Fall zum Angriff vorzugehen. Die Freikorpsführer erhofften alles von einem überraschenden Angriff und gaben gar nichts mehr auf längeres Warten.

Wir marschierten also gegen den Befehl feindwärts! Jetzt waren wir ganz einsam, Rebellen, die nur auf die eigene Kraft gestellt waren!

Gut, wir waren bereit, gegen eine ganze Welt zu marschieren, und fühlten uns stark genug dazu. Die Bayern waren im Anrücken, Freikorps Oberland. Die Bayern hatten einen guten Namen bei uns. Freikorps Winckler marschierte, Freikorps Lensch, Strachwitz, Heinz, Eicken, alles Namen, die dafür bürgten, daß echte Soldaten hinter ihnen standen. Nun waren es ja alles in allem nur rund neunhundert Mann, die anrückten, und diese neunhundert Mann waren ohne alle schwereren und schweren Waffen, kaum daß sie schwere Maschinengewehre hatten. Aber weit wirksamer als die beste Artillerie war ihr leidenschaftlicher Mut, und überlegener als alle ausgeklügelte Taktik war die Kühnheit ihres Angriffswillens. Was sollten wir da schon fürchten?

Es wurde gemunkelt, es ginge schnurstracks gegen den Annaberg. Wir wußten, daß er die Schlüsselstellung des gesamten polnischen Stellungsnetzes und darüber hinaus das Symbol für Oberschlesien überhaupt war. Auf dem Berge stand ein altberühmtes Kloster, zu dem jährlich viele Tausende frommer Katholiken wallfahrteten. Der Annaberg war in der Hand der Polen, daraus folgerten die Frommen und Abergläubischen, daß der Himmel und die göttliche Jungfrau auf seiten der polnischen Angreifer stünden.

Wir wußten, daß ein Angriff auf den Annaberg sehr schwer, vielleicht sogar nach landläufigen Begriffen aussichtslos war. Und doch zuckten wir nicht mit der Wimper, als wir die Kunde hörten. Wir waren auf alles vorbereitet, und Rebellengesinnung fragt nun einmal nicht nach dem Ausgang einer als nötig und wichtig erkannten Unternehmung. Wir hätten uns auch nicht gewundert, wenn wir als Angriffsziel Warschau oder Moskau vernommen hätten. Wir wären marschiert, denn wir waren Freikorpsleute und fühlten uns nun einmal dazu da, gerade das anzugreifen, was den andern unmöglich erschien.

Den 20. Mai verbrachten wir damit, daß wir noch einmal gründlich unsere Waffen säuberten, Maschinengewehrgurte fertigmachten, Postkarten schrieben, auf Vorrat aßen, was wir nur fassen konnten und Zettel mit unseren Anschriften in die Brusttasche steckten, für den Fall, daß wir fallen sollten. Als ich meinen Zettel ausfüllte, kam mir zum erstenmal der Gedanke, daß ich einen sehr gefährlichen Weg ging. Bei den Kämpfen in Berlin war mir das mit dieser Deutlichkeit nie zum Bewußtsein gekommen. Ich gab mir selber das Versprechen, wenn es sein müßte, lieber zu sterben als in Gefangenschaft zu geraten. Wir wußten, daß unser Feind die Gefangenen fast immer auf grausame Weise umbrachte. Gräßlich verstümmelte Leichen waren ausgegraben worden, selbst die sonst nicht sonderlich zimperlichen Engländer hatten sich abwenden müssen, als man ihnen die Leichen zeigte.

Meine Handgranaten übergab ich dem Heiden zum Scharfmachen, ich verstand noch nicht recht, mit den Zündern umzugehen.

Am Nachmittag badeten wir in einem kleinen Teich und legten uns in aller Nacktheit in das dichte Gras. Die Scherze und Gespräche verstummten bald. Jeder sann seinen Gedanken nach und schickte sie den Wolken zu, die über uns dahinsegelten ins Uferlose, Unendliche, dahinsegelten, wo sich der Himmel der Sehnsucht mit der Erde der Wirklichkeit vereint.

Als die Dämmerung herniedersank, lagerten wir am Rande eines Feldes. Die Wälder am Hintergrund wuchsen zu schwarzen Wänden, und die Fledermäuse erschienen uns wie Boten aus dem Land des Todes.

Unsere Gewehrpyramiden starrten wie kahle Bäume in den grauen Himmel. Aus einem Gehöft hatte der Heide ein Bund Stroh und dürres Holz geholt. Daraus schichtete er einen Stoß und entzündete ihn. Die knisternde Flamme verscheuchte alle dunklen Gedanken, und wir begannen unsere Lieder zu singen, zuerst zarte Volkslieder, dann Soldatenlieder, und zum Schluß sangen wir „Morgenrot, Morgenrot". Aus den nahen Häusern waren Männer und Frauen und junges Volk gekommen. Sie sangen unsere Lieder mit, als gäben wir einen offenen Dorfsingeabend.

Der Mond stand hoch am Himmel, und die Sterne leuchteten hell, als wir auf requirierte Wagen verladen wurden. Es war streng verboten, zu rauchen und zu sprechen, und den Pferden waren die Eisen von den Hufen gerissen worden. Möglichst lautlos sollten wir uns Krappitz, der Ausgangsstellung unseres Sturmes auf Annaberg, nähern.

Die schweigende Fahrt war von einer unbeschreiblichen Schönheit. Leise schepperten die Gewehrläufe an den Stahlhelmen, und hell klirrten hier und da die Seitengewehre aneinander. Wenn ein Pferd wieherte, riß es der Fahrer ängstlich am Zügel. Angestrengt lauschten wir in die Nacht. Heute fiel kein einziger Schuß, keine Handgranate zersprang knallend.

Unmittelbar vor den Toren von Krappitz formierten wir uns zu Kolonnen. Hart schlugen unsere Nagelschuhe auf das holprige Pflaster.

Unbemerkt vom Feind hatten wir unser erstes Ziel, die Ausgangsstellung, erreicht. Auf dem Marktplatz standen die Sturmbataillone im offenen Viereck. Der Mond warf sein flimmerndes Gold auf Helm und Gewehr der schweigenden Soldaten, und die entrollten Fahnen schlugen matt klatschend an den Schaft.

Der Freikorpsführer hielt eine sehr kurze, hartklingende Ansprache über Pflicht und Ehre und schloß mit einem Hurra auf Deutschland und unsern Sieg. Hell und metallisch hart klang auch unser Hurra zum Nachthimmel auf. Dann marschierten wir in die befohlenen Stellungen.

Ich lag mit meinen Kameraden in einem kleinen Straßengraben, wenige Meter von den letzten Häusern der Stadt entfernt.

Dort hinter den Nebelwänden also lauerte der Feind! Wenn er doch wenigstens schießen wollte, sein Schweigen griff die Nerven an. Ob er uns etwa in eine Falle locken wollte? Verfluchter Gedanke. Ich hatte mich zum ersten Stoßtrupp gemeldet. Es war für mich selbstverständlich, daß ich einen Schritt vortrat, als nach Freiwilligen gefragt wurde. Aber nun wußte ich nicht, wie ich dem Unbekannten dort vorn begegnen sollte. Die Ratlosigkeit beschämte mich irgendwie, und ich wollte auch nicht gerade in dieser Minute den Führer des Stoßtrupps fragen. Neben mir lag der frühere Spartakist, den wir im D-Zug getroffen hatten. Er war ein prächtiger Kamerad. Und als er gemerkt hatte, daß wir ihm vertrauten, war auch die letzte Scheu von ihm gewichen, so daß er einer der Lustigsten wurde. Es schien immer, als wollte er persönlich an uns das gutmachen, was er einmal am ganzen Volk verbrochen hatte, so aufopfernd und selbstlos war seine Hilfsbereitschaft. Auch er war sofort einen Schritt vorgetreten, und obwohl er einer der Ältesten von uns war, wurde er ausgewählt, weil seine Augen geradezu flehentlich baten. Der frühere Kadett war ebenfalls im ersten Stoßtrupp, den der Heide führte.

Fünf Minuten hatten wir noch Zeit. Die meisten rauchten ihre Zigarette, und manchem zitterten vor Aufregung die Hände. Ich machte mir an meinen Wickelgamaschen zu schaffen, um mich abzulenken, denn mir schlug das Herz fast zum Halse

heraus. Die Gesichter der Kameraden waren fahl wie die Morgendämmerung, stählern wie der Helm erschien auch ihr Gesicht. Ihre Augen waren schmal und lauernd geworden, ein fremder, stechender Glanz war in sie gekommen.

Noch eine Minute!

Der Heide hob den Arm, langsam richteten wir uns halb auf und schritten gebückt in die Nebelschwaden. Ich fühlte, daß meine Uniform von dem feuchten Gras des Grabens völlig durchnäßt war, unangenehm klatschte das Hemd am Körper.

Wir gingen über ein weites Feld vor. Die grüne Saat durchnäßte Schuhe und Gamaschen.

Hinter einer Bodenwelle warfen wir uns für einen Augenblick nieder. Noch immer war nichts vom Feind zu hören. Wir wußten aber, daß er nicht weit sein konnte. In der Nähe war eine Hügelkette, man hatte sie uns auf der Karte gezeigt, und diese Hügelkette sollte nach Aussage der Gogoliner Besatzung mit Maschinengewehrnestern gespickt sein.

Wieder gingen wir achtzig, hundert Meter vor. Wieder ließen wir uns von einer Bodenwelle verschlucken.

Als sich der Nebel zu heben begann, sahen wir die verschwommenen Umrisse von Hügeln. Gerade, als der Heide mit der Hand winkte, als wollte er uns auf die Hügel aufmerksam machen, die unsern Augen gar nicht entgehen konnten, setzte schlagartig das Feuer ein. Ich warf mich zu Boden und verspürte eine namenlose Angst nach meinem Herzen greifen, eine Angst, die ich mit Entsetzen wahrnahm. Sollte ich das sein, dieser hilflose, angstzitternde Mensch, der sich am liebsten in die Erde verkrochen hätte, als jetzt die Kugeln ringsumher in die Erde spritzten oder über meinen Kopf dahinpfiffen. Pfui Teufel, ich schämte mich meiner Angst, ich kam mir erbärmlich und verabscheuungswürdig vor, aber ich konnte es nicht fertigbringen, meinen Kopf zu heben. Ob wohl meine Kameraden merkten, wie feige ich war? Ich würde ihnen wohl nicht mehr in die Augen sehen können. Mir war, als ob ich mich übergeben müßte.

Wir saßen mitten in den Garben der feindlichen Maschinengewehre. Viel konnte der Feind nicht von uns gesehen haben, aber vielleicht belegte er uns gerade darum mit so heftigem Feuer. Die ersten Granaten heulten heran, schlugen aber so weit hinter uns ein, daß ich von ihrer Explosion nicht mehr erschreckt wurde. Die Kugeln erschienen mir viel mörderischer, viel unausweichbarer.

Ich hörte die Stimme des früheren Spartakisten herüberrufen. „Hallo, bist du getroffen?"

Noch immer wagte ich nicht, den Kopf zu erheben und ließ den Kameraden noch mehrmals rufen.

Mit der Zeit wurde ich ruhiger. Ich wagte, ganz vorsichtig, Zentimeter für Zentimeter, um mich zu blicken. Neben mir, hinter mir lagen die Kameraden des Stoßtrupps. Aus der Ferne klangen verwehte Kommandos unserer ersten Sturmwellen herüber.

Der frühere Spartakist hatte mich wohl beobachtet. Jetzt rief er mir fröhliche Worte zu. Ich versuchte, zu lächeln. Ein Wort brachte ich noch nicht über meine Lippen.

Immer, wenn eine Kugel in der Nähe einschlug und mir Sand und Halme ins Gesicht spritzte, duckte ich mich unwillkürlich.

Als ich wieder aufblickte, schrak ich zusammen. Donnerwetter! Der Heide hatte sich erhoben, als gäbe es keine feindlichen Maschinengewehre und rannte unsere Reihe entlang. „Wir gehen jetzt wieder fünfzig bis sechzig Meter vor!" Damit sprang er auch schon voraus.

Einen Augenblick schwankte ich, ob ich nicht liegenbleiben sollte. Wer hätte mir nachweisen können, daß ich das Kommando unbedingt gehört haben mußte? Aber der Stolz war stärker als die Furcht, und vielleicht auch siegte das Kameradschaftsgefühl, die Pflicht, die mich mit den andern verband, über alle Eigensucht des verzagten Herzens. Ich riß mein Gewehr hoch und lief geradeaus, stolperte über einen Maulwurfshügel, fiel mit dem Gesicht auf den Boden, so daß

ich Erde in den Mund bekam, spuckte aus, raffte mich auf und lief weiter, bis ich eine kleine Senke erreichte, in der die Kameraden bereits Deckung gefunden hatten. Sie lachten mir entgegen. Nur der Kadett schien ähnliche Kämpfe durchzumachen wie ich. Er sah mich mit weitaufgerissenen Augen an, als verstünde er all das nicht. Der Heide kroch neben mich und gab mir einen herzhaften Stoß in die Rippen.

„Tolles Gefühl, so ein Angriff, wie? Na, du wirst dich noch dareinfinden, wir haben alle einmal Lampenfieber beim Sturmangriff gehabt."

Ich nickte krampfhaft.

Zehn Minuten später hatten wir den ersten Hügel erobert. Es war an verschiedenen Maschinengewehrnestern zu Nahkämpfen gekommen. Das hatte sich aber alles wie im Traume abgespielt. Mir war, als sähe ich mich selber vorspringen, die Handgranate werfen, schießen, wieder vorspringen, wieder schießen.

Als ich zur Besinnung kam und wie aus einem Rausch erwachte, sah ich um mich und bemerkte, wie die Kameraden sich an den Lebensmitteln, die die polnischen Soldaten liegengelassen hatten, gütlich taten. Eine Wurst ging reihum, es ekelte mich, hineinzubeißen. Nur von dem noch warmen Kaffee trank ich hastig. Der Heide lachte befriedigt: „Kinder, das ist einmal glatt gegangen, keinen Mann verloren, vier Maschinengewehre erobert, das soll uns mal einer nachmachen!"

Die toten und sterbenden Polen in ihren bräunlichen Halleruniformen flößten mir Grauen ein, und ich verstand nicht, wie die Kameraden es fertigbrachten, sie nach Papieren zu durchsuchen. Gefangene waren nicht gemacht worden.

Gegen Mittag lagen wir mit dem ganzen Freikorps vor der Wygodahöhe fest. Wir hatten keine schweren Waffen, um das Vernichtungsfeuer des Feindes zu brechen. Da die Polen in ausgesucht günstigen Hügelstellungen saßen und wir über freies

Feld vorgehen mußten, konnten wir noch nicht einmal mit unseren wenigen Maschinengewehren die feindlichen Stellungen abkämmen.

Freikorps Oberland hatte wesentlich mehr Erfolg, es arbeitete sich über Strebinow und Sakrau auf den Annaberg vor.

Unsere Lage war mehr als unangenehm, sie wurde geradezu peinlich, als immer wieder Meldungen von Oberland durchgegeben wurden, die uns für den Ausgang, das heißt den Untergang des Sturmes verantwortlich machten, wenn wir nicht endlich die Wygodahöhe nehmen und damit die Stockung des Angriffs beseitigen würden.

Immer wieder setzten wir zum Sturm an, immer wieder wurden wir durch das rasende Feuer in die kümmerliche Deckung gezwungen.

Längst schon duckte ich den Kopf nicht mehr herunter, wenn eine Kugel vorbeizwitscherte oder wenn in gebührender Entfernung eine Granate einschlug. Nur die Schrapnells blieben mir verhaßt, weil sie in ihrer Streuung unberechenbar heimtückisch waren.

Wieder wurde unser Stoßtrupp vorgeschickt. Bevor wir noch die ersten zehn Schritte gelaufen waren, brach der frühere Spartakist mit einem kurzen Aufschrei zusammen, bäumte sich noch einmal auf und fiel dann zur Seite.

Ich hörte später, daß er von fünf Schüssen durchbohrt worden sei. Seine Leiche habe ich nicht mehr sehen können, es hieß, sie sei in einem Massengrab beigesetzt worden.

Auch den Kadetten erwischte es kurz vor dem siegreichen Sturm auf die verteufelte Höhe. Er bekam einen Kopfschuß und sackte lautlos zusammen. Ich selber war wie von einem Fieber gepackt und erlebte die Bilder dieses verzweifelten Sturmes wie einen rasend schnell ablaufenden Film. Nachdem wir die Wygodahöhe endlich genommen hatten, stießen wir weit in die feindlichen Stellungen vor. Unaufhaltsam ging unser Angriff von Hügel zu Hügel, von Dorf zu Dorf, von Waldstück

zu Waldstück. Der Feind wich bereits überstürzt zurück und brachte uns jetzt weit weniger Verluste bei als vor der Wygodahöhe. Die übrigen Freikorps hatten fast alle ähnliche Situationen erlebt und sie mit mehr oder weniger Glück überstanden. Den größten Erfolg hatte Freikorps Oberland, dessen Offiziere eine ganz besondere Auslese darstellten. Während wir bis Leschnitz durchbrachen und damit der polnischen Front den Daumen ins Auge stießen, hißten die Oberländer schon die deutsche Fahne auf dem Kirchturm des Annabergs.

Auf dem Marktplatz von Leschnitz trat das Freikorps an, abgekämpft, zusammengeschossen, aber über den schweren Sieg beglückt. Es hätte der kurzen Ansprache nicht bedurft, um zu wissen, daß wir mit der Eroberung des Annabergs den entscheidenden Schlag gegen die polnische Front geführt hatten. Wir hatten, nur mit unserer Waffe in der Faust, Stellung auf Stellung erstürmt, bis wir an den Berg gekommen waren. Wir hatten Gegenstoß auf Gegenstoß aufgefangen und zurückgeworfen. Wir hatten uns immer wieder durch schwerstes Feuer über freies Gelände vorarbeiten müssen. Und als der Panzerzug Korfanty heranfuhr, konnten wir ihn nur mit Infanteriebeschuß empfangen.

Daß wir trotzdem gesiegt und die ganze polnische Front aufgerollt, überrannt hatten, machte uns stolz. Und daß wir die deutsche Regierung mit unserm Angriff gezwungen hatten, einmal den Blick auf Schlesien zu werfen und Stellung zu den Kämpfen zu nehmen, erschien uns schon als Tat, die der Opfer wert war. Die Tatsache aber, daß wir der Welt gezeigt hatten, daß sich Deutschland nicht feige vor jedem Unrecht beugte, auch in dieser Zeit nicht beugte, dünkte uns so herrlich, daß wir ohne Besinnen jeden Tag wieder den Sturm begonnen hätten.

Todmüde sank ich auf das Bund Stroh, das mir als Lager zugeteilt war. Die Erregung dieser ersten Schlacht wich allmählich, und ich fühlte noch, ehe ich einschlief, daß mir die Tränen über das Gesicht rannen.

Der 21. Mai blieb der Höhepunkt unseres Schlesienkampfes. Die deutsche Regierung bot alle Mittel auf, die Freikorps von weiteren Kampfhandlungen abzuhalten. Vor allem setzte eine sehr strenge Grenzsperre ein, die es fast unmöglich machte, Ersatz an Männern und Waffen heranzubringen. Gleichzeitig aber erhielt der Feind erhebliche Verstärkungen.

Während wir in den Vormittagsstunden des 22. in aller Eile unsere Waffen und Ausrüstungsgegenstände durchsahen und ergänzten, während wir die größten Anstrengungen machten, unsern Vorrat an Munition aufzufüllen, hielt Rathenau auf einer Protestversammlung gegen den polnischen Überfall auf Oberschlesien eine flammende Rede, einen Appell an das Weltgewissen, der mit einem prächtigen Schillerzitat endete. Die Regierung war über ihr eigenes Pathos sehr gerührt, und die entflammte Bevölkerung meinte, voll und ganz ihre Pflicht mit dem ehrlichen Beifall für diesen Protest getan zu haben.

Als wir aber am 23. in Leschnitz die drei Salven über dem Massengrab unserer Kameraden abgaben, erließ die deutsche Regierung eine Verordnung, in der mit Gefängnis oder 100 000 Mark Geldstrafe jeder Versuch geahndet wurde, Zusammenschlüsse militärischen Charakters vorzunehmen. Wer also vom Protest zur soldatischen Tat schreiten wollte, landete im Gefängnis. Wir haben nur ausgespuckt, als wir die Verordnung lasen. Daß uns die Regierung verraten hatte, wußten wir. Wir hatten auch nichts anderes erwartet. Aber daß sie so würdelos war, diesen gemeinen Verrat vor den Augen der Geschichte nicht wenigstens etwas zu verschleiern, setzte uns in Erstaunen.

Wir hatten aber keine Zeit, unseren Gedanken nachzuhängen, da schon die ersten starken polnischen Gegenangriffe einsetzten. Wieder gingen wir ins Feuer, ohne Ablösung, ohne Nachschub. Immer größer wurde der Mangel an Männern und Material. Immer tiefer sank unsere Hoffnung, genügend Männer aus dem Hexenkessel herauszuführen, um sie zum Marsch auf Berlin anzusetzen.

Wir wußten, daß wir der Regierung einen Gefallen taten, wenn wir uns irgendwo hier in Oberschlesien einscharren ließen. Wir bissen die Zähne zusammen und beschlossen, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Wieder war ein polnischer Angriff in unserm Feuer gescheitert. Wir setzten zum Gegenstoß an und trieben den Feind vor uns her auf Lichinia zu. Ungefähr 20 Meter vor mir tauchte plötzlich ein Hallersoldat aus der Saat auf. Ich riß mein Gewehr hoch und schoß. Dann lief ich dorthin, wo der Mann zusammengebrochen war. Es mochten noch fünf Meter zwischen mir und ihm sein. Deutlich sah ich, wie sein Oberschenkel von Blut gerötet war. Da griff der Verwundete nach seinem neben ihm liegenden Gewehr und legte auf mich an. Mit einem gewaltigen Sprung war ich vor ihm, und schon schlug der Kolben meines Gewehres in seinen Schädel. Ich hörte ein ekelhaftes Knacken, einen viehisch mißtönigen Aufschrei und spürte es warm über mein Gesicht rieseln. Das Ganze war das Werk von Sekunden. Ohne Überlegung, ganz triebhaft hatte ich gehandelt. Nun zuckte der Bewußtlose zu meinen Füßen, wand sich, bäumte sich und starb röchelnd. Mein Gesicht, mein Helm, meine Uniform waren über und über besudelt von Blut und Hirnspritzern.

Der Kolben meines Gewehres war abgebrochen und lag, überkrustet, neben dem Toten, dessen Gesicht dort, wo es nicht von Blut bedeckt war, wachsgelb schimmerte. Mechanisch griff ich nach der Waffe des Feindes — ein deutscher Karabiner — und stürmte weiter.

Unser Gegenstoß führte uns bis nach Salesche. Dort wurde ich zur Feldwache kommandiert und lag nun in einem kleinen Graben, einige hundert Meter vor Salesche. Der Feind lag in einem Wald. Zwischen uns und ihm breitete sich eine Wiese aus. Hin und wieder fielen Schüsse aus dem Wald. Wir beantworteten sie nicht, um unsere Stellung nicht zu verraten. Der

Mond stand hoch und gab gutes Licht. Unser Maschinengewehr hatten wir geschickt in einer Weide untergebracht. Wir würden den Feind schon empfangen!

Gegen zwei Uhr morgens kam er. Mit einem Feuerüberfall hatte es begonnen. Da aus dem Dorf das Feuer erwidert wurde, schossen wir erst, als die feindlichen Reihen ungefähr hundert Meter von uns entfernt waren. Das Maschinengewehr hatte gut gefaßt, in wenigen Minuten war die Wiese von Verwundeten bedeckt. Der Rest der Feinde flüchtete in den Wald zurück.

Bevor wir aber noch dazu kamen, uns richtig über den Erfolg zu freuen, erhielten wir aus dem Dorfe ein mörderisches Feuer. Anfangs glaubten wir, unsere Kameraden hätten sich im Ziel vertan und begannen zu rufen und zu winken. Dann erkannten wir, daß die Polen bereits in Salesche waren. Vorsichtig rückten sie näher und hielten uns beständig unter Feuer. Jetzt stürmten auch die Feinde aus dem Wald vor.

Das helle Mondlicht paßte uns jetzt gar nicht mehr. Mit wenigen Griffen klinkten wir das Maschinengewehr aus seinem Schlitten, luden die Patronengurte und die Wasserkästen auf die Schultern und liefen, so schnell wir konnten. Der Heide deckte den Rückzug, indem er in kurzen Abständen Handgranaten warf. Wir haben diesen tapferen Kameraden nicht wiedergesehen. Keiner konnte erfahren, ob er gefallen oder in Gefangenschaft geraten ist.

Als die Polen uns bemerkten, setzte eine Jagd ein, aufregend und wild, wie sie nicht zu beschreiben ist. Wir liefen 60, 70 Meter und boten den Kugeln ein vortreffliches Ziel Dann warfen wir uns hin und krochen, so rasch wir vermochten, einige Meter in anderer Richtung, sprangen wieder auf und liefen weiter auf Lichinia zu. Viel Hoffnung, zu entkommen, hatten wir nicht. Dem Feind lag viel daran, uns gefangenzunehmen. Daß wir doch noch entwischten, dankten wir einem kleinen Waldstückchen, das uns für wenige, aber entscheidende Augenblicke den Augen der Verfolger entzog. In Lichinia

empfingen uns die Kameraden mit lautem Hallo. Zuerst hatten sie uns für Polen gehalten und wollten gerade das Feuer eröffnen, als sie das Maschinengewehr ohne Schlitten erkannten.

Sie berichteten, daß nachts der Befehl zum Rückzug auf Lichinia gegeben worden war. Ein aufgeregter Soldat, der uns die Nachricht überbringen sollte, hatte gemeldet, die Feldwache wäre nach einem Feuerüberfall vom Feind erledigt worden.

Bei unserer Flucht war nur einer verwundet worden, der Freiwillige Scheja. Wir fanden ihn bei unserm Gegenstoß, der am nächsten Mittag einsetzte, völlig verstümmelt auf einem Misthaufen liegend.

Auch den Schlitten des Maschinengewehrs fanden wir. Er war ganz unbeschädigt.

Mitte Juni fuhr ich mit einem Kameraden von Ratibor nach Berlin zurück. Auf meinem Transportschein stand, daß die Behörden gebeten würden, mir Schutz und Hilfe zu gewähren. Mein linkes Ohr war verletzt, das Trommelfell durch Erdmassen, die eine Mine hochgeschleudert hatte, zerstört und der Gehörgang vereitert. Mein linker Oberschenkel hatte eine schwere Muskelzerrung abbekommen, und in der Nähe des linken Fußknöchels befand sich eine schmale Wunde. Meinem Kameraden war die rechte Hand zerrissen. Wir fuhren erster Klasse. Der Schaffner war ein anständiger Kerl. Mit einer gewissen Befangenheit richteten wir uns zwischen dem roten Plüsch ein. Ich wagte anfangs nicht recht, mich anzulehnen, denn die Läuse, die mich unaufhörlich peinigten, wollte ich nicht gerade zum Dank ins Abteil setzen.

Mein Kamerad schüttelte immer wieder den Kopf. Er konnte den ganzen Irrsinn unserer Lage nicht fassen. Ob er seine rechte Hand je wieder würde brauchen können, wußte er nicht. Die Frage quälte ihn auch nicht so sehr, obwohl er im Beruf Schlosser war.

Aber das, was uns aufbrüllen ließ vor Wut, war das Bewußtsein, daß die Regierung mit uns Schindluder getrieben hatte. Wir hatten in einem kühnen Zug ins Industriegebiet marschieren wollen. Zum Teufel auch, der Handstreich wäre geglückt, bestimmt so geglückt wie die Eroberung des Annaberges. Aber Berlin fiel uns in den Rücken. Wir hatten unter den gefallenen Feinden auch Franzosen gefunden, wir konnten den Nachweis erbringen, daß es keine Neutralität in Oberschlesien gab. Dennoch aber behauptete die Regierung, friedliche Wege der Einigung zu finden. Wir wurden als Saboteure des Friedenswerkes hingestellt, uns gab man die Schuld an den verworrenen Verhältnissen. Weil wir kriegslustige Abenteurer wären, wollten wir die Waffen nicht niederlegen. Mit Wehmut sahen wir ins Industriegebiet, das nun den Feinden in die Hand fallen würde. Mit Zorn dachten wir an die gefallenen Kameraden, deren Opfer durch die feige Regierung zurückgewiesen wurde. Sollte das alles umsonst gewesen sein?

Mit Slawentzitz war die Schlüsselstellung zum Industriegebiet erobert worden, wir brauchten nur noch zuzupacken. Da enthielt man uns die Lastkraftwagen vor, die wir zum Handstreich brauchten. Immer stärkere Abteilungen schickte der Feind gegen uns zum Angriff vor. Immer wieder blieben wir Sieger in den Gefechten. Aber keiner kam uns zu Hilfe. Wir sollten uns ausbluten! Und wir bluteten uns aus. Aber vor uns lag zerschlagen die Front des Feindes. Als sich endlich die französischen Truppen vor uns schoben und uns abriegelten, erfüllte sich das Schicksal der verratenen Nation: so weit wir vorgestoßen waren, so weit ging Deutschland. Der andere Teil Oberschlesiens fiel trotz Abstimmung, trotz Völkerrecht und Weltgewissen in die Hand des von uns geschlagenen Feindes.

Der Rest der Freikorps zog, Mann für Mann, nach Hause. Einige Abteilungen blieben geschlossen auf Gütern und in Wäldern, verdingten sich für geringen Lohn und warteten auf den Tag der Rache.

Der Rhythmus der Räder war ermüdend. Draußen auf dem Gang starrten neugierige Menschen zu uns herein, als ob wir Ausstellungstiere wären. Ein junges Mädel gab uns Apfelsinen. Gierig verschlangen wir die Früchte, wir hatten lange nichts Ordentliches mehr gegessen. In Gespräche mit den Neugierigen ließen wir uns nicht ein. Was hätten die auch von unserer Wut, unserer Enttäuschung verstanden! Neiße kam in Sicht. Wir gingen auf den Bahnhof. Richtig, in Neiße hatte unser Abenteuer begonnen! Da hinten mußte die Feldscheune liegen. Wie lange war das wohl schon her?

Mein Kamerad stieß mich an. Da war ein Stand mit warmen Würstchen. Ein Schild war angebracht: „Für oberschlesische Flüchtlinge!"

Wir traten heran, der Duft der Würstchen ließ uns das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Wir hätten gern ein Würstchen gehabt!

Die ältliche Schwester hinter dem Stand fragte uns von oben herab, ob wir im Besitze eines Ausweises des Flüchtlingskomitees wären.

Wir schüttelten erstaunt den Kopf. Ein Flüchtlingskomitee kannten wir nicht. Was hatten wir auch mit derlei bürgerlichen Dingen zu tun?

Die Schwester schüttelte abweisend ihre gewaltige Haube, daß das helleuchtende Kreuz auf ihrer Brust zu schlenkern begann. „Bedaure, ohne Ausweis bekommen Sie nichts!"

Ein bitterer Geschmack stieg mir hoch. Das also war der erste Gruß der Heimat. Geld hatten wir nicht. Man hatte uns alles genommen. Geld, Waffen, Ausweise. Der Mann mit der weißen Armbinde, der den Zug kontrollierte, hatte gründliche Arbeit getan.

Mein Kamerad sah mich an: „Du mußt verstehen, wir sind ja Staatsfeinde. Denen gibt man nichts zu fressen, weißt du! Die sollen krepieren, so oder so, entweder von den Kugeln oder an Hunger!"

Dann griff er mit seiner Linken zu, nahm Würstchen und Brötchen, soviel er packen konnte und trat mit voller Wucht gegen den Stand, daß der ganze Vorrat an Erfrischungen im hohen Bogen zu Boden flog. Kreischend lief die Schwester fort. Wir stiegen langsam in den Zug und waren froh, als Neiße hinter uns verschwand.

Als wir an Frankfurt vorüberfuhren, mußte ich an den früheren Spartakisten denken. Tot! Wir hatten einmal geglaubt, geschlossen auf Berlin marschieren zu können. Schöner Traum!

Am Bahnhof Friedrichstraße stieg mein Kamerad aus, ich fuhr bis zum Bahnhof Zoo.

Der Weg bis zur Uhlandstraße fiel mir verflucht schwer. Wie gern hätte ich mir eine Droschke genommen, aber ich hatte ja kein Geld.

Drei Uhr morgens war es, als ich an der Tür meines Elternhauses klingelte. Es dauerte lange, bis ich Schritte hörte. Dann öffnete verschlafen das Dienstmädchen, schrie auf, als es mich sah, und warf mir die Tür vor der Nase zu. Endlich erschien Vater, dicht hinter ihm Mutter und Grete.

Es gab ein herzliches, tränenreiches Wiedersehen. Die Eltern hatten noch am Abend davon gesprochen, daß ich wohl nicht mehr zurückkommen würde und hatten sich Mühe gegeben, sich mit dieser Tatsache abzufinden. Darum hatte das Mädchen gemeint, ein Geist stünde vor der Tür.

Ich mußte immer wieder berichten und aß dabei, ohne daß ich es merkte, alle Vorräte auf.

Zögernd warf mein Vater ein, daß ich nun einen Beruf suchen müßte.

Ich stutzte: „Beruf? Ich werde erst einmal mein Abitur machen!"

Vater schüttelte den Kopf: „Nein, mein Junge, dazu ist es zu spät. Du bist vom Gymnasium entlassen worden. Deine Einstellung und deine Handlungsweise vertrügen sich nicht mit der Schulordnung."

Ich muß wohl ein sehr entgeistertes Gesicht gemacht haben, denn Vater wiederholte seinen Satz noch zweimal.

Da stand ich auf und ging wortlos in mein Zimmer.

Fast 24 Stunden schlief ich ununterbrochen, dann stand ich auf, badete gründlich und schlief wieder, bis heller Tag war.

Mein erster Weg führte zum Gymnasium. Ich kam gerade, als große Pause war. Es gab einen erheblichen Auflauf, große Freude und viel Fragen. Der Direktor näherte sich neugierig und stutzte, als er mich sah. Aber schon hatte ihn meine Frage gepackt, ob es wahr sei, daß ich entlassen sei? Er nickte nur.

Da gebrauchte ich in meiner maßlosen Wut ein Zitat aus Goethes Götz von Berlichingen. Die Wirkung war bei den Schülern überaus positiv, sie brachen in hellen Beifallsjubel aus. Beim Direktor war die Wirkung allerdings negativ. Er drehte sich mit allen Anzeichen des Abscheus um und verschwand. Ich mußte selber lachen. Richtig, meine Umgangssprache war im Freikorps deutlicher geworden. Ich paßte wohl wirklich nicht mehr in die Schulordnung!

Was sollte ich nun anfangen? Der Hauptmann war nach München gegangen. Der Heide war verschollen, sicher war er längst irgendwo verscharrt. Der Bäckermeister war gefallen. Seine Frau hatte das Geschäft verkauft und war nach Ostpreußen zurückgegangen. Der Wachtmeister hatte die kleine Flämin geheiratet und war mit ihr nach Köln gezogen, um einen Beruf als Versicherungsvertreter zu ergreifen.

Es war einsam geworden in Berlin. Nur zum Kommandanten ging ich immer wieder. Helfen aber konnte er mir auch nicht. Zur See fahren wollte ich jetzt nicht mehr. Vielleicht war es gut, überhaupt für einige Jahre Deutschland zu verlassen? Mein Vater sprach mir Mut zu. Er wollte mich nach Peru schicken, ich hatte dort entfernte Verwandte, die in Arequipa und in Lima Export und Import trieben. Gut, ich war damit einverstanden. Ich wäre auch nach Australien oder nach Feuerland gegangen. Zunächst sollte ich Exportkaufmann lernen. Nach großen Mühen trieb mein Vater eine Firma auf. Ullmann & Engelmann hieß sie und wohnte in der Ritterstraße, dem Berliner Exportviertel. Ich stellte mich als neuer Lehrling vor und musterte mißtrauisch die jüdischen Fratzen der Inhaber.

Es kostete viel Überwindung, freundlich zu sein, aber ich hatte guten Willen. Stundenlang stand ich auf den Zollbüros, an den Schaltern der Banken, schrieb Rechnungen aus, sortierte Muster, bediente die Kopiermaschine, heftete Korrespondenzen ab und spielte die Rolle eines Mädchen für alles. Für die ekelhaft geschminkte Privatsekretärin der jüdischen Chefs holte ich aus einer Spezialbäckerei in der Kochstraße Baumkuchen, und wenn der jüdische Buchhalter seine epileptischen Anfälle bekam, stand ich mit einem Glas Wasser bereit, um ihm zu helfen. Verbissen führte ich alle Aufträge aus, die ich bekam.

Ich wollte durchhalten, meine Lehrzeit beenden, und dann hinausziehen in die Welt, etwas werden und dann zurückkehren nach Deutschland. Abends hörte ich Vorträge über Außenhandel und Wirtschaft. Daneben hatte ich in einem Spracheninstitut am Wittenbergplatz Kurse für Spanisch und Portugiesisch belegt.

Daß mein Tag wie im Fluge verrann, war mir nur lieb. Ich wurde so nur wenig an all die Schmach der Gegenwart erinnert.

Vierzehn Tage mochte ich ungefähr bei Ullmann & Engelmann gearbeitet haben, als mich das Geschick ereilte. Ich hatte bis gegen Mittag bei der stinkigen Zollabwicklungsstelle gestanden und kam ins Büro zurück, um mein Brot zu essen. Da fiel mir auf, daß eine junge Kontoristin vor sich hin weinte und einer der jungen Korrespondenten eine auffällig gerötete Backe hatte. Als ich nach dem Grund fragte, wollte mir niemand Antwort geben, nur die Kontoristin begann, stärker zu weinen. Nach längerem Drängen erfuhr ich die Zusammenhänge. Der Chef hatte in seinem Privatkontor dem jungen Mädel ein paar dreckige Witze erzählt und Andeutungen gemacht, daß er gern einmal einen netten Abend verleben würde, allerdings könnte er keine Mädchen leiden, die sich zierten. Wer vernünftig wäre, hätte bei ihm ein gutes Leben! Das Mädel war weinend herausgelaufen und hatte sich dem Korrespondenten anvertraut. Daraufhin war er ins Kontor gegangen und hatte den Chef zur Rede gestellt. Der Erfolg war, daß der junge Mann eine Ohrfeige bekam und bedroht wurde, sich ja nicht in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen. Außerdem wäre die Kontoristin ein moralisch völlig haltloses Ding, das sich die Lügen nur so aus den Fingern sauge!

Ich machte meiner Empörung laut Luft und sagte, daß der Jude mit mir nicht so umspringen könnte. In diesem Augenblick steckte er auch schon den Kopf aus der Tür und fragte höhnisch, was es denn da zu mauscheln gäbe. Ich sagte ihm grob, wenn einer von uns beiden mauschelte, so sei ich es nicht, und im übrigen sei das hier eine etwas sonderbare Firma!

Darauf stürzte der Jude wütend herzu, drohte mir, er würde mich ebenfalls ohrfeigen und schon dafür sorgen, daß Ordnung in diesen Saustall käme.

Seine weiteren Äußerungen mußte er bei sich behalten, weil ich ihm mit voller Wucht die Faust zwischen die Augen schlug, daß er gegen einen Tisch taumelte.

Eine Viertelstunde danach war ich entlassen. Ich hatte 25 Mark in der Tasche, das Geld, das mir für einen Monat während des ersten Lehrjahres zustand.

In den nächsten Tagen überlegte ich angestrengt, was ich nun beginnen könnte. Die Exportlaufbahn war beendet. Mein Vater hatte noch versucht, mich bei der Firma Hecht, Pfeiffer & Companie unterzubringen. Ein kurzer Anruf dieser ebenfalls verjudeten Firma bei Ullmann & Engelmann genügte, freundlich aber bestimmt zu erklären, daß man auf die geschätzten Dienste des jungen Herrn Eggers keinen Wert legte. Mutter versuchte, mir den Landwirtsberuf ans Herz zu legen. Sie entstammte selbst einer ostpreußischen Landwirtsfamilie und konnte das großzügige Landleben nicht genug loben. Vater hatte für den Plan, mich zum Landwirt zu machen, nicht viel übrig, weil er sich zu Recht sagte, daß ein Landwirt ohne eigenes Gut auch nichts wäre als ein besserer Knecht. Aber schließlich konnte ich auch nicht zu Hause sitzen und auf ein Wunder warten. Wunder geschahen nicht, obwohl Rathenau als Minister dem Wiederaufbauministerium vorstand. Deutschland ging es wirtschaftlich immer schlechter, so daß ein junger Mensch schon tüchtig laufen mußte, um nicht von der Bahn gedrängt zu werden. Ein Wunder geschah auch nicht, als Ende August mitten im schönen badischen Schwarzwald Herr Matthias Erzberger von den Freikorpsoffizieren Tillessen und Schulz über den Haufen geschossen wurde. Gewiß, es gab große Aufregung, die Herren Harden, Schwarzschild, Gerlach hatten die Genugtuung, darauf hinweisen zu können, daß sie ja immer schon

davor gewarnt hätten, die Freikorpsleute frei umherlaufen zu lassen. Die Öffentlichkeit erzitterte. Mit einem riesigen Aufgebot von Polizei, Presse, Parteien, republikanischen Verbänden, katholischen Vereinigungen wurde eine Jagd auf die Mörder angestellt, und nebenbei, so am Rande, machte man auch Jagd auf die soldatischen Verbände. Hier wurde einer festgenommen, dort einer verhört: die Presse hatte spaltenlang zu berichten.

Aber ein Wunder geschah nicht. Das deutsche Volk dachte nicht daran, sich von selber zu erheben und mit Knüppeln auch die andern Verräter niederzuschlagen.

Wenn wir uns hier und dort einmal trafen, ein paar Freikorpsleute, nickten wir uns zu und freuten uns, daß wir noch am Leben waren. Und daß Erzberger starb, war ein Lebenszeichen des ungebeugten Freiheitswillens der jungen Aktivisten der Nation. Die Aktivisten gingen einsam an ihr gefährliches Werk. Es stimmte nicht, was sogar die bürgerliche Presse gehorsam und gedankenlos wiederkäute, daß es geheime Femeorganisationen gab, die nichts weiter taten, als das Los zu werfen, wer nun zu sterben hätte und wer jedesmal sein Richter und Henker zu sein hätte.

Das Leben nahm bald wieder seinen gewohnten Lauf. Höchstens, daß die Männer der Regierung, die ein besonders schlechtes Gewissen hatten, die Wachen vor ihren Häusern verdoppeln ließen.

Bevor ich mich in eine landwirtschaftliche Lehre begab, wollte ich erst einmal das Drum und Dran der Landwirtschaft kennenlernen. Hierzu schien mir die Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin besonders geeignet. Das Abitur war zur Immatrikulation nicht nötig, und so wurde ich stud. agr. Ich belegte einige Fächer, die mir besonders interessant erschienen: Wetterkunde, Botanik, Zoologie, Vererbungslehre, ein Praktikum über Darwinismus und Lamarckismus, Kulturgeschichte der Haustiere und vor allem Experimentalphysik. Auf der Tierärztlichen Hochschule belegte ich außerdem ein Praktikum

über die Krankheiten der Haustiere und eine Übung über Beschlagkunde. Das genügte mir für den Anfang voll und ganz. An einen geregelten Studiengang hatte ich allerdings nicht gedacht, sonst hätte ich wohl die Vorlesungen unter dem Gesichtspunkt eines späteren Examens wählen müssen. Als ich mich, um meine Gebühren zu bezahlen, in der Quästur aufhielt, näherte sich mir ein gut aussehender junger Mann mit einem grüngoldroten Band um die Brust und einer grünen Mütze auf dem Kopf. Er fragte mich höflich, ob er mir irgendwie behilflich sein könnte, dem Anschein nach wäre ich wohl fremd auf der Hochschule. Ich konnte ihm das nur bestätigen und war froh, jemanden gefunden zu haben, der hier Bescheid wußte, denn die Hochschule erinnerte mich verteufelt an das Gymnasium. Der junge Mann stellte sich als stud. agr. Eggert vor. Wir lachten über die Ähnlichkeit unserer Namen und waren sehr bald im Gespräch. Ich erfuhr sehr bald, daß Eggert lange Soldat war, daß er nun Landwirtschaft studiere, nachdem er drei Jahre irgendwo in Pommern gelernt hatte. Nach dem Diplomexamen wollte er Tierzuchtinspektor werden.

Ich nickte erstaunt, denn ich hatte noch nie gehört, daß es auf der Welt Tierzuchtinspektoren gab und daß man, um diesen seltenen Beruf zu ergreifen, ein Diplomexamen machen mußte.

Als wir uns trennten, hatte ich eine Einladung für eine Kneipe der freien Burschenschaft Swebia in der Hand.

Um neun Uhr abends betrat ich das kleine Lokal in der Elsässer Straße, in dessen Hinterstube die Verbindung tagte. Ungefähr ein Dutzend junger Männer saß um einen langen Tisch. Die meisten sahen gut aus, sie waren jung und gesund. Manche hatten frische Schmisse im Gesicht und auf dem Kopf. Die Begrüßung verlief sehr feierlich. Besonders die Füchse am unteren Ende des Tisches standen stocksteif und hielten ihre Mützen im rechten Winkel über dem Magen. Die Füchse trugen schöne dunkelgrüne Kneipjacken, der Fuchsmajor hatte an seiner Mütze einen prächtigen Fuchsschwanz, der ihm etwas

Komisch-Feierliches verlieh. Er und der Erstchargierte am anderen Ende des Tisches hatten Schläger in der Hand, mit denen sie knallend auf den Tisch schlugen. Vor jedem Studenten stand ein Schoppenglas, und zur Seite lag ein Kommersbuch.

Das Bild fesselte mich irgendwie. Ich hatte in bürgerlichen Romanen mancherlei über studentisches Treiben gelesen. Auch „Der krasse Fuchs" von Walter Bloem war mir einmal in die Hand gefallen, ich war aber aus irgendeinem Grunde nicht über die ersten zehn Seiten hinweggekommen.

Man setzte mich neben den Erstchargierten, bewirtete mich überaus aufmerksam, prostete mir ununterbrochen zu und sorgte dafür, daß ich gut unterhalten wurde. Mit der Zeit stellte ich voller Freude fest, daß die Studenten trotz ihrer steif und altertümlich wirkenden Sitten eigentlich durch die Bank recht lustige und ordentliche Kerle waren. Fast alle hatten sich schon gehörig Wind um die Nase wehen lassen, waren im Kriege gewesen, bei allen möglichen Waffengattungen in Europa und Asien, hatten Berufe gewechselt, hier etwas gelernt, dort neue Anregungen gefunden, und schließlich waren sie bei der Landwirtschaft hängengeblieben. Der eine interessierte sich für Saatzucht, der andere für Tierzucht, der dritte für Molkereiwirtschaft, der vierte wollte Landwirtschaftslehrer werden, der fünfte in die Zuckerindustrie gehen, der sechste fand Gefallen am Brauereiwesen, der siebente wollte Landmesser werden. Alle hatten schon einigermaßen klare Vorstellungen von den Bahnen, in die sie ihr Leben lenken wollten. Sie sprachen von ihrer Zukunft wie von etwas sehr Gewissem, die meisten waren verlobt und hofften, nach dem Examen sofort eine Stellung zu finden, die es ihnen ermöglichte, zu heiraten. Ich schämte mich etwas, weil ich nicht klipp und klar sagen konnte, warum ich eigentlich studierte und was für Lebensziele ich hatte. Ich stammelte irgend etwas, daß ich später mal in die Welt hinaus wollte, vorerst aber wollte ich mich erst mal etwas umsehen. Das faßten die andern so auf, als beabsichtigte ich, später einmal in die früheren deutschen Kolonien zu gehen und rieten mir dringend,

nach dem Diplomexamen auf jeden Fall noch für ein paar Semester auf die Kolonialschule nach Witzenhausen zu gehen. Ich nickte ergeben und war froh, daß die Fragen nach meiner Zukunft verstummten. Was hätte ich auch sagen sollen? Ich wußte ja nicht einmal, was ich im nächsten Jahre anfangen sollte, ich war innerlich völlig chaotisch und hoffte, daß möglichst bald wieder irgendwo an der Grenze Freikorps eingesetzt werden würden. Ich fühlte mich nur unter Soldaten zu Hause, und so lange Deutschland ohnmächtig und ehrlos war, erschien es mir belanglos und auch feige, an die eigene Zukunft zu denken. Aber das mochte ich den Studenten nicht sagen, vielleicht hätten sie mich nur ausgelacht. Politisch waren sie alle stramm national, die meisten waren deutschnational, ein paar waren völkisch und trugen das Hakenkreuz.

Als ich mich verabschiedete, versprach ich, bald wiederzukommen.

Eggert nahm sich meiner an, er erleichterte mir das Einleben in den Hochschulbetrieb, sagte mir, wie man sich Testate holte, welche Erleichterungen, Ermäßigungen und Vergünstigungen man auf Grund der Studentenkarte zu beanspruchen hatte und was alles dazu gehörte, als Student aufzutreten. Kurze Zeit später ließ ich mich in die Verbindung aufnehmen und war nun Fuchs. Ich trug an den Kneipabenden die schöne grüne Jacke, gab mir Mühe, recht steif dazustehen, gab den Burschen und den Alten Herren Feuer, schlug die Kommersbücher auf und sang sogar die zumeist sehr romantischen Lieder. Wirkliche Freude hatte ich nur am Fechten. Die Stunden beim Fechtmeister wurden mir zum wahren Genuß, und ich stellte mich auch einigermaßen geschickt an, so daß ich schon sehr bald die Maske auf den Kopf stülpen und vor den Fechtlehrer treten konnte. Der Erstchargierte versprach mir, daß er mir ausnahmsweise noch im ersten Semester eine Mensur geben würde, wenn ich mich weiter so heranhielte. Mensuren schlug die Verbindung in einem Saal in der Auguststraße. Zu diesem Zwecke hatten sich einige freie Verbindungen, die keinem der großen

alten studentischen Waffenverbände angehörten, zu einem sehr losen Fechtring zusammengetan. In diesem Semester hatte noch keine Mensur stattgefunden. Wie fast alle studentischen Verbindungen, gehörte auch die Swebia dem Hochschulring Deutscher Art an. Der Hochschulting hatte seine Geschäftsräume in der Motzstraße. Hier kamen nun mehrmals in der Woche politisch eingestellte Studenten zu Arbeitsgemeinschaften zusammen. Der Geist, der im Hochschulring herrschte, war frisch und lebendig, in den Fragen der Grenzlandpolitik war er sogar aktivistisch. Viele der Hochschulringstudenten waren alte Baltikumer, Schlesienkämpfer, Putschisten. Es wurde eine harte und deutliche Sprache gesprochen, und die Vorträge, die gehalten wurden, bewegten sich auf einer erstaunlich geistigen und weltanschaulichen Höhe. Auch die Studentenzeitschrift „Deutsch-Akademische Stimmen" zeichnete sich durch ihre überlegene Warte aus. Ich begriff zum erstenmal, wie unerhört wichtig die geistige Mobilmachung, die der Hochschulring betrieb, für den deutschen Freiheitskampf sein mußte. Das sahen auch die sonst partikularistisch eingestellten studentischen Verbände ein, denn in den Räumen des einfachen Mietshauses in der Motzstraße saßen Freistudenten, Corpsstudenten, Burschenschafter, Landsmannschafter, Wingolfiten, Männer, die unbedingte Satisfaktion gaben, und Feinde der Genugtuung mit der Waffe friedlich nebeneinander und sprachen sich über Fragen aus, die wichtiger, dringender, allgemeinverbindlicher waren als Band und Mütze. Hin und wieder kamen auch Professoren, bekannte völkische und nationale Politiker, Altakademiker und Männer aus dem praktischen Leben zu den Abenden des Hochschulrings. Kaum, daß ich mir einen dieser Abende entgehen ließ, sie bedeuteten mir zuviel.

Es war Ehrenpflicht für die Mitglieder des Hochschulrings, der Technischen Nothilfe beizutreten. Ich wurde einer Abteilung für besonderen Einsatz zugeteilt. Durch einen früheren Freikorpsoffizier, den ich an einem der Abende kennenlernte, wurde ich veranlaßt, dem besonders aktiven „Verband national-

gesinnter Soldaten" beizutreten. Meine Abende waren zur Genüge ausgefüllt, und ich erlebte das allmähliche Wachsen eines heimlichen Deutschland, das nach Form und Gestaltung rang. Es waren hundert Ideen und Vorstellungen lebendig, und viele hundert Köpfe und Herzen bewegten eigene Gedanken, aber aus der Fülle der Spannungen wuchs immer klarer der Willen zur Änderung, zum Umsturz, zur wirklichen Revolution. Noch aber war niemand zu uns gekommen, der die Gabe hatte, aus dem Willen das Schwert zu schmieden.

Eines Sonnabends früh sah ich die erste Mensur. Der Zweitchargierte meiner Verbindung focht gegen den Zweitchargierten einer freien Landsmannschaft. Beide waren gute Fechter und ließen ihre Schläger in einem erstaunlichen Tempo sausen. Das Klirren der Schläger, das dumpfe Klatschen des Stahls beim Aufprall auf die dickgefütterten Armbandagen, das Rufen der Sekundanten, die Anfragen beim Unparteiischen, das barbarische Aussehen der Fechter, das durch die Mensurbrille, die hohe Halsbandage und den gewaltigen Lederschurz bedingt wurde, der Geruch nach Karbol und allen möglichen Medikamenten, die buntbemützten Studenten, die weißgeschürzten Ärzte: all das zusammen ergab ein merkwürdig eindrucksvolles Milieu und bewirkte eine Stimmung, der sich niemand entziehen konnte. Als den Fechtern das Blut über das Gesicht rieselte und die Ärzte die Wunden untersuchten, drängten die Studenten hinzu und gaben mehr oder minder sachverständige Gutachten ab. Ich prallte betroffen zurück, als ich die Länge und Tiefe der Wunden sah. Der eine Fechter, der Landsmannschafter, hatte eine klaffende Quart erhalten, aus der wie ein Quell hellrotes Blut strömte. Die Temporalisader war angeschlagen. Trotzdem focht er weiter! Ich dachte einen Augenblick daran, daß im Kriege eine solche Verwundung nicht ungefährlich war, denn der starke Blutverlust mußte bedenklich werden, wenn nicht ein Feldlazarett in der Nähe war.

Es dauerte auch nicht lange, bis sich zu Füßen des Landsmannschafters eine blutige Lache gebildet hatte.

Die Atmosphäre dieses Zweikampfes erregte mich ungeheuer. Es lag schon eine bestimmte Erziehung zum Mut und zur Festigung des Willens, der Selbstbeherrschung darin. Den Fechtern gegenüber standen die Bundesbrüder und beobachteten genau jede Phase des Kampfes. Hätte einer der Fechter selbst bei einem gefährlich erscheinenden Augenblick den Kopf eingezogen oder den Arm vor das Gesicht genommen oder auch nur in der Abwehrstellung verharrt, ohne selber zuzuschlagen, so wäre er abgeführt worden und seine Mensur hätte nicht gegolten. Ehrenvoll war eine Abfuhr nur, wenn sie mit Rücksicht auf die Gesundheit des Fechters, also auf Grund seiner Verwundung, erklärt wurde.

Vierzehn Tage später wurde ich für meine erste Mensur anbandagiert. Mein Herz pochte fast so laut, wie damals am Annaberg, als ich mit meinem Stoßtrupp in den Nebel schritt.

Mein Handgelenk war etwas verpaukt und schmerzte, aber ich hatte im letzten Augenblick nicht zurücktreten wollen. Wenige Meter von mir entfernt wurde mein Gegenpaukant anbandagiert. Er war eine Kleinigkeit größer als ich und etwas breiter, ein muskulöser Kerl, der mir noch eben freundlich zulächelte, ehe ihm die Mensurbrille angeschnallt wurde. Ich mußte herzhaft gähnen, allerdings nicht aus Müdigkeit, sondern vor Erregung. Dieses Mensurgähnen befällt alle Fechter vor dem ersten scharfen Gang.

Ekelhaft klebrig von halbgeronnenem Blut war der dickgepolsterte Schurz, der mir zum Schutz der Brust und des Unterkörpers umgehängt wurde, und in der Halsbandage klebte sogar noch das frische Blut des letzten Fechters. Die hohe Bandage wurde so fest um den Hals gelegt, daß ich zunächst fürchtete, keine Luft zu bekommen. Die Beklemmung wich aber sehr schnell, und ich fühlte, daß grade die feste Binde dem Kopf einen starken Halt gab, so daß das Stillhalten erleichtert wurde. Nur daß die Bandage am Hals klebte und scheußlich nach Karbol stank, widerte mich an. Die dicken Armbandagen machten den Arm sehr schwer, und der unförmige,

mit Ketteneinlagen gesicherte Handschuh erweckte fast den Eindruck, als wäre es unmöglich, in ihm den Schläger zu halten. Da die Waffe aber im wesentlichen mit dem Zeigefinger balanciert und mit den übrigen Fingern nur umklammert wurde, hatte ich trotzdem eine überraschende Beweglichkeit. Schmerzhaft war das Anschnallen der Brille, ich fürchtete, mein Schädel würde gesprengt werden, so stark wurden die Riemen angezogen. Je fester aber die Brille sitzt, um so geringer ist die Gefahr, daß sie während eines Ganges rutscht und damit das Auge dem Schläger freigibt. Außerdem wird durch die Stauung des Blutes der Kopf unempfindlicher, und die Wunden bluten erfahrungsgemäß nicht so stark.

Mein Gegenpaukant war ungefähr gleichzeitig mit mir fertig bandagiert. Wir erhoben uns von unseren Stühlen und schritten, geführt vom Sekundanten und Testanten, der den Fechtarm stützte, auf die Mensur.

Ein großes quadratisches Stück Dachpappe, bestreut mit Sägemehl, bildete den Kampfplatz. Das Blut der vorigen Fechter hatte das Sägemehl dunkelrot gefärbt, und dort, wo das Blut in kleinen Lachen stand, warf einer der Verbindungsdiener einige Hände voll Sägemehl hinein.

Mir wurde meine Mütze auf den Kopf gesetzt, und mein Sekundant meldete beim Unparteiischen die Mensur an. Wie es der Brauch verlangte, verneigte ich mich kurz zum Unparteiischen, zum Gegensekundanten und zu meinem Gegenpaukanten. Dann legte ich den Oberkörper nach vorn, um den Abstand zum Gegner messen zu lassen.

Silentium für den Ehrengang!

Meine Hand zitterte, als ich den Arm hob und meinen Schläger mit dem des Gegners kreuzte.

Silentium für den ersten scharfen Gang!

Meine Mütze wurde vom Kopf gerissen, ich riß den Arm hoch und führte meine Hiebe, wie ich sie gelernt hatte, Quart, Terz, Hakenquart, Tiefquart, Terz. Dazwischen drehte ich den Schläger gut ab, damit ich mein Gesicht nicht freigab.

Und dann hieß es, mit dem Arm gut hoch bleiben, sonst wären die Hiebe auf den Kopf geprasselt. Mein Gegenpaukant focht schnell und elegant, allerdings schlug er nicht sonderlich stark zu. Ich war erstaunt, wie schnell ein Gang beendet war und der Sekundant schon einfiel. Seine Kunst bestand darin, unauffällig beim Einfallen mindestens den letzten Hieb herauszufangen oder einen Grund zu suchen, um während des Ganges einzufallen, wenn er sah, daß sein Mann völlig freilag und der Gegner einen Hieb anzog. Die ersten sechs Gänge verliefen unblutig. Ich war fast enttäuscht, daß so wenig beim Fechten herauskam. Im siebten Gang klatschte es über mein Gesicht, und ich fühlte einen Schmerz, als hätte ich einen kräftigen Hieb mit der Rute bekommen. Nach dem Gang fragte ich den Sekundanten leise, ob ich nicht einen Schmiß im Gesicht hätte. Der schüttelte nur den Kopf. Mißtrauisch fühlte ich mit der unbandagierten Linken über die Backe. Ich spürte nur eine heiße Schwellung, kein Blut. Also war es ein Flacher!

Im nächsten Gang erhielt ich einen Kratzer an der Stirn. Ich hatte ihn gar nicht gespürt und erfuhr es erst durch den Sekundanten.

Jetzt war die erste Erregung schon verflogen, ich sah genau, wohin ich zu schlagen hatte und fühlte mich zwischen Halsbandage und Brille völlig sicher. Nach dem fünfzehnten Gang trat eine Pause ein. Die Bandagen wurden nachgezogen, der Schläger geradegebogen und desinfiziert, und dann gab der Sekundant gute Ratschläge. Mein Gegenpaukant hatte einige unbedeutende Kratzer am Kopf und an der Nase erhalten. Nun sollte ich einige kräftige Hakenquarten schlagen, weil er, wie mein Sekundant beobachtet hatte, den Arm nicht hoch genug nahm.

Auch der Gegensekundant hatte einige Mängel bei mir festgestellt und flüsterte mit seinem Mann darüber.

Nach der Pause schlug ich gleich im ersten Gang zwei Hakenquarten und kam mit einer durch. Ein ungefähr zehn Zentimeter langer Schmiß zog sich durch das blonde Haar

meines Gegners. Ich hatte mit Nachdruck zugeschlagen, das Blut quoll hell hervor, und die Wunde klaffte breit auseinander. Ich merkte kaum, daß auch mir das Blut über das Gesicht lief. Ein langer Riß zog sich über meine linke Stirnseite. Er war aber nicht sonderlich tief, weil auch diesmal mein Gegner keine Kraft in seine Hiebe gelegt hatte.

Fünf Gänge später landete ich eine Quart, die dem Gegner die Temporalis durchschlug und einen kräftigen Knochensplitter mitnahm.

Die Landsmannschaft führte auf Schmiß ab. Die Mensur war beendet. Ich drückte meinem Gegner die Hand, machte die üblichen Verbeugungen und ließ mich ausbandagieren.

Ich war unbeschreiblich stolz, als mir von allen Seiten gratuliert wurde. Eine Mensur hatte ich mir wesentlich schwieriger und gefährlicher vorgestellt, aber das ernste Spiel mit der Waffe hatte mich doch sehr gepackt und mitgerissen. Mein Gegenpaukant bekam achtzehn Nadeln, mein Riß wurde mit Jod bepinselt und mit Jodoform bestreut.

An diesem Abend schmeckte mir das Bier zum erstenmal wirklich gut. Ehe das Semester zu Ende ging, focht ich noch einmal. Diesmal paukte ich aus, erhielt fünf Nadeln auf Quart und teilte zwei auf Terz aus.

Ich hatte nun meine Nase in die Wissenschaft von der Landwirtschaft gesteckt und war so klug wie zuvor! Vererbungslehre, Experimentalphysik und Tierheilkunde hatten mich sehr interessiert, und die Abende im Hause des originellen Professors Hahn, der an der Hochschule und an der Universität Vorlesungen über die geschichtliche Entwicklung der Bodennutzung und über Weltanschauung und Bodenwirtschaft hielt, waren überaus anregend und lebendig, aber wie sollte ich damit einen Beruf ergreifen? Zu einem wirklichen Studium konnte ich nicht kommen, wenn ich nicht das Abitur besaß. Auch mit meinen bei Professor

Auhagen erworbenen Kenntnissen in Finanz- und Agrarpolitik konnte ich beruflich herzlich wenig anfangen.

Aber immerhin hatte mein Besuch der Hochschule doch den praktischen Wert, daß ich die unerhörte Vielseitigkeit und die einzigartige Bedeutung der Landwirtschaft erkannte.

So war ich froh, daß ich durch die Vermittlung eines entfernten Verwandten, der in Berlin ein agrikulturchemisches und -technisches Institut unterhielt, eine Lehrstelle in Mecklenburg bekam. Die Einkleidung war schnell geschehen, sie bestand in der Hauptsache aus Joppen, Reithosen, langen Stiefeln und derben Hemden, und eines Abends nahm ich Abschied von Berlin, um zum Rittergut Vogelsang bei Lalendorf zu fahren. Es war ein anerkannt gut bewirtschaftetes Gut von etwas über zweitausend Morgen besten Rüben- und Weizenbodens, das mich nun als Landwirtschaftslehrling aufnahm.

In Lalendorf hatte mich ein bärbeißiger, aber herzensguter Kutscher mit einem für kleinere Viehtransporte bestimmten Wagen abgeholt. Die mecklenburgische Sprache des alten Mannes wirkte wie ein Gruß aus der Welt Fritz Reuters. Nun saß ich da in einem Kämmerchen im Wirtschafterhaus, das in respektvoller Entfernung vom Schloß aufgebaut war, und räumte meine Siebensachen in den primitiven Schrank. Eine vorwitzige Maus äugte mich aus einer Ecke an. Die Scheiben des kleinen Fensters waren blind, eine hatte einen breiten Sprung. Spinnweben, die tief von der Decke herabhingen, ließen darauf schließen, daß man sich zum mindesten für das Zimmer des neuen Lehrlings nicht sonderlich interessierte. Die Petroleumlampe qualmte, ihre Glocke hatte an der Seite ein großes Loch. Auf dem wackligen Waschtisch stand ein winziges Waschbecken, und das mit rotkarierten Bezügen versehene Bett machte den Eindruck eines klobigen Sarges. Ich mußte lächeln, als ich daran dachte, wie vornehm zu Haus unsere Dienstmädchen wohnten.

Ich hatte mich gerade gewaschen, als der Gong vom Schloß her ertönte. Ein weißbehandschuhter Diener, dem die blau-

gestreifte Leinenjacke mit der Zeit zu eng geworden war, empfing mich am Kücheneingang und führte mich über die Hintertreppe zum Eßsaal. Die Freitreppe wäre für Herrschaften, erklärte er mir. Damit hatte er mich voll und ganz überzeugt, daß mir der Kücheneingang zukam. Ich mußte am untersten Ende des Tisches Aufstellung nehmen und warten, bis die Herrschaften erschienen. Bis dahin hatte ich genügend Zeit, die Einrichtung zu mustern. Sie bestand aus massiven Eichenmöbeln ohne jeden Eigengeschmack. Die auf den Regalen stehenden Zinnsachen waren willkürlich zusammengestellt, die Bilder buntschillernde Massenware. Von Tradition war nichts zu merken. Sicher also eine vor noch nicht sehr langer Zeit reichgewordene Bürgerfamilie. Mir war es überaus gleichgültig, ob ich zu Fürsten oder zu Bauern kam. Mir ging es darum, offene, freundliche, welterfahrene Menschen zu finden, die es mir einigermaßen erträglich machten, den Weg von Berlin aufs Land, der für mich mehr war als der Weg in einen Beruf, der für mich den Eintritt in eine neue Welt, den Anfang eines völlig neuen Lebens bedeutete, zu finden.

Geführt vom Diener, der eine Lampe hoch über seinem Kopfe hielt, erschienen endlich die Herrschaften, Mann, Frau und Sohn. Am sympathischsten sah der Sohn aus, unverkennbar ein früherer Offizier. Die Frau machte einen sehr selbstbewußten, herrischen Eindruck. Der Mann wirkte neben ihr wie ein freundlicher, aber harmloser Schloßherr aus der Normandie. Der schüttere Knebelbart und der nicht sonderlich gepflegte Spitzbart unterstrichen den Eindruck.

Der Diener wies auf mich und nannte meinen Namen. Ich trat einen Schritt vor und verbeugte mich. Die Frau reichte mir huldvoll die Hand zum Kusse und war einigermaßen erstaunt, als ich mich darauf beschränkte, diese Hand schonungsvoll zu drücken. Der Mann murmelte einige unverständliche Worte in seinen Bart, die ein Willkommensgruß darstellen sollten, und der Sohn drückte mir herzhaft die Hand.

Das Abendbrot bestand aus Bratkartoffeln, weißem Käse, Brot und Wurst und verlief fast schweigend. Ich stellte an dem eigentümlichen Klappen sachlich fest, daß Mann und Frau künstliche Gebisse trugen. Nach dem Essen, das nicht ganz zehn Minuten dauerte, durfte ich in das Wohnzimmer folgen. Das nicht sehr große, aber unverhältnismäßig hohe Zimmer strotzte von bürgerlicher Behaglichkeit. Bestickte Kissen lagen auf Sofa und Sesseln. Bilder vom Kaiser und letzten Großherzog hingen zwischen Geweihen und Gehörnen an der Wand. In einer Ecke stand ein vertrauenerweckend umfangreicher Geldschrank, und eine Wand des Zimmers war ausgefüllt von einem Bücherregal, in dem hauptsächlich Nachschlagewerke standen.

Eine Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Ich gab bereitwillig Auskunft über meine Familie und konnte ein Lächeln nicht verkneifen, als ich gewahrte, wie Mann und Frau nur mißbilligend die Köpfe über meinen Werdegang schüttelten. Sicher hielten sie mich für einen gefährlichen Abenteurer, der gekommen war, eine Gelegenheit auszuspähen, wie er am besten mit seinen Kumpanen das Gut ausplündern könnte. Ach Gott ja, was wußten die biederen Leute auch schon von dem Kampf, der heute noch für Deutschland geführt wurde. Sie hatten den ganzen Krieg hindurch auf ihrem Gut gesessen, hatten niemals Not gespürt, waren vielleicht verärgert, daß die Zwangswirtschaft ihnen die Möglichkeit nahm, noch freier und vorteilhafter zu kalkulieren, hatten nur eine wirkliche Sorge gekannt, nämlich die um ihre Söhne, die als Offiziere draußen ihre Pflicht taten. Die Revolution von 1918 sahen sie sicher als großes Unglück, als Schicksalsschlag oder auch als Fügung des unerforschlichen, aber immer gerechten lieben Gottes an und hofften nun, daß die Zustände in Deutschland bald wieder stabil und die Landwirtschaft damit rentabler würde. Im übrigen waren sie gegen Hagel und Brand versichert!

Ich mußte ihnen wie eine entwurzelte Existenz vorkommen, die heute hierhin, morgen dorthin geweht wurde, gerade wie es

die Laune oder der Zufall wollte. Daß die große Unruhe, die Unbeständigkeit, die sich schon in meinem Blick verriet, ein Ausfluß der Sehnsucht, des großen, quälenden Ahnens kommender Kämpfe war, konnten sie ja in der geruhsamen Versorgtheit ihres umfriedeten Lebens nicht wissen.

Vielleicht hielten sie mich für eine Art nationalen Spartakisten, denn der Mann fragte plötzlich, indem er mich scharf musterte, ob nicht Berlin ausnahmslos knallrot wäre. Ich schüttelte den Kopf und fragte dagegen, ob es wahr wäre, daß es auf dem Lande noch agrarische Sklavenhalter in der Art des von Reuter so trefflich gezeichneten Pomuchelskopp gäbe. Entrüstet lehnte der Mann solche hinterwäldlerische Auffassungen über das Landleben ab. Von jetzt ab mißtraute er mir noch mehr.

Der Sohn zwinkerte mit den Augen. Er schien aber nicht die geringste Lust zu haben, sich in das Gespräch zu mischen. Sicher wollte er seine Eltern nicht erzürnen.

Bevor ich gnädig in meine Kammer entlassen wurde, durfte ich noch eine Prüfung ablegen, ob ich geeignet war, Bücher und Zeitungen vorzulesen. Leider fiel die Prüfung positiv aus, so daß ich, als ich mich endlich verabschieden konnte, aufgefordert wurde, jeden Abend vorzulesen. An Zeitungen gäbe es nur die Deutsche Tageszeitung, die wäre aber die allerbeste. Und gelesen würden zur Zeit die Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Schweren Herzens schlief ich ein.

Ich arbeitete wie ein Knecht, nur daß ich nichts dafür verdiente. Der Pensionspreis, den ich zahlte, war allerdings nicht hoch.

Gegen dreieinhalb Uhr stand ich morgens auf. Ich schloß zunächst die Futterkammer auf, ließ die Pferdeknechte Hafer und Bohnenschrot nehmen und ging dann in den Kuhstall hinüber. Dort lernte ich melken. Der Schweizer mochte mich aus irgendeinem Grunde nicht leiden, vielleicht darum, weil

er Sozialdemokrat war und immer noch hoffte, daß er eines Tages für seine Verdienste im Beitragsmarkenkleben Molkereidirektor würde. Mir war es völlig gleichgültig, ob mich der Schweizer haßte oder liebte. Peinlich wurde sein Haß mir nur, als er mir das Melken nicht etwa an einer frommen, erfahrenen und darum ruhigen und leichtmelkenden Kuh beibrachte, sondern zu diesem Zwecke eine erstmelkende, sehr empfindliche und tatkräftige junge Kuh aussuchte, die mir mit Schwanz und Fuß schmerzhafte Schläge austeilte. Die Milch, die ich unter Anwendung guter Worte, viel List und ein wenig Gewalt nach langem Bemühen erbeutete, mußte ich zum Schluß regelmäßig als unbrauchbar in den Mist schütten. Der Schweizer erklärte höhnend, wer erst eine schwermelkende Kuh richtig auszumelken verstünde, der könnte es getrost mit jeder normalmelkenden Kuh aufnehmen.

Nun, ich lernte das Melken! Ich lernte es sogar schnell, denn ich wollte dem Schweizer Respekt einflößen. Nach vierzehn Tagen konnte er mir jede Kuh anweisen, ich melkte sie vorschriftsmäßig aus, und der Eimer war sauber, wenn ich die schneeige Milch ausschüttete.

Schwarzweißes Herdbuchvieh hatten wir, eine ausgezeichnete Rasse, die kräftige Kälber warf und viele und gute Milch gab. Mit Rübenschnitzeln sorgten wir dafür, daß die Molkerei besondere Prozente für den hohen Fettgehalt auswerfen mußte.

Vom Kuhstall wechselte ich über zum Schafstall. Wir hatten rund tausend Schafe, Merino-Fleisch-Wollschafe. Ihre Wolle war auf Auktionen besonders gefragt, sie gab der Vietgester Wolle, der besten mecklenburgischen Schafzucht, in nichts nach. Der Schäfer war ein Original, ein humpelnder, durchtriebener Schalk, ein Glusohr, wie man in Mecklenburg sagt. Langpaap hieß er und war auf seinen Namen sehr stolz, und nichts konnte ihn so erbosen, als wenn die Tagelöhnerjungen Langpup zu ihm sagten. Ich habe gelernt, wie man Schafe wäscht und schert, wie man sie hütet und wie man sie vor dem tod-

bringenden Leberegel bewahrt. Vor allem aber habe ich auch gelernt, daß, wenn ein Lamm fällt, es nie des Schäfers Lamm ist! Wie alle Schäfer, war auch Langpaap insgeheim ein wohlhabender Mann geworden. Ganz im Gegensatz zu seinem Bruder, der die Schweinezucht betreute. Er ließ sich nicht gern Sauhirt nennen, er war mehr, er war Schweinezüchter und verstand etwas von seinem Fach. Er hatte einmal einen Kursus in Ruhlsdorf mitgemacht und hatte daraufhin so lange gedrängt, bis statt des deutschen Edelschweins das veredelte deutsche Landschwein in Vogelsang gezüchtet wurde, und zwar mit großem Erfolg gezüchtet wurde, so daß von weit und breit die Käufer kamen, um Ferkel mitzunehmen.

Ich hielt die Augen auf und lernte und hatte Freude am Lernen. Und ich hatte soviel nachzulernen, verstandesmäßig aufzunehmen, was der kleinste Tagelöhnerjunge schon wußte, ohne daß es ihm einer beizubringen brauchte. Einen treuen Freund fand ich im alten Teddy Wachtel, einem Veteran von 1864, 1866, 1870/71, der nur einen großen Kummer hatte, daß er 1914 nicht mit ins Feld ziehen durfte. Teddy Wachtel war ein humorvoller Bursche, der erst einmal im hohen Bogen, wenn er gerade auf seinem Kornboden das Getreide rühren mußte, in den Roggen, die Gerste oder den Weizen spuckte, ehe er seine Meinung kundtat. Teddy Wachtel hatte immer recht. Was er sagte, das hatte er gesagt, und zurück nahm er nichts. Selbst der Mann und die Frau waren machtlos, wenn er seinen Dickkopf aufsetzte und trotzte. Bei Teddy Wachtel lernte ich nicht nur, die Getreidesorten zu erkennen, die Rommel und das große Sieb zu bedienen, mit der Sackkarre umzugehen, den Scheffel richtig zu füllen und einen Zweizentnersack so auf die Schulter zu laden, daß er mich nicht zu Boden riß, vor allem lernte ich bei ihm, richtig platt zu sprechen und mecklenburgische Sagen, Geschichten und Schnurren zu verstehen. Daß ich in meinem Herzen ein halber Mecklenburger wurde und blieb, verdanke ich ihm. Als ich ihn, nachdem

ich genug auf seinem Kornboden gelernt hatte, verließ und seinen letzten Priem mit ihm teilte, gab er mir die goldenen Worte mit auf den Weg: „Sei sünn noch en djungen Kierl, Sei künnt noch wat wärn, abers denken Sei ümmers doran, de Welt is en groten Schietkrom un de Minschen sünn al tausam Swiene, nur de Soldat is en Minsch!“

Ich wurde dem Statthalter zugeteilt, einem knorrigen Kauz, der schon vierzig Jahre auf dem Hofe war und als Pferdejunge angefangen hatte. Möller hieß er. Der packte mich hart an und schenkte mir nichts. Ich mußte Mist streuen, staubigen Kunstdünger mischen, Rüben pflanzen und verziehen, Kartoffeln setzen und buddeln, Saatgetreide mit Uspulun bearbeiten, hacken und harken, jäten und wenden, bis mein Rücken steif und meine Hände aufgerissen waren. Wer Knechte beaufsichtigen will, muß wissen, was Knechte arbeiten können! Das war sein Schimpfwort, wenn er mich tadelte und seine Anerkennung, wenn er mich loben wollte. Ich lernte, wie man Pflüge auf die richtige Tiefe einstellt, wie man den Dampfpflug bedient, den Trecker und die Dreschmaschine, wie man feuchte Wiesen dräniert, wann man Kalk als Kopfdünger gibt, wann man Ammoniak und wann man Kali oder Chilesalpeter und wann man Thomasmehl nimmt. Von ihm erfuhr ich, daß Vogelsang mit Fruchtfolge arbeitete. Wir hatten die Fruchtfolge: Weizen, Zuckerrüben, Hafer, Roggen, Mengkorn, Klee und Brache. Und daß man die Fruchtfolge deshalb wählt, damit der Boden durch den Wechsel von Stickstoffsammlern und Stickstoffzehrern nicht so schnell ausgelaugt wurde und ermüdete. Und daß Stallmist noch immer das beste für den Boden ist, daß aller Kunstdünger nicht dagegenan kann. Möller konnte unflätig fluchen und schimpfen, aber er hatte unter einer rauhen Schale ein kindhaft weiches Herz, das sich besonders der Tiere erbarmte. Er konnte mit seinem

Knotenstock dreinhauen, wenn er sah, daß durch Unverstand oder Tücke ein Tier gequält wurde. Auch wie man Wagen schmiert und die Kastenwagen in Leiterwagen verwandelt, erfuhr ich von ihm, wie man einer Kuh einen Trokar geben muß, und wie man durch essiggetränkte Lehmumschläge einem Pferd vom Verschlag verhilft. Manchen Abend saß Möller in meiner Kammer, trank aus meiner Köhmbuddel und rauchte von meinem billigen Knaster. Ich mußte ihm von Deutschland erzählen, und er berichtete mir in seiner umständlichen und schwerfälligen Art vom Lande, vom harten Leben der Tagelöhner und Hofgänger, von der Willkür mancher Agrarier und von der Anständigkeit und Treue des armen Mannes. Manchmal dachte ich daran, daß Möller gut, so wie er heute war, damals unter der schwarzen Bundschuhfahne hätte marschieren können. Ein rebellischer Bauer, der in hartem Zorn gegen die Unterdrücker seiner freien Scholle focht. Heute war Möller kein Sprecher der Bauern mehr, heute war er der Statthalter, der gehorsam darüber wachte, daß Tagelöhner Tagelöhner blieben. Einmal fragte ich ihn, ob er nicht auch lieber Bauer werden wollte. Er sah mich fast erschreckt an. Bauer? Ja, du lieber Gott, wo sollte denn das Land herkommen? Ich sagte ihm, daß ich glaubte, daß nicht alle großen Rittergüter rentabel wären, daß man wohl in einem kommenden Staate das eine oder andere verkleinern müßte, um ertragreiche Bauernhöfe daraus zu machen, und die Baltikumer hätten ja auch dafür gekämpft, daß Deutschland im Osten Bauernhöfe bekäme. Möller schüttelte fassungslos den Kopf. Er konnte es nicht glauben, daß ein Tagelöhner oder selbst ein Statthalter einmal zu einem Hofe kommen sollte.

Guter Möller, nur weil du und deine Brüder so anständig, so selbstlos anständig und ehrlich wart, konnten sich Agrarier auf einer Scholle halten, die sie häufig gar nicht verstanden, oft nicht einmal liebten, die sie durch irgendeine günstige Spekulation einmal für ein Butterbrot, für einen Apfel und ein Ei an sich gebracht hatten.

Es war Frühling geworden. Frühling auf dem Lande. Ein Frühling mit richtigen Veilchen und Kätzchen, mit Lerchen und Düften und einem unerklärlichen Schwirren in der Luft. Das Atmen wurde schwer in der Fülle des duftenden Lebens. Ich wußte nun bereits, wie ein Tag beginnt, wie er langsam als erste Boten ein dunkles Rot der noch verborgenen Sonne durch den Nebel schickt und wie er dann, allmählich heller werdend, den Tau erglitzern läßt, wie der dann die Nebelschwaden aufzieht wie einen Vorhang, bis die Sonne fern herauffährt, begrüßt vom ersten Zwitschern der frühen Vögel. Ein warmer Wrasen schlug mir entgegen, wenn ich durch die Ställe ging, und das Wiehern der Pferde verriet, daß auch sie den Frühlingstag begrüßten. Vier Pferde, ein Gespann, hatte ich vor kurzem bekommen. In Mecklenburg und überall dort, wo der Boden besonders schwer ist, genügen zwei Pferde nicht, um, besonders bei aufgeweichtem, lehmigem Boden, den schweren Wagen über den Acker zu ziehen. Die Schneeschmelze hatte die Felder mit einem dicken Brei überzogen, der es Mensch und Pferd schwer machte, die Fuhren hinauszubringen. Aber der Frühlingswind hatte die Krume trockner gemacht, so daß wir beginnen konnten, mit den Pflügen hinauszuziehen.

Als ich zum ersten Male den Pflug in der Hand hielt und Schollen umbrach, hatte ich gemerkt, daß der Acker lebt, daß er in Gärung ist, in einer quellenden Bewegung, daß er atmet, daß er dampft. Ich verstand, daß dieses Wissen den rechten Bauern ehrfürchtig machen mußte, und daß ein rechter Bauer diesen Acker lieben mußte, als sei er Blut von seinem Blute. Ich fühlte aber auch eins, daß nur der Besitz der Scholle, des Hofes, den Bauern zum Herrn machen konnte und ihn in einer Liebe an den Boden zu binden vermochte, wie ein Vater an sein Kind oder besser wie ein Kind an seine Mutter gebunden ist. Denn es bestehen eigentümliche Beziehungen zwischen dem Bauern und seiner Scholle. Der Bauer ist Herr der Scholle, aber untersteht doch ihrem Gesetz. Er zwingt den Boden unter seinen Befehl, unter den Befehl seiner Arbeit, aber der Boden

arbeitet wieder nach einem eigenen, einem größeren Gesetz, das auch wieder im Blute des Bauern lebendig und fordernd ist. Der Knecht hat nicht diese Beziehung zur Scholle, kann sie auch gar nicht haben. Er kann sie wohl lieben und achten, das ist aber auch alles. Zwiesprache mit dem Acker halten kann nur der Bauer, der seinem Sohn den Pflug und die Zügel in die Hand drücken kann im Wissen, daß er selber den Weg von der Saat bis zur Ernte durchmessen muß, daß aber, wenn er Frucht getragen hat, im neuen Frühling neue Saat heraufkeimt. Jeder Frühling des Ackers ist neuer Anfang des Geschlechtes! Das weiß nur der Bauer, der auf der Scholle bleibt, um sie seinem Blute zu vererben. Der Knecht weiß das nicht. Er kann weiterziehen und dabei glücklich werden. Der Bauer kann nicht weiterziehen, weil er sein Herz nicht aus der Scholle zu reißen vermag.

Ich lernte dieses Geheimnis verstehen, als ich zum ersten Male mit dem Pflug die Schollen brach und erkannte, daß der Acker lebt!

Der Frühling ist anders auf dem Lande als in der Stadt. Er ist gewaltiger und zieht das ganze Leben in seinen Bann, er zwingt den Menschen zum Aufbruch seines Herzens. Ich verstand, warum selbst der älteste Ackerknecht pfiff oder summte, wenn er im Frühling pflügte, und warum die jüngsten Knechte mit heller Stimme sangen. Das war ein Pfeifen, Summen, Singen, Peitschenknallen, wenn wir mit zehn, zwölf Pflügen die Furchen in den Acker zogen, und die Pferde wieherten und warfen die Köpfe, daß es nicht immer ganz einfach war, das Handpferd in der Furche zu halten.

Ich habe in diesem Frühling erst erlebt, was atmen heißt! Die würzige, fast betäubende Luft, den herben Geruch der dampfenden Erde einsaugen und damit etwas von der Kraft des ewigen Ackers in sich aufnehmen.

Das war kein romantisches Gefühl, das die Städter ergreift, wenn sie ein Schäferidyll mit der Landwirtschaft verwechseln. Das war vielmehr das Erleben des Lebens selber.

Unwirklich schön sah das Land aus, von dem ich einen einzigen Teil in diesem Frühling pflügte. Von fern leuchteten, halb versteckt zwischen hohen Bäumen, die weißen Mauern des Schlosses Schlieffenberg, das sich, weit sichtbar auf einem Hügel, über das fast ebene, nur wenig gewellte Land erhebt. Kleine Buschgruppen unterbrachen immer wieder die Wellen des fruchtbaren Landes, und Teiche und kleine Seen taten sich auf, wo die Senken am tiefsten waren.

Ich empfand es als erlebens- und erkämpfenswertes Ziel, ein Stück dieses Bodens als Eigentum zu besitzen. Aber wie sollte ich Bauer werden?

Ich merkte, wie sehr arm wir Städter sind und wie hohl die Bildung ist, die nichts mehr von den wahren Werten kennt. Seit unzähligen Generationen waren die Träger meines Namens Lehrer und Pfarrer, aber immer und immer nahmen sie ihre Frauen vom Lande, und durch die Berührung mit dem lebendigen Acker fing der Blutsteil, den ich vom Bauern in mir trage, an zu sprechen und zu fordern.

In diesem Frühling wurde ich unruhiger denn je, zielloser als früher, da das eine Ziel unerreichbar schien. Sollte ich mir Geld sparen, um mir hier irgendwo einen Hof zu kaufen? Lächerlicher Gedanke! Wovon sollte ich denn sparen? Zum Inspektor war ich, das hatte ich erkannt, nicht geeignet. Und in einem anderen Berufe genügend Geld zu verdienen, um Bauer zu werden, erschien mir erst recht aussichtslos. Die Welt, in der man Geld verdienen konnte, war besetzt von Allmännern und Engelmännern, die sorgten schon dafür, daß ein Kerl wie ich draußen blieb. Oder sollte ich in einen Hof einheiraten? Allein der Gedanke daran war mir ekelhaft. Eine Heirat benutzen, um in den Besitz einer eigenen Scholle zu kommen, das war mehr als ein gewöhnlicher Betrug, das war ein seelischer Verrat ohnegleichen, den ich nicht einmal eine Woche hindurch ertragen hätte. Ich hatte wohl hier und dort, wenn eine Tanzerei vom Kriegerverein in einem benachbarten

Dorfe stattfand, mit Bauernmädchen getanzt. Es waren schöne gesunde, lebenstrotzende Mädchen darunter, gewiß, denn die Mecklenburger sind überhaupt eine schöne und gesunde Rasse, aber es war doch kein Mädel darunter, mit dem ich ein ganzes Leben hindurch hätte zusammenleben können. Ich hatte Nietzsche zu genau gelesen, und seine Mahnung, man solle eine Frau unter dem Gesichtspunkt wählen, daß man sich mit ihr unterhalten könne, war immer gegenwärtig. Wenn ich mich verheiratete, wollte ich nicht, wie es in der Regel heißt, der Herr meiner Frau sein, sondern meine Frau sollte die Kameradin auch meiner Gedanken und Sehnsüchte, meiner Hoffnungen und Enttäuschungen sein. Und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, fand ich kein Mädchen in den kleinen Bauerndörfern, den wenigen, die die Großagrarier überhaupt noch stehengelassen hatten. Unter den Töchtern der Herren Großgrundbesitzer mich umzusehen, war ein geradezu lächerlicher Gedanke. Ich war ja überhaupt nicht gesellschaftsfähig, ein zugewanderter Landwirtschaftslehrling, der trotz seiner Jugend schon ein sehr abenteuerliches, fast verboten abenteuerliches Leben hinter sich hatte.

Gerade weil ich den Frühling auf dem Lande bewußt erlebte, erkannte ich, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange sein konnte.

In den kurzen Pausen, in denen ich mit den Knechten mein sehr karges Frühstück verzehrte, sprachen wir über Himmel und Erde, über Arbeit, Gerechtigkeit und Undank. Die mecklenburgischen Landarbeiter sind ein hartes Geschlecht, sie kennen nur Arbeit, gar keinen Genuß. Sie leben in zumeist nicht sonderlich lichten und luftigen, niedrigen Katen, müssen, obwohl schon Mann und Frau von morgens bis abends auf dem Gut arbeiten, noch einen Hofgänger, ein Mittelding zwischen Jungen und Knecht, stellen und erhalten außer etwas barem Geld Deputat in Form von Getreide, Kartoffeln und Holz und einige Ruten Ackerland. Dieses Ackerland bestellen sie,

wenn sie todmüde von der Arbeit kommen oder des Sonntags, der eigentlich ein Feiertag sein und geheiligt werden soll. Selten, daß einmal ein Besitzer erlaubt, daß die Tagelöhner sich eine Kuh halten. Aber ein Schwein oder auch zwei hat jeder im Stall. Hält sich einer ein paar Gänse, so muß er in der Regel einen Prozentsatz von ihnen an den Besitzer abliefern, der dafür die Gänse hüten läßt.

Es sind schwere Bedingungen, unter denen die Männer, Frauen und Kinder dort leben! Aber so, wie ich sie kennenlernte, machten sie einen tiefen Eindruck auf mich. Sauber und anständig wie die ärmlichen Katen waren auch die ärmlichen Menschen, die mecklenburgischen Landarbeiter, die zu den tapfersten Soldaten der tapferen deutschen Armee gehörten, wenn Deutschland rief. Viele von den Knechten hatten das Eiserne Kreuz I. Klasse in der Truhe liegen und waren zu bescheiden, es an den wenigen Feiertagen, an denen sie nicht arbeiteten, sondern ein wichtiges Familienfest begingen, an den Gehrock zu stecken. In keiner Kate aber fehlte das Bild, das den Mann oder den Sohn als Soldaten zeigte. Ich habe keinen Mann und keine Frau dort getroffen, die mit ihrem Geschick haderten. Sie taten ihre Pflicht und hofften, daß es die Kinder einmal besser haben würden. Unter besser haben aber verstanden sie, daß der Junge einmal Vorknecht oder gar Statthalter werden könnte, und die Tochter, ja, die würde sich vielleicht einmal in bessere Verhältnisse verheiraten können. Vielleicht daß ein Gärtner, ein Schäfer, ein herrschaftlicher Diener oder Kutscher Gefallen an ihr finden mochte. Es war schon ein großes Glück, wenn die Tochter als Stubenmädchen auf das Schloß geholt wurde oder wenn der Junge aus der Masse der Hofgänger in den Pferdestall, in den Schafstall oder gar in den Garten abberufen wurde. Dabei mußte der Landarbeiter von einer Vielseitigkeit sein, von der sich der Städter keine Vorstellung machen kann. Ein Landarbeiter

muß säen und mähen können, er muß Kartoffeln und Rüben setzen, Garben binden, Getreide dreschen, er muß alles können, was auf dem Land an Arbeit nur vorkommt.

Oft haben wir gesprochen, die Arbeiter und ich, wenn wir im Gras lagen und unsere Arbeitspause auskosteten. Sie rissen die Augen auf, wenn ich davon sprach, daß einmal die Tüchtigsten und Ehrlichsten zu eigenem Boden kommen müßten, denn ich wußte sehr bald, daß die Lösung der brennenden Landarbeiterfrage aufs engste damit verbunden ist, wieweit es möglich sein wird, dem Landarbeiter ein Stück Eigentum an Boden zu geben, damit er Heimat habe. Die meisten freilich schüttelten ungläubig den Kopf und meinten, daß ich Märchen erzählte, schöne Märchen, denn in Wirklichkeit fielen keine Sterntaler vom Himmel, und in Wirklichkeit stiege die Gerechtigkeit nicht zur Erde herab. Die Jungen aber kamen mehr als einmal abends zu mir und baten, ich möge sie doch nicht vergessen, später, wenn ich einmal die Macht dazu hätte. Denn sie glaubten, ich würde einmal Macht haben.

Sonntags zog ich zuweilen mit den jungen Leuten, ein paar Knechten und ein paar Mägden, zum Wald. Dort setzten wir uns unter die hohen Steine, die vielleicht ein Hünengrab deckten, und ich erzählte ihnen von Deutschland oder las ihnen etwas aus dem Werwolf von Löns, oder ich sagte ihnen einige Gedichte, die ich heimlich verfaßt hatte und nun als das Erzeugnis irgendwelcher, ihnen sicher unbekannter Dichter ausgab. Die Mädchen sangen, nachdem sie ihre Scheu überwunden hatten, die schönen einfachen, mecklenburgischen, plattdeutschen Lieder und wagten auch, allerdings nur sehr selten, einen alten Reigen zu tanzen.

Zuweilen auch ging ich in der Dämmerung auf das Feld und setzte mich auf einen Stein oder einen Baumstumpf und sah in die blaue Weite, in die Ferne, die mich so stark lockte, daß ich am liebsten losgeheult hätte und fortgelaufen wäre ins Unbekannte.

Im Schloß sah man es nicht gern, daß ich soviel mit den Arbeitern zusammen war. Man mißtraute mir überhaupt sehr gründlich, nachdem ich einmal in meiner kurz angebundenen Art, als, wie so oft, mit bewegten Worten über die Landarbeiterfrage, die sich immer mehr zur Landarbeiterplage auswüchse, geklagt wurde, meine sehr ungefragte Meinung kundgetan hatte. Es war nicht meine Art, irgendwem nach dem Munde zu reden, und noch weniger war es meine Art, zu schweigen, wenn ich Unrecht hörte oder sah. Es war mir dabei völlig gleichgültig, ob das Unrecht aus einem Nichtverstehenwollen oder Nichtverstehenkönnen, aus einem tauben, einem törichten oder einem verstockten Herzen kam.

Ich hatte mich reichlich unbeliebt gemacht im Schloß. Nicht etwa, weil ich bei der Arbeit nicht anstellig genug gewesen wäre. Nein, ich begriff die Arbeit schnell, sie machte mir auch Freude. Auch nicht etwa, weil ich faul gewesen wäre, ich arbeitete, zumal in der Heuernte oder wenn die Garben draußen standen, manchen Sonntag allein draußen, denn wenn die Arbeiter hinausgezogen wären, hätten Überstunden bezahlt werden müssen. Ich war auch im Essen bescheiden und murrte nicht darüber, daß ich mein Schwarzbrot, meine Butter und meinen Sirup sehr knapp zugemessen bekam. Aber irgend etwas war nun einmal in meinem Wesen, was der Mann und die Frau im Schlosse nicht leiden konnten, was ihnen gefährlich, aufreizend und ehrfurchtslos erschien. Vielleicht war es das, daß ich nicht zu allem, was sich als Zustand zeigte, gläubig ja sagte, sondern daß ich mir Mühe gab, den Erscheinungen auf den Grund zu gehen, um die Ursachen des Übels zu erkennen. Beim Vorlesen begannen die Spannungen. Die Deutsche Tageszeitung brachte bei weitem nicht alles, was in der Welt geschah, sie wählte vielmehr geschickt manches aus, was das Gestern verteidigte und das Morgen verschwieg, und sie unterstrich häufig das nicht ungeschickt, was dem Großgrundbesitzer angenehm in die Augen stach. Ein gern gelesenes

und gesprochenes Wort hieß: „Der Landwirtschaft muß geholfen werden!“ Daß aber die Landwirtschaft es vorerst bitter nötig hatte, daß sie sich auf sich selber besann und über die Kirchturmspitze des eigenen Dorfes auf das große leidende Deutschland sah, wollte beileibe nicht jeder Landwirt hören, und gerade unter den Großgrundbesitzern war so mancher, der gern auf sein gutes altes Recht pochte, ohne etwas von der fordernden und zwingenden Pflicht hören zu wollen. Es gab viele, die die fürchterliche Zeit beklagten, ohne aber den ernsten und harten Willen aufzubringen, zur Besserung der Zeit beizutragen. Dabei ging es damals der Landwirtschaft noch weit besser als dem übrigen Teil des großen deutschen Volkes, denn die Preise für die Nahrungsmittel stiegen sehr hoch, und der Landwirt brauchte sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob er seine Vorräte auf dem Markt verkaufen konnte. Im Deutschen Reich aber wußten viele im Volk nicht mehr, ob ihr Geld reichte, genügend Vorräte zu erstehen, um den Hunger, den eigenen und, was weit mehr Sorgen brachte, auch den von Frau und Kind zu stillen. Der Reichskanzler Wirth, der fromme Zentrumsmann, hatte die Erfüllungspolitik begonnen. Sie war ganz seinem Charakter gemäß, denn er fußte auf dem Worte der Bibel, daß der dort offenbarte und sich offenbarende Gott den züchtigt, den er liebt. Und die letzte Weisheit des so sehr gläubigen Kanzlers war, daß man sich eben mit jedem Zustand demütig, als aus Gottes Hand gegeben, abzufinden hätte. Aus der Sprache der Religion in die der Politik übersetzt, hieß das nichts anderes, als um jeden Preis erfüllen. Er hoffte dabei einmal auf die Gnade seines Gottes, in dessen Hand es ja lag, das Übel zu wenden, und nächst dem auf die vielleicht doch noch dämmernde Einsicht des Feindes, der eines Tages erkennen müßte, daß Deutschland durch seine Erfüllungspolitik mehr leistete, als es tatsächlich leisten konnte. Der so überzeugte Gegner würde dann einsehen, daß alles eitel war, was er sich an Friedensdiktaten, Reparationen und sonstigen Schikanen ausgeheckt hatte! In diesem Glauben lebten Wirth und

seine Genossen und erfüllten mutig weiter, während sie Deutschland dabei aller Substanz entleerten.

Im Schlosse war man der Erfüllungspolitik und ihrem frommen Vater feindlich gesinnt, gewiß, und die Zeitung tat das ihrige, auf die Gefahren hinzuweisen, die sich immer deutlicher durch diese Nachgiebigkeit bemerkbar machten. Aber man sah nicht und wollte auch nicht sehen, daß eine Änderung nur durch eine Revolution der Soldaten herbeigeführt werden konnte. Man trauerte dem Gestern nach und hoffte, es könnte wie durch ein Wunder des Himmels doch noch wieder Gegenwart werden. Zur Verwirklichung dieser Hoffnungen aber wandte man sich vertrauensvoll an die Deutschnationale Volkspartei, deren Programm weitgehend Rücksicht auf das Gestern nahm. Die Leute im Schloß schüttelten ärgerlich den Kopf über mich, daß ich vorgab, national zu sein, ohne meine politischen Gedanken um das Gestern und die Deutschnationale Volkspartei kreisen lassen zu wollen. Und ich wiederum war jung und boshaft genug, hin und wieder beim Vorlesen einige Bemerkungen einzufügen, die ganz und gar nicht in den Text paßten. Ich hoffte dabei auch insgeheim, vom Amte des Vorlesers entbunden zu werden, allerdings hatte ich hierin auf Sand gebaut, denn die übrigen Vorlesekandidaten, der Lehrer, die Wirtschafterin und die Frau des Hauses, konnten nicht eine solche schlafverscheuchende Stimme ihr eigen nennen wie ich.

Die Reparationskommission hatte gerade in diesem Frühjahr festgesetzt, daß Deutschland für das Jahr 1922 750 Goldmillionen in bar und 1450 Goldmillionen in Sachlieferungen abzuführen hätte. Die Landwirtschaft hatte darunter weniger zu leiden als das übrige deutsche Volk, denn gerade bei den Sachlieferungen bediente sich die Regierung auch der Vorräte, die die Landwirtschaft an Vieh und Getreide besaß, ohne diese Vorräte schlechtweg zu beschlagnahmen und zu enteignen.

Immer tiefer sank die Mark, und es erwies sich, daß vor allem die Bodenschätze, das Getreide, alle Nahrungsmittel wertbeständig waren. Für einen Zentner Weizen konnte man

jetzt sehr viele Dinge erwerben, die vor der Entwertung des Geldes ein Vielfaches gekostet hatten. Es war grotesk, anzusehen, wie jetzt für wenige Sack Getreide, für ein paar Wagenladungen Kartoffeln oder Rüben Gegenstände in die Wohnungen der Landwirte wanderten, die besser in der Stadt geblieben wären. Alte, herrliche Bauerntruhen wurden zerhackt oder kamen in die Ställe, um geschmacklos furnierten Kitschmöbeln Platz zu machen. Landwirte kauften sich gleich zwei Klaviere, ohne daß auch nur einer aus der Familie Klavier zu spielen wußte. Es galt aber als modern, als städtisch, als gebildet, ein Klavier zu haben. Die Städter hatten nur eins, darum konnte sich der Landwirt zwei leisten! Die unschöne Mode der Stadt kam aufs Land, und die Bauernmädchen wollten selbst im Kuhstall seidene Strümpfe tragen.

Zum erstenmal tauchte das Wort Inflation auf. Ein fürchterlicher Begriff, der die Substanz zugunsten des Scheins entwertete. Bedauerlich, daß sich so mancher der Landwirte nicht schämte, an der Inflation, die den größten Teil des Volkes ins Elend stürzte, zu verdienen.

Ich hoffte, meinen Eltern einige Lebensmittel nach Berlin schicken zu können, um ihnen, die durch die Geldentwertung in große Verlegenheit gekommen waren, etwas helfen zu können. Die Frau des Schlosses weigerte sich, mir von den Vorräten auch nur eine Kleinigkeit abzulassen. Als ich ihr ungeschminkt meine Meinung sagte, bekam ich zur Strafe mein Abendbrot in meine Kammer geschickt. Ich war glücklich, nicht vorlesen zu müssen und ging noch spät zu den Tagelöhnern, die mir gern eine Wurst, eine Seite Speck und eine Mandel Eier abgaben.

Mein Verhältnis zum Schloß, das schon einen empfindlichen Knacks bekommen hatte, als ich mich im Winter weigerte, auf der Treibjagd den jungen Herren der Nachbarschaft als Treiber das Wild vor den Drilling zu hetzen, wurde völlig getrübt, als ich dem Mann des Schlosses, der mich wegen der Meinungsverschiedenheit, die ich mit seiner Frau gehabt hatte, zur Rede

stellte, einen wenig freundlichen Vortrag über die Not des Volkes und die ichsüchtige Verstocktheit mancher satter Leute hielt.

Es sah schlimm aus in Deutschland, aber die Regierung dachte nicht daran, die Lawine der Inflation aufzuhalten. Aus Amerika kamen die Hyänen des wirtschaftlichen Schlachtfeldes und kauften Deutschland aus. Für wenige Dollar wurden unersetzliche Werte, Kunstgegenstände, Waren weggeschleppt, und die Deutschen gewöhnten sich daran, von der Hand in den Mund zu leben. Als klug galt der, der heute möglichst viel in die Hand bekam und gut zu leben hatte, um morgen aufs neue sich viel zu verschaffen. Daß bei dem Wettlauf um den Genuß der Charakter nur ein Ballast war, den man möglichst fortwarf, schien eine selbstverständliche Erkenntnis zu sein. Ich fuhr im Mai nach Berlin, um zweimal hintereinander für die Verbindung zu fechten, die mit einer anderen zur Zeit einen erbitterten Streit hatte, bei dem von beiden Seiten alle Fechter aufgeboten wurden. Und da ich als guter Fechter galt, wurde mir die Ehre zuteil, gleich zweimal hintereinander zu fechten. Drei Tage vor der Mensur war ich in Berlin eingetroffen, um mich in aller Eile einzupauken. Es ging über Erwarten gut, und als ich am Sonnabend auf die Pappe trat, fühlte ich mich sicherer denn je. Ich hatte auf der ersten Mensur Glück, schon im siebenten Gang schlug ich meinem Gegner einen handflächengroßen Lappen aus der Kopfhaut, so daß die Abfuhr erklärt wurde. Mir hatte ein Hieb den linken Nasenflügel gespalten, ich kam mit einer Nadel davon. Auf der zweiten Mensur, die ungefähr drei Stunden später stieg, wurde ich abgeführt, da mir die Frontalisader durchgeschlagen worden war, so daß das Blut in weitem Bogen herausspritzte.

Am Abend saß ich auf der Kneipe und stellte mit Erschütterung fest, daß die Inflation das Denken der sonst so fröhlichen und ehrlichen Studenten völlig erfaßt hatte. Die Anständigsten von ihnen waren zur Bank gegangen und verdienten auf einwandfreie Art ihr tägliches Geld. Die andern versuchten, Anschluß bei Schieberkreisen zu finden und handelten mit

ganzen Schiffsladungen voll Waren, die sie nie gesehen hatten, von denen sie überhaupt nicht wußten, ob sie tatsächlich vorhanden waren. Und sie taten sich noch groß mit ihrem Händlergeist, waren übermodern gekleidet und warfen das Geld mit vollen Händen heraus, weil es morgen ja doch nichts wert sein würde. Ich saß mit meiner grünen Landwirtsjoppe und meinen sehr schäbigen Hosen zwischen den Menschen, deren Sprache ich nicht verstand. Ich trank mein billiges Bier, das ich gerade noch bezahlen konnte und wies den Sekt zurück, den einige von den heute Reichen freigebig bestellt hatten. Und als die andern zum Aufbruch drängten, um noch eine Bar aufzusuchen, zu der sie einige „fabelhafte Frauen" hinbeordert hatten, schlenderte ich zum Stettiner Bahnhof und setzte mich dort in den Wartesaal, um mit dem nächsten Zug nach Mecklenburg zu fahren. Der Kopf schmerzte stark, die Nadeln machten sich bemerkbar, und durch den starken Blutverlust fühlte ich mich krank und schlapp. Auf dem Bahnhof kaufte ich mir eine Zeitung und las einen langen Aufsatz über den Rapallovertrag, den der Minister Rathenau mit den Sowjetrussen geschlossen hatte. Die Zeitung pries diesen Vertrag als Anbruch einer neuen Wirtschaftsepoche. Also Rathenau der Retter in der Not! Ich spuckte aus. Wenn doch erst dieses verfluchte Berlin hinter mir lag!

Meine Eltern hatte ich nicht aufgesucht, ich fürchtete sie zu erschrecken. Und als ich im Spiegel meinen verbundenen Kopf und mein bleiches Gesicht sah, war ich zufrieden, daß sie mich nicht zu sehen brauchten.

Ekelhaft! Da waren so anständige junge Burschen, die jederzeit bereit waren, für die Ehre das Leben einzusetzen. Und jetzt, da der allgemeine Ausverkauf Deutschlands im Schwunge war, gerieten sie, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft gaben, unter die Aasjäger. Nur gut, daß nicht alle so handelten. Es gab gewiß auch in der Großstadt genug junge Menschen, die lieber hungerten, als unter die Schieber und Inflationsgewinnler zu gehen.

Vielleicht hatte ich auch gut reden, ich saß da weit ab vom Schuß auf dem Lande, hatte zu essen und zu trinken und ein Dach über dem Kopf und brauchte nichts weiter. Wer weiß, wo und wie ich heute mein Geld verdienen würde, wenn ich in Berlin wäre, ging es mir durch den Sinn. Ich schüttelte mich. Nein, ich würde doch wohl zu den Hungernden gehören.

Einige Tage später fing die Wunde an zu eitern. Ich fuhr nach Güstrow und ließ sie von einem Arzt behandeln. Der Mann auf dem Schloß tobte vor Zorn, er fand es unverantwortlich, daß ich meine Arbeitskraft, die doch eigentlich ihm gehörte, in so unverantwortlicher Weise aufs Spiel setzte. Ein Wort gab das andere, und der tragische Abschluß des Zusammenstoßes war, daß ich Knall und Fall meine Koffer packte, von den Tagelöhnern, von Teddy Wachtel, von Möller, von Langpaap und einigen anderen Freunden bewegt Abschied nahm und nach Berlin zurückfuhr. In meinem Zeugnis stand zu lesen, daß ich immer fleißig und arbeitswillig und treu gewesen wäre, auch sonst ein lieber Hausgenosse, und, wenn ich noch tüchtig dazulernte, könnte ich einmal ein guter Landwirt werden!

Ich mußte laut lachen. Das Zeugnis war so inhaltlos wie die Leute auf dem Schlosse selber. Schade, das schöne Gut! Ich mochte es gern um seiner Arbeiter, um seiner Burschen und Mädchen, um seiner Pferde, um seines Waldes und um seiner einsamen Stellen willen, an denen ich in die Ferne geträumt hatte. Noch einmal sah ich aus dem Fenster. Da drüben lag es, die Schafe weideten auf dem Brachschlag wie immer, und die Kühe und Fohlen grasten auf der großen Koppel. Vielleicht würde bald ein neuer Lehrling da sein, ein demütigerer als ich, einer, der den Leuten nach dem Mund sprach, der den Treiber machen konnte. Richtig, ja, reiche Leute, die nur ihren Launen lebten, konnten sich ihre Treiber halten. Auf dem Lande und in der Stadt! Pfui Teufel nur, daß es so viele Treiber gab. Ich erkannte, daß Treiber und Gejagte zusammenstehen sollten gegen die, für die das Leben nur noch eine Jagd nach immer reizvollerem Genuß war.

Schönes Mecklenburg, ging es mir durch den Sinn, du bist ein wahrhaft gesegnetes Land mit deinen fruchtbaren Äckern, mit deinen unzähligen Seen und deinen tiefen Wäldern, aber deine armen Menschen werden schneller zu Deutschland kommen als die Reichen, die es doch auch so sehr gut meinen, am besten aber mit sich selber meinen!

Meine Eltern waren entsetzt, als ich unangemeldet ins Haus trat. Und wie sah ich aus! Über meine Stirn lief eine blutrote tiefe Narbe, mein Gesicht sah noch immer bleich aus, und mein halb bäuerlicher, halb städtischer Anzug ließ mich noch abenteuerlicher erscheinen als ich ohnehin schon war. Am liebsten hätten sie mir wohl die Tür gewiesen, denn der Empfang war alles andere als herzlich.

Vater betrachtete mich ärgerlich: „In diesem Aufzug kannst du nicht in Berlin umherlaufen, du blamierst dich und uns alle."

Ich hatte nichts dagegen, daß mir ein neuer Anzug gekauft wurde. Vater händigte mir ein Bündel Banknoten aus und begann, nachdem er seinem Ärger in einem längeren Monolog Luft gemacht hatte, nach meiner Zukunft zu fragen.

Ich sah ihn lange an. „Du brauchst dir meinetwegen nicht den Kopf zu zerbrechen, ich werde schon meinen Weg gehen."

Vater brauste auf: „Ich weiß nicht recht, was aus dir noch werden soll. Einen Chef ohrfeigst du, den andern beleidigst du. Ich sehe schwarz für deine Zukunft!"

Seine dunklen Ahnungen bewahrheiteten sich rascher, als er wohl selbst befürchtet hatte. Denn am nächsten Nachmittag, noch bevor ich mir den so dringend nötig gewordenen Anzug kaufen konnte, saß ich bereits hinter Schloß und Riegel.

Ich schritt in meiner engen, stinkigen Zelle auf und ab und konnte es noch immer nicht fassen, wie ich hier hereingekommen war. Zum hundertsten Male las ich die blöde Hausordnung,

und zum hundertsten Male kramte ich das Regal durch, nahm die schwarzgebundene Bibel in die Hand, rückte an dem Zellenkübel und stieß mit dem Fuß gegen den Wasserkrug. Verdammte Schweinerei, das hatte mir gerade noch gefehlt. Die Eltern würden sich ja freuen!

Zum hundertsten Male ließ ich die sich überstürzenden Ereignisse an mir vorüberziehen. Ich schloß die Augen und sah alles deutlich:

Es war der 24. Juni. Ich war durch den Tiergarten gelaufen, um mir in einem der Bekleidungshäuser den neuen Anzug zu kaufen. Jetzt ging ich durch das Brandenburger Tor, und nun war ich Unter den Linden. Weit rechts von mir leuchtete schon der rote Turm des noch röteren Berliner Rathauses. Drüben war die Wilhelmstraße, da regierten die Männer, die ich haßte. Auf der Straße war großes Geschrei, ich hörte ab und zu den Namen Rathenau. Zeitungsverkäufer riefen ihn aus. Was konnte da schon sein, vielleicht hatte er einen neuen Pakt geschlossen. Soviel ich wußte, stand die Negerrepublik Liberia bisher in keinem engeren Paktverhältnis zur deutschen Republik. Sicher lehnten die Neger das auch ab, denn sie waren, um frei zu werden, ein Negerstaat geworden, und Deutschland war ein Sklavenstaat. Plötzlich fiel mein Blick auf eine Litfaßsäule.

Donnerwetter! Mein Herz stockte! Da stand ja schwarz auf weiß: Rathenau ermordet!

In großen Sätzen lief ich über die Straße. Die Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Mit Mühe entzifferte ich, daß heute vormittag der Minister Rathenau, als er mit seinem Wagen ins Auswärtige Amt fahren wollte, aus einem andern Wagen heraus erschossen worden sei. Der oder die Täter seien entkommen!

Mein erster Gedanke galt den Tätern. Hoffentlich entkamen sie nun wirklich. Sie hatten den größten Juden, den gefährlichsten Schurken erledigt. Die ganze Welt würde sich bei der Jagd auf sie beteiligen. Ich suchte in meinem Gedächtnis. Ob es wohl ein Bekannter von mir war, der den tödlichen Schuß

abgegeben hatte? Und ob die Kreise, die hinter dieser Tat standen, aus den Freikorps hervorgegangen waren? Wie schade, daß der Unterstand in der Herderstraße nicht mehr bestand. Dann wäre ich jetzt dort und hätte vielleicht Anteil an dieser entschlossenen Aktion.

Mir wirbelten die Gedanken im Hirn. Ach Gott, wenn der Unterstand noch da wäre, würde ich nie Landwirt geworden sein, ich hätte dann zwar das schöne Mecklenburg nicht kennengelernt, aber ich wäre weiter verbunden geblieben mit dem heimlichen Deutschland, das immer wieder zur Waffe griff, um die Freiheit zu erkämpfen. Ich kam mir vor wie ein Deserteur. Was war schon die Verbindung mit ihren Mensuren! Hier hatten sich einsame Kerle wieder einmal in die Schanze geschlagen, hatten sicherlich in langen Nächten, während andere junge Männer Sekt soffen und Weiber auf den Schoß zogen, die Tat vorbereitet, und ich hatte während all der Wochen friedlich in Mecklenburg gelebt, hatte Kühe gemolken, Liedchen im Walde geträllert und meine Zeit mit törichtem Geschwätz vertan. Hier aber hatten Männer gehandelt. Jetzt irrten sie irgendwo umher, verfolgt, gehetzt, vielleicht schon im Wettlauf mit dem Tod begriffen. Ich hatte bestenfalls ein Plus aufzuweisen, daß ich nicht vor dem Getreidesack in die Kniee gesunken war. Aber das war ja kein Verdienst!

Neben mir drängten sich Leute. Männer und Frauen. Die meisten sagten nichts, gingen kopfschüttelnd weiter. Ein paar murmelten tadelnde oder erschrockene Worte. Plötzlich schlug eine aufgeregte, fette Stimme an mein Ohr: „Diese elenden Mörder, diese Hakenkreuzstrolche, diese Bluthunde! Rathenau war der fähigste Kopf der ganzen Regierung, jetzt geht Deutschland völlig zugrunde, jetzt müssen wir alle an den Bettelstab."

Ich drehte mich um und sah in ein schwammiges, feistes Gesicht, das irgendeinem Schieber gehören mochte. Wenn es noch ein Jude gewesen wäre, ich hätte es noch verstehen können, daß er um den Oberjuden weimerte. Aber es war ein Deutscher! Eine grenzenlose Wut stieg in mir auf, und ich brüllte ihn an:

„Sie Idiot! Danken sollten sie dem Mann, der diesen gefährlichsten Juden niedergeschossen hat. Was wissen Sie denn überhaupt von Ehre und Freiheit, Sie Backpfeifengesicht! Wagen Sie es nicht noch einmal, Männer zu beschimpfen, Sie Popanz!"

Das feiste Gesicht schnappte nach Luft: „Sie wollen die Mörder verteidigen? Sie . . . Sie . . ."

Weiter kam er nicht. Meine Faust klatschte ihm ins Gesicht, einmal, zweimal. Ich fühlte, wie mich die Fäuste anderer Leute trafen. Blindlings schlug ich um mich. Immer wieder. Mir wurde beim Schlagen leichter ums Herz, es war mir, als könnte ich es damit gutmachen, daß ich so lange in der Einsamkeit friedlich gelebt hatte.

Da stand auf einmal ein sehniger, älterer Mann vor mir, hob die Hand: „Sie sind verhaftet!"

Ich schlug auf ihn ein, erhielt ein paar Stöße und schlug mit dem Gesicht auf die Steine. Im nächsten Augenblick waren meine Hände gefesselt. Die Schellen klickten metallisch ein. Dann war ich gepackt, angehoben und in ein Auto geworfen. Ich hörte noch, wie die Leute auf der Straße schrieen. Vielleicht glaubten sie, einer der Unholde sei gefangen worden.

Ich wurde nicht zum Alexanderplatz, sondern nach Moabit gebracht. Vor der Zelle löste mir ein Beamter die Hände, packte mich am Genick und stieß mich in den Rücken, daß ich mit dem Kopf gegen die Wand schlug.

Nun ging ich schon seit Stunden in der Zelle auf und ab. Die Narbe auf der Stirn war aufgebrochen, ich wußte nicht, ob es durch die Schlägerei geschehen war oder vorhin, als ich mit dem Kopf gegen die Wand fiel. Das Blut rieselte. Das war gut, so wurde der Kopf frei. Ich ließ das Blut laufen, mochte die Zelle eine Zeitlang Flecken auf dem Boden haben, vielleicht bekam dann der Schwerverbrecher, der sie nach mir bewohnen würde, einen Schreck.

Allmählich wurde ich ruhiger und setzte mich auf die Pritsche. Ob die Polizei wirklich glaubte, daß ich an dem Attentat beteiligt wäre? So dumm konnte doch die Polizei nicht sein,

denn einer, der einen gewaltigen jüdischen Minister über den Haufen schießt, der hat auch Möglichkeiten, zu entfliehen, zumindest fängt er nicht mitten in der Stadt eine Schlägerei an. Immerhin gab es bequemere Arten des Selbstmordes.

24 Stunden mußte ich warten, bis ich vor den Untersuchungsrichter geführt wurde. Das Verhör war sehr kurz. Ich konnte an der Tat nicht beteiligt sein. Immerhin behielt man mich noch vier Tage dort. Wahrscheinlich zur Belohnung dafür, daß ich bei meiner Verhaftung einem Herrn der Kriminalpolizei die Faust ins Gesicht geschlagen hatte.

Ich hatte genügend Zeit, meine Wäsche und meine Joppe vom Blut zu säubern. Als ich wieder frei war, setzte ich meinen Weg zu dem Bekleidungsgeschäft fort. Mein Geld war aber kaum noch etwas wert. In der Zwischenzeit war der Kurs der Mark wieder so gesunken, daß ich mir gerade noch einen billigen Schlips kaufen konnte. Mein alter Schlips war bei der Schlägerei in Fetzen gegangen.

Während meiner Haft hatte mein Vater alle Hebel in Bewegung gesetzt, um mir für möglichst sofort eine Stellung zu verschaffen. Es erschien ihm nicht sonderlich vorteilhaft, wenn ich mich längere Zeit in Berlin aufhalten würde. Für mich versprach er sich davon nur neue Unannehmlichkeiten, für sich selber aber eine Reihe unerträglicher Aufregungen. Tatsächlich gelang es ihm, mich auf dem Dominium Giesensdorf in der Niederlausitz unterzubringen.

Am 17. Juli starben die beiden tapferen Männer, die als Rächer im Namen des heimlichen Deutschland die Waffe auf Walther Rathenau richteten, Fischer und Kern, im ausgebauten Turm der Ruine Saaleck, den ihnen ein deutscher Mann, Dr. Stein, der schon des öfteren versprengten deutschen Aktivisten Zuflucht gewährt hatte, zur Verfügung stellte, einen einsamen und tapferen Tod.

Im ganzen waren über $4^1/_2$ Millionen Mark Belohnung auf ihren Kopf gesetzt worden.

Nach langer Jagd hatte die Polizei die Männer ausfindig gemacht, die nur durch einen unglücklichen Irrtum sich um die sichere Rettung vor den Verfolgern gebracht hatten. Kern wurde durch einen Zufallstreffer, der von der wilden Schießerei, die die Polizeibeamten auf den Turm eröffnet hatten, herüberschwirrte, tödlich verwundet. Fischer, nachdem er dem toten Kameraden sorgsam die Augen zugedrückt hatte, gab sich selbst den Heldentod.

Vier Tage später aber erließ die Regierung des frommen Herrn Wirth das Gesetz zum Schutz der deutschen Republik, das alles erlaubte, was dazu diente, das Wachstum des heimlichen Reiches zu vernichten, und das alles verbot, was dazu angetan war, das Gefühl für Recht, Ehre, Freiheit und Gerechtigkeit zu wecken. Jetzt begann eine Hetzjagd auf die gesamte nationale und völkische Bewegung. Das Hakenkreuz wurde als Abzeichen von Mördern und Banditen verfolgt.

Wo nur die Schergen des Weimarer Staates aufrechte Männer witterten, ruhten sie nicht eher, als bis sie sie wegen Vorbereitung zum Hochverrat verhaftet und unter Anklage gesetzt hatten. Und es fanden sich immer wieder Richter, bis hinauf zum Reichsgericht, die dem Drängen der Regierung nachgaben und tapfere Soldaten in den Kerker warfen.

Die Fahne des heimlichen Deutschland wurde zwar niedergeholt, aber nicht vor dem Feinde gestrichen!

Unsere alten Kampfbünde verbot der Staat. Wir gründeten neue, bis auch sie verboten wurden. Wir traten in Sportvereine oder gründeten eigene. Aber auch hier kam man uns auf die Spur. Der Verrat blühte. Man beschlagnahmte unsere Abzeichen, führte Haussuchungen durch, schnüffelte nach Listen und arbeitete mit diesen Mitteln der Interalliierten Kommission in die Hände.

Nur den Geist konnte man nicht beschlagnahmen. Der war auch an Abzeichen nicht zu erkennen.

In Giesensdorf waren völlig andere Verhältnisse als in Mecklenburg. Schon landschaftlich. Mecklenburg mit seinem Reichtum hatte auf mich den Eindruck eines in sich sicheren und geborgenen Landes gemacht. Die Niederlausitz aber, wenigstens dort, wo das Gut lag, war von armem Boden, der zur Klasse fünf bis acht gehörte. Man sagte im Scherz, daß bei Wind der Acker in der Luft liege. Der karge Boden trug Kartoffeln, Roggen und Hafer. Die Bewirtschaftung des Bodens war leichter als in Mecklenburg, aber der Ertrag war gering. Dürre Kiefernwälder bedeckten das Land zu einem großen Teil, und die Seen waren kleiner und, wie mir schien, auch etwas morastiger. Die Menschen waren nicht so breit und wuchtig, auch nicht so stolz und herb wie in Mecklenburg, sondern kleiner und wendiger, anpassungsfähiger und nachgiebiger. Man sah mehr Putz als in Mecklenburg und mehr dunkles Haar. In Mecklenburg sah ich nirgends Kühe vor den Pflug gespannt, in der Niederlausitz pflügten die Kleinbauern ausschließlich mit Kühen. Aber fleißig und anspruchslos waren auch diese Menschen. Hatte ich Mecklenburg als Land des Großgrundbesitzes kennengelernt, so fand ich in der Niederlausitz Bauernhof an Bauernhof. Die Dörfer waren großzügig, und vor jedem Hof war ein gepflegter Garten, und wenn er noch so klein war.

Giesensdorf war ein stattliches Gut, das einem bekannten Berliner Möbelspediteur gehörte. Er hatte das einst völlig verwahrloste Gut für wenig Geld gekauft und es mit großer Liebe durch seine Verwalter zur Höhe gebracht. Als ich einzog, war das Gut musterhaft in der Bewirtschaftung, in den Gebäuden und Stallungen. Als Administrator wirkte ein früherer Leutnant, der in die Landwirtschaft hineingewachsen

war und Umsicht genug besaß, einen Fehler nicht zum zweitenmal zu machen.

Da sich der Besitzer jetzt, da das Gut sich rentierte, nicht mehr allzuviel um die Wirtschaft kümmerte, war es eine wahre Freude, auf dem Hofe zu leben. Wir konnten nach Herzenslust dieses und jenes ausprobieren, was ein engherziger Besitzer niemals erlaubt hätte. Ich konnte die Erfahrungen, die ich in der Vogelsanger Viehzucht gesammelt hatte, als Anregungen weitergeben, konnte schon hier und dort ein Wort mitreden und galt als Volontärverwalter wesentlich mehr, als ich in Vogelsang als Lehrling gegolten hatte. Mein Zimmer im Kavalierhaus war groß und hell und mit schönen Möbeln ausgestattet. Ich durfte einen kleinen Drahthaarfox zu meinem ständigen Begleiter wählen, durfte reiten und bestimmte Aufsichten mit eigener Verantwortung übernehmen. Nach wenigen Tagen hatte ich mich völlig eingelebt. Der Administrator war heimlich mit der Wirtschafterin verlobt, so daß unser Essen überaus reichlich und mit Liebe zubereitet war. Der Administrator, die Wirtschafterin und ich bildeten ein Kleeblatt, das sich gut verstand. Unser Lachen würzte die Arbeit und legte über das ganze Gut eine heitere Stimmung, die den letzten Arbeiter erfaßte. Wir hatten gute Arbeiter in Giesensdorf, durchweg die zweiten und dritten Söhne von Bauern. Und diese jungen Kerle spuckten in die Hände und gingen ans Werk, daß es eine Lust war. Sie hofften alle, eines Tages doch noch ein Stück eigenen Ackers erwerben zu können und arbeiteten, um aus dem Lohn eines Tages ein kleines Eigenkapital zu gewinnen. Ich habe selten einen so gepflegten und bis ins kleinste übersichtlichen Hof gesehen wie diesen. Alles klappte wie am Schnürchen, vom Geflügelhof bis zur letzten Kartoffelmiete. Im Dorf war ein kleiner Krug, in dem öfter einmal sonnabends ein Fäßchen Bier aufgelegt wurde, das der Hof bezahlte. Und dann konnten die jungen Burschen mit den Mädchen tanzen; die Musik dazu stellten sie mit einer Ziehharmonika und ein paar Mundharmoniken selber. Wenn ein-

mal einer der freien Bauern, die mit dem Hofe nichts zu tun hatten, hinzukam, so war er herzlich eingeladen. Und wenn einmal ein freier Bauer auf den Hof kam, um ein Buch, eine Zeitung oder einen Rat zu holen, so ging er nie mit leeren Händen oder enttäuscht nach Hause. Ja, es kam auch öfter vor, daß wir ein Pferd ausliehen, wenn ein Bauer es dringend brauchte. Hier erlebte ich, daß ein Gutshof ein ganzes Dorf im Guten beeinflussen kann. Das Gut war in jeder Beziehung der Mittelpunkt, in geistiger, in wirtschaftlicher und besonders in politischer Hinsicht. Die jüdischen Händler faßten in Giesensdorf keinen Fuß. Ein Festtag war immer, wenn wir nach Beeskow fuhren, um Lohngelder zu holen. Dann spannten wir die flinken Trakehner vor den Jagdwagen und fuhren durch die schönen Straßen der Stadt. Im „Engel" spannten wir aus und trafen dort regelmäßig die Landwirte aus der weiteren Umgebung, die auch gekommen waren, um Geld von der Bank oder von der Sparkasse zu holen. Wir unterhielten uns dann über landwirtschaftliche Fragen und über Politik und tranken unser Bier dazu. Der Mond stand schon hoch am Himmel, wenn wir nach Hause fuhren.

Sonntags saßen die jungen Leute unter der breiten Linde hinter dem Gutshaus und sangen zur Handharmonika ihre Lieder. So oft ich nur konnte, war ich bei ihnen.

Wenn der Besitzer aus Berlin zu uns kam, war es für alle ein Freudentag. Wir bekamen Wein und gute Zigarren, die Leute immer etwas Besonderes, mal ein Faß Heringe, mal eine große Kiste Harzer Käse. Der Besitzer ging am Vormittag mit dem Administrator und mir durch die Ställe. Jedes Tier wurde eingehend gemustert und beurteilt. Am Nachmittag fuhren wir über die Felder und durch den Wald.

Wenn die Besichtigung gut ausgefallen war, saßen wir am Abend bei einer besonders guten Flasche Wein beisammen. Dann erzählte der Besitzer wohl auch einmal von seinem Leben, seinen Nöten und Hoffnungen. Ich hatte eine große Hochachtung vor ihm bekommen, als er einmal ohne Scheu davon

erzählte, wie er als ganz armer junger Mann, als das Kind eines Lokomotivführers, der zeit seines Lebens keine Schätze sammeln konnte, angefangen hatte, sein Lebensschiff zu zimmern. Er hatte eine kaufmännische Lehre beendet und war auf den Gedanken gekommen, ein Speditionsgeschäft zu gründen. Da er kein Geld besaß, wurde er so lange bei der Stadt vorstellig, bis sie ihm den Kredit für die Anschaffung einiger Pferde und mehrerer alter Möbelwagen bewilligte. Mit großem Fleiß und viel Geschick war er nun an die Arbeit gegangen, hatte Fehlschläge und Enttäuschungen überwunden, bis sein Werk stand. Jetzt hatte er seine Vertretungen in Paris und London, in Prag und Budapest, in Wien und Warschau, und sein Name war einer der angesehensten unter den Möbelspediteuren Europas.

Er war ein weißhaariger, untersetzter Mann, der das Herz und auch den Mund auf dem rechten Fleck hatte. Er ließ sich nichts vormachen, verlangte viel, erkannte aber auch Geleistetes rückhaltlos an. Eine geradezu dankbare Liebe aber hatte er zu den Pferden, die ihm zum Wohlstand und später zum Reichtum verholfen hatten. Ständig waren zwei, drei und mehr pflastermüde Gäule in Giesensdorf in Pension. Sie konnten nach Herzenslust Hafer fressen und auf der Koppel weiden, bis ihre Hufe wieder fest und ihr Fell glänzend geworden waren. Dann mußten sie ihre Arbeit in Berlin wieder aufnehmen, bis sie aufs neue erholungsreif .waren.

Ständig hatte er arme Verwandte oder Nichten und Neffen aus Berlin zu Besuch in Giesensdorf. Wir waren stolz darauf, den Städtern unsere Kunst als Landwirte zu zeigen und nahmen die Gelegenheit wahr, mit ihnen im Jagdwagen über die Felder zu fahren.

Ein etwas komischer Kauz war der Förster, ein bis vor kurzem völlig verknöcherter ostpreußischer Junggeselle, dessen einzige Freunde die Bäume, das jagdbare Wild, der Vorstehhund und die Büchsen und Flinten waren. Wir nannten ihn

im Scherz „Mannche", weil er in seinem ostpreußischen Dialekt jeden von uns so anredete.

Mannche war plötzlich zu einer Frau gekommen. Nicht etwa, weil er sich verliebt hätte. Er kannte die Dame seines Herzens gar nicht. Er hatte nur einmal einen Brief gelesen, den sie auf eine Heiratsanzeige eines Försters in der Zeitschrift „Wild und Hund" geschrieben hatte. In diesem Brief stand nun mit blaßblauer Tinte auf rosa Papier geschrieben, daß sie, aus gutem Hause stammend, ursprünglich sich der Kunst verschworen hätte. Sie wäre Schauspielerin geworden, hätte auf Grund ihrer Schönheit und ihrer überragenden Kunst gewaltige Triumphe gefeiert und hätte doch allen Heiratsangeboten und Verführungsversuchungen aus Liebe zur Kunst getrotzt. Jetzt aber wäre sie des Alleinseins und der äußeren Erfolge müde, jetzt sehnte sie sich nach der Liebe eines einfachen, aber treuen Mannes, der ginge ihr über alle flotten Grafen und steinreichen Fabrikbesitzer. Und nichts könnte für sie schöner sein, als der Gedanke, fernerhin an der Seite eines braven Grünrocks durch das Leben zu wandeln, inmitten der herrlichen Natur, die keine Schlechtigkeit kenne. Und kochen könne sie überdies ganz hervorragend. Anbei läge ein Bild, ein anderes wäre ihr gerade nicht zur Hand.

Das Bild aber hatte es in sich! Eine vollschlanke junge Dame lächelte dort mild und legte verschämt die Hand über den tiefen Ausschnitt ihres Schleiers. Aus der Hand aber wuchs ihr eine vollerblühte Rose. Der Förster, dem dieser Brief galt, hatte sich für eine andere Dame entschlossen, die noch wesentlich mehr Vorzüge ihr eigen nannte. Aus Freundschaft aber hatte er das zweitbeste Angebot Mannche überlassen.

Mehrere Tage lief nun Mannche wie verstört umher und zog jeden, den er antraf, ins Vertrauen. Er faßte ihn am obersten Knopf der Jacke, legte den Finger auf den Mund, sah scheu umher und zog dann rasch das Bild aus der Tasche. Das einzige, was er dabei sagte, war ein hastiges „Teufel,

Teufel!" Dann wartete er, bis der Beschauer freundliche, anzügliche oder aufmunternde Worte sagte.

Wieder sagte Mannche nichts als „Teufel, Teufel!" und eilte weiter, um den Nächsten ins Vertrauen zu ziehen.

Nach acht Tagen war er soweit. Da gab er ein Telegramm mit einem Heiratsangebot auf. Und telegraphisch kam umgehend ein schlichtes „Ja". Mannche hatte nie in seinem Leben um Urlaub gebeten. Er überließ es daher auch jetzt seiner telegraphischen Braut, das Aufgebot zu bestellen und den Tag der Eheschließung zu bestimmen. Dann fuhr er nach Berlin, um noch am Abend der Trauung die junge Frau heimzuführen. Zur Hochzeitsreise hatte er keine Zeit, weil er glaubte, daß niemand da wäre, der seinen Hund inzwischen standesgemäß versorgen könne.

Die Bauern und Arbeiter schmückten das Forsthaus mit Blumen und Tannenzweigen, füllten die Speisekammer mit Würsten und Lebensmitteln aller Art, und am Abend kam das junge Paar.

Als der Wagen vorfuhr, wollten sie die gefeierte Schönheit mit einem donnernden Hurra empfangen, aber diesmal brachten sie nur ein „Teufel, Teufel!" über die Lippen, denn die Dame, der Mannche aus dem Wagen half, war ältlich und rundlich und keineswegs schön, auch nicht modern oder sonstwie auffallend. Und wer ihr in die Augen sehen wollte, wurde genarrt, denn ihr linkes Auge sah grundsätzlich in eine andere Richtung.

Die Dame aber, sofort Frau Mannche genannt, verneigte sich wie eine Primadonna, was aber infolge der Breite ihres Hinterteils nicht sonderlich vornehm aussah, und bellte mit einer unerhört tiefen und zugleich knarrenden Stimme: „Habt Dank, ihr guten Leute, habt tausend Dank!"

Oft ging ich mit Mannche in den Wald, um das Wild zu belauschen. Wir kletterten dann auf einen der vielen Hochsitze, nahmen das Glas vor die Augen und beobachteten die Wechsel. Der Wildbestand war ausgezeichnet, wir hatten Hirsche, Rehe, Damwild und Schwarzwild, und da Mannche alles andere

war, als ein wilder Schießer, fühlte sich das Wild wohl im Giesensdorfer Wald. Auf dem Heimweg mußte ich Mannche viel erzählen, vor allem „Bildung“ wollte er wissen. Ich merkte daraus, daß seine Frau ihm gerade auf diesem Gebiete ihre Überlegenheit zeigen wollte. Mir kam es nicht darauf an, Mannche die tollsten Geschichten zu erzählen, die Hauptsache war nur, daß er mit ihnen seine Frau in Erstaunen zu setzen vermochte.

In Beeskow hatte sich mit der Zeit eine Freitagsrunde von Männern gebildet, denen die Zukunft Deutschlands am Herzen lag. Ein Führer der Völkischen, Wilhelm Kube, hatte vor längerer Zeit einmal in Beeskow gesprochen, und anschließend an seinen Vortrag hatten sich einige Männer zusammengefunden, die sehr bald eine enge Gemeinschaft wurden. Ein junger Tierarzt war darunter, der in München studiert hatte und das starke nationale Kraftfeld dort genau kannte. Er sprach öfter von dem Eindruck, den die Reden eines Mannes, der einen völlig anderen Weg gegangen war als den, den die üblichen Politiker gingen, auf ihn machten. Dieser Mann wäre von einer glühenden Begeisterung und keiner parlamentarischen Richtung hörig. Er glaubte auch nicht, daß die Freiheit der Nation von einer beliebigen Regierung erkämpft werden könnte, sondern das Volk müßte erst zum Denken wachgerüttelt werden. Wir sollten uns den Namen dieses Mannes einprägen: er hieße Adolf Hitler.

Aus Fürstenwalde, aus Beeskow, aus Königswusterhausen, ja, sogar aus Berlin kamen immer häufiger Kerle und Weiber, um Kartoffeln zu stehlen. Anfangs genügte es, wenn Mannche mit seiner Flinte kam, oder wenn der Administrator und ich uns auf unseren Pferden zeigten, um die Diebe zu verjagen. Von Mal zu Mal aber wurden sie dreister. Endlich kamen sie in Scharen zu Hunderten und hoben drohend die Hacken auf, wenn sie uns sahen. Der Gendarm wurde ernsthaft geprügelt, als er einen der Frechsten feststellen wollte.

Es half nichts, wir mußten um die Entsendung von Soldaten bitten. Die Beeskower Reiter schickten uns eine Schwadron, die, noch ehe sie zu einer Attacke ansetzte, allein durch ihre Lanzen und Gewehre das Gesindel so in Schrecken setzte, daß es Hacken, Säcke und sogar die Holzpantinen im Stich ließ und laut schreiend Hals über Kopf davonlief. Von da an gingen die Diebe vorsichtiger zu Werke, sie kamen nachts, und dann auch höchstens zu zweien oder dreien und waren beim Morgengrauen verschwunden.

Für viel Geld und gute Worte mußten wir einige Feldhüter einstellen, die aber fast alle unzuverlässig waren und nachts lieber schliefen, als über die Felder zu gehen. Sie zeigten auch nur geringe Lust, ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Dem Administrator blieb nichts anderes übrig, als einen Dorfschutz aufzustellen, der regelmäßig Patrouillen ausschicken mußte. Die Bauern beteiligten sich ausnahmlos daran, auch ihnen wurde damals viel gestohlen. Jetzt kamen die Diebe schon in Lastautos, stahlen Kartoffeln und Getreide, Obst, Geflügel, und einmal schlachteten sie sogar ein Kuh auf der Weide und zerlegten sie sachgemäß.

Die Beeskower Reiter führten auf unsere Bitten hin öfter Nachtübungen in unserer Gegend durch. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen blutjungen Fähnrich kennen, der mir mit seinen Vorstellungen, ich sollte doch auf jeden Fall zur Reichswehr übergehen, das Herz schwer machte.

Die Reichswehr sah heute schon anders aus als damals beim Kapp-Putsch, wo wir uns von ihr verraten glaubten. In der kurzen Zeit war aus ihr eine ausgezeichnete Truppe geworden, deren Haltung allgemein auffiel. Die jungen Männer, die sich auf zwölf Jahre verpflichten mußten, stammten durchweg aus gesunden, anständigen Familien. General von Seeckt, der Schöpfer der Reichswehr, sorgte dafür, daß trotz der pazifistischen Einstellung der Regierung, trotz der Bespitzelung durch die roten und schwarzen Gruppen, trotz der ständigen Schnüffeleien der Interallierten Kommission eine einsatzbereite Truppe da-

stand, die im soldatischen Geist und der kriegerischen Tradition der alten deutschen Armee erzogen wurde. Der Reichswehrminister Geßler war entweder zu schwach oder zu klug, sich gegen diesen Geist der jungen Truppe zu sperren. Auf jeden Fall aber zeigte er sich anständig genug, Seeckt nicht in den Rücken zu fallen, wenn irgendein ängstlicher Republikaner oder ein eifriger Schnüffler die Stimme erhob. Es kam oft genug vor, daß sich Geßler vor Seeckt stellte. Der Fähnrich erzählte manche beinahe lustige Begebenheit aus dem ständigen Kleinkrieg, der zwischen der Reichswehr und den Auguren der Republik geführt wurde.

Die Unbekümmertheit des Fähnrichs gefiel mir irgendwie. Ich hatte es anfangs nicht begreifen können, daß sich Offiziere dem Staate von Weimar zur Verfügung stellten. Der Fähnrich aber überzeugte mich davon, daß es besser war, um der nationalen Idee willen dem persönlichen Geschmack ein Opfer aufzuerlegen, als ein so wichtiges Glied des kommenden Freiheitskampfes, wie es die Reichswehr nun einmal war, strammen Republikanern auszuliefern.

Der Eid auf die Freiheit der Nation erschien auch dem Fähnrich bindender als der Eid auf die Weimarer Verfassung.

Die Gespräche mit ihm brachten mir manche schlaflose Nacht. Und ganz aus dem seelischen Gleichgewicht geriet ich, als ich einer Einladung in die Kaserne folgte und die Vorführungen der Reiter ansah. Die Geschicklichkeitsprüfungen hätten manchen Zirkusreiter beschämt. Giesensdorf erschien mir plötzlich sehr klein und nebensächlich, und noch nebensächlicher und kleiner erschien mir meine Tätigkeit als Volontärverwalter.

Bei dem Reiterfest in Beeskow hatte ich ein schönes junges Bauernmädel, Liesbeth, kennengelernt. Liesbeth stammte aus Tauche, einem Nachbardorf von Giesensdorf. Ich merkte an ihren Blicken, daß sie an mir Gefallen fand. Aber ich stellte

mich so blöde an, daß ich beim Abschied ganz vergaß, mich mit ihr für irgendwann zu verabreden.

Manchen Abend bin ich auf dem Rad nach Tauche gefahren und saß dann bis in die Nacht hinein in dem häßlichen Dorfkrug, unterhielt mich mit Bauern und Knechten, mit Viehhändlern und Handlungsreisenden, alles in der törichten Hoffnung, Liesbeth zu treffen.

Eines Sonntags fuhr ich am hellen Vormittag durch Tauche. Da hörte ich plötzlich vom Hofe, der Liesbeths Vater gehörte, eine junge Männerstimme den Anfang der Odyssee aufsagen. Auf griechisch! Ich war so betroffen, daß ich vom Rad stieg und lauschte. Tatsächlich, da sagte einer Homer auf. Ich blickte durch das halbgeöffnete Tor und sah nur aus einer Stalltür im hohen Bogen Pferdemist fliegen. Ohne Zweifel mistete also einer den Pferdestall aus und würzte diese Arbeit mit Homerzitaten!

Ich wußte immerhin, daß Herakles die Ausmistung des Augiasstalles als Heldentat angerechnet bekommen hatte, aber ich war doch durch diese seltsame Begegnung überrascht. Nachdem ich eine Weile gelauscht hatte, benutzte ich eine kurze Pause, die der Unbekannte hinter der Tür seiner Arbeit und seinem Aufsagen folgen ließ, um nun meinerseits unter gewaltigem Stimmenaufwand einige Verse aus der Odyssee auf griechisch aufzusagen. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Die Forke in der Hand, stürzte ein schwarzmähniger Bursche in meinem Alter heraus, stellte sich, als er mich sah, breitbeinig hin, stieß mit der Linken die Forke in den Boden, erhob feierlich die Rechte, verneigte sich und bot mir den Gruß der Griechen:

χαῖρε

Ich ging lachend auf ihn zu und nannte meinen Namen. Da verzog er grinsend sein Gesicht, wischte umständlich seine Hand an seiner nicht gerade sauberen oder neuen Manchesterhose ab, drückte mir die Hand und sagte: „Sie kenne ich schon, Liesbeth hat von Ihnen erzählt."

Am liebsten hätte ich ihn umarmt, so wohl tat mir dieses Wort.

Doch bevor ich ihn nach Liesbeth fragen durfte, mußte ich erst auf seine Fragen antworten, vor allem wie ich dazu käme, Griechisch zu können. Bisher hätte er, der Pastor allerdings ausgenommen, aber der stünde außerhalb der Betrachtung, den Ruhm, der einzige zu sein, der so gebildet war.

Auf meine Fragen nach der Herkunft seiner gewaltigen Bildung warf er sich in die Brust und berichtete, daß er der Sohn eines Magdeburger Pfarrers sei. Jetzt aber sei er dem sehr langweiligen Pfarrhaus entronnen, um die Welt zu sehen.

„Tauche ist wenigstens ein Teil von der Welt", gab ich zu. Der andre machte eine ablehnende Handbewegung: „Das ist nur der Anfang. Ich will später nach Afrika, nach Indien oder nach Australien. Landwirte werden überall gebraucht."

In diesem Augenblick kam Liesbeth mit einem Eimer in der Hand aus dem Kuhstall. Sie stieß einen leisen Schrei aus: „Was wollen Sie denn hier?"

Der Pfarrerssohn legte seinen Arm um meine Schulter: „Das ist mein Freund, Liesbeth!"

Sie lachte und nickte mir zu: „Dann ist ja alles gut. Mein Vater ist nämlich sehr grob!"

Herrliche Abende in dem alten Bauernhaus! Wir spielten zwar Domino und Sechsundsechzig, Spiele, die mir durchaus nicht behagten, im Gegenteil, die mich in ihrer Eintönigkeit maßlos reizten, aber ich konnte doch ein paar Worte mit Liesbeth wechseln, konnte sie ansehen und ihr auch einmal verstohlen die Hand drücken. Der Pfarrerssohn sprach dann besonders laut von Nausikaa, von Penelope und Kirke und feixte unverschämt. Der Bauer murmelte unwirsch, er solle endlich den Mund halten von dem verflixten griechischen Zeug und dafür besser melken lernen, denn das klappe immer noch nicht! Und im übrigen wolle er beim Spiel nicht gestört werden.

Die Frau des Bauern war selten bei unseren Abenden zugegen, sie hatte manchmal bis in die Nacht hinein zu schaffen. Zwei ältere Söhne waren in der landwirtschaftlichen Lehre, der eine in Pommern, der andere in Ostpreußen. Sie hatten es nicht gut getroffen in ihrer Lehre, sogar die Wäsche mußten sie nach Hause schicken, und nun stand die Bäuerin bis in die Nacht und wusch, plättete und stopfte für die Jungen. Sie hatte keine Magd, sie machte alles allein, und von Liesbeth wollte sie sich nicht allzuviel helfen lassen. Liesbeth sollte etwas von ihrer Jugend haben! Ich habe selten eine solch aufopfernde Frau getroffen wie diese Bäuerin, die ihrer Tochter die wenigen Stunden des Abends schenkte, nur damit Freude in ihr Leben kommen sollte. Und die Freude war kurz und knapp genug bemessen, der Bauer hätte es nie geduldet, daß seine Tochter mich auch nur für eine Minute nach draußen begleitet hätte. Uns blieb nichts, als uns einmal in die Augen zu sehen und die Hand zu drücken.

Und das war schon geeignet, Liesbeth ins Gerede zu bringen. Die Bauern in Tauche merkten sehr bald, wem meine Besuche galten. Und Bauern dulden es nicht, daß Fremde kommen und mit ihren Töchtern anbändeln. Wenn ein junger Bursche aus dem Dorf oder ein Besitzerssohn aus der Nachbarschaft kommt, dann ist das etwas anderes. Da kennt man den Vater und die Mutter, den Hof und die ganze Familie, und da wird geheiratet, wenn es zu Zärtlichkeiten gekommen ist. Aber einem Fremden kann man nicht trauen, der kann ja jeden Tag seine Siebensachen packen und dahin ziehen, wo ihn keiner aus dem Dorfe mehr sieht. So einen Kerl kann man nicht ächten, wenn er sich weigert, ein Mädel zu heiraten, mit dem er getändelt hat. Irgendwer mußte dem Bauern einen Wink gegeben haben, denn eines Abends erklärte er mir, daß er fortan keine Lust mehr hätte, Domino und Sechsundsechzig zu spielen.

Liesbeth traten die Tränen in die Augen. Sie stand hastig auf und verließ das Zimmer.

Eine Zeitlang brachte der Pfarrerssohn kleine Briefchen, in denen sie mir, wohl aus Furcht, der Vater könnte einmal einen Brief in die Hände bekommen, belanglose Dinge mitteilte. Mir hatte sie dringend ans Herz gelegt, ihr ja nie zu schreiben. Dann schrieb sie auch nicht mehr. Der Pfarrerssohn sagte mir beiläufig, daß Liesbeth Krankenschwester werden wolle. Ich nickte nur. Die Härte des Vaters gefiel mir irgendwie, obwohl sie mich verletzte und Liesbeth und mir etwas zerstörte, was viel zu zart war, als daß es jemals gemein hätte werden können oder gar eine Gefährdung des Namens und der Ehre des Bauern.

Einmal noch sah ich Liesbeth, das war, als in Tauche ein großes Bauernfest gefeiert wurde. Ich ging, obwohl ich nicht geladen war, in den Krug, in dessen Saal getanzt wurde. Liesbeth sah in ihrem gelben Kleid schön, stolz und vornehm aus, und sie verschmähte es, mit den Burschen zu tanzen. Als sie mich sah, wurden ihre Augen groß und starr, dann sah sie zur Theke hinüber, an der ihr Vater mit anderen Bauern stand, und ging gesenkten Hauptes hinaus. Den Bauern sah ich das letztemal, als in Tauche die große Brennerei brannte. Ich war, als der Feueralarm erklang, mit der Giesensdorfer Freiwilligen Feuerwehr auf einem großen Leiterwagen im Galopp hinübergefahren und hatte mich in die große Reihe gefügt, die die Wassereimer weiterreichte. Als der Brand gelöscht war und ich mit meinen Männern abrücken wollte, sah ich den Bauern ganz in der Nähe. Ich ging zu ihm, sagte ein paar gleichgültige Worte und wollte ihm die Hand geben. Doch der Bauer sah an mir vorbei, gab mir auch nicht die Hand und knurrte, als ich fortging, hinter mir her: „Ich will nicht, daß Sie noch einmal nach Tauche kommen!"

Einmal sprach ich mit dem Administrator über diese Härte. Er nickte nur gleichgültig, saugte an seiner Pfeife und sagte dann leichthin: „In diesen Dingen sind unsere Bauern wie ein Rudel Wildpferde. Sie beißen jeden heraus, der aus einem andern Rudel kommt. Und das ist gut so!"

Ich fuhr nicht mehr nach Tauche hinüber. Neue, gewaltige politische Ereignisse ließen alle persönlichen Angelegenheiten nebensächlich erscheinen. Die Hoffnung, daß die Verhältnisse sich festigen würden, erwies sich als trügerisch. Fritz Ebert war zwar durch einen Federstrich, durch ein kurzes Gesetz, ohne daß das Volk dazu befragt wurde, bis zum Jahre 1925 in seinem Amt als Reichspräsident bestätigt worden, und eine aus Zentrum, Demokraten und Deutscher Volkspartei bestehende Regierung war unter der Führung des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie, Cuno, ans Ruder gekommen, ohne daß jedoch durch diese angebliche Festigung der innerpolitischen Verhältnisse auch eine Festigung der deutschen Politik zustande gekommen wäre. Die Erfüllungspolitik erlitt eine fürchterliche Schlappe nach der andern. Die Feinde dachten gar nicht daran, sich durch den guten Willen Deutschlands, das bis zum Weißbluten zahlte, rühren zu lassen. Im Gegenteil, gerade durch die deutsche Erfüllungspolitik wurden sie immer noch gieriger, immer noch schamloser in ihren Forderungen und Demütigungen. Sie bewiesen Deutschland zynisch, daß es eben nicht zahlen wollte, daß es unbotmäßig wäre. Dafür mußte Deutschland eben gestraft werden! Und die Bestrafung führten am 11. Januar 1923 fünf französische und eine belgische Division durch, die mit klingendem Spiel ins Ruhrgebiet einzogen und damit Deutschland, dem erschöpften und ausgemergelten Deutschland, die Hand an die Gurgel legten!

Und zur selben Stunde, da im Westen der Marschtritt der französischen und belgischen Truppen in deutschen Straßen ertönte, fielen in Memel litauische Truppen unter den Augen der Franzosen über die Deutschen her.

Die Deutschen dort oben hofften bis zuletzt, daß die französischen Alpenjäger, diese beste Truppe Frankreichs, soviel Ehre im Leibe haben würden, die brutale Vergewaltigung an den Menschen, die doch ihre Schutzbefohlenen waren, zu verhindern. Ihre Hoffnung war um so berechtigter, als der fran-

zösische Oberkommissar in einem schwülstigen und phrasenreichen Aufruf versichert hatte, daß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine Verletzung des Gebietes durch die Litauer verhindern würde. Seine Alpenjäger aber, so beteuerte er, würden bis zum letzten Mann den Putschisten Widerstand leisten. Die Deutschen glaubten! Und die Litauer marschierten! Immer näher um die Stadt Memel zogen sie ihren Ring, und immer weiter wichen die französischen, schwerbewaffneten, kriegserprobten Alpenjäger vor den nur leicht bewaffneten Litauern zurück! Schon am 14. Januar war die Stadt Memel und mit ihr das ganze deutsche Memelland in der Hand der Litauer. Frankreich wich der „Gewalt" und rieb sich die Hände. Die verfluchten Deutschen hatten wieder eine Schlappe erlitten.

Grausam und verheerend begann das Jahr 1923. Im Osten und im Westen bluteten Deutsche. Im Osten und im Westen pfiffen Kugeln durch die Straßen, schrieen Menschen auf vor Qual, und im Osten und im Westen schwirrten fremde Laute durch deutsche Straßen.

Die Hand an der Gurgel schloß sich enger und enger.

Der Herr Reichspräsident Fritz Ebert aber schwieg. Er schrieb keinen Aufruf an sein deutsches Volk. Und der Heilige Vater, der einst den Versailler Akt als segensreiches Beginnen gepriesen hatte, zerriß nicht sein Gewand. Wenn ein Deutscher litt, so regte das die Welt nicht auf. Denn der Deutsche schien ja von Gott zum Leiden verdammt zu sein!

Angeblich waren ein paar nicht gelieferte Telegraphenstangen der Anlaß, daß Frankreich marschieren ließ. In Wirklichkeit aber wollte Frankreich mehr, es wollte der wider alles Erwarten beginnenden deutschen Erstarkung einen tödlichen Hieb versetzen. Vielleicht auch gab es dort drüben Männer, die da glaubten, Deutschland in einen neuen Krieg treiben zu können, um dann unter dem Schein des Rechtes den Befehl zum Feuern geben zu können. Niemand konnte es wissen, denn der Feind schwieg, und die deutsche Regierung schwieg. Während aber

der Feind aus Berechnung schwieg, schwieg die deutsche Regierung aus Angst.

Als die ersten Nachrichten von den Überfällen im Osten und im Westen in den Zeitungen standen, spannte ich die Trakehner vor den Jagdwagen und schlug auf sie ein, daß sie weit ausgriffen. Ich hoffte, die Beeskower Reiter noch vor dem Ausmarsch anzutreffen. Als ich die Pferde vor der Kaserne zum Halten brachte, wunderte ich mich, daß alles dort seinen gewohnten Gang ging. Der Posten stand da wie immer, und die Soldaten gingen aus und ein, als sei tiefster Frieden im Lande. Ich ließ mich dem Fähnrich von M. melden. Er kam sofort, begrüßte mich liebenswürdig und fragte nach dem Grund meiner offensichtlichen Erregung.

Als ich ihn genannt hatte, zuckte er die Achseln: „Ja, mein Lieber, die Lage ist für Deutschland unerträglich geworden, das stimmt. Aber wann war sie überhaupt seit 1918 erträglich?"

Ich bat ihn, mich dem Rittmeister zu melden. Der Rittmeister drückte mir herzhaft die Hand und schlug mir auf die Schulter. „Schön, daß Sie gekommen sind. Wenn es wirklich soweit ist, dann werde ich persönlich Sie rufen und Sie in meine Schwadron nehmen. Aber ich glaube nicht, daß ich Sie holen darf."

Erschüttert fuhr ich nach Hause. Im Schritt. Ich ließ die Zügel hängen. Deutschland machte also nicht mobil! Wer sollte denn nun Widerstand leisten? Und Widerstand mußte doch geleistet werden! Oder wollten diese verdammten Roten und Schwarzen Deutschland verschenken?

Ihr verfluchten Verräter, ging es mir immer wieder durch den Sinn, ihr habt mit euerm schönen Republikschutzgesetz die soldatischen Verbände zerschlagen, ihr habt Tag und Nacht darüber gewacht, daß nicht ein paar anständige, mutige, unbestechliche Kerle sich irgendwo trafen, um ihr Herz auszuschütten. Ihr habt jede kleine Regung zertreten, die sich zur Freiheit sehnte. Hunderte habt ihr ins Gefängnis geworfen. Deutsche Offiziere, die im Weltkrieg nichts anderes getan

haben als ihre Pflicht und Schuldigkeit, habt ihr vor dem Reichsgericht in Eisen legen lassen. Und jetzt, wo man Deutschland anfällt, habt ihr niemanden, der sich vor die deutsche Ehre stellt. Ihr habt die Soldaten verraten, weil ihr Angst hattet, ihr Bonzen, und jetzt, wo es gefährlich wird, wo ihr Soldaten braucht, sind sie in alle Winde zerstreut. Wer ruft sie jetzt zusammen, die alten Freikorpskämpfer? Ihr habt ja Angst, einen einzigen Aufruf zu erlassen! Und selber geht ihr nicht hinter dem Ofen hervor, wenn es gefährlich wird, ihr tapferen Republikaner!

Ich schimpfte laut vor mich hin, so daß die Radfahrer, die auf der Straße an mir vorüberfuhren, sich belustigt umschauten. Mochten sie mich für verrückt halten. Meinetwegen. Diese Zeit war schon so, daß man verrückt werden konnte.

Der Knall der Schüsse tönt weit. Viel weiter als bürgerliche Menschen es glauben können. Er trifft noch immer das Ohr der Aktivisten, der Rebellen, der Freiheitskämpfer, und seien sie am äußersten Ende der Welt.

Wohl gab es keinen Verband alter Freikorpskämpfer mehr, noch immer aber gab es Männer mit Freikorpsgesinnung. Und diese Gesinnung wurde durch die Schüsse geweckt. Aus allen Teilen Deutschlands kamen sie angereist, die Verfemten, Verfolgten, Verfluchten, Verurteilten, die deutschen Aktivisten. Sie kamen, ohne daß sie einer gerufen hatte, ohne daß ihnen einer einen Lohn versprach für eine einsame, entschlossene Tat.

Die Regierung Cuno wußte nicht, was sie tun sollte. Sie war „bürgerlich", darum war sie verpflichtet, wenigstens so zu tun, als ob sie eine patriotische Leidenschaft besaß. Sie war aber nicht national, darum hielt sie sich auch nicht für verpflichtet, einen empfangenen Hieb mit zwei Gegenhieben zu vergelten. Sie tat vielmehr ein Drittes, sie wählte einen Kompromiß und erklärte den „passiven Widerstand".

Die Aktivisten in Deutschland hatten bis zuletzt gehofft, doch noch einen aktiven Widerstand durchführen zu können. Sie wären mit der gewohnten Tapferkeit gegen besetzte Brückenköpfe angerannt, hätten dem Feind im offenen Kampf die geballten Ladungen unter die Panzerwagen geworfen und wären, wenn es eben hätte sein müssen, als Soldaten in der Uniform, die sie als Zeichen ihrer kriegerischen Gesinnung zu tragen pflegten, gefallen. Der passive Widerstand aber forderte von ihnen, daß sie die Uniformen auszogen, daß sie sich verkleideten, als spielten sie Theater, forderte, daß sie einen Krieg im Dunkeln führten.

Was die bürgerliche Regierung durch die Einschränkung des von Frankreich begonnenen Ruhrkrieges auf einen passiven Widerstand von den ewig freiwilligen deutschen Soldaten forderte, ging bis an die Grenze des Erträglichen. Aber die deutschen Aktivisten, an das Opfer gewöhnt, nahmen auch diese Einschränkung auf sich und begaben sich, als Arbeiter, als Bürger, als Kaufleute verkleidet, in das Kampfgebiet, um ihre nationale Pflicht zu erfüllen. Ganz Deutschland aber hielt den Atem an und sah gespannt zum Rhein und zur Ruhr. Selten war im ganzen Reich eine solche Einigkeit wie in jenen Tagen, da auch der letzte Arbeiter, der internationalen Phrasen hörig war, die Zornröte in seinem Gesicht aufsteigen fühlte. Wären Cuno und seine Freunde in der Regierung öfter unter das Volk gegangen, wer weiß, ob nicht der Ruhrkrieg der Anfang einer großen nationalen Erweckung gewesen wäre. Denn das Volk war bereit, das Letzte zu opfern. Und die Arbeiter im Reich standen auf dem Sprunge, um ihren bedrohten Brüdern im Revier zu helfen. Ein tapferes Wort der Regierung, und das Volk wäre aufgestanden. Aber Fritz Ebert schwieg! Er war wohl der Präsident, nicht aber der Repräsentant des Deutschen Reiches. Von eigenen Gnaden, nicht vom Volke gerufen, saß er auf seinem Stuhle.

Die Regierung versäumte die Stunde des Volkes.

Sammlungen und Spenden ergaben reiche Beträge. Allein in Giesensdorf stellten wir einen normalen Güterzug mit Lebensmitteln, hauptsächlich Kartoffeln, zusammen. Wir hatten die Lebensmittel im ganzen Kreise gesammelt, und keiner war da unter den Bauern und Gutsbesitzern, der nicht einen Prozentsatz seiner Gesamternte dem beginnenden Freiheitskampf zur Verfügung stellte.

In den Nachmittagsstunden aber exerzierten wir mit den jungen Männern. Wir hatten Übungshandgranaten besorgt, Pistolen und ein paar alte Militärgewehre. Wenn der Tag der Rache anbrach, wollten wir gerüstet sein.

Das Volk stand im Reiche so geschlossen und entschlossen da wie die Männer und Frauen in dem vom Einfall betroffenen Gebiet.

Noch immer meinten wir, der passive Widerstand wäre nur eine Machtprobe, eine Belastungsprobe. Jetzt müßte endlich der Volkskrieg ausbrechen, nachdem doch das Volk so einmütig seinen Willen zum letzten Widerstand bekundet hatte. Sooft es anging, fuhr ich nach Beeskow, um mit dem Fähnrich zu sprechen. Der war selber schon völlig verzweifelt, brütete über Karten des Ruhrgebietes, stellte mit Zirkel und Lineal Berechnungen an und prägte sich jede Brücke, jeden Eisenbahnübergang ein. Aber zu helfen wußte er weder mir noch sich selber.

Die Franzosen stießen zunächst ins Leere. Rechtzeitig waren die Syndikate und Industrieverbände in Sicherheit gebracht worden, Akten, Zeichnungen, alles was dazu gehört, einen Betrieb kennenzulernen, Berechnungen, Anweisungen waren verschwunden. Und die Kumpels und Arbeiter standen, die Fäuste in den Taschen, daneben, wenn die Ingenieurkommission des Feindes sich vergeblich mühte, ein Werk in Gang zu bringen. Kein Deutscher krümmte einen Finger für den Feind, und es gab keine Gnade für den Verräter. Wenn sich ein Mädel mit einem Franzosen oder Belgier einließ, wurden der Ehrvergessenen

die Haare vom Kopfe geschnitten. Wenn Franzosen ein Lokal betraten, standen die Deutschen auf und gingen hinaus. Das Volk zeigte weit mehr Würde als die Regierung, und der Feind fühlte mit Grauen den eisigen Abgrund der Verachtung, der einzigen Waffe, die die Deutschen noch hatten, um sich den Friedensbrecher wenigstens buchstäblich vom Leibe zu halten.

Eisenbahnen, von französischen Ingenieuren geführt, entgleisten. Hochöfen erkalteten, Schächte soffen ab.

Dem Feinde wurde klar, daß aus dem passiven Widerstand ein Sabotagekrieg geworden war. Unheimlich arbeiteten die verwegenen Freischärler. Niemand sah sie, aber jeder fühlte sie, witterte sie im Knistern der Balken, im Ächzen der Brücken. Und die französischen Soldaten standen mißtrauisch und ängstlich an den Brücken, an den Gleisen, an den Einfahrten der Schächte, an den Toren der Werke und waren gewärtig, daß sie im nächsten Augenblick samt dem, was sie zu bewachen hatten, in die Luft flogen.

Jeder vorbeischlendernde Zivilist erschien ihnen gefährlich, aber sie konnten nicht jeden Zivilisten erschießen. In jeder Kiste wähnten sie Bomben, aber sie konnten nicht jede Kiste beschlagnahmen und öffnen. Weder durch Terror noch durch gute Worte noch gar durch Bestechung ließ sich die Bevölkerung von ihrer Haltung abbringen. Bürgermeister, Direktoren und Arbeiter wanderten in die Gefängnisse, aber keiner von ihnen jammerte um Gnade.

Längst war offenbar geworden, daß ein geheimer Wille am Werke war, der die Taten ordnete, der Befehle gab und immer dort Sabotage befahl, wo eine Störung besonders nachteilig für den Feind sein mußte. Wo war aber dieser Wille? In der deutschen Regierung saß er nicht, und die deutsche Polizei war die letzte, die den Abwehrkampf bestimmt hatte.

Und doch flogen Brücken auf, wurden Weichen und Schienen gesprengt, wurden Schleusen zerstört, Tunnels zum Einsturz gebracht, und doch krachten Handgranaten vor den

Wachgebäuden und Kasernen der Feinde, wurden hartnäckige Patrouillen abgeschossen.

Das Geheimnis des Erfolges, den die geheimen Rächer, die Sabotagesoldaten hatten, war, daß nur wenige, aber sehr kühne und sehr rücksichtslose Männer in ihren Reihen kämpften, Männer, die erfahren hatten, tausendfach in den einsamen Kämpfen der Nachkriegszeit erfahren hatten, daß ein unbändiger Wille ungleich explosiver, gewaltiger, gefährlicher ist als selbst das hochempfindliche Ekrasit.

Die Sprengladung des Willens deutscher Freiheitssoldaten war der neue, den Franzosen unbekannte Kampfstoff, auf dessen unerhörte Wirkung sie immer wieder zu ihrem Entsetzen stießen.

Um den Freikorpskämpfer Schlageter hatten sie sich geschart, die Einsamsten der Einsamen, das verlorenste Häuflein im verlorenen Haufen.

Und das Geheimnis des persönlichen Erfolges, der die Taten Schlageters und seiner Männer begleitete, war, daß sie zugleich Generalstab und Stoßtrupp waren.

Den Franzosen blieb, als sie sahen, daß kein Deutscher ihnen Handlangerdienste tun wollte, nichts übrig, als von jenseits des Rheins Männer zu holen, die die deutschen Rohstoffe, vornehmlich die Kohlen, abtransportieren sollten. Aber jeder Waggon, der weggeführt wurde, konnte nach den ersten hundert Meter schon an einer Weiche, auf einer Brücke in die Luft fliegen. Die Rächer wachten. Kein Transport verließ ein Werk, der ihnen nicht gemeldet wurde.

Die Franzosen begannen, noch aufgeregter, noch unsicherer zu werden. Sie hatten bald erfahren, daß ein Mann namens Schlageter am Werke war, ein Vertreter einer neuen Bewegung im deutschen Volke, einer aufs Ganze gehenden Freiheitsbewegung, ein Nationalsozialist.

Die Nervosität des Feindes äußerte sich in einer von Tag zu Tag wachsenden Brutalität. Die Gewehre der Franzosen

schossen schon, ehe noch klar erwiesen war, daß der, der getroffen werden sollte, eine feindliche Absicht trug. Nach dem Grundsatz, daß ein toter Mann ungefährlich ist, töteten sie bedenkenlos.

Am 31. März drang eine Abteilung Franzosen, geführt von einem Leutnant, in die Kruppwerke in Essen ein, um Beschlagnahmen durchzuführen. Besonders hatte sie es auf die Lastkraftwagen abgesehen, weil ihnen der Abtransport des geraubten Gutes auf Lastwagen sicherer erschien als auf den ständig durch Attentate gefährdeten Regiebahnen. Der Arbeiterschaft bemächtigte sich eine ungeheure Erregung, und der deutsche Betriebsrat versuchte, in zurückhaltender Form mit dem sehr jungen, sehr unerfahrenen französischen Leutnant zu verhandeln. Der Offizier aber dachte nicht daran, mit den ihm verhaßten Deutschen Verhandlungen durchzuführen. Er forderte und drohte und ließ plötzlich, ohne noch eine Warnung zu geben, das Feuer auf die entsetzt zurückweichende Arbeiterschaft eröffnen. Grauenvoll war der Ausgang dieser wenig heldischen französischen Unternehmung, 13 deutsche Männer lagen tot im Fabrikhofe, und 41 Verwundete wälzten sich in ihrem Blute. Über die Toten, die Sterbenden und die Verwundeten hinweg marschierten die Soldaten Frankreichs.

Ein leidenschaftlicher Aufschrei ging durch das ganze deutsche Volk, und der Ruf nach Rache stieg zum Himmel. Aber die Regierung war nicht gerufen worden von der Stimme des Volkes. Die Regierung bedauerte sehr die Zwischenfälle und erließ auch wohl papierene Proteste, das Signal zu erfolgreichem Widerstand aber gab sie nicht. Sie erwartete noch immer, daß sich die Männer und Frauen auf deutschem Gebiet auf die linke und die rechte Wange schlagen ließen.

Ja, es gab sehr bald schon nicht wenige Menschen deutscher Staatsangehörigkeit, die mit einem gewissen Mißtrauen und mit steigender Besorgnis sahen, daß sich die neue aktivistische Freiheitsbewegung immer stärker ausbreitete, je größer der Terror der Franzosen wurde. Und in der von Cuno geleiteten

Regierung saß so mancher, dessen Herz unruhig zu schlagen begann, wenn er irgendwo ein Hakenkreuz auftauchen sah.

Die Aktivisten aber, die im umkämpften Westen standen und stündlich ihr Leben einsetzten, waren samt und sonders Hakenkreuzler!

Es dauerte nicht sehr lange, bis diese und jene Regierungsstelle den Standpunkt einnahm, daß die Taten der Aktivisten weit über den Rahmen des passiven Widerstands hinausgingen. Und dann war es nur noch ein kurzer Schritt, bis diese Stellen den Aktivisten jede Unterstützung versagten. Und von hier aus bis zum offenen Verrat an den tapferen Männern war ebenfalls nur ein sehr kleiner Schritt.

Es gab Behörden, die sich kein Gewissen daraus machten, einen der Verfolgten in die Hand des Feindes zu spielen, und wieder gab es sehr hohe Behörden der Regierung, die keinen Finger krümmten, einen der Verratenen aus den Kerkern der Franzosen zurückzufordern. Ja, so weit ging ihre Angst vor den selbstlosen Kämpfern für die deutsche Freiheit, daß sie keinen Gebrauch von den Angeboten der Kameraden der Verhafteten machten, die sich zur Verfügung stellten, die Eingekerkerten zu befreien. Die in Frage kommenden Behörden sollten weiter nichts tun, als die Augen zudrücken, wenn eine Abteilung Entschlossener ins besetzte Gebiet eindrang. Aber schon das erschien den Behörden nicht ratsam!

Und je länger der Kampf unter der Oberfläche, der Krieg auf eigene Faust dauerte, um so eher fand der Feind Mittel und Wege, Verräter, Spitzel und Agenten ins besetzte Gebiet zu entsenden, um die Aktionen zu lähmen oder die Aktivisten in Fallen zu locken.

Am 7. April wurde Schlageter in die Hände der Franzosen gespielt. Er selber schrieb, daß Verrat dabei im Spiele gewesen sein mußte.

Nichts wurde von seiten der Regierung unternommen, um diesen Mann aus den Händen seiner französischen Henker zu

retten. Die Pläne einsatzbereiter, tollkühner Kameraden wurden zu den Akten gelegt.

Schlageter aber saß in seiner Zelle und sah gefaßt der Verurteilung entgegen. Einen Tag nach seiner Verhaftung sprengten, wie um ihm einen würdigen Abschiedsgruß zu senden, seine Kameraden die Schleusen des Rhein-Herne-Kanals.

Noch immer dachte die Regierung nicht daran, selber den Kampf um das Recht an der Ruhr zu führen. Mochte das arme und gequälte Volk dort weiter den passiven Widerstand leisten! Das belastete die Regierung nicht, und es war so leicht, im entscheidenden Augenblick demütig zum Feind zu sagen: „Ich habe es nicht gewollt!"

Mit der Zeit begann das Volk, völlig an seiner Regierung zu verzweifeln. Ein Ende des Ruhrkampfes war auf dieser Basis nicht abzusehen. Schließlich kam kaum noch ein Aktivist auf ein paar hundert Franzosen.

Anfang Mai aber begann die Regierung des deutschen Volkes, die Fühler nach Frankreich auszustrecken und um Frieden im Ruhrkrieg zu bitten. In den Gefängnissen saßen die Männer, die für die Ehre gekämpft hatten, die gewohnt waren, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. An ihre Freiheit dachte niemand!

Der Regierung lag es am Herzen, daß die Zerstörung der Werte im Ruhrgebiet beendet würde. Daß sie aber durch ihr jämmerliches Verhalten ganz andere Werte zerstörte, Werte, die weit schwerer zu ersetzen waren als Kohle und Eisen, das wußte sie nicht, das wollte sie auch nicht wissen. Sie sah nur in ihrer Angst, daß die Mark unaufhaltsam stürzte. Daß aber das Vertrauen zur natürlichen Anständigkeit, die auch eine bürgerliche Regierung haben muß, noch tiefer sank, wollte sie nicht ahnen.

Poincaré, der Hasser, unterschrieb selber den Befehl, der die Erschießung Schlageters anordnete. Nicht etwa, daß ein voreiliges Kriegsgericht den Spruch gefällt und irgendein gehor-

samer Offizier das Kommando gegeben hätte. Nein, Frankreich wußte, was es wollte. In Schlageter sollte das deutsche Erwachen, die deutsche Empörung getroffen werden.

Frankreich wußte, daß ängstliche Gemüter demütig wurden, wenn Schüsse peitschten. Das hatte es schon gewußt, als es Palm erschoß, als es in Wesel die elf Schillschen Offiziere niederknallte. Aber Frankreich mußte auch wissen, daß das wahre Deutschland keinen seiner wahren Helden vergißt!

Am 26. Mai, beim ersten Frührot, wurde Schlageter auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf von den Franzosen erschossen.

Er starb nicht nur als Opfer der Franzosen, er fiel auch als Opfer der Feiglinge und Verräter in Deutschland, von denen die größte Schuld der Reichsinnenminister auf sich geladen hatte, der Herr Severing, der nichts auf der Welt so abgründig haßte wie die Hakenkreuzler, die Nationalsozialisten.

Der Ruhrkrieg brach zusammen. Schlageter war tot, seine engsten Freunde zersprengt, gefangen, verurteilt, verschleppt. Bis auf die französischen Verbrecherinseln verschleppt!

Der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Cuno, hatte Schiffbruch erlitten. Er baute zu sehr auf den Verstand, zu wenig auf das Herz des Volkes. Dadurch bewies er, daß er wohl ein guter Kaufmann, keineswegs aber ein guter Politiker war.

Sehr bald war Cuno ausgebootet.

Sein Nachfolger wurde Stresemann, der zwei Empfehlungen mitbrachte, die auf die internationalen Beziehungen vielleicht versöhnend wirkten, die eine war seine jüdische Frau, die andere war seine Zugehörigkeit zur Freimaurerei!

Am 13. August 1923 kam Stresemann an die Regierung. Er stützte sich auf die Deutsche Volkspartei, die Demokraten, die Sozialdemokraten, das Zentrum und die Bayrische Volkspartei.

Vier Wochen später schon wurde der passive Widerstand abgebrochen.

Ich hatte es einfach nicht aushalten können in Giesensdorf. Von Tag zu Tag wurde ich unruhiger, gereizter, unleidlicher. Der Administrator und die Wirtschafterin sahen mich oft verständnislos und traurig an. Sie wußten mit mir nichts mehr anzufangen. Vielleicht hielten sie mich auch für undankbar.

Nachts wachte ich auf, mir war, als hätte ich Schüsse gehört und Schreien. Dann lag ich bis zur Morgendämmerung wach.

In frühester Frühe ritt ich aus, aber das Reiten brachte mir keine Beruhigung, keine Entspannung. Immer wieder war es mir, als müßte ich das Pferd in einen Kampf lenken, und das Spiel mit dem Gedanken, daß dort hinter dem Nebel der Feind stehen könnte, ließ mich für Augenblicke vergessen, daß ich mitten im Frieden lebte, obwohl Männer an der Grenze kämpften. Wenn dann die ersten Gespanne aufs Feld zogen, kam es mir um so beschämender zum Bewußtsein, daß ich nur gespielt hatte.

So war ich denn auf und davon gegangen.

Lange hatte ich geschwankt, ob ich mich in Beeskow melden sollte. Die Reiter gefielen mir, und der Fähnrich und der Rittmeister waren gute Soldaten und ordentliche Menschen.

Aber würde ich nicht als einfacher Soldat den Anspruch verlieren, ihr Kamerad zu sein? War ich denn mehr als ein Untergebener, der seinen Vorgesetzten mit Achtung entgegenzukommen hatte? Dann aber war es aus mit den vertraulichen Gesprächen, mit der Möglichkeit, alle Probleme dieser Zeit und dieser Welt zu erörtern. Dann hatte ich die Hacken zusammenzureißen und ja und nein zu sagen. Der Rang zerriß das Unbeschwerte der persönlichen Bekanntschaft.

Darum fuhr ich schweren Herzens durch Beeskow hindurch nach Frankfurt an der Oder.

Ich kannte dort niemanden. Der Fähnrich hatte mir nur einmal gesagt, daß er, wenn er nicht schon beim Reiterregiment wäre, sich auf jeden Fall zur Feldartillerie gemeldet hätte. In Frankfurt lag Feldartillerie, und so fragte ich mich zur Kaserne durch.

Ein ziemlich alter Kasten, eine ganze Strecke von der Stadt entfernt, war es, in den ich eintrat. Aber er schien mir schöner zu sein als alle Schlösser und Gutshäuser Mecklenburgs und der Niederlausitz zusammen.

Die Aufnahme ging schneller, als ich dachte. Man drückte damals schon ein Auge zu, wenn nicht alle Papiere beisammen waren oder wenn es mit den üblichen Eintrittszeiten nicht ganz stimmte. Ich wurde der 5. Batterie zugeteilt, der Hauptmann Bremer, ein sehr bewußter und schneidiger Soldat, drückte mir noch einmal die Hand, als er hörte, daß ich am Annaberg gekämpft hatte.

Nun war ich wieder Soldat! Kanonier in der 5. Batterie des 3. (preußischen) Feldartillerie-Regimentes mit dem Traditionsnamen „Generalfeldzeugmeister".

Die ersten Tage fielen mir verdammt schwer. Giesensdorf hatte mich doch sehr verweichlicht.

Der Dienst bei der Reichswehr war rücksichtslos gegen die Rekruten, er erzog aber gerade durch seine Härte zu einer einzigartigen Leistungsfähigkeit.

Mir vergingen die Tage wie im Fluge: Frühsport, Reiten, Geschützdienst, Infanteriedienst, technischer Unterricht, Geländekunde, Waffenreinigen, und schon war der Tag herum. Todmüde ging ich zu Bett und glaubte, gerade eingeschlafen zu sein, wenn der Unteroffizier vom Dienst schon wieder weckte.

Ich tat den schweren Dienst mit großer Freude. Denn bald mußte es ja so weit sein, daß wir Soldaten eingesetzt wurden. Das unterirdische Schwelen würde doch eines Tages in einem hellen Freiheitsfeuer aufflammen müssen.

Die Reichswehr war unpolitisch. Das war die Garantie, die Seeckt der Regierung geben mußte. Aber keiner meiner Kameraden war unpolitisch. Wir hatten viele Schlosser, Bauernsöhne, Handwerker, aber auch viele Männer unter uns, die als einziges das Soldatenhandwerk erlernt hatten und sich von ihm nicht mehr lösen konnten. Es waren wunderbare Kerle darunter. Die Reichswehr war überhaupt gut daran, sie konnte aus einem großen Angebot ihren kleinen Bedarf decken und dabei sehr hohe Anforderungen an den Charakter, die Intelligenz und die körperliche Leistung stellen. Zeigte sich ein Rekrut den Anforderungen auf diesen Gebieten nicht gewachsen, so konnte er mit Leichtigkeit abgegeben werden. Drei andere drängten an seine Stelle.

Unter unseren Unteroffizieren gab es keinen, der nicht das Eiserne Kreuz hatte, die meisten hatten sogar das I. Klasse. Weil sie erfahrene Feldsoldaten waren, zeigten sie sich gerade im Dienst hart. Sie schliffen uns die letzten bürgerlichen Schlacken ab, aller Drill aber war ausgerichtet auf die höchste Einsatzbereitschaft. Darum wurde der Drill nie als peinigend, nie als Schikane empfunden. Außer Dienst waren sie die besten und lustigsten Kameraden.

Ein sehr starker Zusammenhalt bestand bei der Waffe. Wir wußten, daß wir zahllose Gegner im Reich hatten, die jeden Soldaten in der Öffentlichkeit beobachteten, um beim geringsten Anlaß Beschwerden auf Beschwerden vom Stapel zu lassen. Wir wußten aber auch, daß sehr viele junge, bewußte Deutsche kritisch auf uns sahen und nach unserer Haltung unsere soldatische Zuverlässigkeit bewerteten.

Das stärkte unser Bewußtsein, die Repräsentanten des Wehrwillens in einer wehrlosen Zeit zu sein. Wir bekamen den eindeutigen Befehl, jeden tätlichen Angriff soldatenfeindlicher Kreise mit der Waffe abzuwehren und im Notfall daran zu denken, daß die uns feindlichen Massen erkennen sollten, daß es lebensgefährlich war, einen deutschen Soldaten anzugreifen. Das heißt nichts anderes, als daß wir erzogen wurden, jeden Angreifer niederzustechen.

Ein Soldat, der sich von einem Zivilisten verprügeln oder entwaffnen ließ, wurde aus der Reichswehr entfernt.

Nur so konnten wir das Vertrauen der anständigen Kreise in Deutschland gewinnen. Sie sollten wissen, daß wir keine Meuterer waren, daß wir keine parlamentarischen oder pazifistischen Methoden kannten, daß wir keine schlappe, durch Soldatenräte gegängelte Haltung hatten. Fürs erste aber kam ich nicht aus der Kaserne. Ein Rekrut mußte erst einmal auf Herz und Nieren geprüft werden, und das dauerte nun einmal seine Zeit.

Wir hatten ein ausgezeichnetes Pferdematerial, durchweg Hannoveraner. Für den ersten Reitunterricht wurden allerdings die alten Gäule ausgesucht, die sogenannten „Garderoben-

ständer", deren weit hervorstehende Rippen beim Trabreiten ohne Sattel zur Qual wurden. Ich ließ mich manches Mal lieber in den Torfmull fallen, als noch ein paar Runden zu ertragen. Aber mit der Zeit wurde ich unempfindlich.

Ende Oktober wurden Gerüchte laut, daß es im Westen wieder einmal nicht stimmte. Wir waren zwar gegen Gerüchte ziemlich verschlossen, jeden Tag kam eins, das uns aufmerksam zur nahen Ostgrenze sehen ließ. Aber diese Gerüchte waren zäh, sie kamen immer wieder.

Irgendwie sollte Frankreich wieder die Finger im Spiele haben. Wir glaubten es schon, denn der Ruhrkampf war ja noch in lebendigster Erinnerung. Von Schlageter sprachen wir jeden Abend. Er stand uns besonders nahe, weil er auch einmal Artillerist gewesen war.

Die Unteroffiziere nickten vielsagend, wenn wir sie fragten, ob etwas Wahres an den Gerüchten wäre. Und die Unteroffiziere hatten ihr Wissen vom Hauptmann, und der wieder bekam es vom Oberst. Und der Oberst hatte schon sehr gute Beziehungen nach Berlin, der mußte es am ehesten wissen.

Um den 20. Oktober herum war es, als wir Gewißheit erhielten. Wir hatten gerade Geschützunterricht und gaben uns Mühe, zu verstehen, warum der Verschluß der Feldkanone 16 gerade Flachkeilgleithebelwiederspannverschluß heißen mußte und nicht anders. Da kam der Hauptmann, ließ den Unterricht abbrechen, legte die Hand an die Mütze und teilte uns mit, daß in Aachen ein Separatistenaufstand, natürlich im Auftrag und mit Hilfe Frankreichs, ausgebrochen wäre, von dem man noch nicht abzusehen vermöchte, was er alles nach sich ziehen könnte.

Als der Hauptmann wieder ging, sah uns der Unteroffizier leutselig der Reihe nach an, nahm eine Granate in die eine, eine Kartusche in die andere Hand und sagte leichthin: „Seht euch mal die Dinger hier an, Leute, wenn die losknallen, gibt es keine Separatisten mehr. Wenn die aber nicht losknallen, gibt es kein Rheinland mehr!"

In diesen Tagen wurde der größte Nachdruck auf die Geschützausbildung gelegt. Früher als sonst wurden wir mit Richtkreis, Entfernungsschätzen, Kartenlesen und indirektem Schießen vertraut gemacht.

Wir wollten bereit sein, und an uns sollte es nicht liegen, wenn das Rheinland verlorenging.

Der Hauptmann hatte seine helle Freude, wie wir auf die Protze sprangen, wie wir die Lafette herumwarfen und in wie kurzer Zeit das Geschütz schußfertig in Feuerstellung stand. Mit seiner Batterie konnte er sich schon sehen lassen.

Wir fieberten vor Sehnsucht auf das endgültige Kommando „Kanoniere aufgesessen!"

Im Rheinland herrschte ein wüstes Chaos. Das also war der Dank Frankreichs für die Aufgabe des passiven Widerstandes! Das war der Erfolg der Regierung Stresemanns, seiner zweiten Regierung, denn die erste hatte nur knapp zwei Monate gedauert.

Das war die Quittung dafür, daß die Regierung wiederum den Aktivisten in den Rücken gefallen war. Wer würde jetzt noch von den sooft verratenen Freiwilligen zu den Waffen greifen? Die Bevölkerung war noch aufs tiefste erschüttert durch die Treulosigkeit der Regierung, die sang- und klanglos Frankreich den Ruhreinfall vergeben hatte.

Wer würde sich jetzt dem gefährlichen Anschlag auf die Einheit des Reiches entgegenwerfen? Waren überhaupt noch Freiwillige da?

Würde wenigstens die Reichswehr eingesetzt?

Wie Feuer im Sturm breitete sich der Separatistenaufstand aus. Das Gold Frankreichs arbeitete um so erfolgreicher, als Deutschland ja bettelarm geworden war. Die Goldmark war dicht davor, eine Billion Papiermark wert zu sein. Es war darum ein sehr lohnendes Geschäft, Verräter zu sein, denn der Frank war Edelvaluta. Bald loderten über dem ganzen Rheinland und der Pfalz die Flammen des Aufruhrs.

In den ersten Morgenstunden des 26. Oktober wurde die erste rheinische Regierung in Koblenz ausgerufen. Zwei Tage vorher schon hatte Frankreich die Pfalz als autonomen Staat anerkannt. Der von Frankreich besoldete Anstifter der Separatisten, ein früherer Staatsanwalt mit Namen Dorten, der schon seit 1919 gewerbsmäßig Landesverrat trieb, glaubte seine Stunde gekommen. Planmäßig hatte er schon einige Wochen vorher eine eigene Währung, den Regiefranken, im Rheinland einführen lassen und konnte nun triumphierend darauf hinweisen, daß sein „Staat" auf viel gesünderen Füßen stände als der deutsche. Und es gab schon Bürger, die in ihrer Dummheit dem Staat des Herrn Dorten den Vorzug gaben! Immerhin war Dorten geschickter als sein Kollege im Reich, der Erzjude Hilferding, den sich Stresemann aus unerforschlichen Gründen zu seinem Finanzminister bestellt hatte. Hilferding machte nicht einmal den Versuch, seinen Deutschenhaß zu verhüllen und trieb Deutschland bewußt in die Verelendung. Dorten dagegen trat als Biedermann auf, der nur das Beste, das Schönste, das Edelste wollte, der den Bürgern seines Staates eine gesicherte Existenz versprechen konnte.

Herr Dorten ging mit großen Gesten an seine Regierungsgeschäfte. Zunächst ernannte er einen nicht minder ehrlosen Lumpen, den Bauernführer aus Orbis, Herrn Heinz, zum Generalkommissar der Pfalz, und Frankreich gab eiligst den Segen dazu.

Pfaffen und Rote, Separatisten, Verräter, kurz Lumpen aller Farben, gaben sich bei den Separatisten ein Stelldichein.

Wenn ein volksbewußter Deutscher seinem Abscheu Luft machte, wurde er zu Boden gerissen, geschlagen und getreten und konnte noch von Glück sagen, wenn er mit längerem Siechtum davonkam. Wo aber die Polizei der deutschen Regierung einen Versuch machte, dem separatistischen Pöbel entgegenzutreten, griffen französische Soldaten ein und entwaffneten die deutschen Polizisten. Mit französischer Hilfe und nach franzö-

sischem Vorbild stellten die Separatisten eine eigene Truppe auf, sie exerzierten öffentlich und machten kein Hehl daraus, notfalls den Kampf mit deutschen Truppen aufnehmen zu wollen.

Wie gern hätten wir den Auftrag übernommen, die Geschütze gegen diese Truppen des Landesverrates in Feuerstellung zu bringen!

Es gab wohl keinen Mann in der Reichswehr, der sich nicht danach gesehnt hätte, den Beweis zu führen, daß der alte Preußengeist in seiner Batterie, in seiner Kompanie, in seiner Schwadron schon längst alle anderen Einflüsse, die Herr Severing vor allem auf dem Wege über die frühere republikanische Soldatenwehr in das junge Heer impfen wollte, überwunden hatte. Und so wie wir werden damals wohl alle Reichswehrsoldaten ihre Waffen mit besonderer Sorgfalt gepflegt haben.

Es war gewiß kein Zufall, daß wir beim Kartenlesen jetzt ohne Ausnahme Karten vom Rheinland und von der Pfalz vorgelegt bekamen.

Auffällig war, daß die Besuche der Interalliierten Kommission sich häuften, und daß fast nur Franzosen die Kontrollen durchführten. Sie schnüffelten in den entlegensten Ecken und hätten am liebsten noch unsere Spinde durchsucht. Daß sie manches Mal mehr wußten, als unserm Oberst lieb war, deutete darauf hin, daß trotz der strengen Auslese doch noch Verräter vorhanden waren.

Es war selbstverständlich, daß gerade die Artillerie einige Geräte haben mußte, auf die sie trotz der Bestimmungen des Versailler Diktates nicht ganz verzichten konnte.

Wenn die Engländer zur Kontrolle kamen, ging es verhältnismäßig freundschaftlich zu. Dann gab es erst ein Frühstück, ehe die Besichtigung begann, und während des Frühstücks kam es schon vor, daß der eine oder andere der englischen Offiziere eine kleine Andeutung machte, die aber durchaus genügte, ein gefährdetes Gerät in Sicherheit zu bringen. Die Franzosen

waren fast immer von einer beleidigenden Kleinlichkeit. Da wurde gesucht und gestöbert, daß es nur so eine Art hatte, und seitenlange Berichte trafen ein, wenn irgendein Anlaß zur Beschwerde vorlag.

Wenn wir Wache standen, sahen wir es der Kommission schon von den Augen ab, wenn sie ihr Auto verließ, ob sie etwas besonders Feindliches im Schilde führte oder ob es sich bei ihrem Besuch nur um die übliche Kontrolle handelte.

Obwohl es aus „politischen Gründen" verboten war, den „Völkischen Beobachter" zu lesen, bekamen wir ihn doch beinahe regelmäßig von Unbekannten in die Kaserne geschickt. In diesen Tagen sprach er eine besonders scharfe und deutliche Sprache gegen die Untätigkeit der Regierung in Berlin. Im Reich war gerade jetzt der „Völkische Beobachter" verboten, nur Bayern kehrte sich nicht daran, und überdies gab es genug heimliche Wege, die Zeitung in die Hand der Aktivisten zu spielen. Wir entnahmen den Aufsätzen vor allem, daß es in den letzten Tagen zu immer schärferen Spannungen zwischen Bayern und der Reichsregierung gekommen war, und es war noch nicht abzusehen, wie sich die Spannungen entladen würden.

Die republikanischen Verbände schickten uns in großen Stößen ihr Propagandamaterial. Sie legten den größten Wert darauf, daß der kriegerische Geist nicht mehr in unsere Reihen zurückkäme und versuchten, uns klarzumachen, daß wir vornehmlich die Aufgabe hätten, die junge Republik, die uns in Eid und Sold genommen hätte, gegen jeden Feind, vornehmlich auch den inneren, zu schützen. Diese Propaganda fiel auf einen sehr kargen Boden. Wir fühlten uns in erster Linie berufen, die deutschen Grenzen zu schützen und waren schon unwillig, wenn wir zur Zerstreuung irgendwelcher Hungerdemonstrationen angesetzt wurden. Wir meinten, daß dazu die Polizei da wäre.

In den ersten Tagen des November schrieben die roten Zeitungen von der „Freiheit" bis zum „Vorwärts" und die jüdisch-demokratischen von der „Vossischen Zeitung" bis zur

„Frankfurter Zeitung“ und bis zum „Berliner Tageblatt“ in höchster Aufregung über geheimnisvolle Vorgänge in Bayern und warnten vor den völkischen Extremisten, die dort unten einen Putsch vorbereiteten. Immer wieder tauchten die Namen Hitler und Ludendorff als die Träger der völkischen Empörung auf.

Seit Ende September schon war über Bayern der Ausnahmezustand verhängt, aber während der letzten Wochen wurden wir durch den Separatistenaufstand in eine solche Erregung versetzt, daß wir kaum noch nach Bayern schauten. Als jetzt aber plötzlich die Reichswehrdivision in Bayern auf die bayerische Regierung verpflichtet wurde, rechneten wir mit einem Staatsstreich. Wie er sich aber äußern würde, entzog sich nicht nur unserer Kenntnis, sondern auch unsern Vermutungen. Wenn von Bayern aus das Deutsche Reich aus den Klauen der Roten befreit werden sollte, hätte es wohl keinen Reichswehrmann gegeben, der sich nicht sofort freiwillig der bayerischen Regierung zur Verfügung gestellt hätte. Aufs entschiedenste aber hätten wir eine bayerische Separationsbewegung bekämpft. Wir hätten sie genau so zusammengeschossen, wie wir die rheinischen Separatisten unter Feuer genommen hätten, wenn wir im Rheinland eingesetzt worden wären. Wir hatten vor Jahren schon unsere Erfahrungen mit den Abgesandten der ultramontanen bayerischen Königspartei gemacht, um zu wissen, welchen landesverräterischen Zielen manche schwarze Kreise dort unten nachgingen. Überall, wo separatistische Umtriebe ruchbar wurden, standen Männer des Schlages eines Prälaten Kaas dahinter. Das war in Bayern nicht anders als in der Pfalz, als im Rheinland und in Oberschlesien.

Aus dem „Völkischen Beobachter“ wußten wir, daß Hitler und Ludendorff in erbitterter Auseinandersetzung mit den ultramontanen Separatisten standen und hofften zuversichtlich, daß sie im entscheidenden Augenblick das Heft in die Hand bekommen würden.

Lange nach Zapfenstreich sprachen wir noch über die schweren Entscheidungen, vor denen Deutschland stand. Wohin wir sahen und hörten, knisterte es im Gebälk. Was hatte die Reichsregierung mit uns vor? Hielt sie uns etwa darum immer wieder von den Grenzen zurück, um uns im entscheidenden Augenblick gegen eine völkische Revolution einzusetzen? Wir unterhielten uns ganz offen darüber, wie wir dann zur nationalen Revolution übergehen würden. Unsere Offiziere würden uns nicht daran hindern, glaubten wir.

Am 8. November kam es in München zum entscheidenden Schlag. Adolf Hitler riß das Steuer herum, bevor die Ultramontanen sich der großen völkischen Welle bedienen konnten, um ihre eigenen sehr trüben Absichten zu verwirklichen. Gemeinsam mit Ludendorff und dem verräterischen Herrn von Kahr bildete er gegen die Regierung der Weimarer Republik die nationale Regierung, die ihren Kampf um das deutsche Volk gewonnen hätte, wenn nicht Kahr wortbrüchig geworden und mit dem Wehrkreiskommandeur von Lossow gemeinsam Hitler in den Rücken gefallen wäre.

Gemeinsam mit den Sturmabteilungen der nationalsozialistischen Bewegung standen die Männer der soldatischen völkischen Verbände, standen junge Offiziere und Kriegsschüler unter den Waffen und warteten auf den Befehl. Sie hofften, ohne viel Blutvergießen die Fahne der Freiheit, das Hakenkreuz, über Deutschland entfalten zu können. Sie wußten noch nichts von dem Verrat, den die Dunkelmänner bereits vorbereitet und vollendet hatten. Am 9. November marschierten ohne Waffen, Kampflieder singend, unter der Fahne der Sehnsucht die Nationalsozialisten durch die Straßen Münchens. An der Feldherrnhalle hatte sich die Polizei aufgestellt und legte auf den Zug der Unbewaffneten an. Peitschend fegten die Schüsse der Salve über das Pflaster. Heldenmütig schritten die Männer aufrecht weiter, und es war nicht etwa wohlberechnete Absicht derer, die den Feuerbefehl gegeben hatten, daß Hitler und Ludendorff von den Kugeln verschont wurden. Unter den

16 Toten der Feldherrnhalle hätten auch diese beiden Deutschen liegen können.

Vielleicht bedauerte es Herr von Kahr, daß der Tod an den Männern, denen er die Treue gebrochen hatte, vorübergegangen war. So mußte er immer tiefer sich dem Gesetze des Verrates ergeben: außer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei verriet er auch die nationalen Verbände, mit denen er bisher seine Politik untermauert hatte. Zwar war die große nationale Revolution, die Adolf Hitler von München aus über das ganze Reich tragen wollte, blutig niedergeschlagen worden, aber gleichzeitig wurden auch die dunklen Pläne, die aus Bayern, Österreich und anderen süddeutschen, vorwiegend katholischen Staaten ein schwarzes Nebenreich zimmern wollten, zunichte.

Aufs neue war das Reich ein brodelnder Hexenkessel geworden: im Westen schwelten noch immer die Brände, die die Separatisten angelegt hatten, im Süden klagte das Blut der feige Erschossenen, und im Herzen des Reiches, in Sachsen und Thüringen, erhoben sich aufs neue die Bolschewisten, nachdem sie das parlamentarische System dazu benutzt hatten, die Regierungsstellen mit Hilfe der verführten und unzufriedenen Massen zu erobern. Mitteldeutschland konnte erst durch eine Reichsexekution aus dem Chaos herausgerissen werden.

Im Rheinland verflog der Separatistenspuk bereits Ende November. Diesmal hatten bewaffnete, mutige Bauernhaufen hervorragenden Anteil daran, daß die Kostgänger der Separation die Fahne einholen mußten.

In der Pfalz aber rollte der Frank ungleich erfolgreicher. Frankreich bot alle Mittel auf, sich den Einfluß in dem „autonomen" Staat zu erhalten. Der „Präsident" dieses Staates von Frankreichs Gnaden, Heinz, saß noch immer fest im Sattel.

Es schien unmöglich, auf unblutigem Wege die Pfalz zu befreien. Der Terror der Separatisten war zu brutal. Und wieder machten sich die Unentwegten, die Aktivisten, die Einsamen ans Werk, um die befreiende Tat zu wagen. In den

ersten Tagen des Januar 1924 hatten die Tapferen keinen Erfolg, am 9. aber gelang es ihnen, im Wittelsbacher Hof in Speyer den Anführer der Separatisten, Heinz, zu erschießen.

Zwei der Vollstrecker des Abwehrwillens des deutschen Volkes, Hellinger und Wiesmann, fielen bei diesem Unternehmen den Kugeln eines französischen Kriminalbeamten zum Opfer. Aber ihre Tat hatte den gewünschten Erfolg: den Separatisten war der Schrecken so sehr in die Glieder gefahren, daß sich kein neuer Anführer mehr fand, und vier Wochen später schon fegte das Volksgericht von Pirmasens die letzten Reste der „Autonomen Pfalz" von dannen. Frankreich sah die Felle fortschwimmen und machte verzweifelte Anstrengungen, die Flucht der Separatisten aufzuhalten. Vergeblich! Der Spuk war endgültig zerflattert.

Die Inflation war zu Ende! Als die Billiongrenze erreicht war, konnte der Wert der Mark nicht mehr fallen.

Stresemann war zurückgetreten, sein Nachfolger wurde der Zentrumsmann Marx.

Der Deutschnationale Helfferich, der schon durch seinen Kampf gegen Erzberger und dessen Hintermänner Mut und Tatkraft bewiesen hatte, war einer der hauptsächlichsten Schöpfer der Rentenmark, die eine neue Wirtschaftsordnung herbeizuführen bestimmt war.

Notverordnung erfolgte auf Notverordnung, das Kabinett Marx war geradezu erfinderisch geworden.

Gewiß, es gab keinen Anständigen im Volke, der nicht die Rentenmark begrüßt hatte als letzten Ausweg aus dem völligen Chaos. Niemand war da unter den Ehrlichen, der sich nicht von Herzen darüber freute, daß mit dem Ende der Inflation auch die Meute der Inflationshyänen, der Schmarotzer, der Spekulierer, die von der Hand in den Mund lebten und sich damit begnügten, daß jeder Tag seine eigene Sorge hatte, verschwand. Aber die Notverordnungen, die die Aufwertung

durchzuführen hatten, waren unglaublich grausam und ungerecht. Der fromme Kanzler Marx machte sich kein Gewissen daraus, daß fast das ganze deutsche Volk durch diese Verordnungen seines Vermögens beraubt war. Die Ehrlichen, die Fleißigen, die ihr Geld nicht dazu benutzt hatten, Schiebungen und einträgliche, aber unanständige Spekulationen durchzuführen, waren die Betrogenen. Einen Bruchteil ihres Vermögens bekamen sie vom Staat, von den Banken, von den Kassen „aufgewertet". Das übrige war dahin, war spurlos untergegangen im Taumel der Inflation. Der Betrogenen harrte ein trauriges Schicksal, sie wurden als „Kleinrentner" zu Almosenempfängern. Alter Familienschmuck, sorgsam behütete und verehrte Erinnerungsstücke wanderten in die Leihhäuser, Wohnungseinrichtungen, Betten, Kleidungsstücke, alles, was nur irgendwie entbehrlich war, wurde verkauft.

Eine große Armut kam über Deutschland. Die Verbitterung war groß, und selten kam eine kleine Freude in das Haus der Anständigen. In der Inflation war der kümmerlichste Abfallstoff noch „Wert", jetzt wurden wirkliche Werte mit Pfennigen bezahlt.

Herr Stresemann war Außenminister geworden. Er nannte sein Geschäft „Verständigungspolitik" und träumte von Silberstreifen am Horizont. Wieweit er ernsthaft an diese Fata Morgana glaubte, blieb unerforscht. Die Freunde seiner Regierung bemühten sich, das Gesicht zu einem Lächeln zu zwingen und jenen eigenartigen, durch keine wirkliche Tat gerechtfertigten Optimismus zu teilen. Das Volk aber vermochte ohne Selbstbetrug nicht, einen rosigen Schimmer im dumpfen Grau des Elends zu entdecken.

Die Verständigung, die Stresemann betrieb, war ein einziges Nachgeben den Forderungen des Feindes gegenüber.

Das Elend in Deutschland wurde so groß, daß die Menschen begannen, teilnahmslos zu werden. Ihre Widerstandskraft war durch die ständigen Enttäuschungen fast gebrochen. Wer sollte auch jetzt noch helfen können? Kalte Rechner, undurchsichtige Männer, die ihre Feigheit mit Optimismus zu umkleiden ver-

suchten, saßen in der Regierung. Im mörderischen, verratenen, geheimen Kampf der letzten Jahre waren die Mutigsten der Aktivisten erschossen, eingekerkert, in alle Winde zerstreut worden. Wer sollte jetzt noch die Seele des Volkes erheben?

In leeren Kirchen predigten Geistliche vom unerforschlichen Ratschluß eines Gottes, dessen schlaueste Diener in der Regierung des ziellosen, tatfeindlichen Staates saßen. Nur dort noch versammelten sich die Schafe der christlichen Herde, wo ein Hirt in leuchtenden Farben die Schönheit des nahe herbeigekommenen Reiches des Herrn Zebaoth zu schildern wußte.

Der Weizen der Sekten und Gebetsgemeinschaften blühte. Auch dort fanden sich wohl noch Menschen ein, wo ein Kanzelredner mit bewegten Worten vom Vaterland sprach. Diese Pfarrer aber waren selten, und sie galten auch nicht allzuviel in den Kreisen ihrer Amtsbrüder, die ihren Frieden mit dem Staat geschlossen hatten. Ja, in den Kirchen beider Konfessionen machten sich sogar Bewegungen bemerkbar, die offen mit dem Kommunismus als dem letzten Ausweg aus der irdischen Misere liebäugelten.

Es gab keine Seelenführung mehr in Deutschland, denn der Gott, den die Kirchen verkündeten, war zum Spielball aller politischen und geistigen Pläne geworden, denen seine Diener anhingen. Im Namen Gottes sagte der eine rechts, der andere links. Im Namen des Herrn sagte einer hü, ein anderer hott. Und die zunehmende Gottlosigkeit, über die die Kirchen jammerten, war größtenteils durch die Kirchen und ihre Lehre selbst verschuldet.

Wohin sollten die Deutschen ihre Augen erheben? Nach Rom etwa? Es war ja nur zu gut bekannt, daß der Papst in den entscheidenden Stunden der Weltgeschichte die Deutschen nicht gesegnet, sondern ihnen geflucht hatte. Oder gar nach Wittenberg? Ach, du lieber Gott! Da war kein einheitlicher Wille, kein gemeinsamer Geist, kein planvolles Denken. Da war auch kein Protestieren mehr! Da war Ziellosigkeit, Nachgiebigkeit, da war ein Eifern über lebensferne Ideen, da war „Dialektik“!

Am 9. November, so schien es, war die Idee der Nation zu Tode verwundet worden. Und keiner war da, der das Volk gelehrt hätte, den Weg in das eigene Herz zu gehen.

Immer größer war die Verzweiflung, und die Zahl der Selbstmörder wuchs von Tag zu Tag.

Und da die Seele heimatlos war, da sie nicht zum Blute fand, erhoben sich Lehren des Aberglaubens, erwuchsen Orakel und wunderliche Verkündigungen, die die letzten Dinge zwischen Himmel und Erde offenbaren und für die Gestaltung des persönlichen Alltagslebens auswerten wollten. Hochstapler der Angst traten ins Volk, und die Bevölkerung lief ihnen in Scharen zu. Da kein Ausweg aus der Verzweiflung offenbar wurde, gab es viele Menschen, die völlig erkalteten und sich den Launen des Alltags ergaben.

Ihre Haltung war noch weniger als die Ergebung, die der Orient lehrt. Sie war — und das bedeutet das Schlimmste — völliger Verzicht!

Wir jungen Reichswehrsoldaten wurden nicht so schnell von der großen, lähmenden Müdigkeit erfaßt. Wir hatten unsern schweren Dienst zu erfüllen, der uns genügend Spannungen gab. Aber auch in unsern Reihen kamen Selbstmorde vor. Gelehrt erscheinende Statistiken wollten beweisen, daß der Grund dafür die zu lange und doch auch meist monotone Dienstzeit wäre. Wir wußten es besser: der Grund lag darin, daß die politischen Verhältnisse sich zwar „stabilisierten", aber auch völlig verhärteten, bis zur Leblosigkeit versteinerten. Wir waren mit nur sehr geringen Ausnahmen zum Heer gegangen, weil wir in den kommenden Auseinandersetzungen die ersten auf dem Schlachtfeld sein wollten. Und nun ergab es sich, daß von einer Wehrhaftmachung der Nation nicht mehr gesprochen wurde. Der Silberstreifen der Verständigung legte sich verschleiernd auf die Aussicht nach Freiheit. Es mußte für jeden ehrliebenden Soldaten ein unerträglicher Gedanke sein, die

besten Mannesjahre einem Staate zu opfern, der gar nicht daran dachte, sich selbst beim größten Unrecht zur Wehr zu setzen.

Wozu waren wir überhaupt noch da? Gewiß, wir hatten oft genug in Alarm gelegen, wenn es an den Grenzen zu brennen begann, dann aber mußten wir untätig zusehen, wie die Regierung darauf wartete, daß dieser Brand von selbst verglimmte. Und noch schlimmer war es für uns, ansehen zu müssen, daß Männer freiwillig vorsprangen, um den Brand zu löschen, während wir in unsern Kasernen auf den Befehl warteten.

Das Bewußtsein, keine wirkliche Pflicht zu haben und damit wertlos zu sein, hatte den Verzweifelten die Waffe gegen das eigene Leben in die Hand gedrückt.

Deutschland hatte keine Ehre mehr. Und was kann die Seele eines Soldaten mehr erheben als die Ehre seines Volkes?

Wir standen uns gut nach der Inflation, besser jedenfalls als die meisten Deutschen. Wir hatten ein Dach über dem Kopf, hatten ein Bett, hatten sehr gute Uniformen, reichlich zu essen und bekamen noch einen sehr anständigen Sold. Doch uns würgte das bittere Gefühl, trotz unserer Waffen, trotz unseres Willens, nicht viel wert zu sein. Und nichts kränkte uns so tief, als wenn wir öffentlich von den Kommunisten als Drohnen bezeichnet wurden. War es denn unsere Schuld, daß wir in den Kasernen zurückgehalten wurden? Wir gingen, sooft wir konnten, jetzt in die Stadt. Wir hatten Geld genug, uns das Leben angenehm zu machen. Im Kabarett, im Kino, im Tanzsaal waren wir gern gesehene Gäste, weil wir den Taler nicht in der Tasche behielten. Aber doch stand uns zuweilen der Ekel bis zum Halse. Der Dienst wurde noch strenger, damit die verlorene Spannung wiederkehrte. Aber es war nun einmal nichts daran zu ändern, die „gesicherten" Verhältnisse wirkten ermüdend auf uns. Man tat viel, fast zu viel für unsere Zukunft. Wer sich gut führte von den langgedienten Soldaten, brauchte um sein Fortkommen nach Ablauf der zwölf Jahre nicht zu bangen. Er konnte Beamter werden, Siedler, Landwirt, Hand-

werker, Kaufmann. Er konnte auch eine runde Abfindungssumme von 10 000 Mark in Empfang nehmen. Der Staat zeigte sich keineswegs kleinlich in diesen Dingen. Aber wir dankten es dem Staat nicht, weder mit Worten noch mit Taten. Doch für einen Staat, der uns nichts gegeben hätte, der nur immer von uns gefordert hätte, der uns heute hierhin, morgen dorthin, überall dahin, wo es brannte, geworfen hätte, für den Staat hätten wir alles gegeben.

Seitdem Stresemann Außenminister war, wurden die Kontrollen der Interalliierten Kommission nicht mehr ganz so streng durchgeführt. Die Franzosen fühlten wohl, daß Deutschland um jeden Preis zahm sein wollte. So konnten sie es der deutschen Regierung getrost überlassen, uns immer wieder die Flügel zu beschneiden.

Manch einer von uns bekam Sehnsucht, aus der ungewollten Geborgenheit auszubrechen, nicht mehr versorgt zu sein, sondern das Schicksal des Lebens mit eigenen Händen zu formen.

Eine Abwechslung in der gleichmäßigen Härte des Dienstes und des Alltags brachte das Wachkommando in Berlin.

Vierzehn Tage taten wir kaum etwas anderes, als unsere Uniformen und Waffen „auf neu" zu reinigen. Endlich konnten wir vor den Röntgenaugen auch des gefährlichsten Unteroffiziers bestehen.

Die Griffe klappten auf einen Schlag. Wir konnten uns schon sehen lassen!

Berlin!

Es war doch ein verdammt merkwürdiges Gefühl, einzumarschieren. Ich hatte früher von einem Einzug durch das Brandenburger Tor geträumt. Als Befreier, als Retter wollten wir kommen und von der Bevölkerung begrüßt werden. Jetzt kamen wir als Soldaten, die einen Eid auf den Staat geschworen hatten, den wir haßten wie die Pest.

In der Invalidenstraße war unsere Kaserne. Als wir einzogen, standen ein paar Zuschauer herum, die mit wohlwollender Neugier feststellten, daß wir Artilleristen waren. Das war alles.

Wir bekamen einen Plan von Berlin in die Hand und ein Verzeichnis der Vergünstigungen, auf die wir als Soldaten Anspruch hatten. Im übrigen hatten wir uns einzuprägen, gerade in der Hauptstadt durch besonders würdiges Auftreten die Ehre der Reichswehr und unseres Regimentes zu wahren. Zur Wache zogen wir mit Musik auf. Die Musik wußte es geschickt einzurichten, immer dann gerade das Lied „Stolz weht die Flagge Schwarz-Weiß-Rot" zu spielen, wenn wir am Reichstagsgebäude vorbeimarschierten. Von den Ecken dieses Hauses herab aber wehten die Fahnen der Republik! Wir mußten an uns halten, nicht laut zu lachen. Zuweilen kam ein fröhlicher Zuruf aus der Menge der Menschen, die uns das Geleit gaben. Meist waren es alte Soldaten, die auf den Bürgersteigen neben uns in gleichem Schritt und Tritt marschierten, aber auch junge Menschen waren darunter, die mit neiderfüllten Blicken uns und unsere Waffen musterten. Wenn uns ein junges Mädel anlachte, zwinkerten wir wohl einmal mit den Augen, aber sonst gingen wir unsern Weg, als gäbe es nichts anderes in der Welt. Durch das Brandenburger Tor durften wir nicht marschieren, die Republikaner duldeten es nicht. Es war ihnen schon zu militaristisch, daß wir überhaupt Helm und Gewehr trugen und mit Militärmusik marschierten.

Nun standen wir unsere Stunden vor den Regierungsgebäuden, vor Ämtern, vor dem Reichskanzlerpalais. Fritz Ebert lüftete seinen steifen schwarzen Hut, wenn er an uns vorüberging. Starr sahen wir geradeaus und machten unsere Ehrenbezeigung. Minister kamen und gingen, manche sahen uns freundlich an, manche nickten gutmütig, manche maßen uns mit kalten, geringschätzigen Blicken. Wie leicht wäre es gewesen, ein Attentat durchzuführen! Ich glaube, so mancher von uns hat mit dem Gedanken gespielt. Wir liebten die Männer nicht, die wir zu schützen hatten, wir achteten sie auch nicht. Bestenfalls waren sie uns völlig gleichgültig. Die Vertreter der ausländischen Regierungen betrachteten uns mit unverhohlener

Neugier, dann gaben wir uns einen besonderen Ruck: die Ausländer sollten Respekt vor uns haben!

Freie Zeit hatten wir zur Genüge. Ich zeigte meinen Kameraden die Sehenswürdigkeiten Berlins, vornehmlich natürlich das Zeughaus. Aber dann fuhren wir zum Schlesischen Bahnhof, zum Alexanderplatz, überall dorthin, wo wir einmal gekämpft hatten, um ein anständigeres Deutschland zu schaffen. Wie lange war das schon her!

Abends gingen wir in den Ulap oder in den Lunapark. Als Soldaten lebten wir billig. Manches Mädel fragte uns beim Tanz schüchtern, ob es uns wohl zu einem Glas Bier einladen dürfte. Soldaten waren begehrt! Und wie sehr auch fühlten wir sportgestählten, im Dienst gebräunten, kerngesunden jungen Kerle uns den Tanzbodenkavalieren mit den wallenden Mähnen, den wattierten Schultern, den spitzen Schuhen, der schlappen Haltung und den verkommenen, müden und bleichen Gesichtern überlegen! Wir lachten nur höhnisch, wenn wir sie mit schlenkernden Gliedern tanzen sahen, wenn wir hörten, mit welchem Schmalz sie die blödesten Texte sangen.

Alles in allem genommen, waren wir am Ende doch froh, als unser Wachkommando zu Ende ging und wir in die Frankfurter Kaserne zurückkehrten.

Berlin war wohl eine schöne und willkommene Abwechslung, mehr aber auch nicht. Die Menschen schienen ihrem Beruf nachzugehen und sich wenig Gedanken über Deutschland zu machen.

Und in Deutschland begann der sehr gefährliche Optimismus Stresemanns, den Willen des Volkes völlig zu lähmen. Stresemann sah grundsätzlich Silberstreifen am Horizont, bei näherer Prüfung jedoch erwiesen sich die Silberstreifen als Nebelbänke, die sehr schnell ins Nichts zerrannen.

Das Volk aber, das alles in den wenigen Jahren der Weimarer Republik verloren hatte, das sich verraten und

belogen, genarrt und ausgesaugt sah, griff wie ein Ertrinkender nach jedem Strohhalm. Im April 1924 hatte der Vorsitzende der Internationalen Sachverständigenkommission, der nordamerikanische Politiker und General Dawes, ein Gutachten über die Neuregelung der deutschen Reparationszahlungen verfaßt. Dieser „Dawesplan" gab dem völlig verarmten Deutschland eine kurze Schonzeit, während der der Grundstock zu neuem Volksvermögen gelegt werden sollte. Vom fünften Jahre an aber sollten die Milliarden Tribut in voller Höhe gezahlt werden. Deutschland wurde also nichts geschenkt! Im Gegenteil, der kranke Sklave sollte nur erst zu neuen Kräften kommen, um dann um so erbarmungsloser ausgenutzt zu werden. 2½ Milliarden Mark im Jahr! Das hieß: Deutschland sollte jeden Tag fast sieben Millionen Mark Tribut zahlen!

General Dawes und seine Hintermänner konnten sich die Hände reiben: es gab genügend Dumme und Bestochene in Deutschland, die sich vielmals für die große Güte dieser Schonzeit bedankten. Der Feind dachte nicht daran, Deutschland auch nur einen roten Pfennig zu schenken, er dachte nicht einmal daran, Deutschland die wirtschaftliche Freiheit zu geben, dieses Volksvermögen zu schaffen. Im Gegenteil, zunächst mußten die Deutschen erst ihre Zölle verpfänden, ihre Steuern zur Verfügung stellen, die Reichsbahn in eine von den Feinden kontrollierte internationale Gesellschaft verwandeln. Wie eine Pagode saß die Regierung da und nickte zu allen Forderungen, die der übermütige Feind stellte. Wie der Feind selber über die Durchführungsmöglichkeit des Dawesplans dachte, verriet später ein Amerikaner, der im Generalrat der ebenfalls international gewordenen Deutschen Reichsbank saß. Er sagte zynisch, daß die Deutschen den Plan erfüllen könnten, wenn sie täglich zehn bis vierzehn Stunden arbeiteten, wenn die deutsche Frau an Stelle des Pferdes vor den beladenen Arbeitswagen gespannt würde und wenn bereits der Knabe auf dem Acker und im Garten arbeiten müßte!

Die frommen Dunkelmänner in der deutschen Regierung aber erhoben die Hände und dankten dem wundertätigen Gott ihrer politisch so rührigen Kirche für den gnädigen Wandel zum Guten, der Deutschland ergriffen hätte!

Das deutsche Volk aber hatte vergessen, daß im Jahre 1919 der klügste und brutalste Jude, der mit dem Nimbus der Menschenliebe versehene Walther Rathenau, gesagt hatte:

> Wer in 20 Jahren Deutschland betritt, das er als eines der blühendsten Länder gekannt hatte, wird niedersinken vor Scham und Trauer. Die großen Städte des Altertums Babylon, Ninive, Theben wurden von weichem Lehm gebaut. Die Natur ließ sie zerfallen und glättete Boden und Hügel. Die deutschen Städte werden nicht als Trümmer stehen, sondern als halberstorbene, steinerne Blöcke, noch zum Teil bewohnt von kümmerlichen Menschen. Ein paar Stadtviertel sind nur noch belebt, aber aller Glanz und alle Heiterkeit sind gewichen. Müde Gefährte bewegen sich auf dem morschen Pflaster, Spelunken sind beleuchtet, die Landstraßen sind zertreten, die Wälder abgeschlagen, auf den Feldern keimt dürftige Saat. Bahnen, Häfen, Kanäle verkommen, und überall stehen traurige Wohnungen, die hohen verwitterten Bauten aus der Zeit der Größe. Ringsumher blühen alte und neue Länder, ernährt von dem Blute des geborstenen Landes, bedient von seinen vertriebenen Söhnen!

Der Dawesplan stieß Deutschland in die Rolle des Narren, der da umherrennt und Geld borgt, um die Forderungen eines Schwindlers zu bezahlen. So erbarmungslos waren die Feinde, daß sie für den Fall, daß Deutschland wider Erwarten zu größerem Reichtum gelangen sollte, die Möglichkeit vorsahen, die Tributzahlungen willkürlich zu erhöhen.

Der wahre Herr über Deutschland wurde der Generalagent für die Reparationszahlungen, der Amerikaner Parker Gilbert.

Er hatte das Recht, überall zu kontrollieren, wo in Deutschland Werte geschaffen wurden, ihm unterstand auch die Finanzhoheit des Reiches.

Deutschland war vollends zur Kolonie geworden! Und wir Reichswehrsoldaten sollten die Schutztruppe sein!

In unseren Kasernen stieg die Erregung. Wir begannen, uns gegen die tatenlose Ruhe aufzulehnen. In den Unterrichtsstunden kam es zu erregten Auseinandersetzungen. Zwar wies man uns darauf hin, daß im Westen die ersten Räumungen besetzter Gebiete durchgeführt wurden, daß nach und nach die übrigen besetzten Gebiete frei werden sollten. Wir trauten aber der Regierung nicht. Wir fühlten uns verlassener und überflüssiger denn je. Junge Offiziere wurden in östliche Staaten abkommandiert, um dort Spezialstudien zu machen. Wir waren uns aber darüber klar, daß wir niemals von der Republik gegen die Blutsauger, gegen die Kapitalisten der Westmächte, eingesetzt werden würden.

Böse Worte fielen auf unsern Stuben! Sollten wir gar als Fremdenlegionäre der Feinde Deutschlands in Zukunft gegen den Freiheitskampf der Aktivisten kämpfen? Warum hatte man uns im letzten halben Jahr immer wieder im Alarmzustand in den Kasernen zurückgehalten, wenn es an den Grenzen zu Zusammenstößen gekommen war?

Unser Dienst erschien uns unsinnig, ein unersetzlicher Verlust wertvoller Zeit. Warum dienten wir überhaupt, warum standen wir unter Waffen, wenn die Feinde mit Deutschland machten, was sie wollten?

Selbst die Deutschnationalen waren zum Teil umgefallen, als es zur Abstimmung über den Dawesplan kam. Das Geld, das jetzt in Form von Anleihen aus dem Ausland kam, verführte viele Männer aus der Wirtschaft, die sich sonst ihres klaren Verstandes rühmten. Sie sahen nicht, daß die einst so freie Wirtschaft auch noch persönlich durch Zinsknechtschaft versklavt wurde.

Die Zeitungen, die wir in die Kaserne geschickt bekamen, waren voller Hoffnung und guter Stimmung. Die Propaganda der Spartakisten ließ nach. In den Gefängnissen und Zuchthäusern aber schmachteten die Aktivisten, die für eine freie und ehrenhafte Nation gekämpft hatten.

Und Adolf Hitler befand sich auf der Festung Landsberg!

Im Sommer fand unser erstes Manöver statt, das erste Manöver seit Kriegsausbruch überhaupt! Ohne Panzerwagen zwar — an ihrer Stelle wurden Pappscheiben über die Felder gezogen — und ohne schwere Waffen, ohne die wesentlichsten technischen Geräte, ohne Flak. Aber unsere Begeisterung war grenzenlos: wir durften zeigen, was wir wert waren! Wir wußten, daß das ganze Volk, daß die Welt auf dieses erste Manöver der Reichswehr sah. Die nationalen Kreise hofften, daß der preußische Geist nicht ausgestorben sei. Die Roten schäumten vor Wut über die militärische Demonstration. Die Vertreter der fremden Regierungen belauerten argwöhnisch jede Phase des Manövers. Sie hatten zu prüfen, ob die Reichswehr überhaupt als ernsthafter Gegner zu werten sei.

Ohne Flieger, ohne Fesselballons zogen wir aus. Unser Wachtmeister stellte mit bitterem Hohn fest, daß 1870 die Soldaten auch nicht viel schlechter ausgerüstet gewesen wären, mit der Armee vom Weltkrieg verbände uns nur die gleiche Uniform.

Der Jubel der Bevölkerung war groß, wohin wir auch kamen. Besonders die Jugend war außer Rand und Band, sie lief aus der Schule fort, und kleine Schlachtenbummler begleiteten uns nicht selten mehrere Tage hindurch, bis die besorgten Eltern sie nach aufregendem Suchen vom Biwak fortholten. Die jungen Mädchen kamen uns mit offenen Armen entgegen. Bei unsern Manöverbällen hatten die Dorfburschen nichts zu lachen. Der Soldat galt alles! Alte Feldsoldaten bekamen nasse Augen, wenn sie über unsere Gewehre und Geschütze tasteten.

Wir gaben bei dem Manöver unser Letztes her. Mit zusammengebissenen Zähnen taten wir mehr als unsere Pflicht. Der Feind sollte uns fürchten lernen, und das Volk sollte stolz auf uns sein.

Wir hatten einigermaßen Glück mit dem Wetter, und die herrliche Landschaft der Prignitz tat das ihre, die Stimmung immer höher zu steigern.

Wenn abends die Biwakfeuer brannten und wir, umringt von Jungen und Mädeln, von Frauen, Kriegsveteranen und Schlachtenbummlern, die in ihren Autos sogar von Berlin gekommen waren, unsere Lieder sangen, mußte ich an die Freikorpszeit denken. Das war nun drei Jahre her, daß wir ausgezogen waren mit der Hoffnung im Herzen, ein neues Reich zu bauen. Das Reich aber, das heute stand, war feige und verlogen, und wir Soldaten spielten die erbärmliche Rolle von Marionettenfiguren, die eine Macht darstellen sollten, die gar nicht vorhanden war. Meine Stimmung am Feuer wurde jeden Abend so erregt, daß ich die Einsamkeit aufsuchte. Mir kam auch unser Singen lächerlich vor. Für wen sangen wir denn eigentlich? Für die jungen Mädchen oder für irgendeinen alten Feldsoldaten! Wir paar Mann, die die feindlichen Beobachter doch nicht ernst nahmen. Wir fuhren im Galopp unsere Geschütze in Stellung, protzten ab, schossen in Rekordzeit. Aber die Feinde dachten sicher voller Befriedigung daran, daß wir mit unseren kümmerlichen Feldkanonen ein Nichts vor ihrer schweren Artillerie sein mußten.

Ich war schließlich heilfroh, als das Manöver zu Ende war. Wir waren braungebrannt und einigermaßen stolz, weil die Beurteilung unserer soldatischen Leistungen durchweg gut war. Jetzt sollten wir vor Fritz Ebert, dem Reichswehrminister und den Herren der Reichsregierung vorbeimarschieren. Wir machten unsere Witze über die Pazifisten, die ja nicht in der Lage waren, ein Maschinengewehr von einem Geschütz zu unterscheiden. Im Grunde aber war uns der Gedanke widerlich, vor Zivilisten zu marschieren.

Bereits in der Nacht vor dem Vorbeimarsch begann es zu regnen. Am frühen Morgen war das Gelände aufgeweicht, gegen Mittag stand das Wasser in allen Vertiefungen und Rillen. Gut so, uns machte es nichts aus, aber die Zivilisten hatten unter dem Wetter zu leiden.

Unser Regiment kam nicht mehr zum Vorbeimarsch! Die Parade war abgeblasen worden! Es hatte einen Zwischenfall gegeben!

Wir lachten höhnisch und befriedigt, als wir die Einzelheiten erfuhren.

Die Infanterie marschierte bereits. Fritz Ebert stand mit seinen Herren auf der Tribüne. Als der Regen stärker wurde, spannten die Zivilisten fast ausnahmslos Schirme auf. Ein Bild, das auf jeden Soldaten beleidigend wirken mußte. Ebert hatte zwar keinen Schirm aufgespannt, dafür aber den Samtkragen seines schwarzen Mantels hochgeschlagen und die Hände tief in die Taschen gesenkt. Einem Hauptmann war das gegen das soldatische Ehrgefühl gegangen. Er hatte kurzerhand „Augen gerade aus" und „Rührt euch" kommandiert.

Beleidigt hatte daraufhin Ebert mit seinem Gefolge die Tribüne verlassen.

Kurze Zeit nach der Rückkehr ging ich zum Hauptmann.

„Herr Hauptmann, darf ich Sie in einer persönlichen Angelegenheit sprechen?"

Er nickte freundlich und sah mich voll an. „Was haben Sie auf dem Herzen, Eggers?"

„Ich möchte aus der Armee ausscheiden!"

Der Hauptmann sprang auf. „Mann, sind Sie verrückt geworden?"

Ich schüttelte den Kopf. „Herr Hauptmann, ich halte es hier einfach nicht mehr aus. Ich habe von Monat zu Monat gehofft, wir würden zu einer entscheidenden Tat eingesetzt werden.

Nichts geschah. Und jetzt, wo alles friedlich geworden ist in Deutschland, wo die Bevölkerung an Silberstreifen glaubt, sehe ich, daß wir nur Dekoration sind."

Der Hauptmann packte mich am Arm. „Mensch, was reden Sie da! Glauben Sie denn, mir macht es Freude, Kasernendrill zu veranstalten, tagaus, tagein? Glauben Sie, ich machte meinen stumpfsinnigen Dienst aus Freundschaft für Ebert und Konsorten? Einmal kommt der Tag, der die Entscheidungen bringt, auf diesen Tag haben wir uns vorzubereiten, und unsere Männer dazu. Auch Sie haben diese Pflicht!"

Ich schwieg einen Augenblick. Das, was der Hauptmann sagte, hatte ich mir in den letzten Tagen und Wochen oft genug durch den Kopf gehen lassen.

„Herr Hauptmann, Sie mögen recht haben, und ich weiß, daß es den meisten schwerfällt, unter diesen Umständen Soldat zu bleiben. Ich fühle es aber, daß ich weiter muß. Ich kann Ihnen das nicht so erklären, wie ich möchte. Ich fühle nur, daß ich in der Kaserne verfaulen würde, müßte ich hierbleiben."

Der Hauptmann wurde ärgerlich. „Ich will Ihnen gerne Urlaub geben, wenn Sie mit den Nerven herunter sind. Ich kenne die Zustände!"

Dann klang seine Stimme freundlicher. „Sie sind ein junger Kerl, ein anständiger Soldat. Ich werde Sie zur Offizierslaufbahn vorschlagen, obwohl Sie das Abitur nicht haben."

Ich schlug die Hacken zusammen. „Verbindlichsten Dank, Herr Hauptmann. Ich will aber auf jeden Fall abgehen und mein Leben selber in die Hand nehmen. Ich weiß es bestimmt, daß ich es schaffen werde!"

Der Hauptmann trommelte auf den Tisch. „Sie haben sich für zwölf Jahre verpflichtet!"

Ich zuckte die Achseln. „Es wird schon Wege geben, die aus der Kaserne hinausführen."

Drei Tage später untersuchte mich der Oberstabsarzt. „Sie wollen entlassen werden?"

Ich nickte.

Der Arzt sah mich spöttisch an. „Sie sind kerngesund!"

Ich wußte, daß ich nur wegen Dienstvergehen oder aus Krankheitsgründen vorzeitig entlassen werden konnte. Hier half nur Offenheit!

„Herr Oberstabsarzt, ich möchte heraus. Studieren oder sonst etwas. Sie müssen schon etwas finden!"

Er rieb sich schmunzelnd über das Kinn. Dann klopfte er meinen breiten Rücken ab. „Ich habe Verdacht, daß Sie tuberkulös sind!"

Meine Militärfahrkarte war nach Göttingen ausgestellt. Wie kam ich eigentlich auf Göttingen? Göttingen war meine Vaterstadt, mein Großvater war dort Rektor einer Mädchenmittelschule gewesen, meine Vorfahren waren Jahrhunderte hindurch in und um Göttingen Lehrer und Pfarrer gewesen. Aber ich selber kannte Göttingen kaum, war nur ab und zu in den Schulferien dort gewesen. Ich hätte auch nach Berlin fahren können. Aber Göttingen erschien mir sauberer als Berlin, irgendwie ehrlicher. Berlin zwang nicht so sehr zur Konzentration wie die kleine Universität Göttingen.

Ich hatte mir vorgenommen, mich zunächst mit der kleinen Matrikel einschreiben zu lassen und dann Kollegs in den verschiedenen Fakultäten zu belegen. Ich mußte erst einmal feststellen, ob ich überhaupt noch geistig arbeiten konnte, ob ich in der Lage war, nach dem Abenteuer meines Lebens während der letzten Jahre noch wissenschaftlich zu denken.

Nur, wenn das Experiment glückte, wenn es sich ergab, daß ich fähig war, ein Studium zu ergreifen, wollte ich mich noch einmal auf die Schulbank setzen und das Abitur machen.

Mit klopfendem Herzen stand ich auf dem Göttinger Bahnhof. Verbindungsstudenten holten ihre Füchse oder Alten Herren ab. Es war ein lautes Treiben, ein Rufen, Lachen und Singen.

Unbeachtet stand ich mit meinem schäbigen Anzug, mit meinem kleinen Köfferchen an einer Ecke des Stationsgebäudes und wartete, bis sich der Schwarm etwas verlaufen hatte.

Der Schaffner machte große Augen, als ich ihm meinen Militärschein unter die Nase hielt.

Den langen Weg bis zum Hainholzweg, an dem das Haus meiner Großeltern lag, ging ich zu Fuß. Ich hatte nur wenig Geld bei der Entlassung bekommen und mußte nun haushalten.

Mein Großvater war vor einigen Jahren gestorben, und meine Großmutter lebte sehr zurückgezogen. Ihr war es anscheinend gar nicht unrecht, als ich plötzlich vor ihrer Tür stand und um Aufnahme bat.

Göttingen gefiel mir gut. Die Stadt war sauber und einigermaßen großzügig. Nur, daß die Universitätsinstitute über die ganze Stadt verstreut waren, erwies sich gerade für mich als überaus störend. Ich hatte ein zoologisches Praktikum, Übungen in Experimentalphysik, Anatomie und einige Vorlesungen in Philosophie, Germanistik und Geschichte belegt. Mein Tag war zur Genüge ausgefüllt, um so mehr, als ich auch noch hin und wieder eine Vorlesung besuchte, die ich nicht belegt hatte. Aus Versehen geriet ich dabei in eine juristische Übung und blamierte mich, als mich der Professor, dem mein Gesicht völlig unbekannt war, immer wieder fragte, bis auf die Knochen. Seitdem war ich der Juristerei durchaus feindlich gesonnen. Viel Freude hatte ich am zoologischen Praktikum. Die einzelligen Lebewesen unter dem Mikroskop gaben mir einen Einblick in die erschütternde Gesetzmäßigkeit allen Lebens. An die geisteswissenschaftlichen Vorlesungen ging ich mit einem gewissen Bangen. Obwohl mich der Kampf der Philosophen um Erkenntnis und geistige Freiheit auf das lebhafteste fesselte, stießen mich die völlig unmöglichen und geschraubten Formulierungen der Philosophie ab. Am Ende jeder Vorlesung rauchte mir der Kopf, und ich hatte große Mühe, nachträglich den Inhalt meines Kollegheftes in ein verständliches Deutsch zu übersetzen. Wie Geschichte doziert wurde, war alles andere als anregend. Da gefielen mir die germanistischen Vorlesungen schon wesentlich besser.

Nach einem Monat hatte ich zwar erkannt, daß mein Hirn während meiner Soldatenzeit erfreulicherweise nicht eingerostet war. Für welche Wissenschaft ich aber besonders geeignet war,

hatte ich nicht ergründen können. Klar war mir nur geworden, daß ich zum Juristen nicht taugte.

Ich besuchte jetzt viel die ausgezeichnete Bibliothek und machte selbständige Streifzüge durch die Wissenschaften. Hin und wieder ging ich auch zu den Veranstaltungen des Hochschulrings Deutscher Art. Allerdings hatte ich sehr bald feststellen müssen, daß der Geist bei weitem nicht mehr so revolutionär war wie damals, als wir in Berlin zusammenkamen. Es traten jetzt viel berufsständische Interessen auf, und dann stießen zuweilen die Burschenschafter mit den Corpsstudenten, die Turnerschafter mit den Landsmannschaften zusammen. Die große gemeinsame Idee des revolutionären nationalen Widerstandes, die uns damals zusammengeführt hatte, war verblaßt. Sicher kam das auch daher, daß die Frontsoldaten inzwischen die Universitäten verlassen hatten. Ich meldete mich einige Male zum Wort und gab zu dieser oder jener Frage meine Meinung ab. Die gutgekleideten jungen Herren maßen mich dann mit erstaunten Blicken und schüttelten über meine radikalen Ansichten nachdenklich überlegen die Köpfe. Als einzelner galt ich nichts. Ja, wenn ich zu einer Göttinger Verbindung gehört hätte oder wenigstens zu einem großen studentischen Verband! Aber so war ich auch nichts anderes als ein „Fink", wenn ich auch genügend Schmisse hatte. Immerhin hatte ich im ganzen bereits sechsmal gefochten. Meine freie Burschenschaft war inzwischen entschlafen, die Inflation hatte ihr innerlich und äußerlich den Todesstoß gegeben. Mich einer Göttinger Verbindung anzuschließen, hatte ich keine Lust. Mir fehlten auch die Beziehungen. Nur eine Sängerschaft, die man wegen ihrer freudigen Farben die „Spinatwachteln" oder „Spinat mit Ei" nannte, lud mich mehrmals ein, als mein Onkel, der in Lehrte Pfarrer war, diesem seinem Bunde meine Anschrift gegeben hatte.

Ein Freistudent galt wenig in Göttingen, deren Corps zu den besten und ältesten in Deutschland zählten. Besonders das Corps „Bremensia" hatte einen guten Namen. „Saxonia"

war Adelscorps. Im Corps „Hannovera" war Bismarck einst aktiv gewesen, an ihn erinnerten viele Tafeln und noch mehr Anekdoten. Aber auch die übrigen Corps, die Burschenschaften, Landsmannschaften, Sängerschaften, Turnerschaften gaben sich größte Mühe, ein gutes Ansehen und damit die Voraussetzung, genügend Füchse zu haben, zu erwerben. Wer das zuweilen überschäumende und ausgelassene Treiben der Studenten beobachtete, mußte glauben, in den Verbindungen wären nur junge Männer aus begüterten Häusern zusammengekommen. Das stimmte aber keineswegs. Es waren sicher auch solche junge Burschen darunter, die meisten aber hatten nicht viel mehr als den einen Anzug, den sie auf dem Leibe trugen. Und die Alten Herren der Verbindungen mußten oft genug die Brieftasche öffnen, um ihren jungen Bundesbrüdern wenigstens ein ausreichendes Mittagessen in dem Haus der Verbindung zu ermöglichen. Trotz des forschen Auftretens waren die meisten Studenten sehr bescheidene, ja ausgesprochen arme Menschen, die eben den fehlenden Mantel durch stramme Haltung ersetzten. Sauftypen gab es natürlich auch zur Genüge, die findet man aber leider in allen Berufsschichten. In Göttingen standen vor allem die katholischen Verbindungen in dem traurigen Ruf, besondere Heldentaten im Saufen zu vollbringen. Die Waffenstudenten mußten sich schon mit Rücksicht auf die Mensuren Zurückhaltung auferlegen.

Eines Tages besuchte ich das kleine Bismarckhäuschen am Wall. Dort hatte Bismarck, der ein toller Student gewesen war, für eine Zeitlang Wohnung genommen, als die biederen Bürger und der erzürnte akademische Senat ihn nicht mehr innerhalb der Mauern haben wollten. Ich bekam beim Anblick der Schläger, die an den Wänden hingen, Lust, eine Mensur der Göttinger Corps zu sehen. Vor allem reizte es mich, gerade die Studenten zu beobachten, die heute das gleiche Corpsband trugen, das einst Bismarck getragen hatte.

Mein Vetter Bernhard, der mit mir im Hause meiner Großmutter wohnte und zu meinem Erstaunen dem christ-

lichen Wingolfbund beigetreten war, obwohl er selber gar kein Theologe war, machte mich mit einem Fuchsen des Corps Hildeso-Guestphalia bekannt, der mich eines Sonnabends mit hinausnahm zur „Landwehr", dem alten Mensurlokal der Göttinger Corps, in dem schon Bismarck den Schläger geschwungen hatte. Der bekannte Geruch von Blut, Lysol, Jodoform, Tabak und Bier schlug mir entgegen. Nur der Klang der Waffen war hier anders als in Berlin, weil in Göttingen mit dem Korbschläger gefochten wurde, einer Waffe, bei der man infolge ihres die ganze Hand schützenden großen Korbgriffes auf eine dicke Handpolsterung Verzicht leisten konnte. Darum war das Korbfechten auch eleganter, es war wesentlich leichter, tiefe Hiebe, Zieher und Tiefquarten zu schlagen. Während der Glockenschläger, mit dem ich in Berlin gefochten hatte, hell klirrte, krachte der Korbschläger wesentlich dumpfer. Da im Gegensatz zum Glockenschläger der Korbschläger die Farben der Verbindung trug, war das Bild dieses Fechtens bunter.

Die Corpsburschen und Füchse der „Hannovera" unterschieden sich durch ihre Farben von den anderen Corpsstudenten. Der Fuchs in meiner Begleitung wollte mich sogar davon überzeugen, daß sein Corps wesentlich besser wäre als „Hannovera". Ich wehrte lächelnd ab, denn ich wußte, daß jeder Verbindungsstudent seinen Bund für den besten und tapfersten halten mußte.

Gerade focht „Saxonia" gegen „Hannovera". Beide Fechter waren gut. Sie schlugen in einem Höllentempo aufeinander ein, und doch war auch der schnellste Hieb berechnet. Beide bluteten auf der Stirn und im Gesicht.

Während einer Pause stutzte ich, als ich den Sekundanten des Corps „Saxonia" beobachtete. Ich fragte den Fuchsen an meiner Seite nach dem Namen des Studenten.

„Das ist ein Kartellcorpsbruder von uns. Schwarz, von der Saxonia in Jena. Er ist ein guter Sekundant und wird oft von den Göttinger Corps herangeholt."

Ich hatte mich also doch nicht getäuscht. Es war wirklich Heinrich Schwarz, ein alter Bekannter aus Berlin, der vor

fünf Jahren im Hause meiner Eltern ein und aus gegangen war. Wir hatten uns oft die Meinung gesagt, weil er meine Schwester verehrte und demzufolge ständig gegen mich Partei ergriff, wenn ich Meinungsverschiedenheiten mit meiner nicht immer sehr verträglichen Schwester hatte. Dann aber wieder hatten wir uns gut vertragen, hatten gemeinsam nachts Synagogen und jüdische Zeitungsgeschäfte mit Hakenkreuzen bemalt. Und jetzt mußte ich ihn hier in Göttingen treffen! Weiß Gott, an Schwarz hatte ich nicht mehr gedacht! Er hatte sich kaum verändert. In derselben, etwas schlaksigen, unbekümmerten Haltung, mit der er damals vor der hellbeleuchteten Synagoge stand und malte, stand er jetzt da, den Sekundantenhelm ins Genick geschoben, den Sekundantenschurz mit den heiligen Farben der vornehmen Göttinger Saxonia lässig um die Hüften, den Schläger unter dem Arm und die Zigarette im Mundwinkel.

Als die Mensur beendet war, suchte ich Heini Schwarz auf. Die Begrüßung war kurz und rauh, wie sie unter Studenten und Soldaten üblich ist. Die erste Frage Heinis galt meiner Schwester. Ich konnte nicht viel sagen, ich wußte nur, daß Grete seit einigen Monaten auf dem Rittergut eines Onkels in Hinterpommern weilte. Wie sie aber aussah, wie es ihr ging, wußte ich selbst nicht. Meine erste Frage war, ob Schwarz nicht Maler hatte werden wollen. Er lächelte geringschätzig. „Jawohl, ich bin heute noch in erster Linie Maler. Ich habe erst in Berlin auf der Akademie studiert, habe Ausstellungen gehabt, deren moralischer Erfolg ausgezeichnet, deren finanzieller Erfolg kläglich war. Ich habe auch in Malerverbänden genügend Ärger mit Juden gehabt. Dann habe ich mich kurz entschlossen, ein anständiges Handwerk zu erlernen. Darum bin ich nach Jena gegangen und habe Jura studiert. Jetzt bin ich in Göttingen, um mich auf das Referendarexamen vorzubereiten."

Am Nachmittag wanderten wir hinaus nach Nikolausberg und legten uns dort unter einen Baum ins Gras. Weit drüben lag Göttingen, die Türme hoben sich wie Streichhölzer vom

Himmel ab. Die Sonne meinte es gut, und wir rekelten uns im durchwärmten Gras. Die Wälder mit ihrem dunklen Grün, der blaue Himmel, die weißen Wolken, dazu das Summen der Insekten, das Zwitschern und Singen der Vögel, all das zusammen gab eine unbeschreiblich wohlige Stimmung. Ich war glücklich, in meiner Einsamkeit einen Jugendfreund getroffen zu haben, mit dem mich sehr viele Erinnerungen verbanden. Nachdem ich in knappen Sätzen meinen merkwürdigen Lebensweg berichtet hatte, sprach Schwarz von seinem Leben. Er hatte in Jena, als die Rote Armee um Thüringen kämpfte, kurz entschlossen Band und Mütze in die Ecke geworfen und war als Freiwilliger zu den Waffen geeilt. Dann hatte er an den Kämpfen um Suhl teilgenommen und war am Schluß des Semesters gerade noch rechtzeitig nach Jena zurückgekehrt, um seine fälligen Mensuren zu fechten. Im nächsten Semester hatte er die erste Charge bekommen, hatte sein Corps glücklich durch die Angriffe der roten Bevölkerung laviert, hatte neben den studentischen Verpflichtungen noch genügend Zeit gefunden, Aquarelle und Ölbilder zu schaffen und war nun in Göttingen, um die Studien abzuschließen.

Ich nickte vor mich hin. Schwarz war besser dran als ich. Ich mußte schon wieder einmal einen neuen Anfang suchen!

Als die Sonne sank, erhoben wir uns und kehrten in die Wirtschaft oben auf dem Berge ein. Wir kratzten unsere letzten Groschen zusammen und konnten uns eine Flasche Rheinwein kaufen. Dann gaben wir uns die Hand und tranken auf eine neue Freundschaft.

Seit diesem Tage waren wir unzertrennlich. Da Schwarz sich eine etwas besser eingerichtete Bude leisten konnte, trafen wir uns dort, lasen gemeinsam Nietzsche und Kant, sangen Löns-Lieder zur Laute, die Schwarz nicht übel zu spielen verstand, sprachen über Himmel und Hölle und ließen unsere Gedanken weit über den Alltag steigen. Mit der Zeit sammelte

sich um uns ein größerer Kreis. Ältere Corpsstudenten, Freistudenten, Doktoranden, Examenskandidaten schlossen sich uns an, brachten neue Gedanken, neue Spannungen, neue Gesichtspunkte mit. In großer Leidenschaftlichkeit saßen wir mit hochroten Köpfen so manche Nacht und sprachen die Gedanken unseres Herzens aus, suchten nach Auswegen aus der seelischen Not, nach Neuland, nach Heimat für unsere Ideen. Radikale Gedanken stießen auf konservative, soldatische auf bürgerliche, aber doch war unser Kreis anregend und fördernd, und wir gingen mit gesteigertem Eifer an unsere Arbeit. Mir wurde es immer klarer, daß ich mich nur den Geisteswissenschaften widmen konnte. Ich erkannte, daß zur Erringung der Freiheit mehr gehörte als ein guter Wille und eine kräftige Faust. Vor allem mußte ein großes Wissen um die geistigen Grundlagen des Freiheitskampfes geschaffen werden. Reine Toren gab es sicher genug in Deutschland, die waren aber zu allen Zeiten ein Spielball in der Hand der anonymen Mächte. Wohin wir auch sahen, überall saßen schlaue Juden, kalte Rechner, kluge Jongleure, die konnten wir eines Tages nur überwinden, wenn wir außer unserem heißen Herzen ein unbestechliches Wissen und einen vor keiner Konsequenz zurückschreckenden Willen besaßen. Bisher glaubten die Intellektuellen an die Möglichkeit, ohne Charakter ein erfolgreiches Leben führen zu können, und viele unserer völkischen Freunde waren der Ansicht, daß ein anständiger Charakter alle anderen Voraussetzungen zum Gelingen des Freiheitskampfes zu ersetzen in der Lage wäre. Ich selber hatte in den Jahren nach dem Kriege zur Genüge erfahren, wie sehr mir noch das klare Erkennen und das tiefe Wissen fehlten.

Der Hochschulring enttäuschte immer mehr. Wir zogen uns allmählich völlig von ihm zurück und gaben uns Mühe, in unserem Kreis das nachzuholen, was in der offiziellen Studentenschaft versäumt wurde. Unter uns zehn, so stark waren wir geworden, war kaum einer, der nicht schon sein nationales Verantwortungsbewußtsein unter Beweis gestellt hätte. Die

meisten waren Freikorpssoldaten, Zeitfreiwillige oder wenigstens aktive Arbeiter in der Technischen Nothilfe gewesen, die anderen hatten sich zumindest als Landhelfer eingesetzt. Eines Tages kamen wir auf sehr lustige Weise zu einem Namen. Wir hatten für Vorzugspreise einen Film angesehen. „Gösta Berling", nach dem Roman der Lagerlöf. Dieser stumme Film zeigte neben sehr schönen Landschaftsaufnahmen auch ein uns überaus zusagendes Kerlstum, nämlich die „Kavaliere". Uns imponierten die Burschen, die ein freies, wildes Leben unter den Gesetzen der Kameradschaft führten. Unsere Sympathiekundgebungen allerdings hatten den Erfolg, daß wir wegen Ruhestörung aus dem Kino gewiesen wurden. Als „Kavaliere" wurden wir sehr bald in Göttingen berühmt. Wir traten immer geschlossen auf, aßen gemeinsam, tranken gemeinsam, besuchten gemeinsam alle möglichen Veranstaltungen und machten gemeinsame Ausflüge weit in die Umgebung bis zur Weser und bis zum Brocken. Für die jüngeren Studenten galt es als eine besondere Auszeichnung, mit einem der „Kavaliere" verkehren zu dürfen. Der Ruf, Revolutionäre und Rebellen zu sein, berechtigte uns zu unserem wahrhaft souveränen Auftreten in der Öffentlichkeit. Wir zeigten auch vor Professoren keine Ehrfurcht und legten es geradezu darauf an, in Gesellschaften Professoren durch unsere ketzerischen Ansichten in Verlegenheit zu setzen.

Zuweilen gingen wir auch zu Versammlungen der politischen Parteien, von den Roten bis zu den Deutschnationalen, und brachten in der Diskussion durch unsere unverblümten Äußerungen erhebliche Verwirrungen und Ärgernisse zustande. Da wir notfalls keine Bedenken trugen, von unseren dicken Ziegenhainern ausgiebig Gebrauch zu machen, siegten wir fast immer über unsere roten Gegner. Vom Reichsbanner liefen bereits etliche „Knoten", wie wir sie nannten, von unseren Hieben gezeichnet, in Göttingen umher. In den Kreisen der Bürger waren wir allerdings berüchtigt, weil wir alles andere als vornehme Sitten hatten. Wir gaben keine Handküsse, machten

keine Diener, führten keine albernen Tanzgespräche. Wir hatten uns das Wort gegeben, stets unsere Meinung zu sagen, und die war nun einmal, was die landläufigen bürgerlichen Auffassungen anging, äußerst revolutionär. Wir machten aus unserer Abneigung gegen den Staat und die verlogene, kriecherische Gesellschaft kein Hehl, sprachen von den Männern in der Regierung nur als den Verrätern, den Bonzen, den gekauften Kreaturen und trugen auffällig am Mantel das Hakenkreuz.

Als gelegentlich eines Besuches des Reichspräsidenten Ebert quer über die Hauptstraße, die Weender, eine knallrote Badehose gespannt war, über die das Oberhaupt der Republik maßlos empört war, hatte man uns „Kavaliere" in Verdacht, und als eines Nachts, es war die Nacht zum 9. November, die Löwen vor dem Göttinger Rathaus mit hellroter Ölfarbe bestrichen waren, konnten das nur die „Kavaliere" gewesen sein. Tatsächlich kam nur ein Bruchteil der Streiche auf unser Konto, unser Buckel aber war breit genug, jeden Verdacht zu tragen. Wir hatten die Frechheit, stolz zu sein, daß man uns jede Schandtat zutraute.

Ein paarmal waren wir im Herbst in dem entzückenden Ausflugsort Mariaspring, zu Füßen der Plesseruine, gewesen. Weil wir kein Geld hatten, mußten wir den langen Weg zu Fuß zurücklegen. Unser Erscheinen aber erregte solches Aufsehen, daß man willig einen Tisch für uns einräumte. Wir tanzten mit den schönsten Mädchen aus den Pensionaten, die zu den Mariaspring-Nachmittagen geführt wurden, und keiner machte uns das Recht streitig, mit ihnen eine halbe Stunde einen kleinen Bummel in den geheimnisvoll dämmerigen Wald zu machen. Unsere Damenbekanntschaften waren allerdings nur von kurzer Dauer, die Pensionsinhaberinnen rangen die Hände, wenn wir es uns einfallen ließen, wegen ein paar schöner, blauer Augen einen Besuch zu machen. Und in den Familien der Bürgerstöchter waren wir erst recht nicht gelitten, weil man dort nur auf die Besuche ernster Heiratskandidaten Wert legte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß wir infolge unseres anmaßenden Wesens gelegentlich heftige Zusammenstöße mit anderen Studenten bekamen. Da wir nicht daran dachten, die übliche Frage, ob der Anlaß eine absichtliche Kränkung oder nur ein Irrtum wäre, mit ausweichenden Antworten abzutun, sondern höhnisch versicherten, es wäre uns eine Genugtuung, unsympathische Fatzken nachdrücklich zu beleidigen, kam es wiederholt zu Säbelforderungen. Wir paukten jeden Vormittag eine Stunde beim Fechtmeister Seemann Säbel und waren fechterisch auf der Höhe. Wir brannten nur darauf, eine Gelegenheit zu bekommen, auf Säbel anzutreten. Die ersten Säbelmensuren gewannen wir dann auch haushoch. Danach zogen es die anderen vor, uns aus dem Wege zu gehen. Wir steigerten uns in ein wahres Hochgefühl der überlegenen, jede Sorge verachtenden Freiheit. Nur mit Schrecken dachten wir daran, daß eines Tages die Trennung kommen mußte. Wir machten zwar kein Hehl daraus, daß wir uns in einer nicht sonderlich ungewöhnlichen Sturm- und Drangperiode befanden, trotzdem aber glaubten wir, ein Recht zu haben, uns den kleinlichen und harmlosen Strebern unter den Studenten gegenüber wie Titanen vorzukommen. Wir wollten, getreu dem Worte unseres Meisters Nietzsche, gefährlich leben und sahen keinen anderen Weg dazu. Hin und wieder nahmen wir eine Einladung zu einem Corpsfest an, sonst aber blieben wir einsam. Mit der Zeit gingen wir dazu über, Vorträge über ein vorher bestimmtes Thema zu halten, und mit größerem Eifer konnten wir keine Seminararbeit bewältigen als unsere selbst bestimmte Aufgabe.

Als Weihnachten vor der Tür stand, war unsere Gemeinschaft fest geschlossen. Die „Kavaliere" wurden von den Studenten mit einer Mischung von Ehrfurcht und Schrecken bestaunt, wie man wohl seltene Tiere im Zoologischen Garten betrachtet. Wir selber verloren allerdings bald das eitle Bewußtsein, etwas Besonderes darzustellen, wir waren in unserer Lebensweise natürlich aber um so derber und rücksichtsloser geworden.

Einen Tag vor Beginn der Ferien stifteten wir einen kleinen Aufruhr an. Das Studentenwerk hatte angezeigt, daß eine bekannte Zigarettenfabrik jedem Studenten eine Packung von fünfzig Zigaretten zu schenken beabsichtige. Wir holten uns, freudig überrascht, die Zigaretten ab und stellten beim Genuß der ersten voller Empörung fest, daß der Tabak erfroren und damit wertlos und ungenießbar war. Das also steckte hinter dieser als hochherzig gepriesenen Stiftung! Die Fabrik hatte es verstanden, ihre Schenkung durch alle Zeitungen verherrlichen und als beispielhaft hinstellen zu lassen!

Pfui Teufel! Wir hatten eine mörderische Wut auf diese unverschämten Kapitalisten, veranstalteten Umzüge, trugen Schilder mit aufreizenden Texten vor uns her, lärmten und fluchten und erreichten es, daß die Göttinger Zeitungen empörte Berichte brachten. Allerdings teilten sie ihre Empörung zwischen uns und der Zigarettenfabrik.

Bis Berlin fuhren wir „Kavaliere" gemeinsam und beschlossen, noch einen Abschiedsschoppen zu trinken. Schwarz hatte durch die Beziehungen seines Vaters erreicht, daß wir Freikarten zu Strindbergs „Totentanz" bekamen. Die Aufführung mit Paul Wegner ergriff uns stark. Nach der Vorstellung besuchten wir das als patriotisch allgemein bekannte Gasthaus „Wilhelma" an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Allerdings kamen wir nicht dazu, unseren Abschiedsschoppen in Ruhe zu trinken. Schon als wir das Lokal betraten, störte uns die Bierseligkeit, die Männer und Frauen unter den zahlreich vorhandenen Kaiserbildern und schwarzweißroten Fahnen zu den Klängen einer schneidigen Militärmusik nationale Lieder singen ließ. Uns waren die Fragen der Nation zu heilig geworden, als daß wir sie von diesem Bierpöbel in den Alltagsdreck ziehen lassen wollten. Wir hatten schon, angeekelt, bezahlt und schickten uns gerade an, unter deutlichen Protestrufen diese dumme Stätte patriotischen Spießertums zu verlassen, als — es war bereits nach Mitternacht — die Kapelle sich erhob und in feierlicher Haltung den Choral „Wir treten zum Beten" spielte. Die

Spießer um uns her erhoben sich ebenso feierlich, und mancher Angetrunkene stützte sich dabei auf die schwarzweißroten Tischfähnchen, ohne verhindern zu können oder zu wollen, daß ihm dabei die dicken Tränen der alkoholischen Rührung über die Wangen kollerten. Wir hatten uns ostentativ gesetzt und sparten nicht mit hämischen Bemerkungen. Das hatte zur Folge, daß uns empörte Zurufe gewidmet wurden, auch ein metallener Bieruntersatz wurde gegen uns geschleudert. Nach Beendigung des Chorals setzten sich die ergriffenen Spießer und spülten die restliche Rührung mit gewaltigen Schlucken hinunter. Am Nachbartisch saßen sechs bis sieben Dickbäuche, die ihrem Ärger über uns laut Luft machten. Wir riefen ihnen lachend zu, sie sollten sich nur nicht aufregen, das wäre bei ihrer Fettleibigkeit mit erheblichen Gefahren verbunden. Darauf stürzte einer von ihnen an unseren Tisch, fuchtelte mit den Armen und rief mit sich überschlagender Stimme, ob wir denn gar keine Ehre im Leibe hätten, unser Benehmen sei mehr als skandalös. Im Handumdrehen waren wir von einer ganzen Rotte gestikulierender und schreiender Bürger umringt, die sich in ihrer Wut selbst nicht von der Kapelle besänftigen ließen, die jetzt die „Wacht am Rhein" schmetterte. Auch ein Geschäftsführer im Gehrock machte uns empörte Vorhaltungen. Der dicke Herr, der das Signal zum Angriff auf uns gegeben hatte, fühlte sich bei dem unerwarteten Erfolg seiner kriegerischen Attacke genötigt, Schwarz die Faust unter die Nase zu halten und fürchterliche Drohungen auszustoßen. Das war nun wieder Schwarz zuviel. Er erhob sich langsam, maß den Herrn mit Blicken, die ihn hätten warnen müssen. Und als der Herr weiter mit seiner Faust fuchtelte, schlug Schwarz zu und warf mit seinem Hieb den Schreier einige Meter weit ins Lokal. Ich beförderte durch einen Faustschlag den Geschäftsführer, der sich auf Schwarz stürzen wollte, zu Boden. In wenigen Sekunden waren wir in eine regelrechte Keilerei verstrickt. Da wir aber verstanden,

zuzuschlagen, kamen wir glimpflich davon. Daß ein erheblicher Sachschaden entstand, war schließlich nicht unsere Schuld.

Danach saßen wir die halbe Nacht in einer kleinen Kutscherkneipe beisammen, spülten unseren Ekel hinunter und gaben uns die Hand darauf, daß wir die patriotischen Spießer neben die Landesverräter und Bonzen einreihen und sie aus vollem Herzen hassen wollten.

Eines Tages war Hindenburg nach Göttingen gekommen, um in seiner Eigenschaft als Ehrenbürger der Universität das Gefallenendenkmal einzuweihen. Wir brachten ihm, den wir als einen Repräsentanten des Kriegsheeres und damit eines besseren Deutschlands achteten, einen begeisterten Empfang. Es war ein erhebender Anblick, wie der hochgewachsene, breitschultrige Greis unter den Studenten stand. Seine Stimme war knarrend, aber bis in den entferntesten Winkel des Vorhofes der Universität zu verstehen. Der Inhalt seiner Rede enttäuschte uns etwas. Wir hatten gehofft, einen revolutionären Aufruf zu vernehmen, statt dessen hörten wir allgemeine Redensarten vom Vaterland.

Nach Weihnachten begann ich, mich auf das Abitur vorzubereiten. Unter den „Kavalieren" gab es zur Genüge Humanisten, die mir Anweisungen gaben, welche alten Klassiker ich lesen sollte. Tag und Nacht saß ich nun über Horaz, über Tibull, Catull, Properz, über Plato und Aristoteles, über den Reden Ciceros, über Livius, Plinius und Aristophanes. Die deutschen Klassiker kannte ich, und im übrigen hoffte ich, im Deutschen gut zu bestehen, weil ich die ersten kleinen Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht hatte. Kummer bereitete mir die Mathematik, ich begriff selbst die einfachsten Lehrsätze nicht. Auch mein frommer Vetter vom heiligen Wingolf war nicht in der Lage, mir zu helfen, obwohl er Mathematik studierte. Kurz entschlossen strich ich die Mathematik völlig und warf mich mit allem Nachdruck auf die

Fächer, die mir besser lagen. Meine französischen Kenntnisse wurden von einem „Kavalier", der zwei Semester in Lausanne studiert hatte, aufgefrischt. Es war rührend, zu beobachten, wie meine Freunde sich mühten, aus mir einen mit Wissen beladenen Oberprimaner zu machen.

Das Jahr 1925 brachte gleich zu Beginn einige politische Aufregungen. Mitte Januar war das Kabinett Marx gestürzt. An seine Stelle trat das Kabinett Luther, das sich aus Zentrum, Deutscher Volkspartei und Deutschnationalen zusammensetzte. Wir hatten uns längst abgewöhnt, von den bürgerlichen Nationalen etwas Gutes zu erwarten, waren allerdings gern bereit, uns eines Besseren belehren zu lassen. Die Belehrung erfolgte jedoch nicht. Als aber am 28. Februar Fritz Ebert starb und in Heidelberg begraben wurde, schlugen die Wogen der Erregung hoch. Wer würde Reichspräsident werden? Immerhin war ja Ebert ohne Volkswahl Präsident geworden. Jetzt mußte sich zeigen, wie das Volk wirklich dachte. Waren die Nationalen überhaupt in der Lage, einen aussichtsreichen Kandidaten aufzustellen? In der Universität, in den Lokalen, in der Öffentlichkeit gab es ungewohnte Debatten. Schwarz meinte zwar lakonisch, es sei scheißegal, wer der Präsident dieser Judenrepublik würde. Wir waren dagegen der Meinung, daß ein Reichspräsident, wenigstens auf dem Papier, eine viel zu große Macht hätte, als daß es gleich sein könnte, wer diese Macht gebrauchte.

Bald wurde bekannt, daß der Kandidat der Nationalen kein anderer wäre als Hindenburg. Wir nahmen im Gegensatz zu den sofort begeisterten Patrioten diese Nachricht mit gemischten Gefühlen auf. War Hindenburg mit seinen 77 Jahren nicht viel zu alt, einen solchen Posten, der einen ganzen Mann erforderte, auszufüllen? War er überhaupt noch energisch und überlegen genug, den Kampf mit den Roten und Schwarzen aufzunehmen? Wir dachten an seine Göttinger Rede und wurden noch bedenklicher. Dazu kam, daß Hindenburg unter dem Hinweis auf sein Alter sich selber lange sträubte, bis er

sich zur Kandidatur bereit erklärte. Seine Gegenspieler, der Zentrumsmann Marx und der Kommunist Thälmann, waren wesentlich jünger und rücksichtsloser. Aber sicher war Hindenburg der einzige, der die untereinander eifersüchtigen bürgerlichen Parteien einigen konnte. Die Bürgerlichen waren ja dumm und eitel genug, aus sogenannten Prestigegründen lieber einen Thälmann ans Ruder kommen zu lassen als einen tatkräftigen jüngeren Mann, der einer Partei angehörte, die nicht über Millionen von Mitläufern verfügte, zu unterstützen. Vielleicht war es nur möglich, sich auf einen Mann zu einen, der aus keiner Partei hervorgegangen war und trotzdem das Vertrauen von weiten Kreisen besaß.

Für uns gab es natürlich kein Überlegen, wem wir unsere Stimme zu geben hatten. Mit Nachdruck setzten wir uns in der Öffentlichkeit für Hindenburg ein, sprengten die Versammlungen der Roten und Schwarzen, meldeten uns zur Diskussion und sprachen selber auf den politischen Sprechabenden in den Dörfern und kleinen Städten.

Die Gegner Hindenburgs zogen alle Register ihres Hasses. Einmal wurde Hindenburg als Massenschlächter in Grund und Boden verdammt, dann wieder mit grellen Farben als Steigbügelhalter der Monarchie gezeichnet, andere wieder wollten in ihm den Erzkapitalisten sehen. Vom Zentrum bis zu den Kommunisten war man sich einig, daß nie und nimmer ein General den Präsidentenstuhl innehaben dürfte. Die Sozialdemokraten machten sich kein Gewissen daraus, den Zentrumsführer Marx zu wählen. Sie, die mit so lauten Worten angeblich für die geistige Freiheit kämpften, lieferten bedenkenlos die ganze Kulturpolitik den mittelalterlichen Säuerlingen aus, wenn nur kein General gewählt wurde! Und das Zentrum wiederum zog eine wilde Ehe mit den freidenkerischen und religionsfeindlichen Sozialdemokraten vor, ehe es daran dachte, seine Stimme dem frommen, allerdings evangelischen Hindenburg zu geben. Wenn das Zentrum früher sich in die Brust zu werfen und auf seine staatserhaltende Einstellung hinzuweisen

pflegte, so warf es jetzt die Maske ab und bespie alles, was irgendwie den Anschein des Soldatischen hatte. Ja, es ließ durchaus keinen Zweifel darüber bestehen, daß ihm ein Thälmann notfalls willkommener wäre als ein Hindenburg.

Vor den Bauern und Städtern, zu denen wir kamen, sprachen wir von diesem Verrat. Wir holten sehr weit aus und zeigten die Hintergründe der Entstehung des Zentrums zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges und sprachen davon, wie das Zentrum im Namen seines Gottes immer wieder gegen das Reich Bismarcks gewühlt hatte und wie es heute wiederum daran arbeitete, eine Erstarkung Deutschlands zu verhindern. Nur im nahen Eichsfeld stießen wir mit zentrumshörigen Katholiken zusammen, sonst waren es immer Sozialdemokraten, die sich zu Verteidigern des Zentrums und seiner reichsfeindlichen Politik aufschwangen. Wir machten uns zuweilen den Spaß und meldeten uns in unseren eigenen Versammlungen zur Diskussion, dann sprachen wir mit salbungsvollen Worten vom heiligen Zentrum und von der beruhigenden Wirkung des Wunderglaubens, daß selbst alte Leute herzhaft zu lachen begannen und von Marx nichts mehr wissen wollten.

Im zweiten Wahlgang wurde Hindenburg am 26. April mit einer sehr knappen Mehrheit gewählt. Es entspann sich noch ein längerer Streit darüber, ob die Wahl überhaupt Gültigkeit hätte, denn immerhin hatten Marx und Thälmann zusammen mehr Stimmen als Hindenburg.

In Göttingen und im ganzen Reich löste das Ergebnis der Wahl gewaltigen Jubel aus. Die alten schwarzweißroten Fahnen wurden hervorgeholt, Männer trugen plötzlich wieder ihre Kriegsorden, und jedermann warf mit patriotischen Redewendungen nur so um sich. Das Volk versprach sich von der Wahl Hindenburgs eine grundlegende Wandlung auf allen Gebieten der Politik und der Wirtschaft. Am Abend des 27. marschierte die gesamte Göttinger Studentenschaft in einem riesigen Fackelzug zu Ehren Hindenburgs durch die Stadt. Die Chargierten der Verbindungen waren in Wichs erschienen.

Wir sangen die alten Studentenlieder, das „Gaudeamus igitur", das Deutschlandlied und Lieder des Weltkrieges. Die Begeisterung kannte keine Grenzen, denn wir vermeinten am Vorabend einer großen nationalen Erhebung zu stehen. In verschiedenen Straßen kam es zu kleineren Zwischenfällen, als ein paar Kommunisten unseren Zug mit Schimpfen und Johlen begrüßten. Wir machten kurzen Prozeß und schlugen den Schreiern, die nach den Fahnen spuckten, die brennenden Fackeln um die Ohren. Aus einem Hause in der Altstadt wurden leere Blumentöpfe in unseren Zug geworfen. Ein Student erlitt von den Scherben Kopfverletzungen. Daraufhin stürmten wir das Haus und schlugen die männlichen Bewohner windelweich. Ernste Zwischenfälle ereigneten sich nicht. Unser Zug endete auf dem Alten Exerzierplatz. Wir warfen die Fackeln auf einen Haufen und sangen, als die kurze feierliche Ansprache beendet war, das Deuschlandlied. Dann gingen wir nach Hause in der Hoffnung, daß die Morgensonne über einem glücklicheren Deutschland aufgehen würde.

Wir hatten uns in einem Optimismus verloren. Der Name Hindenburg war kein Programm. Es erfolgte auch keine Demonstration eines neuen, eben eines nationalen Willens. Es blieb alles beim alten. Auch Stresemann blieb. Das Volk hatte einen Repräsentanten, keinen Führer bekommen.

Sehr bald drängten sich gerade die Kreise an den Reichspräsidenten, die seine Wahl mit den gemeinsten Mitteln der Verleumdung und Ehrabschneiderei bekämpft hatten.

Wir lernten erkennen, daß das Volk von unten her erobert werden mußte.

Die „Kavaliere“ gingen in alle Welt. Als erster machte Schwarz in Celle sein Referendarexamen. Die Mediziner unter uns gingen ins Staatsexamen, ich siedelte nach Berlin über, um mein Abitur zu machen.

Ich hatte mir fest vorgenommen, meine Eltern nach Möglichkeit finanziell nicht mehr zu belasten. Ich konnte es ihnen nicht einmal verdenken, daß sie meine Entschlüsse als Launen bezeichneten und meiner zukünftigen Entwicklung mit Sorge entgegensahen. Fast jedes Jahr hatte mich ja in einer anderen Ecke Deutschlands in einem anderen Berufe gesehen. Und ich selber fühlte sehr deutlich, daß meine Wanderschaft noch längst nicht beendet war. Darüber aber sprach ich mit keinem Menschen.

Es lag nahe, daß ich mir mein Brot mit Stundengeben verdiente, denn ich glaubte, am ehesten meine Wissenslücken auffüllen zu können, wenn ich Unterricht gab und selber dabei lernte.

Ich hatte Glück. Gleich am ersten Tage, an dem ich mich in den Spalten einer Berliner Zeitung nach einer Unterrichtsmöglichkeit umsah, fiel mein Blick auf eine Anzeige, in der ein neunundvierzigjähriger Bankangestellter einen Studenten suchte, der ihn zum Einjährigen, zur Obersekundareife, vorbereiten sollte. Ich schrieb an ihn und bekam postwendend Antwort. Dieser Bankangestellte hoffte, durch das Examen Anrecht auf eine Beamtenstellung zu bekommen und bot mir für den täglichen Unterricht in allen Fächern die Pauschalsumme von monatlich einhundert Mark. Das war unerhört viel Geld für mich, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich dem Mann um den Hals gefallen. Seine hübsche Tochter, die

in meinem Alter sein mochte, sah mich erstaunt an. Als zweiten Schüler bekam ich einen Bäckersohn, den der Himmel mit einer überlebensgroßen Dummheit gesegnet hatte. Der Junge tat mir im Grunde meines Herzens leid, denn er fühlte sich auf dem Gymnasium kreuzunglücklich und wäre brennendgern Bäcker geworden. Sicher hätte er sich auch gut zu diesem ehrbaren Handwerk geeignet. Sein Vater aber wollte durchaus, daß er studierte! Seine Eitelkeit war größer als sein Verstand, darum sah er nicht und wollte es wohl nicht sehen, daß sein Sohn körperlich und seelisch im Gymnasium litt, wo er längst der Klassenälteste und zugleich der Letzte geworden war, denn es gab keine Klasse, die er nicht zweimal durchlaufen hatte. Ich konnte darüber froh sein, denn immerhin brachte mir die Dummheit dieses Quartaners monatlich dreißig Mark und täglich eine Portion Kaffee und Kuchen ein, die mir wiederum das Mittagessen ersetzte. Außerdem hatte ich mit dem Bäckermeister vereinbart, daß mir für jede gute Note, die der Sohn in einer Klassenarbeit erhielt, eine Torte mittleren Umfangs als Sondervergütung geliefert wurde. Später hatte ich den Quartaner so weit gebracht, daß er fast nur noch gute Arbeiten schrieb, so daß ich aus Gesundheitsrücksichten darum ersuchen mußte, daß mir von Fall zu Fall auf Wunsch drei Mark ausgezahlt wurden.

Der Anfang in Berlin war demnach glückverheißend. Aus den Wechselfällen meines Lebens hatte ich auch gelernt, daß man sein Schicksal nur tüchtig anpacken muß, um es nach dem eigenen Willen zu gestalten.

Ein billiges und sauberes Zimmer hatte ich in Charlottenburg gefunden, nun brauchte ich nur meine Kenntnisse noch etwas nach dem Berliner Lehrplan für Gymnasien auszurichten, dann konnte ich mein Heil versuchen.

Ungefähr vierzehn Tage vor den Sommerferien fühlte ich mich reif genug, um an die Tür meines Gymnasiums zu pochen, die damals so hart hinter mir zugeschlagen war. Ich

konnte es nicht verhindern, daß mir das Herz klopfte, als ich mich vom Schuldiener dem Direktor melden ließ.

Es war alles noch wie damals. Die dicken Samtportieren ließen keinen Sonnenstrahl durch, die Bismarckbüste stand staubig auf dem Bücherschrank, und der Direktor saß in seinem gepolsterten Lehnstuhl und maß mich mit teils neugierigen, teils mißtrauischen Blicken. „Na, Herr Eggers, was führt Sie denn hierher? Die Sehnsucht doch wohl keinesfalls!"

Ich räusperte mich und unterdrückte eine freche Antwort. „Die Sehnsucht allerdings weniger als die Notwendigkeit, Herr Direktor."

„Was heißt das? Wollen Sie mich anpumpen? Ich habe selber kein Geld. Diese ewigen Steuern, Gehaltskürzungen und Abgaben, Sie verstehen, nicht wahr?"

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken. „Ich verstehe, Herr Direktor. Aber darum handelt es sich nicht."

Ich gab mir einen Stoß. „Sehen Sie, Herr Direktor, die Zeiten sind nun wieder friedlicher geworden. Ich habe mich umgesehen in Deutschland, so gut es ging, und jetzt möchte ich in Ihre Oberprima eintreten, um nächsten Ostern das Abitur zu machen."

Der Direktor machte eine Handbewegung, als wollte er hilfesuchend auf den Klingelknopf drücken. Dann ließ er die Hand sinken und betrachtete mich, wie man wohl einen Narren betrachtet, von dem man nicht weiß, ob er in diesem Augenblick etwas Ernstes oder Heiteres gesagt hat.

Da er nichts sagte, hielt ich es für angebracht, mein Anliegen zu erklären. „Ich will weiter im Leben, ich will studieren. Dazu brauche ich das Abitur." Kopfschüttelnd und schweigend beobachtete mich der Direktor.

Ich versuchte zu scherzen. „Nach den letzten Amnestien sind wir alten Freikorpsleute völlig unbescholtene Bürger."

Langsam und voller Würde erhob sich der Direktor, gravitätisch stützte er die Hände auf seine Schreibtischplatte, beugte sich zu mir herüber und sah mir streng in die Augen. „Sie

haben immer aus der Reihe getanzt, Herr Eggers. Sie haben immer meine Schuldisziplin gestört. Glauben Sie ernsthaft, ich wäre ein solcher Idiot, Sie in meine Oberprima aufzunehmen, damit Sie mir durch Ihren verderblichen Einfluß die jungen Menschen völlig durcheinanderbringen?"

Ich mußte mich zusammenreißen, um ihm nicht zu sagen, daß ich ihn sehr gern für einen solchen Idioten halten würde. So sagte ich nur, fast beruhigend, daß es ja völlig ungefährlich wäre, mich aufzunehmen, denn, wie ja betont, die Amnestie!

Da erhob sich der Direktor zu seiner vollen Größe, verschränkte die Arme vor der Brust und maß mich mit verächtlichen Blicken. „Nie und nimmer lasse ich Sie auf meine Schule. Ich habe es Ihnen nicht vergessen, was Sie mir damals an den Kopf warfen, als Sie aus dem Freikorps zurückkehrten und ich Sie aus dem Gymnasium entlassen mußte. Und nun gehen Sie, Ihre Anwesenheit regt mich auf."

Da stand er nun vor mir, dieser ehrenwerte Mann und versperrte mir mit all seiner vornehmen und gepflegten Würde den Weg in die Zukunft. Einen Augenblick zuckte es mir in der Hand. Verflucht, auch diese Bürger waren allgemein geachtete Deutsche! Dann bezwang ich mich. Mit einer kühlen Verbeugung ergriff ich die Türklinke. „Ich erinnere mich deutlich, Ihnen damals ein sehr beliebtes und häufig angewendetes Zitat zugerufen zu haben, Herr Direktor. Auch heute möchte ich nicht von Ihnen gehen, ohne Ihnen versichert zu haben, wie sehr ich es wünschte, daß Sie meiner damaligen Aufforderung nachkämen. Aber dann bitte kreuzweis, Herr Direktor, kreuzweis!"

Ich sah noch, wie er sich in seinen Lehnstuhl fallen ließ. Sein Mund war vor Schreck und Staunen weit aufgerissen, seine Hand wies zur Tür, eine weiße, sehr gepflegte Hand, und seine Stimme überschlug sich beim „Hinaus!"

Da stand ich nun und sah noch einmal das Gymnasium an. Schließlich gab es ja in Berlin noch eine ganze Anzahl von höheren Schulen. Aber wo lagen die? Kurz entschlossen ging ich zur nächsten Telephonzelle und las das Verzeichnis der

Schulen durch. Am Savignyplatz war das nächste Gymnasium, es war nach Kaiser Friedrich benannt. Ich war oft genug mit der Stadtbahn an dem häßlichen roten Gebäude vorbeigefahren.

Ein Blick auf die Uhr! Es war elf. Wenn ich Glück hatte, konnte ich den Direktor noch erreichen. Von der Uhlandstraße fuhr ich mit der Elektrischen bis zum Kurfürstendamm und lief die wenigen Minuten so schnell ich vermochte. Die Hand zitterte mir, als ich den Klingelknopf drückte. Wie ohnmächtig kam ich mir in diesem Augenblick vor! Ein Mann, den ich gar nicht kannte, sollte über meine weitere Entwicklung entscheiden.

Der Schuldiener öffnete und musterte mich eingehend.

„Ist der Chef da?"

Der Schuldiener wiegte diplomatisch den Kopf. „Nicht für jeden, Herr. Womit handeln Sie denn?"

Es gelang mir nicht so leicht, das Mißtrauen des Mannes zu überwinden. Auch dachte ich nicht daran, ihm mein Anliegen zu verraten.

„Lassen Sie mich nur herein, ich bin kein Schnorrer!"

Doch der Schuldiener blieb fest. „Ich muß wissen, was Sie wollen, sonst hat es gar keinen Zweck, daß Sie noch in der Tür herumstehen!"

Ich sah ihn bittend an. „Sind Sie Soldat gewesen?"

Der Schuldiener warf sich in die Brust. „Klar, Mann!"

„Der Chef auch?"

„Klar, Mann! Der war Hauptmann!"

„Na, dann melden Sie mich mal bei dem Herrn Hauptmann. Sagen Sie ihm, ein Soldat wolle ihn sprechen!"

Der Schuldiener verschwand, und wenige Minuten später stand ich vor dem Direktor, einem hochgewachsenen, blonden, sehr jugendlich wirkenden Mann, der mir freundlich die Hand hinstreckte. „Was wünschen Sie?"

Ich nahm einen Anlauf. „Sie müssen mir helfen, Herr Direktor!"

Er drückte mich in einen Sessel und bot mir eine Zigarre an. „So, und nun schießen Sie los!"

Lächelnd hörte er meine Geschichte und mein Ansinnen. „Sie haben Mut, Herr Eggers. Ich möchte diesen Sprung von der Kaserne auf die Schulbank nicht ohne weiteres machen."

Ich fühlte, daß ich gewonnen hatte, und schon war meine alte Lustigkeit zurückgekehrt. „Schwerer als ein Feldzug wird die Schulzeit auch nicht sein."

Der Direktor schlug sich lachend auf die Schenkel. „Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, daß ich lache. Aber die Vorstellung, daß ein solcher Landsknecht wie sie in meine Judenschule einbricht, hat schon etwas Komisches an sich. Sie müssen nämlich wissen, daß von den vierzehn Oberprimanern meiner Anstalt zwölf Religionsjuden sind, der dreizehnte ist getauft. Wir sind nämlich Kurfürstendammgymnasium!"

Ich mußte ebenfalls lachen. Aber ich hatte Vertrauen zu diesem Direktor, er würde schon dafür sorgen, daß mir der Anfang nicht zu schwerfiel.

Zwei Tage später bestand ich meine Aufnahmeprüfung für Oberprima. Ich hatte die sprachlichen Fächer mit „Gut" und „Sehr gut" bestanden, in Mathematik hatte ich mich bis auf die Knochen blamiert. Aber immerhin: ich war Oberprimaner!

Zunächst ließ ich mir einige Tage Urlaub geben, um verschiedene Fragen zu klären. Ich war durch Vermittlung eines Vetters, der gerade in diesen Wochen den ersten Deutschlandflug auf seiner kleinen Klemm-Daimler gewonnen hatte, der „Sportflug-G.m.b.H." beigetreten, einem Verbande, der junge Männer im Motorflug ausbildete, natürlich nicht in der Absicht, irgendwelchen sportbegeisterten Jünglingen zu Flugscheinen zu verhelfen, sondern vielmehr bestimmten militärischen Erfordernissen zu dienen. Es war nicht leicht, in die Kreise der Nachkriegsfliegerei zu kommen, weil mit Rücksicht auf die Spionagegefahr die Auswahl sehr gründlich vorgenommen wurde. Um so glücklicher war ich, als man mich angenommen hatte. Nun sollte ich nach den ersten Wochen des Dienstes wieder aus-

scheiden! Ich hatte mich im Kreise der frischen, verwegenen Kameraden wohl gefühlt, hatte Udet kennengelernt und Fritz Siebel und wie sie alle hießen, und nun mußte ich Abschied nehmen, weil ich Oberprimaner geworden war!

Mein Einzug in das Gymnasium verlief nicht ganz ohne Aufregungen. Als ich das Klassenzimmer betrat, standen die zwölf Juden in einer Ecke, der Getaufte in der anderen. Der Arier gab mir die Hand und begrüßte mich schmunzelnd. Aus der Ecke der Juden löste sich plötzlich ein sehr elegant gekleideter Schlaks, stellte sich, die Hände in den Taschen, vor mich hin, musterte mich frech und fragte dann in schnodderigem Tone, ob ich schon einmal einen Menschen umgebracht hätte, ich wäre doch, wie sie gehört hätten, Freikorpsmann gewesen. Ich lachte belustigt auf und sagte, daß es zu den Pflichten des Soldaten gehörte, den Feind zu töten, und ich hätte meine Pflicht erfüllt!

Da spuckte der Jude vor mir aus und sagte: „Sie sind kein Mensch!"

In der nächsten Sekunde wälzte er sich schreiend am Boden. Ich hatte ihm die Faust mit voller Wucht auf das Nasenbein geschlagen.

Gerade in diesem Augenblick mußte der Direktor zur Tür hereintreten! Er forderte mich auf, ihm in sein Amtszimmer zu folgen. Dort mußte ich den Hergang genau schildern und mit meinem Ehrenwort für die Richtigkeit meiner Aussagen bürgen. Der Jude erhielt zwei Stunden Arrest.

Wenn der Direktor nicht in soldatischer Kameradschaft zu mir gehalten hätte, wäre ich wohl höchstens vier Wochen Oberprimaner gewesen. Daß die Juden mich haßten wie die Pest, nahm ich ihnen nicht weiter übel. Ich hatte vom ersten Tage an kein Hehl daraus gemacht, daß ich Judenfeind war. Schlimmer war schon, daß sie mich immer wieder beim Provinzialschulkollegium als Hakenkreuzler und Staatsfeind denunzierten und zu diesem Zweck alle meine Äußerungen, die ich im Zorn oder

auch nur im Spaß tat, genauestens aufschrieben. Das schlimmste aber war, daß ein Teil der Lehrer gegen mich war und von dieser Abneigung gründlich Gebrauch machte. Vor allem war da ein Professor, ein weißbärtiger, bebrillter Mann, der in jeder Lateinstunde die Gelegenheit suchte und fand, mich seine Überlegenheit fühlen zu lassen. Er wollte mir beweisen, daß ich nichts wissen konnte, weil mir ja die Obersekunda und die Unterprima fehlten. Daß ich für mich selber gearbeitet hatte, wollte er nicht anerkennen. Dann paßte es ihm nicht, daß ich Schmisse hatte, daß ich schon die Universität kannte, daß ich Soldat gewesen war. Ja, und was für ihn der schlimmste Gedanke war, sicher hatte ich schon Mädchen geliebt! Unausdenklich! Ein Oberprimaner! Nun war ich auch alles andere als devot. Ich belachte nicht wie die Juden jeden seiner dämlichen Witze, hob nicht den Finger, wenn ich etwas wußte oder wenn ich austreten wollte und hatte die Frechheit, eine eigene Meinung zu besitzen. Dabei war der Professor auch noch eingeschriebenes Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei und tat sich viel auf seinen Patriotismus zugute. Ich hatte selten einen so eitlen Pfau gesehen und mußte jedesmal mit mir kämpfen, ihm nicht grob zu begegnen oder ihn gar am Bart zu rupfen. Manchmal hätte ich ihm auch ein Seitengewehr in die Rippen jagen können, wenn er so scheinheilig auf dem Katheder saß und versuchte, mich bei irgendwelchen Horazoden als dumm und unwissend hinzustellen. Dabei war schon früher Latein eines meiner besten Fächer!

Sehr anregend war dagegen der Unterricht im Griechischen. Der Studienrat war früher Soldat, hatte als einfacher Landser den Schützengrabenkrieg erlebt und seinen Humor bewahrt. Wir lasen Platos „Staat" und in der freiwilligen Arbeitsgemeinschaft die „Frösche" des Aristophanes.

Und geradezu ein Erlebnis war der Deutschunterricht beim Direktor. Hier lasen wir Schopenhauer in Auszügen, Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und Goethes „Faust". Es war bezeichnend, daß die Juden Schiller vollkommen fremd

gegenüberstanden und in jeder Stunde versuchten, die Rede auf die modernen Bühnenautoren, vor allem auf Bronnen, Toller und Schnitzler zu bringen. Hier kannten sie jede Szene, jeden Schauspieler von Moissi über Kortner bis zur Bergner. Ich erzählte einmal lachend, wie wir die Aufführung von Schnitzlers „Reigen" in Berlin gesprengt hatten, die ganze Judenpresse hatte damals Zeter und Mordio über diese „Kulturschande" geschrieen. Seitdem galt ich bei den Juden als äußerst gefährlicher Barbar. Persönliche Vorwürfe allerdings machte mir keiner von ihnen mehr. Auch der Geschichtsunterricht war großzügig und anregend. Leider wurde der Geschichtslehrer strafversetzt, weil die Juden genau belegte schriftliche Eingaben gemacht hatten, aus denen hervorging, daß der Geschichtslehrer völkische Aufklärungsarbeit betrieb.

Die Wochen vergingen wie im Fluge. Mein Tag war völlig ausgefüllt. Bis tief in die Nacht hinein arbeitete ich, denn ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, zum Abitur noch eine freiwillige Arbeit über ein archäologisches Thema einzureichen. Die Archäologie begann mich besonders zu fesseln, vor allem die Kulturkreise in Kreta und Mykene. Wenn ich nach Schulschluß und der Beendigung meines Unterrichts noch eine Stunde erübrigen konnte, fuhr ich zur Staatsbibliothek, um mich von dem sehr entgegenkommenden Sachbearbeiter beraten zu lassen. Trotz aller Überlastung wurde mir die Arbeit nicht zuviel. Mich trieb die Vorstellung, daß ich sehr viel nachzuholen hatte und daß ich darüber hinaus mehr lernen mußte als der durchschnittliche junge Deutsche.

Als die Sommerferien kamen, mietete ich mir ein Paddelboot und fuhr die Havel entlang. Meine Bücher hatte ich ständig bei mir.

Zuweilen, wenn ich irgendwo am Ufer im Grase lag und das Buch zugeklappt hatte, um auszuspannen, dachte ich über mein Leben nach und über die Menschen, die ich auf meiner

Wanderschaft getroffen hatte. Die meisten waren dort stehengeblieben, wo ich ihnen begegnet war. Es hatte auch keinen Wert, sie aus der Ferne anzurufen, sie hätten vielleicht den Ruf gar nicht verstanden. Die Aktivisten waren in alle Winde verstreut, einige saßen noch auf den Teufelsinseln, andere in Zuchthäusern und Gefängnissen, einer war in China, der andere auf dem Wege zu Abd el Krim, dem tapferen Führer der Rifkabylen, die ihren Freiheitskampf begonnen hatten. Ich wäre am liebsten nach einer ärgerlichen Lateinstunde, möglichst mit dem Barte des albernen Professors in der Hand, auch zum Rif geeilt. Die nahe Pflicht aber hielt mich jetzt stärker, als die abenteuerliche Ferne zu locken vermochte.

Meine Kameraden von der Reichswehr hatten hin und wieder noch einmal geschrieben, es waren die üblichen frohen, etwas plumpen Kameradengrüße. Ab und zu hatte auch ein Mädel unterschrieben, schüchtern und etwas hilflos. Ernstere Briefe waren nie gekommen. Das lag wohl daran, daß die Männer, mit denen ich einst Schulter an Schulter gestanden hatte, gelernt hatten, heilige Gedanken im Herzen zu bewahren.

Aus meiner Landwirtszeit kam kein Gruß. Diese Zeit schien gestorben zu sein. Sicher hatten die Landarbeiter auch zu steife Finger bei ihrer harten Fron bekommen!

Der einzige Freund, der mir geblieben war, war Heini Schwarz, der hin und wieder schrieb. Er war, nachdem er die ersten Referendarstationen hinter sich hatte, nach Göttingen zurückgekehrt, um sich auf das Doktorexamen vorzubereiten. Von den „Kavalieren" war keiner mehr in Göttingen. Also auch dort war es einsam und still geworden!

Ich dachte daran, daß die Abenteurer des Lebens einsam werden müssen, denn die meisten ihrer einstigen Gefährten kehren in gastliche Häuser am Wege ein und machen es sich dort hinter dem Ofen gemütlich. Die Kameraden desselben Weges zu denselben Zielen aber sind selten auf den steinigen Straßen der Freiheit! Ich war meinem Geschick dankbar, daß ich Schwarz gefunden hatte. So war ich doch nicht ganz allein.

Die Mädchen, die ich angetroffen hatte, waren lustig und freundlich, es lohnte sich aber zumeist nicht, länger halt bei ihnen zu machen. Sie wollten heiter sein, nichts weiter, sie wollten spielen und vom Mann verwöhnt werden. Eine, die teilhaben wollte an den Nöten, Fragen und Sorgen des Mannes, die Kameradin sein wollte, hatte ich noch nicht getroffen, obwohl ich mich von Herzen nach einer solchen Begegnung sehnte.

Ich kannte nun schon viele Mädchen, und an die meisten erinnerte ich mich mit Freude und Dankbarkeit. Aber bei keinem hätte ich sagen können, daß ich wünschte, ein ganzes Leben gemeinsam mit ihm zu wandern.

Vielleicht mußte man, um das Glück, von dem der Bürger träumte, zu erlangen, sehr ruhig, sehr arm an Sehnsüchten, vielleicht auch sehr träge werden. Mein Leben war bisher stürmischer verlaufen als das aller der jungen Menschen, die ich getroffen hatte, aber dort war es besonders schön, wo mich der Sturm des Schicksals mit aller Wucht gepackt hatte, so daß ich mit ihm auf Tod und Leben kämpfen mußte. Wie sollte auch bei diesen rauhen Stürmen die zarte Blume des Glücks bestehen? Und welches Mädchen würde es wohl wagen, gemeinsam mit mir die Abenteuer anzugehen? Mein Lebensschiff war ein wetterfester Segler, der jeden Tag auf eine Sandbank laufen konnte. Ich brauchte schon einen Menschen, der nicht verzagte, sondern die Hände rührte, um das Schiff wieder flottzumachen. Aber die, die ich kannte, wollten in einer Luxuskabine zum anderen Ufer fahren. Es war nicht gut, daß ich mir Gedanken darüber machte, denn mein Herz wurde schwer davon, und ich begann zu wünschen, gefährlichere Abenteuer zu suchen, deren Bewältigung alle Kräfte in Anspruch nahm, so daß keine Zeit mehr blieb für solche Gedanken. Plato schrieb in seinem „Staat" von der Gemeinschaft der für den Staat besonders wertvollen Wächter. Solche Gemeinschaft war nötig, damals so sehr wie heute. Denn so liefen wir Beweglichen, wir Suchenden, wir Unruhigen uns tot, so

rannten wir uns an den Mauern des Nichtverstehens die Köpfe ein. Deswegen waren auch so viele von den Tapferen der Nachkriegszeit elend zugrunde gegangen, als das Spießerglück der Geborgenheit die Sehnsucht nach der schöpferischen Unruhe verdrängt hatte. Wo würde ich einmal enden? Der Gedanke an meine Zukunft hatte nichts Befreiendes. Ich hatte mir ein neues Ziel gesteckt, das war alles. Und wenn ich es erst erreicht hatte, würde ich mir ein neues Ziel suchen. So würde es dann wohl bleiben mein ganzes Leben lang.

Maximilian Harden hatte einmal in seiner Zeitschrift auf seine Art untersucht, worin die Unruhe meiner Generation ihre Ursache hätte. Er war dabei auf die für ihn bezeichnende Feststellung gekommen, daß der Krieg uns junge Menschen sittlich haltlos, brutal und unzufrieden gemacht hätte, wir wären das Opfer der Sünden unserer Eltern.

Aber auch ernster zu nehmende Psychologen bürgerlicher Prägung hatten gelehrte Abhandlungen geschrieben und mancherlei über unsere Frühreife, Ehrfurchtslosigkeit und Gottesferne zu sagen gewußt.

In Wirklichkeit lagen die Ursachen doch wohl tiefer. Der Krieg hatte alte überkommene, längst morsche Scheinwerte umgestoßen, hatte neue Wertungen nach dem Herzen und dem Charakter vorgenommen, und inmitten der Untergänge, der Umwälzungen, der Entwertungen wuchs nun eine Generation heran, die nicht nur die Kriegsgeneration war, sondern auch eine Generation von Kriegern, die sich dagegen auflehnte, daß nach all den fürchterlichen, aber irgendwie auch heilsamen Erschütterungen wieder eine bürgerlich verlogene Wertung sich breitmachen wollte. Wir hatten den Vorsatz, gefährlich leben zu wollen. Nietzsche war unser großer Lehrmeister geworden, ein Erzieher, kein Prophet. Das gefährliche Leben sahen wir aber nicht an als eine Häufung teils dunkler, teils heiterer Abenteuer, sondern das Leben selber erschien uns als ein großer Kampfplatz, als ein einziges wahres, sehr großes, sehr

hartes, sehr rücksichtsloses Abenteuer, das wir zu bestehen hatten, das uns fraß oder das wir zwangen. Wir wollten kein Kompromiß mit diesem Abenteuer schließen, und wir wollten auch keine Händler mit dem Schicksal werden, wir wollten erst recht nicht mit den Wölfen heulen und verachteten die Lehren, die uns höhnend gegeben wurden, daß wir uns sehr bald die Hörner abstoßen würden. Wir wollten ursprünglich bleiben und den Nacken nicht beugen. Wir wollten auch im täglichen Leben Soldaten sein, Männer ohne Vorbehalt und Rückversicherung. Das war das ganze Problem meiner Generation. Daraus machten jüdische Psychologen einen „Vater-Sohn-Komplex" und verwiesen unsere Lebensauffassung in das sehr umfangreiche Kapitel „Sturm und Drang". Sicher hatte wohl jede Jugend vor uns ihre Auflehnung gegen die älter und matter gewordenen Menschen gekannt und gehofft, es einst besser machen zu können. Aber diese Regungen waren zu häufig im Gefühl steckengeblieben, in der Ahnung, in der Sehnsucht. Wir waren schon einen Schritt weitergekommen, wir besaßen bereits das Wissen um die Stärke des kriegerischen Lebens, und dieses Wissen wollten wir uns weder durch Bitten, noch durch Drohungen, noch durch Schmeicheleien nehmen lassen. Wir wollten eben auf keinen Fall den Trank der Erkenntnis vertauschen mit dem Schlaftrunk des Verzichts.

Das Leben wurde in Deutschland von Tag zu Tag bürgerlicher. Die Menschen gingen ihrer Arbeit nach, und die landläufigen Patrioten sahen ein, daß die Beschäftigung mit politischen Fragen außer heißen Köpfen auch noch mancherlei Ungemach bringen kann. Hindenburg wurde als der Garant der sogenannten stabilen Verhältnisse angesehen, das hieß aber, daß die Republik noch jüdischer, noch feiger wurde. Stresemann gab sich alle Mühe, das gesamte deutsche Leben dem Rhythmus der kapitalistischen Westmächte anzupassen. Wir jungen

Deutschen sollten mit aller Gewalt zu Europäern im Sinne der alten Demokratien erzogen werden. Die Wogen der Erregung, die während des Hitler-Ludendorff-Prozesses damals besonders hoch gingen, waren schon längst abgeebbt. Hitler saß hinter Gittern. Die Bürger dachten sich nichts weiter dabei. Revolutionäre mußten eben so enden, basta! Und eigentlich konnten die Revolutionäre noch dankbar sein, daß man ihnen das Leben ließ, Schluß!

Die Bevölkerung war zu allen Zeiten undankbar und wird auch wohl immer undankbar bleiben. Sie vergißt mit dem Guten das Schlechte. Vielleicht ist sie sogar im Vorteil, daß sie skrupellos jeden Ballast abwerfen kann! Sie vergaß das graueste Elend über dem immer wieder berufenen Silberstreifen, und sie vergaß auch, daß dem Volk zuliebe Männer in Elend, Entbehrung und Leid gegangen waren. Sie nahm auch kaum Notiz davon, daß Adolf Hitler am 27. Februar 1925 aus der Haft entlassen worden war und nun schon fieberhaft seit einem halben Jahre an der Arbeit war, die Soldaten der deutschen Freiheit unter seine Fahne zu sammeln.

Gegen Oktober hatte ich mich in der Oberprima so weit durchgesetzt, daß mir selbst der Lateinprofessor eine gute Note geben mußte. Er tat das mit großem Widerwillen. Es war mir gewiß nicht leicht gefallen, mich in die Schuldisziplin einzufügen oder gar das sehr schematische Lernsystem anzunehmen. Den frühreifen Juden, die es liebten, jede Frage mit großem Wortschwall zu zerreden, war ich durch meinen im Leben schon gehärteten Willen voraus, ich lernte darum gründlicher und, weil ich wußte, warum ich lernte, auch leidenschaftlicher und darum leichter. Der Mathematik allerdings stand ich völlig fassungslos gegenüber. Wäre nicht der Mathematikprofessor ein rührend anständiger Mann gewesen, so hätte ich zuweilen schwere Sorgen haben müssen. Aber dieser Professor hatte

mir nach der ersten glatten „Fünf“, die ich mir geleistet hatte, herzhaft auf die Schulter geschlagen und mir den allerdings schwachen Trost gegeben, daß auch Schiller keine Ahnung von der Mathematik gehabt hätte. Nur einmal hatte ich zu meiner eigenen Überraschung eine bessere Note bekommen, weil ich eine artilleristische Mathematikaufgabe, an der die Juden scheiterten, glatt gelöst hatte. Ich hatte nämlich im Geist mich des nicht vorgesehenen Hilfsmittels, des Richtkreises, bedient. Da ich aber nicht auf die alte Pennälersitte des Abschreibens verfiel, sondern ehrlich meine Arbeiten verhaute, achtete mich der Professor als Mann und ließ mich ungeschoren. Ich galt als einseitig begabt.

Leider mußte ich zum Herbst meinen Bankangestellten abgeben. Er hatte nun, und zwar mit ausgezeichneten Noten, seine mittlere Reife erhalten und keine Veranlassung, mir zuliebe weitere Unterrichtsstunden zu nehmen. Wir feierten ein ausgedehntes Fest, in dessen Verlauf mir die Tochter des Hauses einige feurige Küsse schenkte. Drei Tage später übersandte mir mein treuer Schüler als Dank noch drei Monatshonorare. Mein anderer Schüler machte weiter gute Fortschritte und sollte daraufhin auf eigene geistige Füße gestellt werden. Das bekam ihm allerdings schlecht, denn schon die nächste Arbeit war ein glatter Versager. Daraufhin nahm ich den Unterricht wieder auf und ließ mir, als Strafe für den Schreck, den mir der Bäcker durch die Kündigung eingejagt hatte, fünfzig Mark Honorar bezahlen.

Ende Oktober bekam ich in einer Feierstunde durch den Direktor namens des Berliner Magistrates zur Belohnung „für gute Leistung“ die damals jährlich an die höheren Schulen in einem Stück zur Verteilung gelangende Gedenkmünze verliehen. Ich hatte nie etwas für Abzeichen, Orden und andere Äußerlichkeiten übrig, aber über diese Gedenkmünze freute ich mich aufrichtig.

Darauf stellte ich meinen Willen auf eine neue Belastungsprobe: Ich bat den Direktor, mich im Hebräischen zu unter-

richten. Bis zum Abitur hoffte ich, mir die nötigen Kenntnisse angeeignet zu haben, außerdem war für einen Archäologen die Kenntnis möglichst vieler alter Sprachen die Voraussetzung zu fruchtbringender Arbeit. Der Direktor sah mich kopfschüttelnd an und tippte sich an die Stirn, aber auf mein Drängen hin erklärte er sich bereit, den Unterricht zu übernehmen. Er war, außer dem Rabbiner, der einzige Lehrer, der die Unterrichtserlaubnis für Hebräisch besaß.

Das Erlernen dieser Sprache machte mir keine wesentlichen Schwierigkeiten, ich fand vielmehr sehr bald heraus, daß die semitischen Sprachen wesentlich unkomplizierter sind als die arischen. Zudem machte es mir eine geradezu diebische Freude, meinen jüdischen Mitschülern mit liebenswürdigem Lächeln hin und wieder einige der zahlreichen Schimpfwörter, deren sich ihre Urväter schon auf der Wüstenwanderung bedient hatten, an den Kopf zu werfen.

Nur einmal kam es noch zu politischen Zusammenstößen, als die Regierung durch ihre Presse verkünden ließ, daß auf der Locarno-Konferenz Stresemann eine neue Wendung der deutschen Politik zu den Westmächten herbeigeführt hätte. Ich machte meinem Unwillen über die sinnlosen und zur Verkennung der wahren Lage führenden wortreichen und verlogenen Konferenzen Luft.

Schließlich hatte Deutschland mit den Westmächten nur ein Garantieabkommen über die Gebiete am Rhein abgeschlossen und dabei auch noch freiwillig auf die Wehrhoheit in den entmilitarisierten Zonen verzichtet. Das war, bei Licht besehen, alles andere als ein Sieg der deutschen Interessen. Und dann hatte die deutsche Regierung je ein Schiedsabkommen mit Polen, der Tschecho-Slowakei, Frankreich und Belgien getroffen. Das Rheinland aber blieb besetzt, und mit keiner Silbe war erwähnt worden, ob und wann es geräumt werden sollte. Die Forderungen der national eingestellten Parteien,

daß bei dieser zur Bereinigung der Spannungen angesetzten Konferenz auch der Makel der Lüge von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege getilgt werden sollte, waren nicht berücksichtigt worden. Das hatte selbst die im Dulden so großgewordene Deutschnationale Volkspartei derartig verbittert, daß sie aus der Regierung austrat. Am 1. Dezember wurde der Locarno-Pakt unterschrieben. Die Kölner Zone wurde endlich vom Feinde geräumt, die anderen Zonen blieben nach wie vor besetzt. Auch das Sanktionsgebiet, das noch immer gegen jedes Recht besetzt gehalten war, hatte man inzwischen geräumt! Alles in allem war Deutschland keinen Schritt weitergekommen, nur verstanden es Stresemann und seine Hintermänner sehr gut, die Reklametrommel zu rühren.

Die Juden wollten mich wegen meiner Äußerungen anzeigen. Mir blieb daher, wollte ich es nicht erleben, kurz vor dem Abitur von der Schule gewiesen zu werden, nichts anderes übrig, als den Hauptschreier unter vier Augen derartig zu verprügeln, daß er Stein und Bein schwor, nichts mehr gegen mich zu unternehmen, bis daß ich das Examen bestanden hätte. Das war auch ein Pakt, und zwar einer, der mir wesentlich wichtiger erschien, als der von Locarno!

Als meine Tante starb, traf ich an ihrem Grabe auch meinen Vetter, den Kampfflieger, und seinen Freund, den Nationalsozialisten und sehr bekannten Fliegerhauptmann, der nach seiner Verwundung an der Feldherrnhalle und der anschließenden aufregenden Flucht sehr schwere Zeiten durchgemacht hatte, bis er sich, als Adolf Hitler die Festung verließ, wieder dem deutschen Freiheitskampf zur Verfügung stellen konnte. Der Hauptmann, dem man seine Strapazen nicht mehr ansah, berichtete eingehend mit leuchtenden Augen von den neuen Zielen Adolf Hitlers, so daß wir wenigen Menschen, die damals im Wohnzimmer des bescheidenen Hauses in Fichtenau saßen,

völlig vergaßen, daß uns ein trauriger Anlaß zusammengeführt hatte.

Ostern bestand ich mein Abitur als „einseitig Begabter". Gleichzeitig bestand ich meine Prüfung im Hebräischen. Der Rabbiner saß in der Prüfungskommission und sprach sich anerkennend über meine Leistungen aus. Die Juden schenkten der Schule ein Bild von Fritz Ebert in einem kostbaren Rahmen.

Als ich das Reifezeugnis in der Hand hielt, konnte ich mich einer starken Rührung nicht erwehren. Das letzte Jahr war doch in seinen Anforderungen überaus schwer gewesen, und die Entspannung, die jetzt folgte, ließ mich erkennen, daß ich mir fast zuviel zugemutet hatte.

Die Abschiedsfeier von der Schule sollte infolge der reichen Stiftungen, die die Eltern der Juden gemacht hatten, sehr festlich werden. Erlesene Weine, echte Biere, teure Zigarren, von denen eine Sorte nach der Kriegsjagdstaffel meines Vetters benannt war, seltene französische Liköre waren beschafft worden. Das Essen verlief einigermaßen friedlich. Dann folgte meine Rede, auf die hin die Juden es vorzogen, den kleinen Saal des vornehmen Restaurants fluchtartig zu verlassen. Nur der Direktor, einige jüngere Lehrer und ich blieben bis zum hellen Vormittag und taten uns gütlich. Als Freunde gaben wir uns das brüderliche Du und versprachen, uns nicht zu vergessen.

Wie sollte ich auch diesen Direktor vergessen können!

Nach langer Zeit besuchte ich wieder den Schulschiffskommandanten und erschrak, wie sehr er gealtert war. Nur seine Augen hatten noch den alten Glanz. Die politische Entwicklung hatte ihn sehr enttäuscht, jetzt hoffte er auf die große Wendung durch Hitler.

Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, als litt der Kommandant Not. Die Inflation hatte auch ihm die Mög-

lichkeit, seinen Lebensabend ohne Sorgen erleben zu können, genommen. Meine vorsichtige Frage schnitt er barsch ab. Ich wußte nicht recht, wie ich mich verhalten sollte. Ich sah wohl, wie sehr er sich freute, mich wiederzusehen, wie schwer es ihm aber auch fiel, seine Lage zu verschleiern. Als ich mich verabschiedete, schrieb sich der Kommandant die Anschrift auf, über die ich immer erreicht werden konnte und befahl mir dann, zu warten, bis er mich rufen würde. Der Arzt hätte ihm jede seelische Erschütterung strengstens verboten.

Beim flüchtigem Umsehen stellte ich fest, daß vieles von den wertvollen Bildern und Einrichtungsstücken, von kostbaren Sammlungen und Andenken nicht mehr an dem gewohnten Platze stand. Ergriffen und tief beeindruckt, bat ich ihn, mir doch bald zu schreiben. Sicher könnte ich ihm in diesem oder jenem zur Hand gehen.

Da hatte ich nun, um mein Abitur zu bestehen, die lateinischen und griechischen Klassiker gelesen, hatte mich durch ihre Schilderung des tragischen Lebens und Sterbens heroischer Menschen packen lassen und mußte nun erleben, daß ein mir verehrungswürdiger Mann dieselbe Größe vor dem Schicksal aufzubringen vermochte.

Meine Eltern nahmen mich überaus herzlich auf. Ich war nicht mehr der verlorene Sohn, sondern ein fleißiger und energischer junger Mann, dem die Zukunft offenstand. Ja, die Zukunft!

Kaum hatte ich meine alte Spannkraft wiedergewonnen, da trieb es mich auch schon wieder, mein Lebensschiff in unbekannte Meere zu steuern. Ich wollte Archäologe werden, gewiß. Aber das Gebiet der Archäologie umspannt die ganze Erde!

Vielleicht war es anregend und lehrreich, die Erde zu umfahren. Ich hatte weder Verbindungen noch auch die Neigung, mir durch Eingaben und Gesuche solche zu verschaffen. Aber aus den Zeitungen ersah ich, daß fern im Osten, in China, gekämpft wurde. Nun, China ist ein uraltes Kulturland, und

Soldaten werden überall gebraucht, wo geschossen wird. Ich wußte, daß viele meiner Kameraden von der Reichswehr als junge Offiziere Kommandos in allen Staaten der Welt angenommen hatten. Und sie hatten damit dem deutschen Namen keine Schande gemacht.

Ich redete mir ein, daß es für meine gesamte Weltschau von unerhörtem Nutzen wäre, einmal Deutschland von fern zu betrachten und auf eigene Faust zu forschen, Erfahrungen zu sammeln, Wissen und Erkenntnis zu erwerben. Mein Vater hielt mir vor, daß ein geistiger Heros wie Kant nie aus den Mauern seines Königsberg herausgekommen wäre und daß schließlich auch Schiller sehr seßhaft sein konnte.

Die Entgegnung, daß die Archäologie andere Gesetze hätte, fiel mir leicht. Doch es blieb eine Mißstimmung zwischen meinem Elternhaus und mir. Meine Eltern, und ich konnte sie durchaus verstehen, hatten gehofft, mein Leben würde jetzt in geregelte Bahnen einmünden. Und nun setzte ich schon wieder Segel!

Es dauerte lange, bis mich der chinesische Gesandte persönlich empfing. Ein liebenswürdiger, älterer, sehr kluger Herr mit ausgezeichneten Manieren. Er lächelte verbindlich, als ich ihm meine Pläne vortrug und bedauerte es außerordentlich, von meinen gewiß sehr wertvollen Diensten keinen Gebrauch machen zu können, weil ich bei aller sonstigen Begabung leider versäumt hätte, ein Offiziersexamen zu machen!

Enttäuscht verbrachte ich einige traurige Tage auf meinem Zimmer. Mein Stolz verbot es mir, bei anderen Gesandtschaften anzuklopfen. Es war eben für einen Deutschen, dessen Vaterland eine schwächliche Republik geworden war, sehr schwer, in die Welt zu gehen, um so mehr, als ich ja nicht auswandern, sondern nur sehen und lernen wollte!

Wenn wir noch Kolonien gehabt hätten, wäre es ein leichtes gewesen, für ein oder zwei Jahre hinauszugehen!

Schweren Herzens nahm ich Abschied von meiner Sehnsucht und ließ mich auf der Berliner Universität immatrikulieren.

Man sah mich an, als wäre ich ein Wundertier, weil ich mir ein so aussichtsloses Studium in den Kopf gesetzt hatte. Die reinen Geisteswissenschaften gingen immer mehr zurück. Juristerei und Medizin waren als Studium besonders begehrt.

Ich belegte nicht allzu viele Vorlesungen, außer den archäologischen nur noch einige philosophische. Im übrigen nahm ich mir vor, Bücher durchzuarbeiten, und zwar möglichst aller Forscher, die Wesentliches zu sagen hatten, denn schon nach den ersten Vorlesungen hatte ich erkannt, daß fast jeder Professor eine eigene „Schule" darstellen wollte und die Meinung fast jeden anderen Forschers als irrig abzutun pflegte. Der Unfehlbarkeitsanspruch, den so viele Professoren erhoben, ärgerte mich, ich empfand ihn als Hemmschuh für jede wirkliche Forschung, und letzten Endes haben ja auch gerade in der Archäologie Außenseiter die größten Entdeckungen gemacht und damit die Fachgelehrten nur zu oft beschämt.

Mein besonderes Interesse galt den alten Kulturen von Sumer und Akkad, aber gerade über diese Gebiete war nicht allzuviel zu erfahren. Ich sah ein, daß ich, um die Kulturen des Orients begreifen zu können, nicht nur den Kulturkreis von Hellas, sondern vor allem auch den Indiens und Persiens erforschen mußte.

Eine unermeßlich weite Welt tat sich vor meinem Geiste auf, eine Welt, zauberischer, verlockender, gefährlicher als selbst die Märchenwelt von Tausendundeiner Nacht. Überhaupt erschienen mir die Geisteswissenschaften, die Philosophie nicht ausgenommen, immer mehr als lebenerfüllte Welten, je weiter ich in die Gefilde der Archäologie vorstieß. Bisher war ich gewohnt, die Geschichte der Philosophie als abstrakte Wissenschaft anzusehen, aber in Verbindung mit der Archäologie wurde mir gerade die alte Philosophie zu einer wunderbaren Äußerung eines blutgebundenen Denkens, das nie und nimmer aus seinem Kulturkreis gelöst werden durfte. Es erschien mir plötzlich als ganz selbstverständlich, daß man keine Philosophie verpflanzen kann. Die Renaissance mußte mit

ihren Lebensauffassungen scheitern, wie auch jeder Humanismus, der dem Geiste und der Bildung ein Sonderdasein einräumen will, in der Wüste der Unfruchtbarkeit verdorren muß!

Jetzt, da ich mein Studium mit aller Energie aufnahm, verblaßten die Göttinger Stimmungen völlig. Ich sah, daß ich mir einen eigenen Weg durch das dornige Gestrüpp der offiziellen Meinungen, Lehren und Erkenntnisse bahnen mußte, und ich bangte ein wenig vor dieser Aufgabe, denn noch sah ich kein klar umrissenes Ziel vor mir. Eins aber erkannte ich mit aller erschreckender Deutlichkeit: daß es auf keinem Gebiete des Lebens ein Wissen gibt, das man als überkommene Wahrheit bedenkenlos übernehmen und zu seinem geistigen Eigentum machen könnte, vielmehr dienen alle Erkenntnisse nur zu Richtpunkten, von denen aus neue Streifzüge in die Urwälder der ewig wuchernden Wissenschaft unternommen werden können. Jedes angelernte Wissen aber muß vor der erfahrenen Erkenntnis verblassen!

War es denn nur ein Zufall, daß unsere Ahnen die Erfahrung des Lebens, nämlich das, was der Krieger auf den Wikingerzügen seines Lebens im wahrsten Sinne des Wortes „erfährt", so hoch über alle Lehren stellten, daß sie statt der Religion im landläufigen Sinne sich zur Ethik, zur Haltung, die aus Erfahrung geboren wird, bekannten?

Vorerst hatte ich wenig Gelegenheit, in meinen Mußestunden mich weiter mit der Frage der Unzulänglichkeit der Universitätsausbildung zu befassen. Ich wollte mir meine Kolleggelder selbst verdienen und mußte mich nach einer einigermaßen lohnenden Nebenbeschäftigung umsehen. Mein Bäckerjunge war zwar versetzt worden, sein Vater hatte nach einer Aussprache mit dem Klassenlehrer nun doch Vernunft angenommen und hatte den Jungen vom Gymnasium genommen. Schüler zu finden, war nicht einfach, weil einmal fast jeder Student Nachhilfestunden geben wollte und weil daneben die

Schwierigkeit der sehr großen Entfernungen in Berlin bestand. Ich konnte nicht eine Stunde in Wilmersdorf und die zweite in Weißensee geben. Mein Nachmittag wäre dahingewesen. Aushilfestellen an Großbanken oder bei Behörden gab es erst recht nicht mehr, nachdem die Deflation sehr viele Betriebe zum Bankrott geführt und damit unzählige Menschen arbeitslos gemacht hatte. Als Famulus an einem Institut ein paar Mark zu verdienen, hatte ich wenig Aussicht, weil ich keinen der Professoren näher kannte. So blieb mir keine andere Möglichkeit, als bei der studentischen Arbeitsvermittlung vorstellig zu werden. Viel Auswahl gab es dort nicht. Die meisten Stellen waren für Hauslehrer auf dem Lande. Damit aber war mir nicht gedient.

Der Student am Schalter blätterte lange in seinen Akten. Für einen älteren Studenten war eine Assistentenstelle in der Kunstschriftleitung der „Vossischen Zeitung" frei. Ich dankte lächelnd, zum Laufjungen eines Juden wäre ich nicht geeignet. Ich mußte an meine kurze Lehrzeit bei Ullmann & Engelmann denken!

Dann, als letztes, wurden zwei Studenten als Aushilfskellner in einem beliebten kleinen Lokal in der Müllerstraße am Wedding gesucht.

Ich überlegte nicht lange. Das Kellnerhandwerk war, wie ich mir denken konnte, aufreibend wie kein anderes, aber ich brauchte erst um acht Uhr abends meinen Dienst zu beginnen, und dann gab es warmes Abendessen, vierzig Mark und Bedienungsgeld. Einen Cut oder einen Smoking würde ich mir schon besorgen! Es war ziemlich schwierig, von Charlottenburg zum Wedding zu kommen, aber schließlich war der Verdienst nicht zu verachten.

Von einem Bekannten lieh ich mir einen Smoking. Neu war er gerade nicht, im Gegenteil, er glänzte wie eine Speckschwarte, und daß er mir paßte, konnte man auch nicht behaupten. Er sah aber wie ein Smoking aus. Und außerdem erinnerte ich mich genau, noch nie einen Kellner gesehen zu

haben, dessen Anzug nach dem neuesten Schnitt angefertigt war. Schließlich ging ich ja auch nicht zu Adlon, sondern in die Müllerstraße!

Punkt acht Uhr betrat ich den Gästeraum. Eins der vielen Berliner Lokale, nicht gerade häßlich, aber auch nicht geschmackvoll. Weißgescheuerte Holztische, Girlanden an der Decke, ein paar Spielautomaten an den Wänden, ein paar Öldrucke dazu und dann eine riesige Theke, die sich fast an der ganzen Längswand hinzog. In Glasbehältern prangten Aufschnitt, Braten, Buletten, Würstchen, kalte Koteletts, Soleier und Bratheringe. Der Wirt war ein etwas brummiger Kauz, der gemeinsam mit seinem alten Kellner die Bedienung der Gäste, ohne sich zu überanstrengen, hätte übernehmen können. Er hatte es sich nun aber einmal in den Kopf gesetzt, zwei Studenten als Kellner einzustellen, um sein Lokal als besonders „fein" herauszustreichen.

Der alte Kellner war verträglich, er nickte mir freundlich zu, als ich mich etwas hilflos umsah. Der zweite Student war kurz vor mir gekommen, ein frischer, junger Kerl mit zerhauenem Gesicht. Viel gesagt bekamen wir nicht, wir hatten das Bier und die Speisen an die Tische zu bringen, höflich und zuvorkommend zu den Gästen zu sein und uns nicht zu unseren Ungunsten zu verrechnen. Schwierige Fälle würde der alte Kellner übernehmen.

Gegen neun Uhr füllte sich das Lokal. Zum größten Teil waren die Gäste Arbeiter, kleine Angestellte und Straßenbahner, dann aber kamen auch Liebespärchen und einzelne junge Mädels. Von zehn Uhr ab spielte bis zur Polizeistunde ein blinder Klavierspieler. Getanzt durfte auch werden.

Die Gäste betrachteten uns Studenten mit unverhohlener Neugier. Sie fühlten sich sichtbar geschmeichelt, daß wir sie bedienten. Dabei aber dachten sie nicht daran, uns etwa zu kränken oder zu hänseln. Aber das Ungewohnte dieser Bedienung reizte sie. Ihr sonst so nüchterner Alltag wurde durch

uns ein klein wenig vom Schimmer der Romantik vergoldet. Sie hätten es sicher gern gesehen, wenn wir in Band und Mütze bedient hätten. Der Klavierspieler mußte auch ab und zu ein Studentenlied spielen, das dann alle Gäste mitsangen. Und als die Stimmung fröhlicher wurde, mußten wir uns bald hier, bald dort an einen Tisch setzen und erzählen, was wir studierten und sonst so trieben. Besonders nett waren die jungen Mädchen zu uns, sie waren alle aus kleinen Verhältnissen, waren Verkäuferinnen und Kontoristinnen und hatten abends ihr gutes Kleid angezogen, um ein klein wenig von der großen Welt zu erleben, die ihnen im Kino vorgelogen wurde. Wenn es anging, tanzten wir mit einem der Mädchen. Der Wirt sah es nur nicht gern. Um drei Uhr morgens wurde das Lokal geschlossen, wir rechneten ab und ich konnte zu meiner Freude feststellen, daß ich fünf Mark an Bedienungsgeldern verdient hatte. Der andere Student, er war Mediziner im ersten klinischen Semester, hatte etwas mehr eingenommen. Ich war froh, daß er ebenfalls in Charlottenburg wohnte, so konnten wir den langen Heimweg gemeinsam gehen. Um fünf Uhr lag ich im Bett.

Nach einigen Wochen merkte ich, wie anstrengend der Kellnerberuf ist. Ich schlief zwar bis zum Mittag und hatte genügend Zeit, mich meinen Büchern zu widmen, zur Universität, in die Bibliothek oder einmal zum Wannsee zu fahren, aber meine Nerven hielten den nächtlichen Betrieb, den Lärm, den Rauch nicht aus. Ich trank kaum ein Glas Bier und rauchte nicht, und doch stellte ich fest, daß es mir schwer wurde, tagsüber den Willen aufzubringen, geistig zu arbeiten. Der Mediziner war besser dran als ich. Er lachte mich aus, als ich ihm mein Leid klagte.

Lehrreich waren die Gespräche mit den Arbeitern. Sie waren fast alle, wenn auch nicht gerade kommunistisch, so doch rot eingestellt, wußten die Lehrsätze von Karl Marx auswendig und glaubten fest an den baldigen Sieg der Internationale. Wenn ich ihnen widersprach, hörten sie meine Einwände ruhig

an und einigten sich meist daraufhin, daß ich wohl von meinem Standpunkt aus recht hätte, sie als Proletarier aber hätten eben kein Vaterland.

Es war nicht etwa der Abschaum der Menschheit, der dort in dem Lokal in der Müllerstraße verkehrte, im Gegenteil, es waren durchweg gelernte Arbeiter, die nicht schlecht verdienten, sie waren nur völlig im Klassenkampf und im Gewerkschaftsgeist erzogen. Die unter ihnen, die Soldat gewesen waren, klagten darüber, daß der anständige Geist der Kameradschaft, der an der Front geherrscht hatte, längst verflogen wäre. Sie würden heute von den Kapitalisten betrogen und ausgebeutet, fast schlimmer als vor dem Kriege. Es wäre nun höchste Zeit, daß wieder Gerechtigkeit auf Erden zur Herrschaft käme, und die gäbe es eben nur, wenn die Proletarier aller Länder sich vereinigten.

Ich fragte sie, ob sie denn wirklich glaubten, daß ihre Gewerkschaftsbonzen ein Gefühl für Gerechtigkeit besäßen. Da zuckten sie nur die Schultern. Über die Möglichkeit eines nationalen Sozialismus hatten sie sich noch keine Gedanken gemacht, und vom Nationalsozialismus hatten sie noch nichts gehört. Ihre Gewerkschaftspresse sorgte dafür, daß sie das Vaterland vergaßen.

Wenn ich mit ihnen darüber sprach, daß es doch nur gerecht wäre, daß der Arbeiter wieder in die Nation zurückgeführt würde und daß diese Stunde einmal schlagen müßte, sahen sie mich mit großen Augen an und schwiegen. Sie glaubten, daß das Märchen seien. Und Märchen gäbe es nun einmal nicht im wirklichen Leben!

Es kam natürlich auch vor, daß Radaubrüder ins Lokal kamen und in der Trunkenheit Streit begannen. Der Wirt hatte eine ausgezeichnete Art, mit ihnen fertig zu werden. Und wenn es einmal ganz schlimm wurde, packte er sie mit einem schnellen Griff am Hosenboden und am Kragen und setzte sie in hohem Bogen an die frische Luft. Daß Straßenmädchen sich breitmachten, verhinderten die Gäste selber.

In Monatsfrist hatte ich rund zweihundert Mark verdient. Das war viel mehr, als ich erwartet hatte.

Trotzdem kündigte ich. Ich wäre auch nicht dort geblieben, wenn ich das Doppelte verdient hätte. Wollte ich mein Studium so durchführen, wie ich es mir vorgenommen hatte, so mußte ich meine Nervenkraft erhalten.

Da die Reisezeit begann, bekam ich eine Aushilfsstelle als Gepäckträger am Stettiner Bahnhof zugewiesen.

Das Semester war noch nicht zu Ende, als ein Onkel mir aus Pommern schrieb und anfragte, ob ich mich nicht entschließen könnte, für zwei bis drei Monate die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen.

Mein Onkel besaß eines der größten Rittergüter Hinterpommerns und hatte sich einen Namen als Kartoffelzüchter gemacht. Die bekanntesten Kartoffelsorten waren aus seiner Zucht hervorgegangen.

Sein Rittergut, zwischen Schlawe und Pollnow gelegen, galt als besonders reiches Unternehmen. Die Brennerei warf viel Geld ab, und auch die Waldungen waren ertragreich. Trotzdem stand es schlecht, weil mein Onkel, durch die Inflationszeit verwöhnt, Geschäfte gemacht hatte, die er als Landwirt nicht übersehen konnte. So hatte er sich in Süddeutschland eine Autofabrik gekauft, die Rennwagen herstellte. Die Fabrik verlangte einen sehr hohen Zuschuß, den das Gut aufbringen mußte. Nun war die Fabrik stillgelegt worden, und auch das Gut hatte eine Belastung erfahren, der es nicht gewachsen war.

Mir war es nach den Anstrengungen dieses Semesters nur willkommen, meine Ferien auf dem Lande zu verbringen. Ich packte meinen Koffer und reiste ab. Auf dem Gut traf ich fast chaotische Verhältnisse. Über zwei Monate waren die Gehälter und Löhne nicht mehr bezahlt worden. Die Arbeiter waren

unwillig, und der Gerichtsvollzieher erschien fast jeden zweiten Tag.

Meine Tante hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten und war in ein Sanatorium Süddeutschlands gereist. Mein Onkel führte Prozesse und befand sich mehr in Stettin und Berlin als auf seinem bedrohten Gute.

Ich hatte mich getäuscht, als ich glaubte, ich könnte mich auf dem Gut erholen! Nicht nur, daß ich die Kinder unterrichtete und erzog, jetzt drängte sich alles an mich, die Verwalter, die Arbeiter, die Handwerker, die Lieferanten, und ich hatte während meiner Landwirtszeit wohl die praktische Arbeit erlernt, was aber zur Verwaltung eines so großen Unternehmens gehörte, entzog sich meiner Kenntnis.

Trotzdem konnte ich, als ein Zwangsverwalter eingesetzt wurde, durch längere Verhandlungen mit Behörden und Gläubigern der Familie meines Onkels wenigstens noch für ein paar Monate die Heimat erhalten.

Es war erschütternd, den Untergang des herrlichen Gutes zu erleben. Später, als die deutsche Landwirtschaft in unverschuldete Not geriet, waren derartige Zusammenbrüche an der Tagesordnung.

In den ersten Wochen ritt ich an jedem frühen Morgen den temperamentvollen Hannoveraner meines Onkels, bis das Pferd gepfändet und aus dem Stall geholt wurde. Zur Abenddämmerung ging ich auf die Entenjagd, bis der Gewehrschrank vom Gerichtsvollzieher versiegelt wurde. Selbst die wertvollen Möbel wurden aus dem Schloß getragen. Zum Schluß wußten wir am Abend nicht, was wir am nächsten Mittag essen sollten. Ich bin dann oft noch zur Nachtzeit zu den Tagelöhnern gegangen und habe mir von ihnen Eier, Speck, Gemüse und Fleisch geben lassen, damit die Kinder nicht hungerten. Und die Tagelöhner, die Grund genug hatten, dem Gutsherrn zu zürnen, gaben von ihrem geringen Vorrat.

Mein Onkel hatte mir zum Lohn für meine Hilfe einen der Rennwagen, die er noch hatte, versprochen. Ich hatte auch

schon einen Käufer und rechnete mir aus, wie lange ich von dem Erlös leben und studieren konnte, da kam heraus, daß auch dieser Wagen schon gepfändet war. Ein Jude aus Köslin, der zahlreiche Wechsel billig aufgekauft hatte, holte eines Abends den Wagen ab.

Das Gut starb! Die Kühe wurden aus dem Stall geholt, die Schweine fortgetrieben. Sogar der Wald wies große Kahlschläge auf.

Täglich hielten Autos und Fuhrwerke vor dem Schloß, Neugierige und Raffsüchtige kamen von weit her, und leider waren auch Gutsbesitzer darunter, die sich nicht schämten, mit Juden und anderen Aasjägern um die Wette zu schachern und zu bieten, zu feilschen und zu steigern.

Eines Abends stellte sich ein Baptistenprediger ein, der seine zahlreiche Gemeinde in der Gegend besuchen und durch seinen Zuspruch aufrichten wollte.

Die Baptisten breiteten sich damals in Pommern stark aus, was um so merkwürdiger war, als noch während des Kapp-Putsches ein Teil der Landarbeiter mit den Spartakisten geliebäugelt hatte. Dem roten Landarbeiterverband war es gelungen, einen Keil zwischen Besitzer und Arbeiter zu treiben. An der Zuspitzung der Lage waren allerdings so manche der Großgrundbesitzer nicht unschuldig, weil sie unbedingt an ihren feudalen Gewohnheiten festhalten wollten. In Hinterpommern hatte es während des Putsches mehrere Tote und Verwundete unter den Besitzern gegeben.

Und nun plötzlich wandten sich die eben noch politisch linksradikalen Landarbeiter einer religiösen Sekte zu! Und bezeichnenderweise war der lauteste rote Schreier jetzt der frommste Baptist!

Ich machte mir die Mühe, die Ursachen dieser Wandlung zu ergründen. Immerhin neigt ja der Pommer nicht gerade zur Mystik oder Romantik.

Was ich erfuhr, war in mehrfacher Hinsicht lehrreich. Einmal sahen die Landarbeiter im landeskirchlichen Pfarrer, dessen

Patron in der Regel der Gutsherr war, den geistigen Verteidiger der feudalen Herrschaft. Der Pfarrer ging im Schloß aus und ein, er gehörte wie der Lehrer zur kleinen Hausmacht und hatte, vom Besitzer aus gesehen, vornehmlich die Aufgabe, die Arbeiter zur „Raison" zu bringen. Da die Arbeiter allerdings nur äußerst selten zur Kirche gingen, konnte er sich nur an die Konfirmanden halten oder die wenigen Gelegenheiten, wie Trauungen, Taufen, Beerdigungen benutzen, um seine Morallehren anzubringen. Der Landarbeiter fühlte sich, oft zu Recht, seelisch verraten, und auch zum Lehrer auf den Gutsdörfern hatte er kein rechtes Verhältnis, weil es nicht unbekannt geblieben war, daß mancher Gutsherr sich auf den Standpunkt stellte, es wäre nicht gut, wenn die Kinder der Tagelöhner zuviel lernten, sie würden sonst zu anspruchsvoll! Außer etwas Lesen, Schreiben und vor allem Religion im Sinne der zehn Gebote brauchten sie ja nichts zu wissen.

So nahmen die Landarbeiter den Sektenprediger schon darum gern auf, weil er nicht dem „reichen Manne" diente, denn ins Schloß wurde er nicht gelassen, dort thronte unabsetzbar, unangreifbar, unnahbar der landeskirchliche Pfarrer! Der Sektenprediger wiederum spielte geschickt seinen Trumpf aus, nur den Armen das Evangelium bringen zu wollen. Damit grub er geschickt einen Trennungsgraben zwischen Dorf und Schloß. Und die Insel Schloß, auf der der schon in der Bibel verdammte Reiche hauste, durfte nun auch im Namen Gottes gehaßt werden!

Dann aber war noch ein anderer Grund da. Kein Mensch, keine der offiziellen großen Parteien kümmerte sich ernsthaft um den Landarbeiter, der sehr bald gemerkt hatte, daß die roten Gewerkschaften nichts anderes taten, als ihn in den Streik zu hetzen. Die Folgen des Streiks wiederum hatte der Arbeiter zu tragen, denn sein „Vertrauensverhältnis" zum Schloßherrn, das allerdings sehr häufig nichts anderes war als ein völliges Abhängigkeitsverhältnis, war zu Bruch gegangen. Wenn der Gutsbesitzer es aber wirklich darauf anlegte,

einen Arbeiter zu schikanieren, so hatte er alle Waffen, der Arbeiter keine einzige zur Hand. Die Roten verstanden unter „Arbeiter" in erster Linie den Fabrikarbeiter, den Industriearbeiter. Der war, zu Massen geballt, gefährlich, der konnte im Machtkampf ausgespielt werden, dem sollte darum auch die gute Laune erhalten bleiben! Für den Landarbeiter tat kein roter Bonze etwas! Und die sogenannten Rechtsparteien hatten erst recht keine Lust, es wegen der Landarbeiter mit den Gutsbesitzern, die ihren treuesten Wählerstamm ausmachten, zu verderben.

So blieb der Landarbeiter tatsächlich das Stiefkind. Niemand nahm sich seiner an, vor allem tat auch niemand etwas dafür, daß ein regeres geistiges Leben in die Tagelöhnerkaten einkehrte. Und es gab nur wenige Gutsbesitzer, die sich verpflichtet fühlten, in wirklich ausreichendem Maße für die geistige Kost ihrer Schutzbefohlenen zu sorgen.

Ich hatte Fälle erlebt, wo vom Schloß aus den Tagelöhnern uralte Sammelbände der Gartenlaube zum Lesen vorgesetzt wurden, und die Schloßbewohner waren noch stolz auf ihre „soziale" Tat!

Der Sektenprediger aber, selber aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, wußte, wo er den Landarbeiter packen mußte. Er verstand es, die gärende Sehnsucht, das reichlich chaotische Denken des einfachen, so lange vernachlässigten Mannes auf dem Lande zu lenken, wenn auch das Ziel noch so verschwommen oder verlogen war. Daß der Sektenprediger vom Schloß nicht ernst genommen wurde, brachte ihn den Tagelöhnern noch näher.

Einmal hatte ich einen Sektengottesdienst in einem Nachbardorf besucht. Mich hatte weniger die Neugier dahingetrieben, als das Verlangen, die sehr bescheidene geistige Welt des Landarbeiters, der sich zur Sekte bekannte, zu erforschen. Ich fand eine blind gläubige Gemeinde, die, schon bevor der Prediger in den niedrigen, engen Raum der verräucherten Kneipe

trat, zu Tränen gerührt war. Alte Frauen schluchzten vor Ergriffenheit und nahmen auch während der Ansprache nicht die Schürze vom Gesicht. Das Erlebnis, als vollgültige Menschen gewertet zu werden, raubte ihnen alle Fassung. Die Lieder, die sie mit rauhen, kunstlosen Stimmen sangen, waren amerikanischen Ursprungs, angefüllt mit einem süßen, pietistischen Phrasenschwall, zu dem die tänzerischen Melodien ganz und gar nicht paßten.

Der Prediger — wie ich später erfuhr, ein früherer Handwerker, der in seinem alten Beruf nicht viel getaugt hatte — machte einen unsympathischen Eindruck. Er war fett und asthmatisch, und seine Stimme war von einem unwahrhaftigen, schwülstigen Ernst belastet. Man merkte es ihm an, daß er jedes Wort vorher auf seine Klangwirkung prüfte. Dabei hatte er die dicken, kurzen Finger über dem Bauch gefaltet und rollte, wie in einer Verzückung, die Augen. Seiner Predigt legte er das alttestamentarische Wort: „Eile, eile, rette deine Seele!" zugrunde. Er sprach es aus: Eulö, eulö, röttö deunö Sälö! Was er sagte, war der übliche Bußruf mit dem Hinweis auf das Gottesgericht. Wie er es aber sagte, machte es einen gewaltigen Eindruck auf die einfachen, für jede Gabe dankbaren Menschen. Sie hätten sich für ihren Prediger in Stücke hauen lassen und gaben mit Freuden den Zehnten und noch mehr, nicht nur, um einen Schatz im Himmel zu haben, sondern aus Liebe und Verehrung für ihren Erwecker.

Angeekelt war ich nach Hause gegangen, nur der Gedanke an die geistige und seelische Not des Landarbeiters hatte mich tief bewegt. Wie leicht und dankbar mußte die Aufgabe sein, grade dieses Stiefkind der Nation für große Ideen zu erwecken!

Daß der Erfolg der Sektenarbeit gewaltig sein mußte, ging daraus hervor, daß in der kleinen Stadt Pollnow eine große Taufkapelle errichtet worden war, zu der von weit und breit verzückte Gläubiger pilgerten.

Nun stand der Prediger vor mir. Mit salbungsvollen Reden gab er mir die Hand. Er hätte gehört, daß ich ein Herz für die

braven Landarbeiter besäße! Wie er das Wort „brav" aussprach, empörte mich. Ich spürte den geistigen Dünkel dieses Mannes heraus, den er vor mir ausspielen wollte. Darin lag eine plumpe Vertraulichkeit, eine Anbiederung, die da sagte: „Wir sind geistig ebenbürtig, du Student und ich Prediger. Die andern sind nur brav!"

Am liebsten hätte ich ihm die Tür gewiesen, aber gerade mit Rücksicht auf die „braven" Landarbeiter, die er sonst noch mehr aufgehetzt hätte, sah ich davon ab. Ein richtiges Gespräch kam nicht zustande, ich kam auch nicht recht dahinter, was der Baptist eigentlich von mir wollte. Weder seelisch noch geldlich konnte er auf meine Bundesgenossenschaft rechnen, und daß ich mit dem Ersuchen, mich wiederzutaufen, vor ihm die Kniee beugen würde, konnte er wohl auch nicht annehmen.

Ich begann bereits, unruhig auf meinem Stuhl umherzurücken, ein sicheres Zeichen für einen nahen, sehr deutlichen Gefühlsausbruch, als mir ein, wie der Baptist später gesagt haben mag, teuflischer Gedanke kam. Ich wußte, wo der schwerste Wein meines Onkels stand!

Einige Minuten wehrte sich der Baptist gegen die Versuchung. Aber als ich ihm den gefüllten Pokal unter die Nase hielt, gab er der Sünde nach. Mir bereitete es einen wahren Genuß, zu beobachten, wie von Glas zu Glas die verlogenen geistigen Hüllen dieses Mannes sanken, bis er nach ein paar Stunden seine Äuglein verdrehte und sehr weltlich von den intimsten Geheimnissen seiner „braven" Landarbeiter zu sprechen begann.

Dann geleitete ich ihn freundlich, aber sehr nachdrücklich zur Tür.

Wenige Tage darauf fuhr ich nach Rostock, um dort meine Studien fortzusetzen. Mein Vater erklärte sich bereit, das Geld, wenn auch unter großen Opfern, aufzubringen, damit ich ohne Sorgen um das tägliche Brot arbeiten könnte. Rostock hatte ich deshalb unter den vielen Universitäten ausgesucht, weil dort ein junger Sanskritforscher lehrte und auch die philosophische Fakultät gut besetzt war. Ein Professor hatte gerade durch seine assyrische Grammatik Aufsehen erregt.

Auf den Rat eines Berliner Archäologen hin hatte ich mich entschlossen, auch noch Theologie zu studieren, um mich gegebenenfalls als biblischer Archäologe habilitieren zu können. In Syrien und Kleinasien, archäologisch sehr bedeutsamen und noch viel zu wenig wissenschaftlich durchforschten Gebieten, gruben zur Zeit nur Theologen, deren wissenschaftliches Interesse bedeutend geringer war als das religiöse.

Heini Schwarz hatte mir den dringenden Rat gegeben, in Rostock einem Corps beizutreten, weil in Rostock ein Student kaum ohne Verbindung leben könnte. Ich konnte mir das nicht recht vorstellen, denn schließlich mußte es ja auch in Rostock einen Studentenausschuß geben, und die allgemeine Studentenarbeit stand schließlich über den Verbindungen. So war es wenigstens in Göttingen und vor allem in Berlin.

Kaum hatte ich mich in Rostock umgesehen, mußte ich Schwarz recht geben. Es gab tatsächlich in der überwiegenden Mehrheit nur Verbindungsstudenten oder inaktive Waffenstudenten, die bei irgendeinem Bund verkehrten und so ihren festen Kreis hatten. Bevor ich mich aber beim Corps meldete, wollte ich Rostock genau kennenlernen. Ich erinnerte mich, daß man in Göttingen von Rostock nur als von einer Stadt sprach, in der

im Sommer die Seehunde und im Winter die Eisbären durch die Straßen liefen, und im übrigen sollte dort maßlos gezecht werden.

Ich war zunächst überrascht, eine sehr gepflegte Hansestadt zu finden, die einen Reichtum an schönen alten Bauten aufwies, der sich getrost neben Lübeck und Wismar sehen lassen konnte. Bei allem geschichtlichen Eindruck, den die Stadt machte, war sie doch voller Leben. Die Werft war berühmt, die Reedereien hatten einen guten Namen, und vor allem brachten die Heinckel-Flugzeugwerke einen Hauch des deutschen Aufbauwillens in die Stadt. Die Menschen machten einen rassisch ausgezeichneten Eindruck, die Mädchen waren schlank gewachsen und mit Geschmack gekleidet. Kurzum, die Stadt machte einen in jeder Beziehung großzügigen Eindruck, der noch dadurch verstärkt wurde, daß an Grünflächen und Parkanlagen kein Mangel war. Die Luft war durch die Nähe der See würzig und frisch, und das Leben schien billiger zu sein als in anderen Universitätsstädten.

Unweit der Universität, in der Eselsföterstraße, mietete ich mir ein einfaches Zimmer. Dann ließ ich mich in der philosophischen und theologischen Fakultät einschreiben und belegte Vorlesungen in Sanskrit, Aramäisch, Archäologie, Philosophie und Theologie, so daß mein Vormittag mit Vorlesungen ausgefüllt war. Zwei Nachmittage hatte ich mit Übungen in Sanskrit und Archäologie belegt.

Am fünften Tage machte ich dem Corps Vandalia in der St.-Georg-Straße meinen Besuch. Ich hatte, als ich auf den Klingelknopf drückte und mir ein jovialer älterer Corpsdiener die Tür öffnete, reichlich gemischte Gefühle. Unter Corpsstudenten hatte ich mir, bevor ich Heini Schwarz und die „Kavaliere" kennenlernte, blasierte junge Leute vorgestellt, die nichts weiter zu tun hatten, als das Geld der Eltern zu verjubeln. Von den Verbindungsstudenten, die ich im Freikorps traf, wußte ich nicht, zu welcher Sondergruppe, ob zum Corps, zur Burschenschaft oder zur Landsmannschaft, sie gehörten.

Der Corpsdiener führte mich in den einfach eingerichteten Empfangsraum. Voller Interesse betrachtete ich die alten Mensurbilder, die Kupferstiche von Mecklenburg, wie es vor hundert Jahren aussah, die Zeichnungen von Alt-Rostock und vor allem das große Ölgemälde von John Brinkmann, dem Mecklenburger Dichter, der Vandale gewesen war. Auch ein kleines Bild von Fritz Reuter hing dort, der, bevor er nach Jena ging und dort Burschenschafter wurde, eine Zeitlang im Corps gewesen war.

Die Bilder gaben dem Zimmer eine Atmosphäre der Tradition, die durchaus nichts Reaktionäres an sich hatte.

Nun kam der Erstchargierte, ein junger, langaufgeschossener blonder Mecklenburger, und begrüßte mich in höflicher, aber keineswegs geschraubter Form. Wir unterhielten uns zunächst über Mecklenburg, Rostock, über allgemeine studentische Fragen, sprachen von meinem Studium und kamen dann auf das Corpsstudententum und das Corps Vandalia. Ich nannte ihm meine Bedenken, die ich gegen die politische Einstellung der Corps oder besser gegen ihre Neutralität auf politischem Gebiete hatte und führte als Beispiel die Tatsache an, daß bei der Beerdigung des Sozialistenführers Wilhelm Liebknecht, des Vaters von Karl Liebknecht, zwischen all den roten Fahnen auch die der beiden Corps, denen Liebknecht angehört hatte, vertreten waren. Mir erschien eine solche Passivität doch sehr gefährlich. Der Vandale gab mir durchaus recht und versicherte, daß heute eine solche Einstellung nicht mehr möglich wäre. Als Gegenbeispiel erzählte er mir den Fall, der beinahe zum Ausschluß des Bonner Adelscorps Borussia aus dem Kösener SC.-Verband geführt hatte. Borussia hatte Kaiser Wilhelm, der zwar im Corps aktiv gewesen war, aber nicht gefochten hatte, das Band verliehen, obwohl die Bestimmungen ausdrücklich verlangten, daß nur der das Band erwerben dürfte, der zum mindesten einmal auf Corpswaffen gefochten hatte.

Ich bat nun um eine Auskunft, wie die politische Einstellung des Corps heute wäre. Der Vandale gab sich darauf als

Anhänger Hitlers zu erkennen. Das Bekenntnis zur Nation würde von jedem Corpsangehörigen verlangt, erklärte er mir, welcher Partei oder Konfession der einzelne nahestünde, wäre dem Corps gleichgültig. Deutschblütigkeit wäre natürlich Voraussetzung. Ich warf ein, daß ich gerade in den letzten Wochen ein Buch von Walter Bloem, „Brüderlichkeit", gelesen hätte. In diesem Buche wäre ein judenblütiger Corpsstudent, der Sohn eines Alten Herrn, verherrlicht worden. Der Vandale lächelte nur: „Wir Rostocker Vandalen sind immer Außenseiter gewesen, wir haben schon vor dem Kriege strenge Bestimmungen gehabt und gelten auch heute als besonders radikal in nationaler Hinsicht. Wir haben der Rostocker Studentenschaft die ersten aktivistischen Führer im Hochschulring Deutscher Art gestellt, haben uns fast immer geschlossen an den Kämpfen der Nachkriegszeit beteiligt und werden wohl auch in Zukunft nicht von unserm Wege abweichen."

Nach einer eingehenden Besichtigung des Hauses, dessen würdig, aber sehr einfach ausgestatteten Räume mir sehr gefielen, wurde ich zum Mittagessen eingeladen. Außer den Aktiven hatten sich die ortsansässigen Inaktiven eingefunden. Es herrschte ein sehr lustiger und kameradschaftlicher Ton unter den Studenten, die mir in ihrer natürlichen Herzlichkeit und Unbekümmertheit fast alle zusagten.

Das Essen verlief allerdings ziemlich steif, es wurde genau darauf geachtet, wie der einzelne Messer und Gabel hielt, wieviel er auf den Teller und die Gabel lud, ob er auch nicht mit vollem Munde sprach, ob er vor dem Trinken sich den Mund wischte und ob er vor allem aufrecht saß. Wer gegen die Tischsitten verstieß, mußte Strafe zahlen.

Nach dem Essen tranken wir in der „Kleinen Kneipe", dem Aufenthaltsraum, eine Tasse Kaffee, lasen die Tageszeitungen und Zeitschriften und unterhielten uns über politische Fragen.

Die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund stand gerade im Brennpunkt der politischen Auseinandersetzungen. Die deutsche Regierung hatte zwar schon im Februar das Aufnahme-

gesuch gestellt, seitdem aber hatten die Mächte darüber verhandelt, ob man Deutschland auch einen ständigen Sitz geben solle. Schon das Aufwerfen dieser Frage war eine Beleidigung, eine Herabsetzung vor der ganzen Welt, denn selbst bedeutungslose kleine Völker hatten einen festen Ratssitz. Am 10. September war nach vielem Hin und Her Stresemann endlich in Genf eingezogen. Deutschland war nun doch noch als gleichberechtigt im Genfer Rat anerkannt worden. Der Handel um den Ratssitz aber war allgemein in nationalbewußten Kreisen als unwürdig empfunden worden, und ich freute mich, daß die Studenten einmütig Gegner des Völkerbundes und damit der demokratischen Weltauffassung waren. Der Ratssitz, so hatten die Demokraten und Stresemann prophezeit, würde Deutschland wesentliche Erleichterungen bringen, und alle Welt hatte auf den kleinen Ort Thoiry geschaut, wo Stresemann eine lange persönliche Aussprache mit Briand herbeigeführt hatte, um die deutsch-französischen Beziehungen zu verbessern. Die Erklärungen, die die beiden Männer abgaben, waren phrasenreich. Ernst genommen wurden sie, wenn überhaupt, nur von Stresemann und seinen Anhängern.

Jetzt war als erste Auswirkung der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ein Kriegsächtungspakt, der Kellogg-Pakt, unterzeichnet worden!

Verteidigungs- und Sanktionskriege im Sinne des Völkerbundes aber waren von dieser Achtung ausgenommen.

Kein klardenkender Mensch konnte einen solchen Pakt für verbrüdert ansehen, so lange noch offensichtliches Unrecht an Deutschland eine wirkliche Verständigung unmöglich machte. Die deutsche Regierung — nachdem Herr Luther ein zweites Mal Schiffbruch erlitten hatte, waren Marx und sein Anhang wieder in Erscheinung getreten — aber war entrüstet über die Undankbarkeit der nationalen Kreise und hatte verkündet, daß die militaristischen Instinkte der Jugend ausgerottet werden müßten.

Das hatte nun wieder zu einer stärkeren Verfolgung der Mensur geführt, überhaupt sah man nach Auflösung und Verfolgung der soldatischen Kampfverbände in den studentischen Verbindungen einen Hort des kriegerischen Widerstandes gegen die pazifistischen Ideologien.

Gegen das Corps Vandalia lief zur Zeit ein Prozeß, den die rote Presse unerhört aufbauschte. Bei einer Mensur war von einem Vandalen ein Landsmannschafter durch zwei schwere Hiebe „abgestochen" worden, wie es in der studentischen Sprache heißt. Die Abfuhr war keineswegs über Durchschnitt gefährlich. Unglücklicherweise hatte der Landsmannschafter eine Knochenhautentzündung bekommen, und aus der Knochenhautentzündung war eine Gehirnhautentzündung geworden, an der er nach einigen Tagen verstarb. Ein Unglücksfall also, der auch bei jeder anderen Sportart eintreten konnte. Die rote Presse aber hoffte, diesen traurigen Fall so sehr ausschlachten zu können, daß eine Verfolgung und Schließung aller waffenstudentischen Verbindungen durchgeführt werden müßte.

Es war verständlich, daß die Gemüter der Vandalen erregt waren, und diese Erregung wiederum äußerte sich in einer starken politischen, regierungsfeindlichen Propaganda. Das hatte nun zur Folge, daß die mecklenburgischen roten Zeitungen täglich ganze Spalten mit Angriffen gegen das Corps, das Fechten, die Studenten brachte. Und täglich kamen anonyme Briefe, in denen die Vandalen als Mörder, Lumpen, Verbrecher und Strolche beschimpft wurden.

Nach reiflicher Überlegung trat ich in dieses „Mördercorps" ein. Leicht wurde mir der Entschluß nicht, denn ich mußte, obwohl ich älter war als die meisten der Aktiven, als Fuchs beginnen. Die Mensuren, die ich vor Jahren ausgetragen hatte, wurden mir nicht angerechnet. Aber doch wurde ich Corpsstudent, weil ich glaubte, auf diese Art innerhalb der Studentenschaft besser wirken zu können.

Erleichtert wurde mir der Schritt durch die Kameradschaft, mit der mir die Corpsbrüder begegneten. Trotzdem kam es gelegentlich zu starken Zusammenstößen. Schwarz hatte, als er mich dem Corps meldete, ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ich meine eigene Welt- und Lebensauffassung besäße, und daß man mich so nehmen müßte wie ich wäre. Oder man sollte mich ablehnen!

Unter den Corpsbrüdern fand ich eine Anzahl ausgeprägter Persönlichkeiten, so vor allem Curt Helm, den späteren nationalsozialistischen Staatsrat Lübecks.

Ich focht, Bestimmungsmensuren und Forderungen zusammengerechnet, noch dreizehnmal, und mit der Zeit wurde ich ein gefürchteter Schläger. Die Semester, die ich in Rostock verlebte, wurden, trotz der Schwere der Zeit, trotz meiner persönlich bedrängten Lage, durch die Gemeinschaft der Corpsbrüder immer wieder mit Freude und mannigfachen heiteren Erlebnissen erfüllt.

Ich hatte nur wenig Geld und mußte mich von manchen Vergnügungen, die sich meine begüterten Corpsbrüder leisten konnten, zurückhalten. Da ich mich aber mit einem wahren Feuereifer in die Arbeit stürzte, empfand ich nie, daß ich etwas entbehrte.

Die Theologen nahmen es mir übel, daß ich Corpsstudent war. Schon als ich in Band und Mütze die erste theologische Vorlesung hörte, gab es Aufregungen, und als ich einer Übung beiwohnte, wäre ich um Haaresbreite von den christlichen Studenten ausgepfiffen worden.

Rostock war als Universität klein genug, die Studenten persönlich mit den Professoren zu verbinden. Das hatte seine Vorteile, aber auch seine Nachteile. Mancher Theologieprofessor machte mir ernsthafte Vorhaltungen, wenn ich mit frischen Schmissen in seine Übungen oder gar in sein Haus kam, und ich zog mir bereits dadurch Feindschaften zu.

Da ich der einzige Sanskritstudent war, verliefen meine Vorlesungen und Übungen wie Privatstunden. Ich war dankbar,

in kurzer Zeit schon mehr lernen zu können, als mancher Student in vier bis fünf Semestern. Die archäologischen Übungen waren interessant, wenn auch nicht von der Bedeutung wie die in Berlin. Viel Freude machten mir die kirchengeschichtlichen Übungen, weil ich hier die mannigfaltigen Kämpfe zwischen Philosophie, Religion, zwischen Völkern und Lehren verfolgen konnte.

Die Berufsaussichten wurden immer schlechter. Die meisten Studenten fanden nach dem Examen keine Anstellung und verloren sich im akademischen Proletariat. Wenn sie für wenig Geld einen kleinen Posten fanden, der weder ihrem Wissen noch überhaupt ihrer ganzen Vorbildung entsprach, waren sie schon dankbar.

Ich war in eine kleine Bude im „Glatten Aal", einer Nebenstraße des Markts, zu Mutting School, einer richtigen alten Studentenmutter gezogen. Dort hatte ich mich zwischen Büchern vergraben und bereitete mich auf meine archäologische Doktorarbeit vor. Als Thema hatte ich den konstantinischen Basilikenbau gewählt. Als Lizentiatenarbeit in der Theologie hatte ich mir ein Thema aus der Akademikerarbeit der Katholischen Aktion, die grade von München aus durch den Jesuiten Przywara erfolgreiche Vorstöße in die Reihen der jungen Studenten unternahm, geben lassen. Daneben wollte ich auf jeden Fall das theologische Examen ablegen.

Bisher hatte ich mir wenig Gedanken über die Frage der christlichen Wahrheit gemacht. Ich hatte gelernt und geforscht, ohne befangen zu sein. Mein Interesse galt den ersten Ketzern, den Marcioniten, die das Alte Testament ablehnten. Die Dogmatik hatte ich gelernt, ohne ernsthaft anzunehmen, daß es Menschen geben konnte, die diese merkwürdigen Behauptungen über die Existenz von Himmel und Hölle, von Teufeln und Engeln, für Wahrheit hielten.

Wie meine nächste Zukunft aussehen würde, wußte ich nicht. Zunächst wollte ich erst einmal Examen machen.

Einige Monate war ich zwischendurch nach Berlin gegangen, um im Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Dahlem Material über den Kölner Kirchenstreit und den Kulturkampf, der Bismarck durch die katholische Kirche aufgezwungen worden war, zu sammeln. Ich hatte bereits eine mit der besten Note versehene kirchengeschichtliche Seminararbeit über dieses Thema geschrieben und hoffte, später einen Band herauszugeben, auf den hin ich zum theologischen Doktor promovieren konnte.

In Dahlem nahm man mich keineswegs freundlich auf, als ich mein Studiengebiet erläuterte. Man hielt mir vor, daß es nicht gut wäre, diese geschichtliche Vergangenheit und die Anfangskämpfe des Zentrums gegen das Reich aufzudecken! Mein Einwurf, daß ich sehr viele katholische Geistliche im Archiv arbeiten sähe, wurde mit einem unverbindlichen Gemurmel abgetan. Nach einigen Verhandlungen konnte ich mit meiner Quellenarbeit beginnen, und mit großer Erschütterung stellte ich fest, wie raffiniert, wie kalt, wie skrupellos das Zentrum gegen Bismarck und sein Reich gewühlt hatte.

Die „römischen Akten", das heißt das Aktenmaterial, das vor allem den Briefwechsel und die Eingaben des preußischen Gesandten am Vatikan betraf, enthielt man mir vor. Ich mußte schon eine List anwenden, um die gewünschte Einsicht zu erhalten. Doch als der Sachbearbeiter, der mich zu beaufsichtigen hatte, die List merkte, setzte man mich kurzerhand vor die Tür, „um unserem Vaterland zu ersparen, daß durch Aufdeckung gewisser Hintergründe neue Unruhe erregt würde."

Ich dachte mir mein Teil! Alles, was irgendwie die von jeher politisierende Kirche belasten konnte, mußte verschwinden. Man setzte zwar keine Cherubime vor die vergitterten Türen, es genügte schon, einige jedem Staat treue Beamte zu haben, die stürzten sich schon auf jeden, der mit seinem frevlen Wahrheitsdrang die paradiesische Ruhe stören wollte!

Ich freute mich im stillen über die List, die ich angewandt hatte, denn schließlich waren mir Akten in die Hände gekommen, die klipp und klar die Schurkereien der frommen ersten Zentrumsmänner um Windthorst aufdeckten. Eine ungeheure Hochachtung bekam ich vor Bismarck, der in seinem Kampfe um das Reich völlig einsam gestanden hatte. Jede Akte barg Intrigen, Verrätereien, Verleumdungen, gemeine Lügen gegen ihn. Und das schlimmste war, daß selbst am kaiserlichen Hofe eine Kamarilla unablässig am Werke war, Bismarcks Sturz herbeizuführen. Pfaffen, Franzosenfreunde, Männer und Frauen im Solde Englands, Beauftragte der stockkatholischen Habsburger hatten sich hinter dem Rücken der Kaiserin versteckt und entfalteten eine geschickte Arbeit, das immerhin schon genügend gefährdete Feld der Bismarckschen Politik durch Fallgruben noch mehr zu gefährden.

In der Schule hatte man uns einst gelehrt, den greisen Kaiser von 1871 als Wilhelm den Großen zu verehren. Jetzt erschien mir der Monarch sehr klein, gemessen an Bismarck. Nur eine Größe konnte ich an dem Kaiser entdecken, die Größe des Vertrauens, die er seinem Kanzler, der allerdings viel unter den kaiserlichen Launen zu leiden hatte, entgegenbrachte. Sonst aber war Wilhelm ein Mensch voller Schwächen, Kleinlichkeiten und keineswegs immer kaiserlichen Regungen.

Diese Feststellungen ließen mich noch deutlicher erkennen, daß das angemaßte Gottesgnadentum der erblichen Monarchie ein grotesker Irrtum ist. Die wahren Kaiser und Könige werden nicht über ein bestimmtes Herrscherhaus einem Volke geschenkt, sondern sie steigen auf aus dem unermeßlich reichen Blutstrom einer Nation! Es hieße den Herzschlag eines Volkes unterbinden, wollte man die wahren Kaiser und Könige zugunsten der Erbmonarchen zurückdrängen. Angeblich aus „Gottes Gnaden" war Wilhelm durch das Werk Bismarcks deutscher Kaiser geworden. Bei näherem Zusehen aber ergab sich, daß die „Gnade Gottes" in der Willenskraft eines leidenschaftlichen Deutschen lag, der Jahre vorher noch nicht wußte, ob ihn sein

innerer Dämon zum größten Lumpen oder zum größten Manne Preußens machen würde!

Meine Zeit im Staatsarchiv war abgelaufen. Nun, ich hatte einen Blick auf die wahren Mächte, auf die, die aufbauen und zerstören, werfen können und erkennen dürfen, daß Geschichte dort entsteht, wo ein überlegener Wille die Gewalten bändigt, das Gute, Schöpferische eines Volkes weckt und die zerstörerischen Mächte bändigt.

Dieser überlegene Wille aber, so lehrte mich der einsame Bismarck, den ich in den Akten seines politischen Alltags fand, ist Feind jeden Zufalls. Er plant und schmiedet, er prüft und verwirft in letzter Verantwortlichkeit vor dem eigenen Herzen, in das er, da es Abgründe birgt, niemanden schauen läßt. Hochstehende Zeitgenossen nannten Bismarck treulos und unterstrichen hämisch sein Wort, daß Politik den Charakter verdürbe. Bismarck war der einzige Politiker seiner Zeit, der wirklich treu war. Nur diente er in einer höheren Treue nicht irgendwelchen gesalbten oder ungesalbten Menschen, sondern der Idee der deutschen Nation.

Mit brennenden Augen hatte ich die Akten gelesen, in denen sich Bismarck über die Umtriebe der katholischen Kirche und ihrer Beauftragten im preußischen Osten Bericht erstatten ließ. Dort im Osten machten sich römische Priester zum Sprachrohr der Stimme von Blut und Rasse, nur waren die Stimmen, das Blut und die Rasse dort nicht deutsch, sondern polnisch!

Ich mußte es der kurzen Zeit, die ich im Staatsarchiv forschen durfte, danken, daß meine Erkenntnis von der politischen Bedeutung aller Weltreligionen, die samt und sonders auf Grund des in ihnen tätigen Gesetzes der „Mission" zur Weltmacht streben, erhärtet und vertieft wurde.

Bismarck mußte ein Feind Roms sein und ihre Spürhunde, die Jesuiten, vertreiben! Bismarck mußte gegen Habsburg vorgehen, auch wenn er dadurch in Gefahr kam, „kleindeutsch" zu erscheinen!

Da sich alle legitimen und illegitimen Mächte durch die unbestechliche Rücksichtslosigkeit Bismarcks angegriffen und bedroht fühlten, mußte Bismarck einsam werden! Nichts an diesem klaren und letztlich einfachen Leben erschien mir nun unverständlich.

Er mußte, um die Geburt des neuen deutschen Menschen vorzubereiten, im Kampf gegen die christliche Kirche beider Konfessionen die Zivilehe einführen und die Möglichkeit des Kirchenaustritts, der die formale Vorherrschaft der Kirche auf allen Gebieten des Lebens beendete, schaffen.

Er mußte, um seiner höheren Treue willen, Ketzer werden!

Eines Sonnabends, während meines Berliner Aufenthaltes, besuchte ich gemeinsam mit Heini Schwarz, der gerade Kammergerichtsreferendar war, die Kneipe meines Verkehrscorps „Normannia". Die Normannen hatten damals noch, während die übrigen Berliner SC.-Corps schon längst ihre Häuser in den vornehmen Vororten bezogen hatten, ihr Heim inmitten der Stadt, in der Linienstraße. Viele anständige Kerle hatten die Normannen in ihren Reihen, Burschen, die ebensosehr aus der Reihe tanzten wie wir in Rostock. Da war kaum einer, der sorgsam gebügelte Hosen trug oder sich den Anschein gab, unbedingt etwas „Besseres" zu sein. Sie waren auch durchaus nicht alle aus reichen Häusern, die da an den langen Tischen saßen und sich über alle möglichen Fragen des Lebens unterhielten.

Ich wurde als Rostocker Vandale freudig begrüßt. Viele von den Normannen hatten mich in Rostock oder in Kösen, auf der Rudelsburg oder irgendwo in Ehrengerichten oder Mensurlokalen kennengelernt. Mir ging der Ruf eines aktivistischen, Händeln keineswegs abgeneigten und zuweilen außenseiterischen jungen Burschen voraus. Ich hatte mir auch durch meine Aufsätze in der Corpszeitung, in denen ich manchen alten Zopf abzuschneiden trachtete, genügend Feindschaft vor allem in den Vorkriegsgenerationen der Corpsstudenten zugezogen.

Auch Heini Schwarz war zur Genüge bekannt. Seine Bilder hatten damals Aufsehen erregt, und außerdem war er wegen seiner Angriffsfreudigkeit bei den einen beliebt, bei den andern gefürchtet.

Als wir die Begrüßungsformel der Normannen mit unserer Dankformel beantwortet hatten, setzten wir uns an den Tisch und waren bald in Gespräche vertieft. Ein junger Mann mit

Stupsnase und kleinem Schnurrbart fiel uns auf. Er wurde als „Hugi" angeredet. Zu unserer Überraschung erfuhren wir, daß er der Sohn des deutschnationalen Politikers Hugenberg war! In unserem Übermut tranken wir so lange Bierjungen mit ihm, bis er sich verabschiedete. Der junge Hugenberg war beim Corps Suevia in München aktiv und verkehrte bei den Berliner Normannen.

Ein blutjunger Corpsbursch der Normannen trank uns belustigt zu, als Hugenberg sich entfernte. Als wir mit ihm ins Gespräch kamen, nannte er uns seinen Namen. Er hieß Horst Wessel.

Es war schon reichlich spät, als zwei Normannen den Raum betraten und die Blicke aller auf sich zogen. Horst Wessel raunte mir zu: „Zwei merkwürdige Gegensätze! Der eine heißt Friedrich Hielscher und zerbricht sich zur Zeit den Kopf über ein Reich, das über das Dritte, das wir wollen, hinausragen soll. Der andere ist Hanns Heinz Ewers, den kennen Sie ja sicher aus seinen merkwürdigen Romanen!"

Ich nickte. Weiß Gott, den Ewers kannte ich, seine Romane waren alles andere als ermunternd! Ich hatte gerade seine „Alraune" gelesen. Allerdings, nach den ersten 20 Seiten hatte ich das Buch fortgeworfen. Die Atmosphäre war mir widerlich. So, also Ewers war auch Corpsstudent!

Hielscher, ein kleinerer, sehr beweglicher Mensch, dessen riesige Glatze in einem fast heiteren Gegensatz zu den unruhigen dunklen Augen stand, setzte sich zwischen Schwarz und mich und brachte es in wenigen Augenblicken fertig, daß wir uns in ein Thema verrannten, das damals brennend war, nämlich, was wir jungen Deutschen zu tun hätten, wenn Frankreich Deutschland als Aufmarschgebiet gegen den Osten benutzen würde.

Der Morgen dämmerte, als wir letzten fünf, sechs Mann das Haus verließen. Ewers war bald wieder gegangen.

Auf dem Heimweg sprach ich mit Schwarz lange und ernst über die Zusammensetzung des Corps. Das Nebeneinander von allen möglichen Charakteren, Temperamenten, Weltanschau-

ungen und Auffassungen war, wie uns schien, nicht nur ein Zeichen liberalistischer Schwäche, sondern auch einer, wenn auch gefährlichen, anregenden Großzügigkeit. Die Spannungen, die durch dieses Nebeneinander erzeugt wurden, waren irgendwie auch fruchtbar, sie zwangen zu noch klarerer Entscheidung.

In Rostock wartete viel Arbeit auf mich. Ich hatte mich zum Examen gemeldet und mußte nun den ganzen umfangreichen Lernstoff der Theologie und Philosophie noch einmal durchkauen. Ich half mir so gut ich konnte dadurch, daß ich mir kleine Merkverse schrieb und sie auswendig lernte.

75! Welch Exempel!
Titus schleift den Judentempel!

Damit prägte ich mir ein, daß im Jahre 75 n. Chr. Jerusalem durch Titus zerstört wurde und damit der Judenstaat praktisch aufhörte. So lernte ich die Geschichte der Juden und der christlichen Kirche, die Entwicklung des christlichen Dogmas und was es an Lernstoffen noch alles gab, das sich zu Versen verarbeiten ließ.

Jeden Vormittag kam ein junger Theologe namens Meyer zu mir, der sich ebenfalls auf das Examen vorbereitete, nur, obwohl er sehr viel wußte, eine mir unerklärliche Angst vor der Prüfung hatte. Er wollte später im Pfarramt bleiben und wußte allerdings auch nicht recht, was er von all dem, das er gelernt hatte, glauben sollte. Er war ein anständiger Kerl, der öfter seinen Weltschmerz im Bierkrug ertränkte und dann feierlich gelobte, er wollte sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, im Pfaffentum zu versinken.

Am Nachmittag arbeitete ich philosophische Bücher durch oder beschäftigte mich mit Studien auf archäologischem Gebiete. Am frühen Abend sammelte ich Material für meine Doktorarbeit und stöberte in Katalogen verschiedener katholischer Verlage, um Unterlagen für meine Lizentiatenarbeit zu beschaffen. Gegen 11 Uhr abends holte mich mein Corpsbruder

Schüßler ab. Wir liefen, wenn das Wetter es erlaubte, eine gute Stunde vor die Stadt hinaus und tranken in einer Bauernwirtschaft Milch oder Apfelsaft.

Das Biertrinken und Rauchen hatte ich mir völlig abgewöhnt, als ich merkte, daß das meinen durch die Arbeit stark angespannten Nerven nicht bekam. Wenn ich mich erholen wollte, holte ich meine Bücher über die Geschichte der Reformation und Gegenreformation hervor und versenkte mich in jenen so chaotischen Geschichtsabschnitt. Gerade dieser Zeit gehörte meine wissenschaftliche Liebe. Die Tragik der ungenützten Möglichkeiten erschütterte mich tief, und ich versuchte immer wieder, das Geheimnis zu ergründen, das über dem Versagen der Reformation lag. Warum wurde nicht, obwohl die Zeit bereit war, obwohl die Bauern marschierten, obwohl ein Hutten rief, die Reformation überwunden und erweitert zu einer deutschen Revolution? Vor einem Jahr war ich, als ich an einer Mensurverletzung daniederlag, bei meinem Forschen auf Hutten gestoßen und hatte immer wieder, ob ich Melanchthon, Erasmus, Sickingen oder Luther näher betrachtete, seine Spur gefunden. Mit der Zeit hatte ich mir ein Huttenbild gemalt, das ganz anders aussah als die üblichen. Und ganz scheu und schüchtern hatte ich begonnen, die ersten Sätze zu formen. Ich arbeitete an einem Huttendrama!

Ich schämte mich vor mir selber und nannte mich romantisch. Aber ich kam von dem Huttenbild nicht los. Aus dem Huttenbuch von David Friedrich Strauß hatte ich mir das Bild des jungen Ritters, einen Holzschnitt, gerissen und es mit Reißnägeln an die Wand geheftet.

Zu Hutten fühlte ich mich hingezogen, während mich Luther innerlich nicht bewegte. Geradezu verhaßt war mir Melanchthon, ich mochte den Typ dieses überintelligenten, gelehrten und völlig blutlosen Theologen nicht. Da erschien mir ein Thomas Münzer schon ganz anders.

Einmal, im kirchengeschichtlichen Seminar, hatte ich meine Bedenken gegen Luther, dessen alttestamentliche Gottesauffassung

mir merkwürdig hinterwäldlerisch vorkam, angemeldet. Ich stieß auf den wütenden Protest der streng lutherischen jungen Theologen. Einer vom Wingolf stellte höhnend fest, daß meine Auffassung wieder einmal ein Beweis dafür wäre, wie wenig ich mich zur Theologie eignete, denn das, was ich sagte, wäre keine christliche Auffassung, sondern eine politische.

Seitdem behielt ich meine Bedenken vor diesem Kreise für mich. Höchstens, daß ich einmal mit Schüßler, dessen juristischer Verstand sich gegen jede Philosophie sträubte, über das Christentum sprach. Schüßler lachte grob: „Ich verstehe nicht, wie sich ein Mensch über Dinge den Kopf zerbrechen kann, die außerhalb des nüchternen Verstandes liegen!"

Schüßler war, wie die meisten jungen Akademiker damals, ein herzensguter, anständiger Kerl, der einen sauberen und klaren Instinkt hatte, der ihn nicht straucheln ließ. Politische Leidenschaften hatte er nicht, auch keine weltanschaulichen und erst recht keine religiösen. Die Kirche war ihm ein Greuel, und er gab sich alle Mühe, mich davon zu überzeugen, daß die Werte des Verstandes erhabener wären als die der Seele.

Wirkliche Christen hatte ich während meines Studiums nicht getroffen. Die Studenten lernten eifrig, um Examen zu machen und brachten in den Übungen zuweilen eine geradezu scholastische Spitzfindigkeit auf. Aber einen, der Pfarrer werden wollte, um durch Christus die Menschheit zu bessern, habe ich nicht getroffen. Die theologische „Schule", zu der sich der einzelne bekannte, war ausschlaggebend. Wir hatten Anhänger von Barth und Dibelius, Moderne und Orthodoxe. Als Corpsstudent galt ich von vornherein nicht als Christ, sondern bestenfalls als Wissenschaftler. Ich dachte auch nicht daran, dem zu widersprechen. Das Leben eines Christen, das wußte ich, mußte zwangsläufig, trotz der geradezu rührenden Versuche Luthers, in der Wüste, in der Entsagung enden. Und ich wollte nicht entsagen, ich wollte dieses Leben, das ich gerade wegen seiner Schwere und Härte lieben gelernt hatte, erfüllen.

Ernste Christen gab es, soweit ich die Kirchengeschichte kannte, fast nur in der ersten Zeit der Urkirche. Die späteren Christen waren Kirchenmänner, die die Politik ihres Reiches, das nicht von dieser Welt sein wollte, aber doch diese Erde zu erfüllen und zu beherrschen trachtete, verfolgten. Und wo dann noch ernste Christen auftauchten, waren sie verzückte Schwärmer, die den Politikern ihres Reiches, wenn sie deren Plänen lästig wurden, zum Opfer fielen. Auch Luther war kein reiner Christ, auch wenn er sich darum mühte, mit Hilfe seines Gottes ganz Christ zu werden. In Luther wohnten Christus und Wodan nebeneinander und rangen um die Seele dieses Deutschen. Wenn Luther sich über den Sohn auf seinem Arme freute und stolz davon sprach, daß er nur seinen Deutschen dienen wollte oder daß die Hausarbeit tun mehr wert wäre als aller Mönche Heiligkeit und frommes Leben, dann hatte Wodan in ihm gesiegt. Wenn er sich aber um den gnädigen Gott abmühte und den Fürsten dieser Welt verfluchte, um den Herrn Zebaoth zu preisen, dann triumphierte Christus.

Ich hatte damals, als ich mich zum theologischen Examen vorbereitete, keine der landläufigen Gewissensbisse. Ich wollte niemals zurück zu Christus, sondern dort weiterbauen, wo Luther aufgehört hatte. Ich wollte Protestant sein und bleiben, und die Kirche, wie ich sie sehen wollte, sollte der Sammelpunkt, der Ausgangsort für eine seelische Aktion sein, ohne die mir der Freiheitskampf unmöglich zu sein schien. Als Wissenschaftler wollte ich zur Klärung des geistigen und seelischen Standortes einmal beitragen. Vorerst aber suchte ich selber die letzte Klarheit und fühlte mit einer gewissen Angst, daß ich mich, solange ich Bibelwissenschaft trieb, im Kreise drehte. Es war immer derselbe Pol der Unfreiheit, um den ich mich zwangsläufig bewegte, gleichviel ob er Gott der Herr, Christus, Bibel oder Kirche hieß. Frei konnte ich nur denken, wenn ich mich mit Nietzsche oder Hutten befaßte. Da war Vorwärtsdrängen, Rücksichtslosigkeit, da war auch Lachen und Freude und Frech-

heit. Hin und wieder kamen junge Corpsbrüder zu mir auf die Bude im „Glatten Aal", zumeist Nationalsozialisten. Wir sprachen dann über Haltung und Freiheit, über Pflicht und Nation, über die Werte, die in allen Welten die höchsten sind.

Die Theologieprofessoren luden mich nicht mehr ein. Sie witterten in mir wohl den Ketzer aus Instinkt. Nur der Professor für Kirchengeschichte bat mich hin und wieder noch in sein Haus. Er hatte mir ja auch die Lizentiatenarbeit gegeben und fühlte sich verpflichtet, über meine geistige Entwicklung zu wachen.

Eines Tages sprach der Leipziger Theologieprofessor Tillich in Rostock. Die theologische Fakultät begrüßte ihn herzlich. Ich besuchte seinen Vortrag, um den Mann zu hören, der als der Begründer des religiösen Kommunismus galt. Ein weichlicher Mensch, der viel mit dem abgegriffenen, süßlichen Wort der christlichen Liebe arbeitete. Manchmal mußte ich vor mich hin lachen, denn was er da über die völkischen Widerchristen, über das Heidentum des neuen Nationalismus sagte, paßte haargenau auf mich. Und mancher junge Theologe, der Tillich Beifall klatschte, warf mir mißbilligende Blicke zu.

Da zog also ein Theologieprofessor durch das Reich der Deutschen, das da im Aufbrechen war, und sprach von einem kommenden Reich Gottes, das die Nationen und Rassen davonfegen würde, um die Forderungen des Christentums zu verwirklichen, und zu seinen Füßen saßen Menschen, die glaubten, besonders gute Christen zu sein, wenn sie seinen Worten ihr Herz öffneten. Und dabei merkten sie nicht, wem sie mit ihrer Weltfremdheit dienten. Denn zu Tillichs Vortrag hatten sich die republikanischen, die jüdischen und kommunistischen Studenten eingefunden, und wer von den Köpfen der Stadt dem Geist von Genf huldigen zu müssen glaubte, der war erschienen. Ärzte, Rechtsanwälte, Akademiker, Kaufleute, Juden, Christen und solche, die beides nicht sein wollten.

Der Dekan der Theologen dankte in ergriffenen Worten für den Vortrag, der für alle, die mit Ernst Christen sein wollten, ein tiefes Erlebnis sein müßte. Ich zog das junge Mädchen,

das ich in den letzten Wochen häufig an meinem Erleben hatte teilnehmen lassen, aus dem Saal und machte unter dem hellen Sternenhimmel einen langen Spaziergang am Hafen entlang, um die Erregung meines Herzens zu besänftigen.

Was war doch die Kirche dieser Zeit für ein merkwürdiges Gemisch von Predigern, Phantasten, Scharlatanen, Gläubigen und Genasführten! Hatte es überhaupt noch einen Sinn, im Rahmen dieser Kirche zu einem seelischen Protest, zur Freiheit aufzurufen?

Das Bekenntnis zum Pazifismus schien in der evangelischen Kirche immer mehr zum guten Ton zu gehören. Barth war ein Feind des Nationalismus, der Theologe Dehn hatte das Andenken der Gefallenen geschmäht, und kein führender Theologe war aufgestanden und hatte sich zu einem bedingungslosen Nationalismus bekannt. Dort, wo einer Deutschland pries, machte er auch sofort den Vorbehalt, daß das wahre Deutschland die Macht des Christentums anzuerkennen hätte.

Am nächsten Tage bot ich einem Theologen, der in meiner Gegenwart Tillich über den grünen Klee lobte und dabei, mit einem Blick auf mich, sich zu der Behauptung verstieg, jeder, der den Anspruch auf den Titel Mensch erhöbe, müßte sich zu Tillich bekennen, ein paar Ohrfeigen an. Als der junge Mann nur höhnisch lächelte und dann hinwarf, das wären nun die Gegengründe der Nationalisten, schlug ich zu, allerdings wandte ich, da er offensichtlich mir körperlich unterlegen war, keine Kraft an.

Ich bat ihn, ebenfalls höhnend, mir auch die andere Backe hinzuhalten.

Er zog es aber vor, mich beim Rektor anzuzeigen.

An einem Mittwochnachmittag hielt ich in der Universitätskirche zu Rostock im Rahmen des praktischen theologischen Seminars meine erste Predigt. Ich hatte mir ein Thema gewählt, in das ich ausschließlich philosophische Gedankengänge aufnehmen konnte.

Die Vorstellung, eine Predigt halten zu sollen, quälte mich. Was hieß denn eigentlich „predigen"?

Die übliche Auslegung, predigen hieße soviel, wie den Willen Gottes verkünden, nahm ich nicht ernst. Wer wollte denn überhaupt den Willen „Gottes" kennen? Wer war überhaupt Gott? Im Alten und Neuen Testament, so hatte ich erfahren, wimmelten die sich gegenseitig widersprechenden und aufhebenden Gottesvorstellungen nur so durcheinander. Der *Gott der Juden, der im brennenden Dornbusch zu sprechen* pflegte, erschien mir reichlich albern. Und mit dem Gott des Neuen Testamentes, der sich einmal reichlich jüdisch und das andere Mal philosophisch gab, wußte ich auch nichts anzufangen. Wie konnte überhaupt ein Mensch im Namen Gottes sprechen, über den sich selbst in den Reihen der Theologen niemand klar war. In den letzten Monaten hatte ich immer häufiger Zusammenstöße während der Übungen gehabt, weil ich mich gegen die Anmaßung der Kirche aufgelehnt hatte, die da ernsthaft behauptete, den Heilsplan Gottes in der Welt zu kennen. Mir kamen die Dogmen und die zumeist rührseligen Geschichten der Kirche arrogant vor, weil sie den Anspruch erhoben, ernst genommen zu werden. Als Märchen hätten sie so merkwürdig rührend und erheiternd, so fremdartig und verworren gewirkt, wie die Geschichten von Tausendundeiner Nacht.

Irgendwie verletzte es mich, daß ich predigen sollte. Ich hätte mit Freuden einen Vortrag über die abseitigste philosophische

Frage gehalten. Aber predigen? Ich hatte mir aus vielen Gedanken und Erkenntnissen ein Weltbild, ein Bild dieser Erde geschaffen. Aber daß ich einen irgendwie christlich gefärbten Glauben hatte, konnte ich in meinem Herzen nicht entdecken, obwohl ich angestrengt suchte. Ich konnte auch nicht beten. Ein Gebet, so erkannte ich, konnte nur aufsteigen aus dem Glauben an eine von aller Gesetzmäßigkeit gelösten Macht, die absolut und souverän, willkürlich und ohne Beachtung von Recht und Gerechtigkeit herrschte. Die Äußerung dieser Macht aber mußte das Wunder sein, so wie es die zum größten Teil völlig ungerechten Wundergeschichten der Bibel auch verkünden. Ich glaubte nicht an Wunder, ich wollte mir auch durch kein Wunder etwas schenken lassen. In den gefährlichen Augenblicken meines Lebens habe ich auch nicht zu beten vermocht, weil mir das unwürdig erschien. Ich habe vielmehr eine sehr harte Zwiesprache mit mir gehalten, ich habe sehr deutsch und deutlich dabei gesprochen und die Stimme, die verlockende, versucherisch schmeichelnde Stimme der Furcht zum Schweigen gebracht. Dadurch konnte ich nicht nur den Abwehrwillen gegen die Angst mobilisieren, ich vermochte darüber hinaus alle Kräfte zum Angriff zu sammeln. Das war am Annaberg nicht anders als vor den vielen Mensuren, die ich focht. Ich lernte, daß es möglich war, sich zusammenzureißen und über die Furcht hinwegzuwachsen. Aber beten? Ich konnte es nicht. Ich wollte es auch nicht können. Mir war der Gedanke sonderbar abwegig, meinen Nacken zu beugen und mich auf Gnade und Ungnade einem Gotte auszuliefern, der alles „wohl machte", auch dann, wenn es gegen meinen Willen und gegen meine Erkenntnis, gegen meine Ehre und gegen meine Pflicht sein sollte.

Meine Predigt war eine philosophische Abhandlung geworden. Ich lernte sie auswendig, Wort für Wort, eine Predigt von fast dreiviertel Stunde. Aber wesentlich schwieriger erschien mir die Aufgabe, das „Rahmenprogramm" für die Predigt zu erlernen, die Liturgie, den Anruf Gottes, das Kirchengebet, die Danksagung. Ich sah nicht ein, warum meine Abhandlung

einen solchen Rahmen bekommen mußte. Weil mir jede innere Voraussetzung zum sakralen Denken fehlte, empfand ich den Zwang, eine Gebetshandlung zur Schau zu stellen, wie schlechtes Schauspiel. Ich war ja kein Priester, der unbedingt eine Mittlerrolle zwischen dem von ihm verkündeten und behaupteten Willen Gottes und der demütig gläubigen, unwissenden und innerlich fassungslosen Bevölkerungsmasse spielen wollte. Ich wußte zu genau, daß jeder Pfarrer und Priester seine Predigt „Im Namen Gottes" begann und dann seine Ansichten über den vermeintlichen Willen seines Auftraggebers darlegte. Jeder predigte anders, jeder aber im Namen Gottes! Tatsächlich also predigte jeder nur seine Erkenntnis, die er Gott nannte.

Ich berief mich auf die evangelische Freiheit, wenn mich solche Gedanken quälten. Die andern, die in mir einen für die Kirche gefährlichen Freigeist, einen „Liberalen" sahen, hatten es sicher besser und bequemer als ich. Sie konnten das glauben und aussprechen, ja sogar das denken und fühlen, empfinden und auslegen, was vorgeschrieben war. Ich konnte es nicht. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen gegen jede bekenntnisartige Einengung meiner seelischen Sehnsüchte. Die höchsten Werte waren für mich nicht erschöpft in den Begriffen „Gott", „Glauben" oder gar „Kirche". Ich war ehrlich genug mir gegenüber, daß ich nicht verbarg, daß meine Liebe der Nation mit ihren Werten der Pflicht und der Ehre gehörte. Das Volk war seelisch völlig zerrüttet, wurzellos, instinktlos, hoffnungslos. Ich wollte das Volk auf seine seelischen Werte hin ansprechen, es wieder an seine innere Kraft glauben machen, das nannte ich predigen. Und ich tröstete mich damit, daß ich zwar kein Priester, wohl aber ein, allerdings sehr extremer, Protestant war.

Die letzten Tage vor der Predigt brachten mir sehr viele unruhige Stunden. Sollte ich im letzten Augenblick zurückspringen und mich weigern, den Talar anzuziehen, am Altar und auf der Kanzel zu stehen? Mir schien es feige zu sein, jetzt umzukehren. Allerdings traute ich im Innersten meines Herzens der evangelischen Freiheit auch nicht so recht.

Als der Mittwochnachmittag herangekommen war, gab es in Rostock ein erhebliches Aufsehen. Ich war zu bekannt, als daß die Bevölkerung sich die Gelegenheit, mich, den sie als wilden Studenten zur Genüge kannte, auf der mir so gar nicht gemäßen Kanzel zu sehen, hätte entgehen lassen können.

Eine halbe Stunde vor Beginn füllte sich die Kirche. Damen der „Gesellschaft", die bei uns Vandalen tanzten, waren die ersten. Dann kamen Mädchen, die ich irgendwann einmal geküßt hatte, ältere Frauen, Freundinnen meiner Wirtin. Politische Freunde. Rauhe Seemänner vom Hafen, mit denen ich manche Nacht im Winter bei Grog und Punsch klönend in den kleinen verräucherten Schenken zugebracht hatte. Zufällige Bekannte, die ich unter den Reedern und Kaufleuten gefunden hatte, die nun einmal sehen wollten, wie sich ein so junger Kerl, von dessen Streichen sie so mancherlei durch ihre Töchter gehört hatten, predigend ausnehmen würde. Sehr zahlreich war auch der Rostocker Waffenring vertreten. Ich hatte mit Landsmannschaften und Turnerschaftern oft die Klingen gekreuzt, hatte unter den Burschenschaftern viele Freunde. Die waren nun alle in Band und Mütze erschienen. Ein farbenfrohes, verwegenes Bild, in das die bleichgesichtigen Wingolfiten, die jungen Theologen, die sich abmühten, ernste Pfarrherren zu werden, so ganz und gar nicht hineinpaßten.

Daß mein Corps Vandalia einschließlich Kobrow und Frau geschlossen anrückte, war selbstverständlich.

Ich stand in dem kleinen, holzvergitterten, mit violettem Taft verhängten Käfig unterhalb der Kanzel, in dem sich die Prediger vor Beginn der Andacht aufzuhalten pflegten. Immer wieder hatte ich den Vorhang zurückgeschoben, um die Besucher zu mustern. Weiß Gott, ein etwas ungewöhnliches Bild, diese zumeist jungen, frischen, neugierigen Menschen in der alten, ehrwürdigen Kirche, zu der vor der Reformation ein Kloster gehört hatte, in dem nun alte Stiftsweiblein hausten, von denen zu guter Letzt auch noch einige angehumpelt kamen. Sie paßten schon besser zu dem alten, kostbaren Schnitzwerk und den im

Laufe der Jahrhunderte fast bis zur Unkenntlichkeit dunkel gewordenen Bildern, zu den sorgfältig ausgehauenen Grabplatten und den buntbemalten hohen Fenstern.

Unruhig schritt ich in dem Kasten auf und ab. Warum waren die ersten beiden Reihen leer? Schüßler saß breit und wuchtig vorn und wies alle Besucher, die sich dort niederlassen wollten, mit barschen Worten zurück. Ich hörte ihn deutlich, er gab sich auch nicht die geringste Mühe, seine Stimme zu dämpfen. Der Schweiß trat mir auf die Stirn. Ich ärgerte mich über mich selber. Der Talar war mir viel zu lang, er schleppte gut 20 Zentimeter hinter mir her. Zwei Talare gab es nur. Der andere war mir viel zu kurz, reichte gerade bis zum Knie. Immer wieder sah ich in den Spiegel. Der Teufel auch, ich sah reichlich merkwürdig aus. Der Talar, das Beffchen, der hohe Eckenkragen paßten so gar nicht zu meinem von roten Narben bedeckten Gesicht. An der Stirn hatte ich noch zwei blutige Schmisse, aus denen grade die Nadeln entfernt worden waren. Mein Scheitel wollte auch nicht sitzen, weil mir mein letzter Gegner eine Hakenquart quer über den Schädel geschlagen hatte.

In der Kirche erhob sich eine beträchtliche Unruhe. Ich vernahm laute Worte, vergnügtes Kichern und verhaltene Rufe, die Ruhe forderten. Ich ahnte schon nichts Gutes, als ich den Vorhang zurücknahm. Entsetzt prallte ich zurück! Darum also hatte Schüßler die Reihen freigehalten! Im letzten Augenblick rückte die Rostocker Inaktivenvereinigung der alten Corpsstudenten geschlossen an, um mir die Ehre zu geben. Gewiß, sie meinten es gut, herzensgut, die alten, rauhen Burschen. Sie wollten dabei sein, wenn ich den ersten Schritt aus meinem wilden Burschentum in andere, reichlich nebelhafte Welten tat. Diese hoffnungslos gutmütigen und anständigen Kerle! Sie konnten ja auch in der Einfalt ihres unbekümmerten Herzens gar nicht ahnen, wie abgründig schlecht ihr Ruf in Rostock sonderlich unter den Theologiestudenten war! Vor vielen Jahren hatten sich einige alte Corpsstudenten, die nach Rostock

gezogen waren, um in Ruhe Examen zu machen, zusammengefunden und mit der Zeit eine Inaktivenvereinigung mit dem gewiß nicht christlichen, ja, vielmehr ausgesprochen satanischen Namen „Sumpf" gegründet. Sie lebten ihren eigenen Stil, diese wilden Gesellen. Sie tranken, wenn sie Geld hatten, fochten ihre schweren Säbelduelle, wenn sie einen Feind aufspürten, liebten, wenn sich eine bereitwillige Schöne fand, und machten, einer wie der andere, mit der Zeit ihr Examen und wurden samt und sonders tüchtige, fleißige Menschen im Leben. Nur eins verloren sie, den guten Ruf! Den aber auch in selten eindeutiger Weise! Wenn schon der Rostocker Student wegen der Wildheit seiner Sitten und um seiner scharfen Klinge willen weit und breit bekannt war, so war der Rostocker Inaktive gehaßt und gefürchtet.

Und dabei waren diese wilden Burschen im Herzen sanft wie die Kinder. Sie taten keiner Fliege etwas zuleide. Wenn sie kein Geld mehr hatten, ließen sie sich sogar einmal anheuern und fuhren nach Finnland hinauf, hungerten und litten mancherlei Entbehrungen und waren doch immer guter Dinge, waren ausgelassen und jede Stunde zu den unmöglichsten Streichen aufgelegt. Ihr Ton war allerdings entsetzlich rauh, das kam aber wohl auch daher, daß sie, schon um Geld zu sparen, im Hafenviertel wohnten, in kleinen Matrosenschenken verkehrten und offensichtlich Wert darauf legten, die Spießbürger zu vergrämen.

Nach meiner Inaktivierung war ich der Vereinigung pflichtgemäß beigetreten, ohne mich allerdings viel um sie kümmern zu können. Einmal hatte ich infolge meines ungewöhnlich umfangreichen Studiums, das jetzt zum Abschluß drängte, überreichlich zu arbeiten, dann aber widmete ich manche freie halbe Stunde einem jungen Mädchen, das meinem Herzen nahestand.

Aber die Inaktiven, die den letzten Pfennig miteinander teilten, waren zu mir in die Kirche gekommen. Ich war einer von den Ihren. Mir gebührte die Ehre ihrer vollzähligen Gegenwart.

Daß das Erscheinen der Inaktiven eine Auszeichnung war, konnten allerdings die anderen Kirchenbesucher kaum ahnen. Sie glaubten vielmehr, es handele sich um einen Studentenulk, der in diesen geweihten Räumen völlig unangebracht war.

Es flimmerte mir vor den Augen, als ich sie eintreten sah, sie alle, die zwanzig. Schüßler war ihnen wie ein Kirchendiener entgegengegangen, begrüßte sie fröhlich lärmend mit Handschlag und geleitete sie zu den beiden vordersten Reihen. Ungezwungen sahen sich die Inaktiven um, winkten zu den jungen Damen hinüber, warfen meinen Corpsbrüdern freundliche Worte zu, nahmen dankend die Gesangbücher entgegen, die Schüßler diensteifrig verteilte und sahen sich interessiert in der Kirche um. Keiner von ihnen war auf den Gedanken gekommen, vielleicht demütig ein stilles Gebet zu verrichten oder sich andächtig zu versenken. Sie wußten es nicht, die Guten. Wann waren sie wohl seit ihrer Konfirmation in der Kirche gewesen? Sie hatten ja nie daran gedacht. Es war ein rührendes Bild, wie sie so dasaßen. Der eine, der Freiherr von Harstall, hatte einen viel zu langen Cut an, den ihm wahrscheinlich sein Hauswirt geborgt hatte. Dazu trug er einen Zylinder in der Hand, der aber infolge sehr hohen Alters völlig stumpf war. Die anderen trugen Smokings, verschlissene blaue Anzüge, Fräcke, einer sogar einen Gehrock.

In der Einfalt ihres Herzens dachten sie nicht daran, daß sie den christlichen Studenten ein Ärgernis und den bürgerlichen Besuchern eine Schande waren. Sie warteten, auf alles gefaßt und bereit, an allen etwa kommenden Darbietungen mitzuwirken, das Gesangbuch in den Händen, auf den Anfang. Mir tat nur Professor Hupfeld leid, der mir bisher immer die Stange gehalten hatte. Jetzt wischte er sich den Schweiß von der Stirn und wartete sicher auf den Ausbruch eines fürchterlichen Geschehens.

Ich überlegte einen Augenblick, ob ich nicht hinauseilen und die Inaktiven mit einigen eindeutigen Worten aus ihrem

Sprachschatz auffordern sollte, die ihnen so ungewohnte Kirche zu verlassen.

Doch bevor ich mir klarwerden konnte, was geschehen sollte, setzte die Orgel zum Vorspiel ein. Eine herrliche alte Orgel war es, und der Professor, der sie spielte, war ein feingeistiger Musiker. Er konnte mich gut leiden und hatte mit mir die Lieder durchgesprochen. Ich hatte als erstes

„Wach auf, wach auf,
du deutsches Land!"

erbeten.

Nach dem Vorspiel begann das Lied. Wuchtig und hart, ein wirklicher Protestantengesang. Die Inaktiven gaben ihr Bestes. Sie schmetterten das Lied heraus, als täten sie mir eine Freude damit. Ihre rauhen Kehlen, die sonst gewohnt waren, wenn überhaupt, so alte Seemannsſänge oder wilde, im Kommersbuch nicht verzeichnete Studentenlieder zu singen, waren kräftiger als die der andern. Darum war auch ihr Gesang der erste am Platze!

Mich rührte es, die treuen Burschen, die jenseits aller bürgerlichen Gesittung in einer verwegenen Freiheit lebten, so sitzen und singen zu sehen. Sie taten das nicht, um einen Gott der Kirche zu ehren, sondern um einem der Ihren eine Freude zu machen.

Nach dem Liede schritt ich, meinen Talar aufraffend, zum Altar und hörte die verwunderten Ausrufe der Inaktiven, die sich gegenseitig mit erstaunten Bemerkungen auf meine sonderbare Gewandung aufmerksam machten. Sie meinten es gewiß nicht böse, aber sie störten die anderen Kirchenbesucher. Leider hatten sie völlig vergessen, daß sie als Glied der Gemeinde bei bestimmten Stellen der Liturgie gemäß der Ordnung des Gottesdienstes sich zu erheben und in den Wechselgesang einzustimmen hatten. Und da sie in den ersten beiden Reihen saßen, konnten sie auch nicht sehen, daß die andern aufstanden. So blieben sie eben sitzen und warteten vertrauensvoll auf den weiteren Verlauf der Handlung.

Ich war dankbar, daß der erste Teil einigermaßen glatt verlaufen war und bestieg die Kanzel, um meine Predigt zu halten. Die Gegenwart meiner Freunde gab mir das nötige frohe Vertrauen, so daß ich nicht in die Gefahr geriet, pathetisch zu werden. In einem natürlichen Ton hielt ich meinen Vortrag, der in einem Aufruf zur Besinnung auf die Pflichten des Lebens endete. Ich hatte von Freiheit, Verantwortung, Opfer und Kampf gesprochen, von den Ideen, zu denen sich jeder anständige Deutsche zu bekennen hat. Vom Himmel hatte ich nicht gesprochen. Ich war auch gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß ich über etwas anderes als über diese Welt sprechen könnte.

Wenn ich zu meinen Freunden hinuntersah, freute ich mich über ihre Bereitschaft. Sie nickten mir zu und hatten einen ernsten Glanz in den Augen. Sie hatten ja alle das Herz auf dem rechten Fleck, die harten Kerle. Sie hatten auch eine empfindsame Seele, nur trugen sie sie nicht, wie so manche der andern, die regelmäßig in die Kirche gehen, um sich erbauen zu lassen, auf einem Tablett vor sich her. Sie öffneten nicht in demütiger Eitelkeit jeden Sonntag ihr Herz vor aller Öffentlichkeit und entweihten ihre Ideale nicht dadurch, daß sie sie mit Redensarten ans grelle Licht zerrten. Aber in dieser Feierstunde ließen sie sich von einem, der zu ihnen gehörte, der hart und rauh war wie sie und dabei ein ebenso gläubiges Herz und eine ebenso empfindsame Seele hatte, willig zu den Ideen führen, für die unzählige deutsche Studenten ihr Leben dahingegeben hatten und jeden Tag wieder zu geben bereit waren.

Harstall klatschte, als ich die Kanzel verließ und drehte sich entrüstet um, als jemand empört zischte.

Ich war froh darüber, daß meine Freunde mich verstanden hatten und daß es mir gelungen war, sie zu packen und während meines Vortrages mitzunehmen zu den Stätten der Erhebung, zu denen wir kriegerischen Männer sonst nur in letzter Einsamkeit zu wandern pflegen.

Ob mich die andern da draußen, die christlichen Studenten, die Bürger, die Damen der „Gesellschaft", verstanden hatten oder nicht, war mir völlig gleichgültig.

Der Schlußteil des Gottesdienstes verlief programmäßig, die Inaktiven blieben allerdings wieder sitzen.

Die Kirche war tatsächlich brechend voll. Jetzt, als sie sich leerte, fiel es mir erst richtig auf. Harstall drängte sich, als ich mich bereits umgekleidet hatte, heran und teilte mir bewegt mit, daß mich die Inaktivenvereinigung heute in den „Blauen Turm", das alte Seemannslokal, einlüde. Das war mehr, als ich erwartet hatte.

Die christlichen Studenten allerdings zerpflückten meine Ansprache nach allen Regeln der theologischen Kunst. Sie wäre weder dogmatisch noch überhaupt predigtmäßig gewesen. Außerdem hätte ich viel zu „elegant", so gar nicht mit Pathos und zitterndem Ernst in diesem so wichtigen Augenblick meines Lebens gesprochen! Ich zuckte die Achseln und schwieg. Nur der Professor gab mir gutmütig die Hand. Er sah wohl tiefer als die jungen, strebsamen Eiferer. „Sie werden es schwer haben, Herr Eggers, nicht weil sie Corpsstudent, sondern weil sie viel zu ehrlich sind."

Ich erwiderte den Händedruck und ging zum „Blauen Turm".

Bei den jungen Theologen aber galt ich schon nach meiner ersten Predigt als hoffnungsloser Außenseiter!

Das theologische Examen bestand ich mit Auszeichnung! Ich hatte mich einige Wochen zu guter Letzt eingeschlossen und Tag und Nacht noch einmal Hebräisch gelernt. Im Laufe der anstrengenden Studienjahre hatte ich diese in jeder Beziehung unschöne, vor allem völlig unmelodische Sprache etwas vernachlässigt. Die anderen Prüfungsfächer bereiteten mir keine Kopfschmerzen. Wenige Tage vor dem Examen focht ich noch

eine Kontrahage. Dabei bekam ich einen tiefen Stirnhieb und mußte wohl oder übel mit dem genähten Schmiß vor meine Prüfer treten.

Man behandelte mich freundlich und versicherte mir nach Beendigung des mehrere Tage dauernden Examens, daß ich der seit Kriegsende beste Kandidat wäre. Wissenschaftlich natürlich, beeilte man sich hinzuzufügen.

Ob ich in den Dienst der Kirche treten wollte?

Ich ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß ich es auf die akademische Laufbahn abgesehen hätte. Aber zwei Jahre in Ruhe arbeiten können, meine beiden Doktorarbeiten beenden, meinen Hutten fertigstellen können, das schien mir unerhört wichtig zu sein.

Dem Oberkirchenrat Krüger, der mir vom ersten Augenblick an mit großem Verständnis begegnet war, einer von den evangelischen Theologen, die unerschrocken wissenschaftlich zu arbeiten gewohnt waren, vertraute ich mich an. Ich wußte, daß ich kein Christ war, wie ihn die Bibel forderte, ich wußte, daß ich auch nie einer werden konnte, da mir alle Voraussetzungen der Demut fehlten. Aber ein Protestant, hoffte ich, würde ich sein können, einer, der da anfing, wo Luther aufhörte. Ich würde auch Menschen führen können, sie mitreißen, sie aus dem stumpfen Verzicht zur Tat zwingen können. Ich wußte, daß ich die Kraft des Willens besaß, eine Gemeinde von im Grunde ihres Herzens tapferen Männern und unverzagten Frauen im Glauben an den Sinn und die Pflicht des Lebens stark zu machen. Ob ich allerdings mit müden und hoffnungslosen Schiffbrüchigen des Lebens etwas würde beginnen können, wußte ich nicht. Sicher war ich eher ein Führer der Starken, als ein Tröster der Verzweifelten. Das alles sagte ich offen und rückhaltlos dem weißhaarigen Oberkirchenrat. Und ich ließ ihn auch nicht im unklaren, daß das Weltbild, das seelische und äußerliche, der Bibel keineswegs das Fundament meines Lebensglaubens wäre.

Der Oberkirchenrat legte seine Hand auf meine Schulter und sah mich lange an, so, als suchte er in meinem Gesicht verwandte Züge.

„Glauben Sie, Herr Eggers, daß es mir anders gegangen ist als Ihnen? Wir werden erst durch das Leben, nie durch das mechanische Lernen etwas. Die Hauptsache ist nur, daß wir uns selber nicht belügen, auch wenn die Lüge uns das Leben angenehm und leicht zu machen verspricht!"

Ich empfand ein großes Vertrauen zu dem Mann, der mich nicht mit Phrasen abspeiste.

Am nächsten Tage besuchte ich den Landesbischof, einen anerkannt guten Prediger von gewinnender Liebenswürdigkeit, den typischen Oberhofprediger der Vorkriegszeit. Er teilte mir mit, daß ich in vier Wochen ordiniert werden würde. Auch ihm berichtete ich, wobei ich ihm gegenüber, von dem ich wußte, daß er einst Wingolfit gewesen war, nachdrücklich unterstrich, daß ich oft und gern gefochten hatte, von meiner weniger christlichen als protestantischen Einstellung. Er nickte mir gleichmütig zu: „Manchmal ist die Wissenschaft eine Gefährdung des Glaubens. Das aber muß jeder mit sich selber durchmachen."

Bevor ich endgültig nach Mecklenburg übersiedelte, um neben der kleinen Bauernpfarre eine Hilfspredigerstelle an der Stadtkirche zu übernehmen, fuhr ich nach Berlin und zu meinen Eltern, die am Scharmützelsee ein schönes Haus bezogen hatten.

In Berlin hatte sich viel verändert. Fast keiner der alten Freunde war mehr dort. Die meisten waren irgendwo in der Ferne im Kampf mit dem abenteuerlichen Leben. Einer war aufs Land gegangen zu den Artamanen, die in harter bäuerlicher Arbeit ihrem Schicksal einen Sinn zu geben versuchten. Ein anderer war mit seinem Segelschiff vor Australien gestrandet und hatte dort drüben in Sidney durch Vermittlung eines Deutschen eine Anstellung bei der Untergrundbahn bekommen. Aber sonst war wenig von ihnen allen zu erfahren. Der eine oder andere hatte wohl noch aus Chile, aus China oder aus einem versteckten Winkel des Reiches eine Postkarte mit den gewohnten Redewendungen, daß es ihm gut ginge und die Landschaft sehr schön wäre, geschrieben. Dann aber hatte er kein Lebenszeichen mehr gegeben. Deutschland war an den Grenzen friedlich geworden, da hatten sich die Aktivisten zurückgezogen. Aber schon, als der innenpolitische Kampf begann, waren sie wieder da. Sie marschierten in den Reihen der SA., schlugen sich in Versammlungen und bei Aufmärschen mit den Kommunisten herum und ertrugen dadurch, daß sie sich zur Wehr setzten, Elend und Arbeitslosigkeit leichter. Der Kampf gab ihrem Glauben eine starke und unbestechliche Zuversicht.

Einer der früheren Kameraden war zu den Kommunisten übergegangen. Gerade dieser Fall berührte mich stark, weil ich es nicht fassen wollte, daß ein Soldat sich zum Handlanger minderwertiger Mächte machen konnte. Aber die Radikali-

sierung nahm so sehr zu, daß es schon möglich war, daß ein Mann weit aus der Bahn seines eigenen Gesetzes geschleudert wurde. Während der letzten Monate hatte ich in Rostock nur wenige Versammlungen besucht, weil das Examen alle meine Kräfte in Anspruch nahm. Allerdings hatte ich mit Empörung gelesen, daß in Paris, nachdem der Reparationsagent Parker Gilbert die Frage der deutschen Reparationen schon früher wieder aufgerollt hatte, sich eine Kommission unter dem Vorsitz des Amerikaners Owen Young gebildet hatte, die nun darüber beratschlagte, wie am besten die deutschen Zahlungen geleistet werden könnten. Dabei war auch völlig unberechtigt die Frage der Rheinlandräumung in die Debatte geworfen worden. Die Feinde Deutschlands zeigten, daß sie gar nicht daran dachten, das Faustpfand der noch immer besetzten Gebiete zurückzugeben. Die deutsche Regierung unter Vorsitz des Sozialdemokraten Müller war arg in der Klemme, weil das erwachende deutsche Ehrgefühl stürmisch die Beendigung des unwürdigen Zustandes forderte. Nun setzte die Regierung alle Mittel daran, das Rheinland frei zu bekommen, um damit dem deutschen Volke zu zeigen, daß auch sie den Forderungen der Ehre gerecht würde. Die Feinde forderten aber, ehe sie das Rheinland räumten, neue unwürdige Garantien von Deutschland, vor allem aber verlangten sie aufs neue unermeßliche Geldsummen, die eine ehrliche Regierung überhaupt nicht verbürgen konnte, ohne das ganze Volk zu verelenden. Der Regierung aber ging es um einen „moralischen" Erfolg, an die Zukunft dachte sie nicht. Was war auch schließlich schon einer Regierung, die nicht wußte, ob sie noch den nächsten Tag erleben würde, die Zukunft? Die Feinde forderten Schuldverschreibungen, die gegebenenfalls in die Hände von privaten Kapitalisten übergehen konnten. Eine unglaubliche Zumutung! Ein Kapitalist an der Börse in London oder Neuyork konnte sich demnach als Gläubiger des Deutschen Reiches ausgeben!

Die Frage der Zahlungen war also aus der politischen Ebene genommen worden. Deutschland sollte gezwungen werden, mit

seiner ganzen Wirtschaft zu bürgen und entweder zu zahlen oder den Bankrott zu erklären. Keine Regierung sollte mehr in der Lage sein, auf Grund politischer Änderungen die Voraussetzungen zur Zahlung zu bestreiten. Eine besondere Bank sollte für die Tributleistungen Deutschlands gegründet werden.

Wenn Deutschland diesen neuen raffinierten Plan, dieses brutale Rechenexperiment kaltschnäuziger, fremdblütiger Kapitalisten unterschrieben hätte, dann würde im Laufe eines halben Jahres das Rheinland geräumt werden. Sonst nicht!

Die Spießbürger in Deutschland sahen nicht die unerhörte Gefahr, die der gesamten deutschen Wirtschaft drohte, sie wollten auch nichts davon wissen, daß es ehrlos für ein Volk war, sich solche Bedingungen diktieren zu lassen. Sie faselten von einem großen moralischen Erfolg der in Aussicht gestellten Rheinlandräumung und begannen, in wehleidigem Ton von den armen Rheinländern zu sprechen, für deren Befreiung eben Opfer gebracht werden müßten. Unterschreiben hieß ihre einzige Weisheit. Sie hofften, durch die ständige Betonung ihres demütigen guten Willens den Feind zu rühren. Sie hatten bisher immer ja gesagt, wenn ein Pakt unterschrieben werden sollte. Und da sie schließlich alle noch am Leben waren, erschien ihnen das Unterschreiben nicht das Schlimmste, keinesfalls wenigstens das Gefährlichste zu sein.

Auch mit Polen verhandelte die Regierung, um die „Vergangenheit zu liquidieren", das hieß aber wieder nichts anderes, als daß sie auf alle Forderungen gegenüber Polen Verzicht leistete. Die Spießbürger nickten ergeben. Sollte die Regierung nur unterschreiben, was verloren war, war eben verloren. Besser verzichten, als nicht leben!

Jetzt aber erhoben sich in Deutschland alle Aktivisten und national und völkisch denkenden Kreise. Das Jasagen sollte aufhören! Schluß mit dem ehrlosen und erbärmlichen Unterschreiben! Ein Strich unter die Pakte und Pläne der Versklavung! Nieder mit den Lumpen, die ihr korruptes Dasein über die Ehre des Reiches stellten!

Die alte Wut gegen die Verräter brach auf. Jeder ehrliche Deutsche trug eine persönliche Wunde, die ihm einer der Bestochenen geschlagen hatte. Jetzt war die Stunde der Rache nahe. Im ganzen Reich fanden sich Männer, die der Republik ein Schuldbuch vorhielten.

Hatten die Machthaber, die Juden, die Dunkelmänner, die Überstaatlichen nicht zehn Jahre lang einen großen Ausverkauf in Deutschland eröffnet? Wer hatte die Ehre der Soldaten geschändet? Wer hatte es zugelassen, daß Frauen ungestraft in den Schmutz gezogen werden durften? Wer hatte tatenlos zugesehen, wie bestes deutsches Land vom Reiche losgerissen wurde? Wer hatte die Hände in den Schoß gelegt, als die Einfälle in Schlesien, ins Memelland, ins Rheinland, ins Ruhrgebiet immer bedrohlicher wurden? Wer hatte den Freiwilligen der Nation immer wieder den Dolch des Verrates in den Rücken gebohrt? Wer hatte die Dunkelmänner seelische und politische Separation treiben lassen? Wer hatte es geduldet, daß die Literatur, die ganze deutsche Kunst in die Hand verrückter und unverschämter Juden kam? Gerade jetzt war ein neues Buch erschienen „Im Westen nichts Neues", von einem Manne namens Remarque, der den Krieg von der Perspektive des Hosenscheißers ansah! Eine massive Sprache redeten jetzt die Aktivisten, eine Sprache, die den Spießbürgern an die Nerven ging. Die Regierung zitterte, als sie sah, wie sich die Straßen füllten mit den Kolonnen deutscher Männer und Frauen, die ihr Halt riefen. Nebeneinander marschierten jetzt Nationalsozialisten, Stahlhelmer, alte Völkische, anständige deutschbewußte Wirtschaftsführer wie der Industrielle Vögler. Die Deutschnationalen erlebten eine Spaltung. Die Mehrzahl von ihnen wollte allerdings nichts vom Aufstand des Volkes für Ehre und Freiheit wissen.

Unter Führung der NSDAP. wurde zum großen Volksentscheid aufgerufen. Bis in die kleinsten Dörfer drang jetzt der Name Adolf Hitler. Und der Volksentscheid wurde mit

weit mehr Stimmen, als unbedingt nach der Verfassung nötig waren, angenommen.

Ein entscheidender Schritt zur Erweckung des Volkes war getan. Das Blut der Deutschen war in Wallung geraten. Über Nacht war der alte Widerstandsgeist wieder da. Es kam auch schon einmal vor, daß einem allzu nörglerischen Spießer die Faust unter die Nase gesetzt wurde. Und wo ein Jude gar zu zynisch und verächtlich über den Volksentscheid sprach, geschah es wohl auch, daß ihm durch einen kräftigen Schlag das Maul gestopft wurde.

Mitten im Kampf um den Youngplan starb Stresemann, der Vater der Jasagepolitik. Die feigen Bürger weinten an seinem Grabe, weil sie fürchteten, jetzt keinen mehr auf der Welt zu besitzen, der für ihre Ängste Verständnis hatte.

Die Aktivisten nahmen nur insofern von seinem Tode Notiz, als sie feststellten, daß der Erfüllungspolitik endlich ein empfindlicher Schlag versetzt worden war.

Die Regierung glaubte, sich über den Volksentscheid hinwegsetzen zu dürfen.

Wenige Monate darauf, Mitte März 1930, nahm sie den Youngplan, allerdings mit einer nur sehr geringen Mehrheit, an. Der Reichspräsident von Hindenburg unterzeichnete den Plan mit eigener Hand.

Daraufhin wandten sich die Aktivisten von ihm ab. Sie bedauerten es, daß er nun in einer Reihe mit den Kreisen stand, die damals seine Wahl mit den gemeinsten Mitteln bekämpft hatten.

Die Kämpfe um den Youngplan hatte ich in Berlin erlebt. Am Tage, bevor ich nach Mecklenburg zurückfuhr, kaufte ich mir in einem Geschäft unweit des Alexanderplatzes einen Talar und was noch zur Amtstracht eines evangelischen Predigers gehört.

Heini Schwarz brachte mich zur Bahn und machte mir den Abschied reichlich schwer. Weiß Gott, er hatte recht, ich mußte es zugeben. Was sollte ich mit dem Talar? Ich konnte ihn doch nur tragen wie ein geliehenes Kostüm. Aber zurück wollte ich jetzt nicht mehr gehen. Und dann redete ich mir ein, daß ich vielleicht den Anfang zu einer neuen großen Reformation machen könnte, zu einer Reformation ohne Dogma und ohne Bibel. Warum sollte mir das nicht gelingen? Es gab doch sicher, besonders unter den Pfarrern, die im Kriege gewesen waren, viele, die so dachten wie ich. Einen, der jedes Wort der Bibel streng glaubte, hatte ich bisher nicht kennengelernt.

Ich schlug Schwarz kräftig auf die Schulter: „Mehr als Schiffbruch leiden kann ich auch nicht, mein Lieber. Dann werde ich mir ein stärkeres Schiff bauen und von neuem in See stechen!"

Schwarz schüttelte den Kopf: „Die Zeit, Mensch, die kostbare Zeit!"

Die Stadtkirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, als ich ordiniert wurde. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß ein junger Mann mit einer seltsam bewegten Vergangenheit als Hilfsprediger eingesetzt werden sollte. Und in Mecklenburg gab es kaum einen größeren Ort, in dem nicht mindestens ein Vandale wohnte. Da war es eine neue Sensation, daß ein Vandale, ein Corpsstudent, ordiniert wurde. Die bürgerliche Gesellschaft geriet fast aus dem Häuschen. Keiner wollte fehlen, wer wußte schon, wann wieder einmal ein solches Ereignis sich bot!

Mir war die Aufregung, die mein erstes öffentliches Auftreten verursachte, höchst gleichgültig. Ich fühlte mich in meinem Talar überaus unglücklich, obwohl die Frau eines meiner Corpsbrüder, bei dem ich die ersten Tage wohnte, immer wieder behauptete, ich sähe sehr vornehm aus. Mir kam es so vor, als leuchteten meine Mensurnarben an diesem Morgen,

als ich in die Stadtkirche ging, besonders blutig, und mir kamen die Worte nicht aus dem Sinn, die man einst Martin Luther in Worms zugerufen haben soll:

„Mönchlein, Mönchlein,
du gehst einen schweren Gang!"

Die Ordination vollzog der Landesbischof in sehr feierlicher Weise. Zum Schluß legte er, nachdem ich auf das lutherische Bekenntnis verpflichtet worden war, seine Hände auf mein Haupt und gab mir den Leitspruch, den ich schon zur Konfirmation in Berlin bekommen hatte:

„Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht,
sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht!"

Einer der Ordinationszeugen war der Oberkirchenrat, der mir noch kurz vorher in der Sakristei ein paar männliche Worte gesagt hatte.

Als ich die Stadtkirche verließ, hatte ich mir das feierliche Versprechen gegeben, meinem Gewissen gehorsam zu sein.

Ich hatte den guten Willen, Verkünder und Erzieher im Dienste einer nationalen Kirche lutherischer Prägung zu werden. Die Zeit schien mir überreif an Sehnsüchten und Erwartungen zu sein.

In der Stadt hatte ich mir ein kleines möbliertes Zimmer genommen. Auf dem Dorf stand mir ein großes Pfarrhaus zur Verfügung. Am Montag schon fuhr ich mit der Bahn nach Kratzeburg, um Konfirmandenstunden zu geben. Vor der Schule erwartete mich der Kratzeburger Lehrer, der alte feine Küster Lenz mit den Konfirmanden, die aus meiner sehr ausgedehnten Landpfarre zusammengekommen waren, immerhin gehörten zur Kratzeburger Pfarre außer dem Pfarrhof noch die Dörfer Dalmsdorf, Grantzin und Krienke. In Grantzin war eine zweite Kirche, in Krienke diente die Schule als Predigtstätte.

Die Konfirmanden, die Jungens waren in der Überzahl, staunten mich mit offenem Munde an. Mein Amtsvorgänger

war ein alter, etwas schüchterner Mann, der kein Wort zuviel sagte. Und jetzt stand auf einmal ein junger Mann vor ihnen, der gar nicht biblisch sprach.

Die zwei Stunden mit den Kindern vergingen wie im Fluge, und als wir uns trennten, waren wir auf dem Wege, Freunde zu werden.

Küster Lenz erwartete mich mit einer Flasche des echten mecklenburgischen Kalmüserschnapses. Wir besprachen die Fragen der Kirchenkasse und der Kollekten durch, und ich war froh, daß Lenz bereit war, die Kassengeschäfte weiterzuführen, denn ich hatte eine unüberwindbare Scheu vor allen kaufmännischen Angelegenheiten. Und bei der Kratzeburger Pfarre gab es mancherlei zu rechnen, denn bei ihr war das alte Pfründensystem zum größten Teil noch nicht abgelöst. So erhielt sie noch Hunderte von Eiern, viele Rauchhähnchen, einige Fuhren Stroh, ein fettes Schwein, Würste, Korn und alle möglichen Nahrungsmittel. Sollte ich vielleicht, allein der Gedanke war mir fürchterlich, eine Hühnerfarm anlegen? Mochte sich der alte Lenz mit den Bauern einigen!

Die Verwaltung war nicht einfach, es gehörten ein See und ein großes Stück Acker und Wiesen zur Pfarre. Zum Glück bestanden langjährige Pachtverträge. Ich glaubte, ich wäre in einer andern Welt, als ich zum ersten Male mit Küster Lenz durch die Dörfer meiner Pfarre wanderte.

Eine herrliche Landschaft! Jedes Dorf lag an einem See. Kratzeburg und Dalmsdorf lagen an dem riesigen fischreichen Käbelicksee, in dessen Nähe, nur wenige hundert Meter entfernt, Quellen der Havel entspringen. Ringsum, über den kargen Feldern, erhoben sich riesige Kiefernwälder, die der leicht hügeligen Landschaft etwas Herbes und Geheimnisvolles gaben.

Ein ungemein würziger Duft entströmte den Wäldern, und ich atmete tief in dieser reinen Luft.

Hier muß ein gesundes, anständiges Volk wohnen, ging es mir durch den Sinn. Und ich war stolz auf den Auftrag, den Bauern den Glauben an ihre Pflicht in der Welt zu stärken.

Als wir durch die Dörfer schritten, grüßten die Bauern freundlich herüber. Wir hatten aber keine Zeit, stehenzubleiben, weil wir in Krienke und in Grantzin die Lehrer aufsuchen wollten, um mit ihnen einige Neuerungen zu besprechen, die mir wichtig und unerläßlich erschienen.

Über vier Stunden dauerte der Rundgang durch meine Pfarrdörfer. Ich fühlte mich wie ein Herrscher, dem ein großes Land anvertraut worden war.

Am nächsten Sonntag hielt ich in der alten, kleinen, weißgetünchten Dorfkirche meine erste Bauernpredigt.

Mit Herzklopfen stieg ich auf die Kanzel, denn ich wußte nicht recht, was ich den Bauern sagen sollte. Ihre Welt war mir in den letzten Jahren reichlich fremd geworden, und irgendwelche Phrasen wollte ich diesen ehrlichen Menschen erst recht nicht vorsetzen. In meiner umfangreichen Bibliothek besaß ich kein einziges Predigtbuch, ich hielt es für wertlos, Bauern die Geistesprodukte irgendwelcher Pfarrer, die in ganz andern Bedingungen lebten, aufzuwärmen.

Da saßen sie nun, die Bauern und Bäuerinnen, die Handwerker, Knechte und Mägde, die Jungen und Mädchen aus Kratzeburg und Dalmsdorf, die Eisenbahner von den kleinen Blockstellen, der Förster und der Gutsbesitzer und sahen mich in neugieriger Erwartung an. Ich hatte, während sie die Lieder sangen, genügend Zeit, aus meinem kleinen Holzverschlag neben der Kanzel, in dem der Pfarrer und seine Familie sitzen durften, gründlich zu beobachten. Die Bauern waren durchweg hochgewachsene, blonde, blauäugige Mecklenburger, ein harter, offener Menschenschlag. Die Frauen waren einfach gekleidet, von einer Volkstracht war keine Spur vorhanden, und doch waren ihre Kleider alle vom selben zweckmäßigen Stil. Nur die älteren Frauen trugen Hüte, die andern hatten das Haar in Zöpfe geflochten und so gesteckt, daß es wie eine Krone wirkte.

Während ich die Menschen in meiner Kirche musterte, ging es mir durch den Kopf, was sie wohl hierher treiben mochte. Viele sicher die Neugier und wohl auch die durch Generationen

vererbte Gewohnheit. Manchen aber auch konnte ich ansehen, daß sie Sorgen hatten und Rat suchten, irgendein Wort, an dem sie sich aufrichten konnten. Trost brauchten sie nicht, wohl aber Zuversicht. Sie waren fast alle Bauern, die unter der die Landwirtschaft zerstörenden Politik Stresemanns, die von Brüning fortgesetzt wurde, schwer litten. Fast vier Millionen Arbeitslose gab es schon in Deutschland, die Städter hatten schwer darunter zu leiden, viel schwerer als die Leute auf dem Lande, die sich immer noch ein Schwein mästen konnten. Aber die Bauern konnten ihre Waren nicht mehr absetzen, es lohnte sich nicht, zu verkaufen, die Preise waren zu niedrig, weil vom Ausland sinnlos eingeführt wurde, so daß die Preise verdorben wurden. Es lohnte sich nicht, Getreide anzubauen. Aus den östlichen Staaten wurde wesentlich billigeres Getreide eingeführt. Dagegen aber waren die landwirtschaftlichen Geräte, der künstliche Dünger, alle Waren und Gegenstände, die der Bauer kaufen mußte, um ein Vielfaches teurer geworden. Darüber waren die Höfe verschuldet, die Menschen verarmt. Und über ihnen stand die Gefahr, gepfändet zu werden. Mancher Bauer, der noch vor Jahren eine blühende gesunde Wirtschaft geführt hatte, mußte schon mit dem weißen Stab in der Hand ins Elend wandern, heimatlos, friedlos im Meer der Arbeitslosigkeit untergehen.

Was sollte ich den Menschen, die zu mir in die kleine Dorfkirche gekommen waren, erzählen? Sie standen den Geschichten von Abraham, Isaak und Jakob weltenfern, sie wußten auch mit den Briefen des Paulus nichts anzufangen. Und sollte es denn meine Aufgabe sein, ihnen die Geschichte des Jesus aus Nazareth zu erzählen, ihnen zu erklären, wie und warum sie nun erlöst wären? Durfte ich überhaupt ihren Sinn von der Erde und ihrer Pflicht weglenken auf das Königreich des Himmels und seinen Herrn Zebaoth? Sollte ich vielleicht den Menschen, deren Gesichter und deren Hände die Merkmale der Sorge trugen, verkünden: „Sorget nicht!"? Sollte ich ihnen, die um das Gesetz von Saat und Ernte wußten, den Text:

„Sehet die Lilien auf dem Felde, sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernähret sie doch!", auslegen?

Es wäre mir wie Frevel vorgekommen! Ich hatte ja auch nicht Lieder ausgewählt wie „Auf Erden hab' ich keinen Stand, im Himmel ist mein Vaterland".

Vor dem Altar hatte ich den für diesen Sonntag vorgeschriebenen Text verlesen. Als ich jetzt auf die Kanzel trat, schlug ich die Bibel nicht auf und sprach auch kein Wort der Schrift. Ich erzählte ihnen von der grausamen Not Deutschlands, von der sie ihr Teil trügen. Ich erzählte ihnen vom Elend der Städte, vom Hunger, von der Aussichtslosigkeit, von der Verzweiflung, vom Ausgestoßensein von aller Arbeit und Pflicht. Und dann erzählte ich ihnen von der Herrlichkeit eines Reiches, das dann erstehen würde, wenn das deutsche Volk zu sich selber fand. Von der Pflicht erzählte ich ihnen, die die Menschen eines Staates zueinander führt und sie allen kleinlichen Neid, alle Mißgunst vergessen läßt. Dann sprach ich von der Voraussetzung der Freiheit, nämlich der heißen Liebe zu einem ehrlichen Leben der Gerechtigkeit. Und dann erzählte ich ihnen von dem großen Verrat, den der Marxismus mit seinen Verbündeten am deutschen Volk begangen hatte, von der Vergewaltigung des Rechtes, von der Versklavung Deutschlands an den zu jeder Mordtat bereiten Kapitalismus. Und dann hielt ich ihnen vor, daß es feige wäre, vor dem Unglück die Augen zu schließen und auf ein Wunder zu hoffen. Jeder an seiner Stelle müßte mit der Überwindung des Bösen, des Verrates, der Gemeinheit, beginnen. Und wir in unserm Dorf wollten den Anfang dazu machen. Darum wäre ich zu ihnen gekommen, um ihnen beizustehen, den Weg in das eigene Herz zu finden.

Ich las aus ihren erstaunten Blicken, daß die Bauern sich anfangs über die so gar nicht kirchliche Sprache wunderten, daß sie dann aber begriffen, worum es mir ging. Und zum Schluß nickten sie mir zu zum Zeichen, daß sie meine Hand nicht ausschlagen, sondern sie erfassen wollten.

Als ich die Kirche verließ, standen die Männer zusammen und grüßten mich stumm. Ein älterer Mann reichte mir die Hand: „Bleiben Sie man bei uns, Herr Pastor!"

Vor dem Pfarrhaus hielt der Wagen des Pfarrpächters, um mich zur Grantziner Kirche zu fahren. Ein uralter Wagen, der bestimmt war, den Pfarrer und die Hebamme zu befördern. Die Federn der Polsterung dieses offenen Vehikels waren entzwei und ragten wie Dornen heraus. Es war nicht ganz einfach und vor allem nicht schmerzlos, sich auf eine Fahrt zu begeben. Aber schließlich war das Gefährt ja auch nur für dringend nötige Aufgaben da und nicht etwa, um dem Pfarrer ein Vergnügen zu bereiten.

Die Pferde waren klein und struppig, Kosakengäule aus dem Weltkrieg. Der Pfarrpächter, ein alter Mann mit fröhlichen Augen und einem selten trockenen Humor, fuhr selber und hatte eine eigentümliche, unbekümmerte, unverschämte Art, bei jeder passenden, noch mehr aber bei jeder unpassenden Gelegenheit Bibelsprüche oder Gesangbuchverse anzubringen. Vielleicht fühlte er sich als Pfarrpächter dazu verpflichtet. Als ich mich zum ersten Male aufstöhnend von einer Polsterfeder, die mir durch den Mantel gedrungen war, zu befreien versuchte, drehte er sich wohlwollend um und deklamierte in seinem plattdeutschen Tonfall:

„Ein Christenherz auf Rosen geht,
auch wenn es unterm Kreuze steht."

Dann knallte er vergnügt mit seiner Peitsche und überließ mich meinem Erstaunen. Der Küster Lenz lachte vor sich hin, ein etwas schadenfrohes Kichern war es.

Der Pfarrpächter gab seinen Gäulen einen Schlag, so daß sie anruckten. Wieder bemühte ich mich, die Feder aus meinem Mantel zu entfernen. Mein lieber Kutscher hatte einen neuen Vers bereit:

„Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken!"

In Grantzin spannten wir bei einem der Bauern aus, die seit Urzeiten verpflichtet waren, die Pferde des Pfarrers zu beher-

bergen und den Pfarrer mit einem ausreichenden Frühstück und einer Flasche Wein zu versorgen. Ich verzichtete auf den Wein und ließ mir ein Glas Milch geben. Der Küster schüttelte mißbilligend den Kopf: „Sie dürfen niemals verzichten, Herr Pastor, und wenn Sie Magenschmerzen bekommen. Sobald Sie einmal verzichten, entsagen Sie auf ein Recht der Pfründe."

Die Grantziner hatten ihre Kirche mit Blumen und Wacholder überreich geschmückt.

Als wir nach Kratzeburg zurückkehrten, fanden wir vor dem Pfarrhaus eine Ansammlung von Männern, Frauen und Kindern der Gemeinde.

Alle hatten die Hände gerührt, um mein Haus zu schmücken. Die Kinder sangen

„Ich hab' mich ergeben",

und der Küster hielt eine kurze, herzliche Willkommensansprache. Dann gingen wir, gefolgt von den Männern des Kirchgemeinderates, ins Haus. Fast ein Dutzend Zimmer standen mir zur Verfügung. Eins hatte ich mir als Arbeitszimmer eingerichtet. Das heißt, von einer Einrichtung war wohl nicht die Rede. Ich hatte mit Hilfe einer alten Matratze, einer Felddecke, die noch von meiner Militärzeit stammte, ein paar Kissen, die mir junge Mädchen in früheren Jahren zur guten Erinnerung gestickt hatten, und einigen alten Rechnungsbüchern, die ich auf dem Pfarrboden gefunden hatte, mir ein formvollendetes Liegesofa gebaut. Über ihm hing an der Wand mein zerhauener Schläger und meine Mützen und Corpsbänder. Aus zwei Gartentischen hatte ich mir einen Schreibtisch zurechtgezimmert. Als Prunkstück hatte ich eine unförmige Petroleumlampe auf ihn gestellt. Die übrigen Wände waren mit Regalen vollgestellt, die ich mir mit Hilfe des Kaufmanns aus alten Kisten gebastelt hatte. Meine umfangreiche Bibliothek war gut und würdig untergebracht. Die Tische und Stühle meines Arbeitszimmers waren ausnahmslos aus Kisten zwar prunklos, aber zweckmäßig gezimmert. Der Raum sah anständig und wohnlich aus. Als zweites Zimmer hatte ich mir ein Schlafzimmer eingerichtet,

außer einem Feldbett und einer Kiste, auf die ich Schüssel und Kanne stellte, brauchte ich nichts. Ein paar kräftige Nägel in der Wand ersetzten den Kleiderschrank. Da die Küche einen Herd hatte, war ihre Einrichtung vollständig. Später richtete ich noch zwei Zimmer her. Das eine bewohnte mein Schnauzer namens „Schnauz", und „Schnauz" war anspruchslos genug, sich mit einem schönen Kartoffelsack zu begnügen, den ich mit Stroh gefüllt hatte. Das andere Zimmer bezog mein Igel namens „Schorsch". Er war schon zufrieden, daß ich ihm in einer Ecke etwas Heu schichtete.

Die bewohnten Räume waren mit einer Fülle von Blumen geschmückt. Ich empfand zum erstenmal das beglückende Gefühl, ein eigenes Dach über dem Kopf zu haben, und ich war unendlich dankbar, nach den Wirrsalen meines Lebens eine Heimat haben zu dürfen.

Als ich durch die weiten, leeren Ställe, die zum Pfarrhof gehörten, ging, bedauerte ich nur, nicht als Bauer in dieses herrliche Land gekommen zu sein.

In der Stadt traf ich eines Vormittags meinen Corpsbruder Schüßler, der irgendwo in der Nachbarschaft seine Ausbildung als Referendar erhielt. Ich begrüßte ihn, wie ich es gewohnt war, schon von weitem mit erhobenem Arm, und Schüßler rief mir rauhe studentische Worte zu. Gemeinsam setzten wir uns in das Kaffeehaus am Markt und erzählten von dem, was uns in den letzten Monaten begegnet war. Wir waren froh, uns getroffen zu haben, und nahmen keine Rücksicht auf die Bürger, die neben uns saßen. Zuerst sprachen wir von der politischen Lage in Deutschland, und ich mußte genau berichten, wie es bei der Beerdigung des von den Kommunisten ermordeten Horst Wessel zugegangen war. Wessel war als der Typ des tapferen, begeisterten SA.-Führers längst in Berlin und weit im Reich bekannt geworden und hatte auch viele seiner Studienfreunde und Corpsführer für die Idee des Nationalsozialismus

gewonnen. Als er nun seinen Wunden erlegen war, fanden sich unter seinen Kameraden von der SA., unter den Freunden der Partei auch Vertreter seines Corps ein, um ihm auf seinem letzten Wege die Ehren zu erweisen. Ich hatte mich, als ich mich gerade in Berlin aufhielt, den Normannen angeschlossen und wurde Zeuge von dem gemeinen Überfall, den die Kommunisten auf den Trauerzug verübten. Eine unerhörte Erregung bemächtigte sich aller Teilnehmer an dem Trauerzug, vor allem, weil es so aussah, als wollten sich die Polizisten der schwarzroten Regierung keineswegs beeilen, um die Kommunisten zu versagen. So kam es, daß die Kameraden des toten SA.-Führers Horst Wessel sich selber helfen mußten. Auch die Normannen zogen ihre Paradeschläger und schlugen aus Leibeskräften auf die Roten ein.

Manchem Bürger mochten die Augen aufgegangen sein, als er erkannte, wie weit wurzellos gewordene Menschen sinken können, daß sie noch gegen einen Sarg anrennen, der die Leiche eines Mannes birgt, der bis zuletzt einen ehrlichen und *offenen Kampf geführt hat!*

Ich erzählte Schüßler das alles und ließ keinen Zweifel darüber, wie erbärmlich mir die Einstellung der Regierung erschien.

Schüßler nickte nachdenklich: „Man sollte die Regierung fortjagen!"

Dann sprachen wir über die Kirche und meine Aufgaben, die ich mir als junger Revolutionär gestellt hatte. Schüßler glaubte nicht recht daran, daß es mir gelingen würde, die Kirche innerlich zu verjüngen. „Die Pfaffen sind ja alle uralt und verkalkt, Mensch, die verstehen dich doch gar nicht. Wieviel Jahre hat denn der Zweitjüngste auf dem Buckel?"

Die Unterhaltung wurde mir peinlich, weil ich bemerkte, daß die Bürger jetzt begannen, aufgeregt zu tuscheln. Mit einer Handbewegung wollte ich das Gespräch abbrechen, und ich sagte lachend, daß der Zweitjüngste nach mir wohl so rund hundert Jahre hinter sich gebracht haben könnte.

Schüßler grinste frech. „Fein, du bist fünfundzwanzig, der nächste hundert, der Drittjüngste hundertfünfundzwanzig und so weiter. Und da willst du die andern verjüngen? Weißt du, was die dir sagen werden? Werden Sie erst mal achtzig, Sie junger Mann, dann können Sie vielleicht mitreden!"

Die Bürger räusperten sich ungehalten. Aber Schüßler wollte nichts gehört haben. Er klatschte sich auf die Schenkel: „Mensch, dann schlage ich dir vor, es doch lieber mit Affendrüsen zu versuchen."

In jener Zeit wurde viel Geschrei um die Verjüngungskuren durch Affendrüsen gemacht, und mehrere Geistliche Mecklenburgs hatten ihre Stimme erhoben und gegen diese Vermessenheit, das Leben künstlich und willkürlich zu beeinflussen, protestiert. Darum mußte Schüßlers Bemerkung besonders freventlich erscheinen.

Ich sagte, um dieses Gespräch endgültig zu beenden: „Nein, mein Bester, da bleibe ich doch schon besser bei der alten Holzhammermethode. Wenn der Kopf dabei nicht entzwei geht, wird wenigstens der Kalk gelöst." Dann zahlte ich und verabschiedete mich.

Drei Tage später bekam ich ein Schreiben, daß ich mich dann und dann beim Oberkirchenrat einzufinden hätte. Nichtsahnend bürstete ich meinen Anzug, rasierte mich sorgfältig und hoffte in einem Winkel meines Herzens auf eine kleine Gehaltsaufbesserung, denn ich bekam 180 Mark den Monat und mußte davon noch mein Zimmer in der Stadt und meine Fahrten nach Kratzeburg bezahlen. Da ich aber gelernt hatte, auf alle Bequemlichkeiten zu verzichten, kam ich mit dem Geld aus. Immerhin hätte ich eine Erhöhung meines Gehaltes nicht abgelehnt, mein Haus würde schon nicht darunter gelitten haben, wenn ich mir ein paar Möbel gekauft hätte.

Zur vorgeschriebenen Stunde stand ich vor den ernsten, würdigen, schwarzgekleideten alten Herren. Schon ihre Mienen verrieten mir, daß ich nichts Erfreuliches zu erwarten hatte.

Im Gegenteil! Ich erhielt Vorwürfe und Ermahnungen. Einmal hatten sich einige Bürger darüber beschwert, daß ich so gar nicht pastoral grüßte, sondern den Arm erhöbe. Das aber täten in der Regel nur Nationalsozialisten, und zu denen würde ich mich doch wohl nicht rechnen wollen. Dann aber hätte ich in einem öffentlichen Lokal nicht nur über Politik gesprochen und dabei die Regierung angegriffen, nein, was noch viel schlimmer wäre, ich hätte äußerst ehrfurchtslos von der älteren Geistlichkeit gesprochen und das Verlangen geäußert — es wäre furchtbar, das zu wiederholen — das Verlangen also, ältere Pfarrer mit dem Holzhammer anzugehen!

Ich muß wohl reichlich verdutzt dagestanden haben. Bevor ich aber noch ein Wort sprechen konnte, mußte ich verschiedene gutgemeinte Ratschläge einstecken. Zunächst sollte ich mir mal einen Hut anschaffen, ich könnte nicht mit unbedecktem Kopf umherlaufen. Und dann wäre es Zeit, daß ich mir die Haare wachsen ließe, meine Schmisse ... ! Ich wagte bescheiden einzuwerfen, daß nur durch ein Wunder auf den Narben von neuem Haare entstehen könnten, denn die Haarwurzeln ... !

Ich wurde barsch unterbrochen und bekam nun zu hören, daß mein ganzes Auftreten keineswegs den Vorstellungen entspräche, die man sich über einen Geistlichen machte. Damit wurde mir bedeutet, daß ich nun gehen dürfte.

Als ich in der Bahn saß, um nach Kratzeburg zu fahren, mußte ich vor mich hin lachen. Was für Sorgen hatten die Herren in der Stadt! Und was mußte dort für ein Klatsch herrschen!

Ich ahnte, daß ich noch oft der Gesprächsmittelpunkt sensationslüsterner Kaffeetanten beiderlei Geschlechts sein würde. Gemeldet hatte mich, wie ich später erfuhr, ein höherer Beamter.

Kurz bevor der Zug hielt, sprach mich ein kleiner dicker Mann, dessen ölige Stimme mich abstieß, an, ob ich der neue Pastor von Kratzeburg wäre. Als ich das bejahte, versicherte er mir in einem gewaltigen Wortschwall, daß er das sofort gewußt hätte und daß ihn das ganz besonders freute, da er

den lieben Gott immer wieder gebeten hätte, einen jungen, strenggläubigen Pastor zu den sehr schwierigen und nicht immer frommen Bauern zu senden. Nun wäre sein Gebet erhört worden.

Ich wurde den Mann nicht los, und er folgte mir bis in mein Haus. Dort sah er sich neugierig um und stellte mit Trauer fest, daß kein einziges frommes Bild die Wände schmückte. Der zerhauene Schläger war ihm offensichtlich ein Dorn im Auge. Dann begann er wieder von der Gnade Gottes zu sprechen und von der Erhörung seines Gebetes. Halb im Scherz bedankte ich mich bei ihm dafür, daß ich gewissermaßen durch ihn in diesem Hause wohnen dürfte und wollte ihn hinausbegleiten. Zu meinem peinlichen Erschrecken ließ sich jetzt der Mann auf die Kniee fallen, beteuerte, daß er ein unwürdiger Knecht Gottes und Angehöriger einer Gebetsgemeinschaft wäre und begann nun, mit fast schreiender Stimme Gott um Kraft für meinen Glauben zu ersuchen.

Mir war dieser Auftritt widerlich, und ich nahm den Mann, nachdem er sich endlich beruhigt hatte, sanft am Arm, um ihn hinauszuführen. Er bat mich aber flehentlich, doch auch für ihn zu beten. Ich schüttelte den Kopf und sagte, daß mir derlei seelische Unkeuschheiten nicht lägen. Im übrigen hoffte ich aber, wie ich ihm ausdrücklich versicherte, daß der liebe Gott ihm möglichst bald Verstand und Gefühl gesunden lassen möge.

Als sich die Tür hinter dem Empörten schloß, wußte ich, daß mich die Gebetsgemeinschaft, der dieser Mann angehörte, nicht lieben würde.

Als ich einige Wochen darauf zu einer Tagung jener Gemeinschaft gehen mußte, erlebte ich einen verkrüppelten Mann, der vor versammeltem Volke sich der fürchterlichsten Sünden zieh, dann aber triumphierend verkündete, daß ihn die Gnade Gottes und das Opfer des Herrn Jesus Christus weiß wie ein Lamm gewaschen hätten.

Ich erhob gegen dieses Gebaren Einspruch und bezeichnete es als unwürdig und eitel. Daraufhin erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen mich.

Wie ein Lauffeuer sprach es sich in der Stadt herum, daß ich ein Sendbote des Satans wäre. Sogar in meinem Hause hinge das Schwert, mit dem ich Menschenblut vergossen hätte.

Von der Zeit an vermied ich es, zu irgendwelchen Versammlungen kirchlichen Charakters zu gehen. Auch in das Haus einer älteren adligen Dame, die regelmäßig fromme Zirkel einlud, um die Bibel auszulegen, wurde ich nach meinem ersten Auftreten, das zu einem Zusammenstoß mit sämtlichen Anwesenden führte, nicht mehr eingeladen.

Ich zog es vor, mich um so inniger meiner Bauern anzunehmen.

Eines Nachmittags wurde ich in das Sterbezimmer einer alten Bauersfrau geholt. Ich hatte so manchen jungen Soldaten sterben gesehen, und ihr Tod hatte mich immer wieder erschüttert, schon allein, wenn ich daran dachte, daß auch ich vielleicht schon im nächsten Augenblick mich wie sie stöhnend auf der Erde wälzen könnte. Wir pflegten aber als Soldaten nicht über das Sterben zu sprechen, es war uns zu selbstverständlich und wohl auch zu heilig, als daß wir darüber Worte verloren.

Was sollte ich als junger Mensch nun einer alten Frau sagen?

In einem niedrigen, aber dennoch hellen Zimmer lag die Frau. Sie musterte mich mit etwas mißtrauischen Blicken, als ich mich zu ihr ans Bett setzte. Ich wartete, daß sie begänne. Es dauerte einige Minuten, und sie hatte derweilen scheu meine Hand ergriffen.

„Sie sind noch so jung, Herr Pastor. Wissen Sie denn überhaupt, was sterben heißt?"

Ich nickte nur.

Der Frau machte das Sprechen Schwierigkeiten, aber doch fühlte ich, daß es ihr innerlich wohltat.

„Ich bin wenig in der Kirche gewesen. Der Hof und die Kinder, Herr Pastor, und das viele Vieh, vor allem die Kühe . . ."

Ich schüttelte den Kopf. „Das Kirchengehen macht es wirklich nicht. Die Hauptsache ist doch, daß man seine Pflicht tut."

Die Frau lächelte matt.

„Meine Pflicht habe ich immer getan."

Dann sah sie mich mit bangem Blick an. „Wie ist das mit dem Himmel? Ich bin nie zum Abendmahl gegangen, nur bei der Konfirmation."

Sollte ich hier im Angesicht des Todes der Frau etwas vom Himmel erzählen, vor dem sie sich sogar zu bangen schien? Durfte ich überhaupt einem ehrlichen Menschen, der sich sein Lebtag abgerackert hatte, mit Bibelsprüchen antworten? Die ganze Dogmatik mit ihrer Lehre vom Himmel und den Engeln, vom Jüngsten Gericht und ewigen Leben erschien mir schal und falsch vor der Wirklichkeit des Lebens und Sterbens.

„Wer seine Pflicht getan hat, der kann ruhig sterben. Der hat besser gelebt als einer, der gebetet hat und faul war. Und wenn es eine Gerechtigkeit gibt, dann erkennt sie das Herz an, das ohne Falsch geschlagen hat. Solch ein Herz aber braucht sich nicht zu fürchten. Wovor auch?"

Die Augen der Frau wurden müde, aber immer noch hielt sie meine Hand. „Sie müssen sich um meinen Sohn etwas kümmern, der wird mit dem Hof nicht recht fertig, die Zeit ist so schwer."

Ich versprach es ihr.

Und immer wieder sprach die Frau ein paar Worte, aus denen ihre Liebe und ihre Sorge leuchteten, und ihr ganzes Denken kreiste um die Pflicht, die sie zeitlebens gehabt hatte.

Gegen Abend, nachdem noch alle ihre Angehörigen Abschied von ihr genommen hatten, schlief sie so ruhig und leicht ein, daß ich fast nicht glauben wollte, daß der Tod ohne Schmerzen kommen kann.

Drei Tage später trugen wir die Frau zu Grabe. Die Leichenpredigt hatte ich im Hause vor offenem Sarge, den Blick auf die Tote geheftet, halten müssen, wie es Brauch war in Mecklenburg. Der Brauch forderte auch, daß alle Beerdigungs-

geräte, die mit dem Sarg in Berührung gekommen waren, auf den frischen Hügel gelegt wurden, damit sie durch den letzten Segen gereinigt würden.

Und ebenso forderte es der Brauch, daß eine Stunde darauf auf die Stelle im Hause, wo der Sarg gestanden hatte, ein Tisch voll Kaffee und Kuchen gestellt wurde, damit bei Essen und Trinken das Andenken des Verstorbenen im Nachruf gefeiert würde.

An jedem freien Nachmittag wanderte ich durch die Dörfer meiner Pfarre und besuchte die Bauern. Als sie merkten, daß ich wußte, wie man einen Pflug anfaßt und wie man ein krankes Pferd oder eine verkalbende Kuh behandelt, faßten sie Vertrauen zu mir. Ich bekam Einblick in ihre Nöte und geheimen Ängste. Keiner war da, der nicht in Schulden steckte, und niemanden gab es, der unbeschwerten Herzens auch nur bis zum nächsten Jahre zu denken vermochte. In der Regierung aber gab es keine Stelle, die sich des Elends des untergehenden Bauernstandes angenommen hätte.

Abends, wenn ich, „Schnauz" zu meinen Füßen, über meinen Büchern saß, mußte ich immer wieder an die Bauern denken.

Hatte ich nicht einmal Landwirtschaft gelernt? Ich wußte doch, wie sehr die Bauern darauf angewiesen waren, daß eine verantwortungsbewußte Regierung durch eine vernünftige Zollpolitik und durch einen gerechten Ausgleich die Produktion sicherte und stützte.

Und war ich nicht lange genug Soldat gewesen? Ich mußte doch wissen, daß einer, der sich nicht zu wehren weiß, in der Welt zum Prügelknaben wird! Wozu war ich denn überhaupt in die Gemeinde gekommen? Etwa nur, um zu predigen? Ach du lieber Himmel, das war mir selber schon häufig zu viel, daß ich Worte machen sollte, wo Worte fehl am Platze waren.

Luther hatte einmal die bittende Hand des Bauern zurückgestoßen. Das durfte nicht ein zweites Mal geschehen. Die

Kommunisten begannen bereits, bolschewistische Bauernkomitees zu bilden, um den Aufruhr zur gegebenen Zeit von den großen Städten auf das Land zu tragen.

Ich sah, wie die Entwicklung gehen konnte, wenn der Bauer ausgepfändet und vertrieben wurde.

Hatte ich da als denkender Mann nicht die Pflicht, zu helfen?

Als am nächsten Sonntag die Glocke erklang und die Gemeinde zusammenströmte, hielt ich keinen Gottesdienst.

Küster Lenz spielte das alte Freiheitslied

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ",

und die Bauern, die erst große Augen machten, sangen die Verse, die ich ihnen mit der Schreibmaschine auf kleine Handzettel geschrieben hatte, in einer einmütigen Begeisterung.

Ich stieg auf die Kanzel und sprach von der immer größer werdenden Not des Volkes und vor allem der Bauern. Es dürfte nicht geschehen, daß die Ernte auf dem Halm, das Vieh in den Ställen und zum Schluß die Höfe selber versteigert würden. Wir müßten uns nun, da die Regierung ihr Herz verschlossen hätte, zusammentun und uns selber helfen, so wie vor 400 Jahren die Bauern sich unter die Fahne des Bundschuhs gestellt hätten.

Ich hatte mich in eine Begeisterung gesteigert, daß ich nicht mehr daran dachte, daß ich in einer Kirche sprach. Zum Schluß forderte ich die Bauern auf, nicht zu warten, bis sie einer nach dem andern von den Verderbern geschlagen würden, sondern den ersten Schlag zu tun, den aktiven Widerstand zu beginnen. Wir wollten eine revolutionäre Dorfgemeinschaft gründen und uns in die Hand versprechen, einer dem andern mit aller Kraft und allen Mitteln beizuspringen, wenn Hilfe nötig wäre. Keiner sollte mehr den Hof verlassen. Und sollte die Regierung Gewalt anwenden, so wollten wir uns mit Gewalt wehren! Es ginge ja nicht um uns und die Höfe allein, es ginge ja doch um Größeres, um Deutschland!

Zum Schluß waren die Bauern aufgesprungen und riefen ihren Beifall.

Stehend sangen wir das Deutschlandlied, und Küster Lenz läutete die Glocke. Anschließend verpflichteten sich alle Bauern ohne Ausnahme unserer Dorfgemeinschaft.

Und schon nach wenigen Tagen waren wir so weit, daß wir mit Hand- und Spanndiensten bedrängten Kameraden zu Hilfe eilen konnten.

Gerichtsvollzieher mußten unverrichteterdinge abziehen, und die Aasjäger aus den Städten, die zu jeder Versteigerung fuhren, um für ein lächerliches Geld wertvolles Gut nach Vereinbarung mit den Spießgesellen zu ergaunern, hatten das Nachsehen.

Wir waren stolz, die erste aus der Not geborene, zu jedem Widerstand bereite bäuerliche Kampfgemeinschaft in Mecklenburg zu sein und trafen uns in mancher Woche mehrmals, um die brennenden Fragen zu besprechen. Ich war jetzt nicht mehr der Pastor, der zu Sterbenden geholt wurde, ich galt jetzt als Bauernführer, der Lebenden half.

Nur mir selber konnte ich nicht helfen! Immer stärker wurde der Zweifel, den ich an meiner kirchlichen Tätigkeit hatte. Immer deutlicher kam es mir zum Bewußtsein, daß ich nicht dazu da war, einer lebensfremden Kirche zu dienen. Ich sah, daß es zum Bruch kommen mußte und wußte doch nicht, was nach dem Bruch geschehen sollte. Bis zum grauen Morgen saß ich über meinen Büchern und arbeitete. Seite für Seite beschrieb ich. Meine Doktorarbeit ging allmählich ihrem Ende zu, daneben arbeitete ich an den letzten beiden Akten meines Hutten-Dramas, schrieb Gedichte, zeichnete Gedanken und Zweifel auf und sah doch kein Ende!

Ich habe immer viel in meinem Leben gearbeitet, weit mehr als der Durchschnitt der Menschen. Aber so unaufhörlich wie in jener Zeit, ist nie die Flut der Gefühle und Erlebnisse über mich hereingebrochen.

Ich kam kaum wenige Stunden zum Schlafen, aber doch war ich frisch wie kaum je in meinem Leben. Morgens, mittags und abends waren Bauern bei mir, ratsuchende oder solche, die neue Anregungen, größere Forderungen brachten. Und wenn einmal niemand in meinem Zimmer war, lief ich für eine Stunde in die Dörfer oder fuhr auf dem Rad, das ich mir von Lehrer Lenz geliehen hatte, zu den entlegenen Höfen. Mir war, als müßte ich ein bedrohtes Land gegen den Angriff des Feindes verteidigen. Die alte Freikorpsfreude an der Gefahr ließ mein Herz höher schlagen.

Ich pfiff auf alle pastorale Zurückhaltung. Wenn ich auf einer Bauernhochzeit war, tanzte ich den ersten und den letzten Tanz, und wenn mir ein junger Bursch oder ein alter Kerl zuprostete, tat ich ihm Bescheid.

Die Klatschbasen hatten sehr bald mehr Unterhaltungsstoff, als sie verarbeiten konnten.

In der Stadt kam wohl auch einmal ein junges Mädel zu mir, dem ich nicht die Tür wies. Das wollte man mir nicht verzeihen.

Die Zeit kam, wo ich fast jeden Abend in ein anderes Dorf geholt wurde, um dort vor Nationalsozialisten und Stahlhelmern zu sprechen. Es gab keine Kundgebung im weiten Umkreis, auf der ich nicht zu einer Angriffsrede das Wort nahm. Selbst als der Luisenbund der Frauen am Sterbeort der Königin Luise ein Reichstreffen veranstaltete, mußte ich die Feldpredigt halten. Weniger darum, weil ich Pastor war, als darum, weil ich ein deutscher Revolutionär war, der vorsprang, als andere müde wurden.

Als die Sommersonnenwende kam, stand ich auf einem Hügel unweit von Neubrandenburg. Vor mir lohte ein riesiges Feuer, zur Seite standen SA. und Stahlhelm, Kriegervereine, meine Bauern und viel Volk aus den Dörfern und kleinen Städten. Und ich sprach von der Freiheit und dem ewigen Kampf gegen die Nacht.

War ich überhaupt ein Pastor, ein Prediger? Ich selber glaubte nicht daran. Noch viel weniger aber meine immer zahlreicher werdenden Gegner.

Den Roten war ich ein gefährlicher „Rechts-Agitator", ein extremer Terrorist, den ernsten Christen ein Erzketzer, den Spießbürgern ein unmöglicher Mensch!

Ja, ich war unmöglich!

Ich fand aber auch Freunde und Kameraden, treue, ehrliche Menschen, die aus der Auflehnung gegen die Not tapfere Rebellen geworden waren. Mit denen konnte ich selbst in der ernstesten Zeit noch herzhaft lachen. Und wir lachten, als eines Tages zu mir der Gerichtsvollzieher kam und mich auspfändete. Mir selber konnte ich ja nicht helfen!

In der Zeitung stand eine Anzeige, daß im Pfarrhaus zu Kratzeburg das und das zu versteigern wäre. Wir lachten, als wir das letzte Geld zusammenkratzten.

Als ich eines Sonntags früh vor einer ungewohnt großen Gemeinde in der Schloßkirche zu predigen hatte, stürzte ein ernster Christ schreckensbleich zu mir und beschwor mich, daß ich ja alles andere, nur nicht Christus gepredigt hätte!

Ich zuckte wortlos die Schultern und ließ ihn stehen. Der Mann hatte recht. Aber meine Freunde drückten mir die Hand.

Eine wilde, stürmische Zeit war es, chaotisch, unberechenbar, aber doch voller revolutionärer Möglichkeiten.

Auf der Synode gab mir kaum einer die Hand. Man wollte nichts mit mir zu tun haben. Und dabei hatte ich mir einen so schönen steifen, schwarzen Hut gekauft!

Wider Erwarten hatte ich vom Ministerium die Erlaubnis bekommen, in den oberen Klassen der Höheren Schulen Arbeitsgemeinschaften zu errichten. Vorsichtig fing ich mit den Werken von Walter Flex an. Dann lasen wir Löns und Gorch Fock. Und zum Schluß, nachdem ich erst an dem Buch von Max Hölz „Vom weißen Kreuz zur roten Fahne" die Verwirrung des

Kommunismus gezeigt hatte, nahmen wir Adolf Hitlers „Mein Kampf" und das gerade im Druck erschienene Werk von Alfred Rosenberg „Der Mythus des XX. Jahrhunderts" vor.

Manch einer im Lande schlug die Hände über dem Kopf zusammen!

Ich suchte meine Feinde und fand sie. Nicht nur, daß die rote Regierung empört war, daß ich öffentlich gegen den Marxismus sprach, auch die Kirchenregierung war empört, daß ich das gute Verhältnis zum Staat, der seine hohen Zuschüsse zahlte und dafür zum mindesten stillschweigende Duldung seiner politischen Machenschaften von seiten der Kirche forderte, störte. Auch unter den Pfarrern hatte ich überaus viele Feinde.

Ich machte mir nichts daraus, und ich wußte auch, daß meine Tage in der Kirche gezählt waren. Es war schon so weit, daß ich anonyme Drohbriefe ins Haus geschickt bekam, und die Verweise seitens meiner Vorgesetzten wurden häufiger und erbitterter.

Immer öfter kam es vor, daß einstmals ertragreiche Güter von katholischen Siedlungsgesellschaften aufgekauft wurden, und dann dauerte es nicht lange, bis in völlig romfreien Gegenden des schönen und herben Mecklenburg geschlossene katholische Dörfer mit fanatisch katholischen Siedlern, geschickten katholischen Lehrern, eifrigen römischen Priestern gegründet wurden. Auch diesen gefährlichen Feind griff ich an.

Kampf und Feindschaft, wohin ich sah!

Oft kamen Jugendgruppen mit Fahnen und Wimpeln zu mir aufs Dorf. Wir lagerten uns unter der großen Linde vor meinem Hause, sangen die alten Lieder, lachten bei Spiel und Volkstänzen und nahmen die Jugend der Dörfer in unsere Mitte.

Oft auch wurde ich in Jugendlager geholt oder dorthin, wo junge Männer in Bruch und Moor in freiwilligem Dienste arbeiteten. Ich erzählte ihnen dann von den Kämpfen in Berlin und um den Annaberg und von den Kämpfen, die wir noch ausfechten würden, bis der Tag der Freiheit anbräche.

Es kam auch häufig vor, daß ich irgendwo im Lande, auf einem kleinen Dorf oder in einer der vielen Landstädte in Vertretung des Pfarrers predigen mußte. Dann eilten die Menschen von weit her, denn sie hatten gehört, daß einer käme, der von der Freiheit sprach und nicht von der Ergebung in den Willen Gottes.

Ich habe nie vor leeren Bänken zu sprechen brauchen. Das war wohl auch der einzige Grund, warum die Kirche mich nicht schon längst davongejagt hatte. Man duldete mich, weil ich ein Mann des radikalsten Nationalismus war, von dem man nicht genau wußte, ob er nicht doch eines Tages zum siegreichen Aufstand schreiten würde.

Das war aber auch alles. Der alte Oberkirchenrat, der es so gut mit mir meinte, gab mir einmal den Rat, ganz Politiker zu werden. Er sah schon, wohin mein Weg führte.

Eines Tages wurde mein Name auf die nationalistische Liste für die Landtagswahl gesetzt. Ich sollte Abgeordneter werden.

Als Mann im Dienste der Kirche durfte ich mich grundsätzlich nicht politisch betätigen. Mir war mehr als einmal dringend nahegelegt worden, mich ja keiner Partei zu nähern. Die Liste aber, auf der ich kandidieren sollte, war auf Grund einer Einigung aller nationalen Gruppen zustande gekommen.

Kurz vor der Wahl wurde ich in einem dringenden Schreiben in die Stadt beordert. Es war ein Sonntag, am Vormittag hatte ich in Kratzeburg, anschließend in Grantzin die Predigt zu halten, am frühen Nachmittag besuchte ich eine Bauernversammlung in der Umgebung. So konnte ich erst am späten Nachmittag in der Stadt eintreffen. Der alte Oberkirchenrat war sehr bekümmert.

„Die Regierung fordert, daß Sie sofort, heute noch, um Ihren Abschied einkommen!"

Ich war auf diese Mitteilung schon seit langem gefaßt, aber daß sie so schroff, so unvermittelt kam, empörte mich.

Der Oberkirchenrat faßte meinen Arm.

„Es ist das beste für uns alle, wenn Sie sofort gehen."

Ich schüttelte den Kopf. „Ich kann doch unmöglich jetzt Hals über Kopf meine Freunde verlassen!"

Mit großen Schritten ging der Oberkirchenrat in seinem Zimmer herum.

„Ihre Feinde haben seit all den Monaten, die Sie nun hier sind, alles gesammelt, was gegen Sie spricht. Sie haben sogar die Mädchen, mit denen Sie bekannt sind, eingehend ausgehorcht und Protokolle angefertigt. Wenn Sie nicht gehen, gibt es eine Kette von Ärgernissen."

Mir war das höchst gleichgültig. Ich hatte nichts verbrochen und lebte schließlich nicht im Zölibat. Im letzten halben Jahr war ich ständig unterwegs, ich hatte nicht einmal Zeit, eine Verabredung mit einem Mädchen einzugehen.

Was sollten mir meine Gegner schon vorwerfen? Lange überlegte ich.

In der letzten Zeit hatte ich genügend Angebote, ich konnte nach Thüringen, nach Kassel, nach Berlin gehen, und schließlich sagte ich mir, daß bei der nächsten Gelegenheit die Ärgernisse noch größer sein würden. Wenn mich die Kirche unbedingt auf Druck dieser jämmerlichen Regierung, in der jeder nach Herzenslust schob und betrog, loswerden wollte, dann wollte ich auch nicht länger bleiben.

Ich erhielt, nachdem ich um meine Entlassung gebeten hatte, ein ausgezeichnetes Zeugnis, in dem allerdings — und das war damals sehr gefährlich — betont wurde, daß ich mit besonderem Eifer der nationalen Sache gedient hätte. Dann packte ich meine Siebensachen, nahm Abschied von meinen fassungslosen Bauern und fuhr mit einem heiligen Zorn nach Berlin, wo mich im Westen eine Hilfspfarrerstelle erwartete.

Meine Freunde in Mecklenburg entfachten einen nicht geringen Aufstand gegen die Kirche. Die Bauern stellten Listen auf und sammelten Unterschriften, sie weigerten sich, einen anderen Pastor in ihre Gemeinde aufzunehmen.

Die Nationalsozialisten und die Stahlhelmer liefen Sturm gegen die Kirchenleitung, der sie ein unwürdiges Verhalten gegenüber den Erpressungen der marxistischen Regierung vorwarfen. Ich sollte nun als Prediger an den Dom von Ratzeburg berufen werden.

Mich rührte diese Treue und Ehrlichkeit tief. Ich wäre auch gern nach Mecklenburg, das mir eine neue Heimat geworden war, zurückgekehrt, aber nicht als Pastor. Was sollte ich noch in einer Kirche, der mein Wollen verdächtig, mein Denken gefährlich, mein Handeln sündhaft erschien?

In Berlin brodelte und gärte es gefährlich. Die Straßen hallten wider von Kampfparolen. An Mauern und Säulen klebten Plakate, und Gruppen von erregten Menschen gestikulierten an den Ecken. Immer höher stieg die Not. Das Elendsheer der Arbeitslosen wuchs unaufhaltsam, und die Herzen der Bürger erstarrten im Grauen vor dem sicheren Untergang. Immer mehr Menschen legten die Hände in den Schoß und verzweifelten an jeder Hoffnung auf Rettung.

Die Öffentlichkeit beherrschte der Bolschewismus, und Schritt für Schritt mußten die Sturmabteilungen des Nationalsozialismus die Roten zurückdrängen! Blut floß jeden Tag, jede Nacht, und das Leben eines Kämpfers für die deutsche Freiheit galt nur wenig.

Der Zentrumskanzler Brüning, dessen unsympathisches Gesicht jesuitische Verschlagenheit ausdrückte, erließ Steuernotverordnungen, mit denen er das letzte Einkommen wegnahm. Auch die Männer, die noch Arbeit hatten, verdienten bald so wenig, daß ihre Familien darben mußten wie die Ausgesteuerten, die Wohlfahrtsempfänger.

In den öffentlichen Anlagen, in den Parks, auf kleinen Plätzen lungerten kräftige junge Männer herum und schlugen ihren Tag mit albernen Spielen tot. Hunderttausende bettelten scheu an den Türen der verfallenden Häuser des einst so reichen Westens. Hausierer, Straßensänger, Vertreter für Staubsauger und irgendwelche Familienzeitschriften versuchten hundertmal am Tage vergeblich, einen Pfennig zu verdienen. Immer abgerissener wurde die Kleidung der Menschen in der Stadt, immer verzweifelter und hoffnungsloser ihr Blick, immer gebeugter ihre Haltung. Das große Sterben kam über Deutschland. Ich begrub damals fast mehr Selbstmörder draußen auf den

endlosen Friedhöfen in Stahnsdorf, als an Krankheiten oder an Altersschwäche Verstorbene.

Viele Menschen auch waren so sehr in ihrem Denken und Fühlen verkommen, daß sie auf die Sturmflut des Kommunismus hofften wie auf eine befreiende Tat, auf eine in jedem Falle befreiende Tat, denn entweder sollte sie ein Ende mit der Not oder mit dem verpfuschten Leben machen.

In den Resten der bürgerlichen „Gesellschaft" spielte man mit dem Gedanken des vor den Türen stehenden Bolschewismus, wie wohl unwissende Kinder mit einer Bombe spielen. Es galt als besonders „modern", ein „Salonbolschewist" zu sein.

In aller Öffentlichkeit suchten gewerbsmäßige Abtreiber ihre Kundschaft, es galt als rückständig, Kinder zu bekommen. Im Kino und im Theater wurden grundsätzlich nur Schlüpfrigkeiten gezeigt. Wenn irgendwo einmal ein bürgerlich-nationaler Film, womöglich mit Otto Gebühr als Friedrich der Große, lief, setzten wahre Völkerwanderungen nationaler Menschen dorthin ein.

In Millionenauflagen erschienen die Bücher der Juden Emil Ludwig und Alfred Neumann und wie sie sich sonst nennen mochten. Und überall in der Literatur, in der ganzen Kunst trat das Prinzip der Vernichtung, des Untergangs um des Untergehens willen in den Vordergrund. „Chaospolitik" nannte man das und stellte sich ein solches Chaos überaus „interessant" vor.

Ich war damals dem Nationalverband Deutscher Schriftsteller beigetreten, als er sich gegen die völlig verjudeten allgemeinen Schriftstellerverbände erhob. Aber der Verband war viel zu schwach, hinter ihm standen nicht die großen Verlage, die ja fast ausnahmslos, wie Ullstein, Mosse, Fischer, Juden gehörten.

Mit Heini Schwarz traf ich mich jeden Tag. Auch ihm ging es schlecht, wie den meisten jungen Akademikern. Zum Malen kam er nicht mehr. Keine Galerie fand sich bereit, seine Bilder auszustellen, denn in fast allen Galerien diktierte die jüdische

Presse die Meinung. Schwarz hatte vor einiger Zeit sein Assessorexamen bestanden und war Syndikus eines Webereiverbandes geworden, hatte geheiratet, und nun erwartete seine Frau das erste Kind. Der Webereiverband hatte ihm sehr bald ohne jeden Grund gekündigt, jetzt lief sich Schwarz die Hacken ab, um irgendeine kleine Stellung zu bekommen. Vergebens! Auch über ihm stand die Not.

Oft wanderten wir abends durch die Straßen des unruhigen Berlins, machten Pläne und verwarfen sie wieder, suchten Auswege und fanden keine. Wir gingen in die Versammlungen oder saßen in unseren Wohnungen.

Marktschreier der Seele traten auf und priesen ihre unfehlbaren Allheilmittel an. Ich besuchte die Leseabende des öligen Kaplans Fahsel, der sich über Goethe und alle möglichen Kulturprobleme ausließ und vor allem bezeichnenderweise die Damen der Berliner „Gesellschaft" anzog, und ging angewidert von dem eitlen Gehabe dieses Dandys im Priesterrock davon. Man konnte meinen, Kaplan Fahsel wäre Jude, wenn man ihn das Judentum preisen und die völkischen Ideen des Nationalsozialismus in den Staub ziehen hörte. Und er wirkte wie ein Jünger des jüdischen „Psychoanalytikers" Freud, wenn er, der ans Zölibat gefesselte Priester, an seinem Vortragspult lässig stand und mit weicher Stimme Weisheiten über die Ehe und die brennenden Sexualprobleme aussprach. Er sprach zuweilen im selben Saal, den nach ihm ein anderer Scharlatan gemietet hatte, um die Dummen zu fangen. Das war der „Prophet" Weißenberg, der mit einer beispiellosen Frechheit auftrat, gefolgt von seinen weißgekleideten „Ehrenjungfrauen", von denen hin und wieder eine ein von ihm gezeugtes „Ölkind" gebar, und Wunder tat. Die Wunder beruhten allerdings ausnahmslos in der unbegreiflichen Borniertheit seiner Zuhörer, unter denen sich viele Angehörige hochgestellter Schichten befanden. Weißenberg, der früher als Droschkenkutscher und Hilfsarbeiter infolge Faulheit und Trunksucht auf keinen grünen Zweig gekommen war, galt heute als einer der reichsten Männer Berlins, seitdem

er durch Handauflegen und weißen Käse selbst Tote auferwecken wollte. Von den Menschen, denen er Geschwüre mit einem Tintenstift öffnete, starben trotz seiner Gebete und des geweihten weißen Käses unzählige. Aber der Zulauf wurde größer und größer. Weißenberg ging dazu über, durch seine Medien nicht nur den Erzengel Gabriel und irgendwelche heiligen Betrüger des Alten Testamentes, Erzväter und Propheten auszufragen, sondern vor allem auch Bismarck zu zitieren und durch ihn politische Parolen auszugeben. Auch eine Zeitung gab Weißenberg heraus, die im Straßenhandel zu haben war.

Ein schrecklicher Taumel war über Deutschland gekommen. Menschen, die den Glauben an sich selber verloren hatten, ergaben sich einem blinden Aberglauben, um das „Schicksal" günstig zu stimmen. Astrologen schossen aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen. Hellseher, meist jüdischer Herkunft, hielten ihren Zirkel mit einem Aufwand, den nur Millionäre treiben können. Und hohe Politiker waren unter ihren Kunden!

Und jeder Aberglauben hatte seine Sekten, seine Zeitungen, seine Bücher, seine fanatischen Verfechter.

Das Schicksal sollte belauscht, überlistet werden! Und da brachte man gern das Letzte zum Opfer, das Letzte an Geld und Verstand.

„Runengymnastiker" luden zur Teilnahme an ihren unfehlbar das Schicksal zwingenden rhythmischen Zuckungen, die angeblich nach altem heidnischem Brauchtum ersonnen waren, ein. Und es gab Menschen, die den Kopf zur Erde neigten und den rechten Fuß nach oben streckten und dabei ein langgezogenes Iiii riefen. Dadurch hofften sie stärker zu werden als das Schicksal!

Ich ging mit offenen Augen in Berlin umher und sah in den Untergang. Und wenn ich Sonntags auf der Kanzel meiner überfüllten Kirche stand, sprach ich von der Verzweiflung, von der Torheit und dem Irrsinn. Und dann rief ich auf zum Freiheitskampf der Seelen.

Das mir wichtiger erschien, als über das Evangelium oder die Epistel des Sonntags zu predigen. Das Bekenntnis des Lebens schien mir wertvoller zu sein als die Auslegung irgendeines Glaubensbekenntnisses. Die Menschen standen in den Gängen der großen Kirche. Die wenigsten aber kamen, weil sie meiner Überzeugung waren. Die meisten wollten etwas Interessantes erleben, einen modernen Ketzer, einen Irrlehrer! Und schon hagelte es wieder anonyme Briefe, die mich höhnend aufforderten, doch möglichst gleich Pistolen und Handgranaten in der Sakristei auszugeben. Das wäre noch ungefährlicher, als die Seelen vor allem junger Menschen mit kriegerischen Ideen zu erfüllen.

In meine Sprechstunden kamen merkwürdige Leute, religiöse Kommunisten, Schwärmer, Pazifisten, Sektierer, Betschwestern, und versuchten, mich von meinem Wege abzubringen. Wenn sie gar zu laut wurden, sprang „Schnauz" unter meinem Schreibtisch hervor und trieb sie kläffend und zähnefletschend in die Flucht.

Heini Schwarz und das junge Mädchen, das ich Jahre später erst heiraten konnte, kamen zu mir in die Kirche, hörten mich an und forderten mich auf, doch schleunigst den Talar an den Nagel zu hängen. Ich nickte nur und wartete auf den letzten äußeren Anstoß.

Die Wetterwolken um Deutschland wurden dunkler, schon begann es fern zu zucken und zu leuchten, als bräche ein neuer Weltbrand aus.

Deutschland war sehr einsam inmitten des heraufkommenden Unwetters.

Als der Nachfolger Stresemanns, Curtius, den ungeschickt begonnenen Versuch machte, mit dem kleinen Österreich eine Zollunion zu schließen, mischte sich der Völkerbund ein und verbot weitere Verhandlungen. Die deutsche Regierung kroch zu Kreuze, und das hochmütige Frankreich rieb sich die Hände.

Deutschland sollte allein bleiben. Schon wurden wieder die Keile der Separation vorgetrieben. In Bayern und am Rhein

waren dunkle Mächte dabei, für den Fall, daß Deutschland in einen Krieg gerissen würde, Teile des deutschen Südens und Westens loszureißen, um damit um so sicherer dem verhaßten Norden den Todesstoß zu geben.

Das Haus des Deutschen Reiches zeigte überall Risse und Sprünge, und es knisterte beängstigend im Gebälk. An den Grenzen standen beutelüsterne Feinde und suchten sich schon wichtige Städte und Häfen aus, die sie ihren Staaten einverleiben würden.

Brüning und Curtius traten eine Reise ins Ausland an, um die fremden Machthaber flehentlich um eine Galgenfrist zu bitten. Die deutsche Währung begann von neuem abzurutschen. Ein schwarzer Tag kam für die Banken.

Die Bürger klagten oder beteten. Daran, sich zur Wehr zu setzen, dachten sie nicht mehr. Die Mitläufer Thälmanns freuten sich auf den Augenblick, da ihnen Stadt und Land in Deutschland zur Leichenfledderei freigegeben würden. Die Verschworenen Hitlers aber stützten mit ihren Leibern das Haus des Reiches und bewahrten es vor dem Zusammenbruch. Adolf Hitler rief in Harzburg noch einmal das nationale Bürgertum zusammen, um in der „Harzburger Front" eine Auffangstellung für die letzten Entscheidungen zu schaffen. Das Bürgertum zeigte sich dieser Belastung aber nicht gewachsen. Es kam eine Panikstimmung auf wie 1918.

Hindenburg hatte keine Spannkraft mehr. Er fand nicht den Weg zur Front, an der härter und erbitterter denn je gekämpft wurde. Er sah, wie damals der Kaiser, nur die kranke und feige Etappe und glaubte, sie wäre Deutschland!

Auf dem Kurfürstendamm traf ich den Freikorpsführer Beppo Römer, der am Annaberg und während des Ruhrkrieges tapfer gekämpft hatte. Wir setzten uns in ein Kaffeehaus und sprachen von den Wechselfällen unseres Lebens.

„Du mußt zu uns kommen!" sagte Römer.

„Wer seid ihr?" wollte ich wissen.

Römer zog eine knallig aufgemachte Zeitschrift aus der Tasche.

„Ich bin der Leiter des AAK, des Aufbruch-Arbeitskreises!"

Aufmerksam blätterte ich die Seiten der Zeitschrift um, fand Namen, die mir aus der Freikorpszeit bekannt waren, aber auch solche, die mich stutzen ließen.

„Das sind ja Kommunisten, Mann!"

Römer nickte ernst. „Wir müssen mit der proletarischen Masse gehen, mein Lieber, gerade wir alten Aktivisten aus den Freikorps."

Verwundert sah ich Römer an. War das sein Ernst? Konnten wir mit einer Masse gehen, deren Führer Juden waren? Konnten wir uns überhaupt neben die Juden stellen. Ich hätte Verständnis dafür gehabt, wenn Römer mir einen Plan entwickelt hätte, die jüdischen Führer zu erschießen.

„Glaubst du wirklich, daß uns die Juden an die ihnen hörigen Massen heranlassen? Meinst du nicht, daß sie uns nur als Aushängeschild benutzen wollen, um für den Barrikadenkampf erprobte Soldaten zu haben? Ich fürchte, du wirst der erste sein, den sie aus dem Hinterhalt erschießen, wenn du ihnen nicht mehr nützen kannst!"

Römer zuckte die Schultern. „Ich frage nicht mehr. Mein Schicksal will ich auch nicht aufhalten."

Als er ging, sah ich ihm lange nach. Soweit war es schon gekommen, daß sogar Freiheitskämpfer, die immer wieder ihr Blut für ihre Idee vergossen hatten, den Glauben an die Nation verloren und sich einem fürchterlichen Experiment verschrieben.

Einige Tage später wurde ich von religiösen Kommunisten aufgefordert, zu einem Aussprachеabend in die Marxistische Arbeiterschule, die „Masch", die in der Nähe des Alexanderplatzes in einem dumpfen, schmutzigen Mietshaus in der Schicklerstraße untergebracht war, zu kommen und Rede und Antwort zu stehen.

Ich folgte der Aufforderung, obwohl ich wußte, daß es gefährlich war, in die Höhle des Löwen zu gehen.

Da saßen nun junge Menschen, die nicht alle Verbrecher und Lumpen waren, und mühten sich um eine Antwort auf die vielen Fragen dieser Zeit. Und da waren Juden, kommunistische Reichstagsabgeordnete, Untermenschen, die den Zweifel schürten und die Hoffnung töteten, um willenlose Sklaven für den bewaffneten Aufstand zu haben. Auch Ludwig Renn, hinter dessen bürgerlichem Pseudonym sich der Name eines adeligen sächsischen Gardeoffiziers verbarg, traf ich da, den Verfasser des Buches „Der Krieg", das immer noch besser war als das von Remarque. Renn unterrichtete seine Genossen in der Taktik des Partisanenkampfes. Es ging heiß her, nachdem ich aufgesprungen war und gegen einen Juden protestiert hatte, der gerade erklärt hatte, der Begriff der Nation sei genau so illusorisch wie eine Zwiebel, von der man Schicht um Schicht im Sezieren ablöste, um ihr Geheimnis zu ergründen, es bliebe eben nichts weiter übrig, als ein Haufen Schalen ohne Kern.

Ich rief dazwischen, daß er wohl nicht wüßte, daß auch in der Zwiebel ein Willen zum Werden, ein Keim des Gesetzes vorhanden wäre. Und der Keim der Nation wäre das Blut, der Willen zum Werden aber wäre in der Nation die Sehnsucht der Gemeinschaft des Blutes zum Volke und damit zur Ewigkeit in dieser Welt.

Von den Jungen, die da ernstlich nach Wegen suchten, stand keiner gegen mich auf. Wohl aber schrieen die Juden empört, man sollte mich totschlagen. Bis in den frühen Morgen saß ich mit den Jungen zusammen und versuchte sie zu überzeugen, daß mit ihnen ein übles Spiel getrieben würde. Wir schieden in dem Bewußtsein, wohl bald mit dem Gewehr in der Hand uns gegenüberzustehen und mit ihm die letzten Gründe vorzutragen!

Ich sollte im Rahmen der kirchlichen Propaganda einen Vortrag vor einem geschlossenen Kreise hoher kirchlicher Würden-

träger halten. Als Thema hatte man mir gestellt: Die geistige und seelische Situation der deutschen Jugend unserer Zeit!

Ich wußte, daß dieser Abend die Trennung von der Kirche bringen würde und bat Heini Schwarz, mich zu begleiten.

Zwei Stunden rund sollte der Vortrag dauern. Schon nach einer halben Stunde bemerkte ich das Entsetzen meiner Zuhörer. Ich ließ mich nicht beirren und sprach weiter davon, daß der aktivistische und wertvolle Teil der deutschen Jugend der Kirche das offenbare Versagen in dieser entscheidenden Stunde der Geschichte niemals verzeihen würde. Im Bewußtsein und im Denken der jungen Menschen stünde als Mittelpunkt nicht mehr die Frage nach dem Gott der Bibel und der Kirche, sondern die Frage der Nation, ihrer Ehre und ihres Lebens. In Luther schon wäre der Christus von Wodan überwältigt worden, und damit hätte der Sinai aufgehört, die Welt zu „vergotten". Heute aber wäre die Nation der einzige Nenner, auf den sich alle Sehnsüchte der tapferen Menschen unserer Tage bezögen!

Man flüsterte erregt, schüttelte die Köpfe, räusperte sich, sah mich wütend an, doch als ich mich gesetzt hatte, schwiegen die meisten verlegen.

Nur ein Oberkirchenrat, der dazu noch jüdisches Blut hatte, lachte auf und meinte etwas zynisch, er hätte schon so manches erlebt, aber einen jungen Geistlichen, der ein totaler Heide wäre, hätte er heute zum ersten Male gesehen.

Heini Schwarz erhob sich und leistete mir den letzten Sekundantendienst. Hart und gar nicht ehrfürchtig vor soviel versammelter Würde setzte er seine Worte, dann legte er seine Hand schwer auf meine Schulter. „Komm, du hast hier nichts mehr zu suchen!"

Ich war aus der Kirche ausgeschieden. Als freier Schriftsteller hungerte ich in einem kleinen Zimmer in Berlin. Gerichtsvollzieher kamen und gingen. Meine Schreibmaschine ließen sie mir, sonst nahmen sie alles.

Ich hatte nichts mehr, der einzige Anzug war entzwei, hoffnungslos entzwei, der größte Teil meiner Bücher wurde versetzt. Ich lernte wieder, was es hieß, Hunger und Durst zu haben. Hin und wieder verkaufte ich an eine der wenigen Zeitungen, die nicht in der Hand von Juden waren, ein Gedicht, eine Novelle, eine Abhandlung. Das Geld reichte nicht einmal aus, meine Miete zu zahlen.

Nur Heini Schwarz hielt bei mir aus und teilte mein Elend. Und dann war noch das junge Mädchen da, das mich nicht verließ. Es opferte mir das Taschengeld, damit ich wenigstens alle drei, vier Tage eine Suppe als Mahlzeit kaufen konnte. Mehr konnte es beim besten Willen nicht tun, denn sein Vater war Pfarrer an der Gemeinde, an der ich einmal angestellt gewesen war!

Die Verleger lachten mich aus, als ich ihnen mein Hutten-Drama anbot. Es genügte, wenn ich selber verhungerte, meinten sie.

Auch im Rundfunk wies man mir mit kühlen Worten die Tür, als ich mein erstes Hörspiel „Annaberg" brachte.

Immer wieder las ich Nietzsche.

„Was mich nicht umbringt, macht mich stärker!"

Nun, ich lebte noch! Auch wenn mir manches Mal übel wurde vor Hunger und ich es vermeiden mußte, allein längere Wege zu gehen.

Hin und wieder hielt ich Vorträge. Das kam aber selten vor, und Geld bekam ich fast nie dafür.

Einmal wurde ich für drei Abende nach Mecklenburg geholt. Die Wiedersehensfreude war groß, und als die Bauern merkten, daß ich Hunger leiden mußte, schickten sie mir Pakete.

Ich fand an meinem früheren Hause in Kratzeburg ein riesiges Schild. Eine Pelztierfarm war dort eingerichtet worden, und eine geschiedene Frau lebte jetzt mehr schlecht als recht in den Räumen.

Zur Kirche ging niemand mehr!

Und dann begann wieder das Hungern und die Arbeit, tagaus, tagein.

Lohnte sich dieses Leben noch? Wenn ich mich beim Rasieren im Spiegel sah, erschrak ich.

Ich hatte gelernt, zu trotzen und meinen Willen anzuspannen. Wer weiß, ob mich nicht sonst die Müdigkeit übermannt hätte. Es war ja so leicht, sich aus dem Leben wegzustehlen.

Eines Morgens bekam ich einen Brief aus der Schweiz. Ach ja, ich erinnerte mich, daß ich mich über Bern um eine Stelle in Ostasien beworben hatte, vor Monaten, als ich noch nicht wußte, wann ich den Talar an den Nagel hängen würde. Die Leiter der Ostasienmission, die nur Akademiker hinausschickte, waren hohe Freimaurer, und die erste Frage galt meiner Logenzugehörigkeit. Ich hatte nur den Kopf geschüttelt. Dann war ich zum orientalischen Seminar der Universität gegangen und hatte angefangen, mich mit China und Japan zu beschäftigen. Nun war der Bescheid da!

Ich mußte lächeln. Man wollte mich wirklich nach Tsingtau senden! Nicht nur Pastor an der deutschen Gemeinde sollte ich sein, sondern vor allem Lehrer an der deutschen Schule.

Tsingtau! Eine ferne Welt der Märchen und wundersamen Gefahren stieg vor mir auf, eine verlockende Welt.

Ich biß die Zähne zusammen.

Verwandte besuchten mich, versuchten, mich in irgendwelche Bürostellungen einzuschieben. Ich bäumte mich dagegen auf. Was sollte ich als Propagandamann eines Braunkohlensyndikats auch anfangen? Ich hatte Ziele und Ideen anderer Art. Freiheit und Kampf! Es mußte doch bald irgendwo, entweder an den Grenzen oder im Innern beginnen. Für diesen Tag mußte ich arbeiten, alles andere war belanglos neben diesem Tag. Nichts sollte mich mehr aufhalten. Nein, gerade weil ich hungerte, war ich nicht bestechlich.

Meine Verwandten zweifelten an meinem Geisteszustand. Ich lachte nur.

Der Freiwillige Arbeitsdienst, der jetzt in größerem Umfange durchgeführt wurde, bot mir eine Stellung an. Ich sollte den Bezirk Brandenburg führen. Man legte Wert darauf, daß das im Freikorpsgeist geschah. Gestern hätte ich noch zugegriffen. Heute erschien es mir wie ein Ausweichen vor der letzten Entscheidung.

Auf einer Bank im Tiergarten entdeckte ich einen jüngeren Mann, abgerissen, unterernährt, einer unter Tausenden. Ich wollte schon an ihm vorübergehen, als ich stutzte. Sein Gesicht, eingefallen, zersorgt, von langen Bartstoppeln überschattet, kam mir bekannt vor.

Und da trat auch schon ein Leuchten in seine Augen. Wir stürzten aufeinander zu, drückten uns die Hände, schlugen uns auf die Schultern, brüllten, daß die Leute stehenblieben.

Ein alter Freikorpskamerad stand vor mir. Elf Jahre hatten wir uns nicht gesehen!

Wir faßten uns unter und suchten eine abgelegene Bank.

„Weißt du noch, damals?"

Wir fanden kein Ende mit dem Erzählen und Fragen und lachten immer wieder, als wäre unsere Welt voller eitel Sonnenschein.

Als wir unsere letzten Pfennige zusammengekratzt hatten, rechneten wir aus, daß wir zusammen eine Bockwurst bei Aschinger kaufen konnten. Und Brötchen gab es in beliebiger Menge völlig kostenlos dazu.

Als wir endlich satt waren, sprachen wir von der Zukunft.

Mein Kamerad hob den Kopf und blickte nach Osten.

„Es liegt etwas in der Luft."

Ich nickte. „Man weiß nur nicht, wann es losgeht."

Da dämpfte der andere die Stimme. „Ich weiß welche von uns, die schon in Ostpreußen sind. Sie arbeiten dort in den Wäldern an der Grenze."

Ich packte ihn hart am Arm. „Komm!"

Unser Zug fuhr über die Weichselbrücke. Wir drückten die Nasen an die Scheiben. Dort hinten also lag das bedrohte Danzig!

Ich fühlte meine Pistole in der Tasche.

Der Kamerad sah mich an. „Wenn es zum Kampf kommt, wird es schwer werden, schwerer als damals. Wir sind jetzt ganz allein, wir paar Soldaten."

Ich atmete tief. Wie klein war doch meine Not neben dem Elend des ausgebluteten Landes, das wehrlos jedem Einfall offen war. Und wie schnell waren jene wilderregten Jahre verlaufen, seit dem Tage, da ich die Kaserne verließ, um zu studieren und ein freier Mann zu werden.

Und wer weiß, ob ich nicht um Haaresbreite doch nachgegeben hätte und ein Beamter geworden wäre, versorgt und wohlgeborgen. Aber das Schicksal Leben war stärker als die Versuchung. Es war so göttlich schwer und ließ es nicht zu, daß mein Lebensschiff vor Anker ging.

Die Zugkontrolle kam. Wir gaben den polnischen Beamten unsere Karten und grüßten höflich wieder.

Ich legte meinen Arm um die Schulter meines Kameraden.

Wir würden irgendwo in Ostpreußen warten.

Auf das Schicksal? Auf das Abenteuer? Auf den Tod?

Wir wußten nichts von dem, was da kommen konnte. Wir brauchten auch nichts zu wissen.

Wir wollten nur bereit sein.

Und die Ersten sein!



Kurt Eggers

Kurt Eggers

Die Heimat der Starken

208 Seiten. Gebunden 3,40 RM.

Eggers hat schon in früheren Werken seinen Anteil an der Revolution und Mobilisierung der deutschen Seele niedergelegt. Aber jene hinaus ragt die „Heimat der Starken" durch die weite Spannung ihrer gedanklichen Bögen, durch die Disziplin und Folgerichtigkeit des Vortrags, die Handfestigkeit der Belege, den glühenden Schwung, der die Worte durchdringt und keinen Leser gleichgültig läßt. Klarer noch und präziser, freilich auch noch brutaler und in einem völlig wesenhaften Sinne rücksichtsloser als zuvor, zerschlägt Eggers hier seine Gegner und deren Stellungen, baut er gleichzeitig die ersten Dämme und Grundmauern einer Burg der Freiheit, der die Sehnsucht aller Starken gilt. In gewaltigen Geschichtsbildern zeigt er die stolze Reihe deutscher Rebellen und gibt die Umrisse eines Reiches der Deutschen, in dem die Totalität der völkischen Idee Wirklichkeit geworden ist. An die Stelle jedweder „Erlösung" muß die Freiheit, der Erbsünde der Erbkampf, der Demut der Stolz, an die Stelle der Weltangst der Mut und das Glück der Lebensinnigkeit treten.

Berliner Börsen-Zeitung

Um die großen, die Nation seit ihren geschichtlichen Anfängen bewegenden Daseinsfragen geht es hier: mit dichterischem Wort wird herangeführt an den Quell, aus dem die Kraft und Stärke germanischen Blutes sich erneut und rein hält. Kompromißlose Abrechnung wird gehalten mit dem „Ideal" des schwachen Menschen, der sich in „Erlösungssehnsucht" erschöpft und unfruchtbar wird für die lebenzeugende Tat. So ersteht in diesem wohlfeilen, nicht zu umfangreichen Buche unser neues deutsches Weltbild.

Völkischer Beobachter, Wien

Das Ketzerbrevier

Zeugnisse des Kampfes um die Freiheit des deutschen Menschen

Herausgegeben von Kurt Eggers

160 Seiten. Gebunden 2,40 RM.

Man wird dies Buch zum Morgen und zum Abend lesen; es wird einen hinausbegleiten auf kurzen und weiten Wegen, zu Firnen und zum Meer. Man wird für sich und für andere daraus lesen. Wahrlich es ist ein prachtvolles Brevier für deutsche Menschen! Dank für dies Buch!

Die Volksgemeinschaft, Heidelberg

Volkschaft-Verlag, Dortmund



Die Werke von Kurt Eggers

Hutten / Roman eines Deutschen . . . . Propyläen-Verlag
Der junge Hutten . . . . Gustav-Weise-Verlag
Der Berg der Rebellen . . . . Schwarzhäupter-Verlag
Herz im Osten / Der Roman Litaipes, des Dichters . . Deutsche Verlags-Anstalt
Tausend Jahre Kakeldütt / Ein lustiger Roman . . . . Schwarzhäupter-Verlag
Tagebuch einer frohen Fahrt . . . . Gustav-Weise-Verlag
Hutten, eine Studie . . . . Hanseatische Verlagsanstalt

*

Deutsche Gedichte . . . . Chr. Kaiser-Verlag
Schicksalsbrüder / Gedichte und Gesänge . . . . Deutsche Verlags-Anstalt
Sturmsignale / Revolutionäre Sprechchöre . . . . . . Arwed Strauch-Verlag
Der Deutsche Dämon / Neue Gedichte und Gesänge . . Schwarzhäupter-Verlag
Ich hab's gewagt / Huttengedichte . . . . Widukind-Verlag

*

Vom mutigen Leben und tapferen Sterben . . . . . . Verlag Gerhard Stalling
Die Geburt des Jahrtausends . . . . Schwarzhäupter-Verlag
Rom gegen Reich . . . . Truckenmüller Verlag
Deutsches Bekenntnis . . . . Widukind-Verlag

*

Ulrich von Hutten / Ein Freiheitsdrama . . . . Drei-Masken-Verlag
Das Kreuz der Freiheit / Ein deutsches Schauspiel . . . Schwarzhäupter-Verlag
Annaberg / Ein Spiel . . . . Volkschaft-Verlag
Job, der Deutsche / Ein Mysterium . . . . Volkschaft-Verlag
Das große Wandern / Ein Thingspiel . . . . Volkschaft-Verlag
Revolution um Luther / Ein Spiel . . . . Chr. Kaiser-Verlag
Die Bauern vor Meißen / Ein Spiel . . . . . . Albert Langen-Georg Müller
Schüsse bei Krupp / Ein Spiel . . . . Hanseatische Verlagsanstalt
Feuer über Deutschland / Eine Huttenballade . . . . Verlag Gerhard Stalling

*

Arbeiter, Bauern, Soldaten / Eine Liedsammlung
Vertont von Hermann Simon . . . . Litolff Verlag